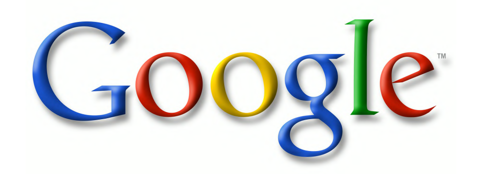










Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Von

Theodor Mundt.

Erster Band.

I. Briefe aus London.
II. Tagebuch aus Paris.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1838.



Vorwort.

Diese kleinen Wanderungen durch die große Welt sind meistentheils mit der harmlosen Diogeneslaterne gemacht, und der Verfasser hofft sein Licht noch so lange ungestört brennen lassen zu können, bis er Das, was er suchte, wirklich gefunden. Denn er gedenkt in den nächsten Bänden noch einige weitere Spaziergänge zu unternehmen und hat sich dazu bereits bei dem Zeitgeist Siebenmeilenstiefel bestellt, um eine Weltfahrt durch die lüneburger Haide, einen Ausflug nach der afrikanischen Berberei, Promenaden mit dem vertriebenen Bey von Constantine und verschiedene Entdeckungsreisen durch mehrere andere barbarische Länder, in denen es zwar viel Cultur aber noch keine Menschen gibt, zu machen.

Der zweite Theil dieser Skizzen befindet sich unter der Presse und wird unverzüglich nachfolgen,

---



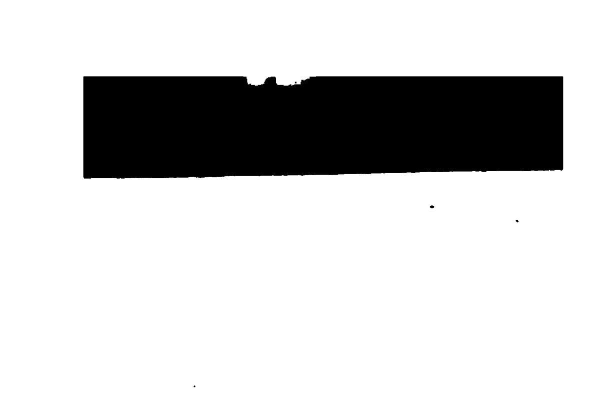
II. Tagebuch aus Paris.

1. Wanderungen mit dem Strome der Seine.

I.

Briefe aus London.

(Im Sommer 1837.)



1.

An Mrs. H. P. in Croydon bei London.

— Sie sehen, ich bin Ihnen bald gefolgt, eine günstige Welle hat mich an's Land geschaukelt, und dies Land ist England, Ihr England! In Paris hörte ich zuweilen aus einem Nachbarhof herüber ein Waldhorn, während ich ermüdet vom Umhertreiben oder von den Genüssen der babylonischen Stadt mich auf dem Sopha ausstreckte, und die Augen schloß. Dann, indem ich den Tönen mit meinen Gedanken folgte, kam es mir sonderbarer Weise jedesmal so vor, als durchreiste ich den lieben thüringer Wald, ich erblickte seine schönsten Schluchten und Berggelände vor mir, und das grüne Gebüsch klang wieder von geheimen Melodieen, die von Deutschland sangen und deutsches Herz und deutsche Liebe feierten. Dann mußte ich lächeln über mich selbst und über

das gute Deutschland, das in der Ferne oft einen so gewaltigen Zauber ausübt, gleich einer alternden Schauspielerin, die in der Bühnenperspective noch vortrefflich fernt, aber in der Nähe, wenn die Illusion der Lichter ausgelöscht ist, ihre welken Reize, ihre vergilbte Schönheit uns nicht mehr bergen kann. Ich muß Ihnen sagen — denn Sie lachen gern! — daß ich mir in Paris wieder tausenderlei Illusionen und Lichter über mein fernes Deutschland ausgegossen hatte, und daß ich zuweilen ein rechter verliebter Thor wurde, wenn ich dem Waldhornzug meiner deutschen Träumereien nachging, und an einen französischen Hornisten deutsche Glücks- und Freiheits-Ideale anknüpfte.

Seit den wenigen Tagen, wo ich das Pflaster von London trete, bin ich aber wieder entzweit mit meinen deutschen Träumen. In Frankreich sah ich zu meinem Leidwesen, wie die Franzosen mit allen Vortheilen eines gänzlich verschiedenen Naturells, welche sie über die Deutschen voraus haben, doch so Wenig bis jetzt erlangten, und wie sie, nach so vielen gewonnenen und verlorenen Schlachten, nach so vielem Blut, Schweiß, Kampf und Arbeit, doch entfernter sind als jemals von der Erreichung eines glücklichen und

vollkommenen Zustandes. In England aber stellt sich mir ein ganz anderes Schauspiel menschlicher Bestrebungen vor Augen, und ich sehe hier mit erschrockenem und herzklopfenden Staunen, zu welchen hohen Dingen das germanische Element, diese auch mir angestammte Natur, zu gelangen vermag! Es giebt wohl keinen Deutschen, der nicht in England die Volksverwandtschaft des Naturells froh empfände, aber es ist auch ein großer Schmerz für ihn damit verbunden, ein Schmerz und ein Neid, die mich in Frankreich nie beschlichen haben! Daß die Franzosen mit ihren den Deutschen entgegengesetzten Eigenschaften Nichts erlangten, als höchstens eine Preßfreiheit, die auch schon wieder halbtodt gehetzt und durch tausend Intriguen gelähmt ist, kann mich weltgeschichtlich bekümmern und traurig machen, aber meine deutsche Natur fühlte sich dabei wieder auf der andern Seite gewissermaßen aufgerichtet, denn ich dachte bei mir selbst: die deutsche Michelnatur ist also noch nicht die unglückseligste in diesem modernen Völkerleben, man muß vielmehr gläubig und redlich an ihr festhalten, und muß sehen, ob sie nicht noch anderer und bei weitem besserer Dinge fähig ist, diese so viel geschmähte und verachtete Michelnatur! Und ich ließ den gallischen Hahn krähen, so laut und prahlerisch

er wollte, und wandte mich ab von ihm, nachdem ich noch einmal auf den Père Lachaise gegangen war, um von Börne's Grab eine gelbe Immortelle zu pflücken, von dem Grab unseres größten Patrioten, der in der Ferne sein Vaterland am meisten geliebt und gescholten hat, der Sympathieen für sein krankes deutsches Herz bei Frankreich suchte, aber keinen Trost und kein Heil bei Frankreich fand. Und hier in Ihrem England treffe ich wieder mit meiner germanischen Natur zusammen, mit der die Engländer Alles erreicht haben, die Deutschen aber Nichts! Oder soll ich mich hier einfach freuen über den Triumph, den das germanische Element in England davongetragen, indem es hier durch seine gediegenen Resultate alle kühnere Beweglichkeit des französischen Naturells weit überflügelt hat? Ich bin noch immer nicht Kosmopolit genug zu dieser uneigennützigen Freude und doch scheinen mir wieder die Thränen kindisch, die ich weinen sollte über den Triumph des germanischen Elements außerhalb Deutschlands. Ich begrüße lieber die hohe Britannia als meine Lehrerin, an deren Mienen und Worten ich fortan andächtig hängen will, und sie soll mir sagen, wie die Freiheit aus der germanischen Natur zu entwickeln ist, in der sie nach allen Richtungen

des Lebens hin ursprünglich gegeben und von Anfang an verborgen liegt!

Sie werden doch hoffentlich bald nach London herüberkommen, denn trotz aller germanischen Wahlverwandtschaft hier möchte ich doch in dem überwältigenden Treiben verloren gehen, wenn ich nicht auf gut Englisch überall vorgestellt und durch einen englischen Mund empfohlen werde! Vor allen den Lustbarkeiten in London kann man anfangs ordentlich einen Schauer haben, denn die riesenhaften Affichen davon werden, an hohe steile Leiterwagen geklebt, langsam feierlich durch die Straßen gefahren, einem Leichenzug von Vergnügungen ähnlich, und gestern begegnete mir in Oxfordstreet ein langer schwarzer Mohr, der dazu gebraucht wird, auf seinem breiten Rücken die ungeheuern Anschlagzettel durch die Stadt zu tragen. Mit einer einfältig verschmitzten, dumm abgestorbenen Miene bewegte sich das schwarze Ungethüm, das alle Sünden der weißen europäischen Welt auf seine Schultern geladen zu haben schien, vorwärts, stand zuweilen still und bot mit einer bewundernswürdigen ironischen Gleichgültigkeit seine Hinterseite dar, von der man alle gegenwärtigen Freuden der Hauptstadt, die italienische Oper, Signora Grisi und Albertazzi, die Aus-

stellung in Wasserfarben, die Anwesenheit der Madame Schröder-Devrient und die neue Eröffnung des Vauxhall, den Clavierspieler Thalberg und das Panorama im Colosseum, sich ablesen konnte! — Ich erwählte mir, da mich in einer fremden Stadt immer die Volksvergnügungen am meisten anziehn, für den gestrigen Abend das Vauxhall, und setzte mich bei Westminster-Bridge auf ein leichtes Themseboot, das mich bald bis zu den magisch erleuchteten Feengärten des Vauxhall hinruderte. Aber was bei diesen Volksvergnügungen fehlt, ist, wie jetzt überall in der Welt, Volk! Alle Volksfeste haben jetzt in der That etwas Gespenstisches, und man begreift nicht, wo das Volk hingekommen sein muß, da man es jetzt nirgend mehr anzutreffen weiß in den modernen Staaten und Städten. Warum hat man noch keine akademischen Pr.isaufgaben g.stellt über die zunehmende Unpopularität der Volksfeste und Volksvergnügungen in unserer Zeit, und über die Ursachen derselben? — Was sonst die Herrlichkeiten des Vauxhall anbetrifft, so blieben sie keineswegs hinter meiner Erwartung zurück, es sind glänzende und wahrhaft zauberische Einrichtungen, wie ich sie in keiner andern Stadt zu Volkslustbarkeiten gefunden habe, und selbst der Prater

und der Augarten in Wien können, hinsichts der kunstvollen Anordnung, keinen Vergleich damit aushalten. Aber diesen Volksörtern in Wien muß man nachrühmen, daß sie menschenreicher und gestaltenbelebter sind, als es noch irgendwo der Fall ist, wie man denn überhaupt noch in Wien ein volleres und unmittelbareres Volksleben antrifft, als selbst in Paris oder London. Ich durchstreifte die geheimnißvolle italienische Allee des Vauxhall, wie Diogenes nach Menschen suchend, und da ich keine fand, lief ich wieder an die Themse zurück, und ließ mich nach Westminster-Bridge fahren. Daß Ihre fashionable Welt das Vauxhall nicht besucht, begreife ich, weil der Eintrittspreis zu wohlfeil ist und nur vier Schilling kostet, aber das Volk, das Volk, das Volk! wie kommt es, daß man es jetzt überall vergebens sucht? Nächstens hoffe ich es aber auf den großen Pferderennen in Hampton Court wenigstens einigermaßen in seiner colossalen Massenhaftigkeit zu treffen, wenn ich nicht ganz an ihm verzweifeln soll! —

Bei unserm gemeinsamen Freund, dem Sanscrit-Professor Rosen, dem liebenswürdigsten deutschen Gelehrten, den ich kenne*), fand ich neulich auch

---

*) Friedrich Rosen, ein trefflicher, ächt deutscher

unvermuthet einen deutschen Naturdichter, der hieher nach London verschlagen ist, und den Sie kennen lernen sollen, sobald Sie wieder in der Stadt sind. Er heißt Niclas Müller und ist seinem Handwerk nach ein Buchdrucker aus Wür-

---

Charakter, der eine mädchenhafte Liebenswürdigkeit des Wesens mit großartigen und gediegenen Kenntnissen verband, ist seitdem gestorben, und seine Landsleute, die an ihm einen treuen Freund und Führer in der großen Weltstadt hatten, werden künftig nur sein bescheidenes Grab in London finden. Er war von Geburt ein Westphale, empfing aber seine durchgreifende, auch mit Philosophie vielfach genährte Bildung in Berlin, und verlebte sieben Jahre in London als Professor des Sanscrit an der London-University. Die Theilnahme für diese Studien zeigte sich freilich in London so gering, daß Rosen oft Jahrelang keine Zuhörer fand und nicht zu lesen im Stande war. Da die Professoren an der London-University kein Gehalt beziehen, sondern lediglich auf den Ertrag ihrer Vorlesungen angewiesen sind, so war es ein Glück für Rosen, daß ihm die Mitarbeit an dem Catalog der orientalischen Handschriften im British Museum übertragen wurde, wodurch er sich sorgenfrei in London erhalten konnte. Seine seltene Anspruchslosigkeit war merkwürdig im Vergleich zu seinen Kenntnissen, von denen er in seinen Radices der gelehrten Welt eine gewichtige Probe gab. Leicht sei ihm die fremde Erde!

temberg, seinem Wesen nach aber ein Dichter, und hat vor einiger Zeit ein Bändchen Poesieen herausgegeben, die ihm allmälig und wie von selbst bei seiner Druckermaschine eingefallen sind. Hübsch ist die Art, wie er selbst in einer Einleitung von seinem Leben spricht, und wie er von seinem armen abergläubischen Vater erzählt, der sich zeitlebens mit Alchemie, Weissagungen und dem Stein der Weisen abgegeben, und der auch seinem Niclas prophezeite, daß dieser einst einen großen Schatz finden würde. Niclas nun glaubt ihn wirklich gefunden zu haben, und meint, die Poesie sei dieser Schatz, der ihm in seinem Innersten aufgegangen. Jetzt hat er sich aus seiner schwäbischen Heimath aufgemacht, um die Welt zu sehen, und um zu wandern, wie es von Alters her die deutschen Handwerker und Poeten gethan. Er hat hier in einer Buchdruckerei in der City zu arbeiten angefangen, und es gefällt mir von ihm, daß er sich hier überall, in der naiven und treuherzigen Einfachheit seines Wesens, als Buchdrucker einführt, und nicht als Dichter. Sie müssen ihn sehen, um einen Begriff von der schönen, tüchtigen und kernhaften Art des deutschen Handwerkerthums zu bekommen, wie es sich an ihm in einer allerdings veredelten, aber noch seinem

Typus getreuen Erscheinung verräth. Sie glauben nicht, wie viel Poesie in dem deutschen Handwerkerthum steckt, und wie dies eine ganz besondere Gattung von Individualität ist, die man nirgend anderswo hat, freilich sehr abgeschwächt und modernisirt in den letzten Zeiten, besonders seit dem Verfall des Zunftwesens, aber hier und da noch in seinem wahren Kern fortdauernd. Diese poetische deutsche Handwerkernatur ist es, die in Niclas Müller's Persönlichkeit mir so kräftigend entgegentrat und unbeschreiblich wohlthuend ist, die ich aber leider in seinen Gedichten fast gänzlich vermisse. Weil man ihn mir einen Naturdichter genannt, so hoffte ich darin auf einen frischen Volkston, nach dem mein Herz so lange geschmachtet, aber ich fand bereits die Baumschulenzucht der schwäbischen Lyrik darin, die sich Müller angenommen und worin ihn sein Mentor Gustav Schwab unterwiesen hat. Vielleicht bringt ihn jetzt die Entfernung von Deutschland dazu, daß er sich ganz und gar auf sein eigenstes und ursprüngliches Wesen wieder zurückführt, und Lieder singt, wie sie einem ächten deutschen Handwerker, der ein tüchtiges und kräftiges Herz hat, geziemen. Dann kann er viel Neues und Originelles leisten, und er besitzt das Zeug dazu schon in seiner eigensten

Persönlichkeit. Er ist eigentlich ein gelernter Schriftsetzer, aber weil ihm bei dem Setzerkasten nicht so viel Muße bleibt, seinen Gedanken nachzuhängen, beschäftigt er sich lieber an der Druckerpresse, und setzt blos seine eigenen Gedichte. —

Hier in London begegnet mir nicht mehr das Glück, daß man mich für einen Engländer hält, eine Ehre, die ich in Paris alle Tage auf der Straße haben konnte. Im französischen Volke giebt es eine gewisse Bornirtheit in der Beurtheilung der fremden Nationalitäten, und wie die Türken Alles Franke nennen, was sich von Ausländern bei ihnen sehen läßt, so hält der gemeine Franzose jeden Fremden für einen **Anglais** und scheint kaum noch eine andere Nationalität zu kennen. Ihre Landsleute haben es gut in Paris, und vergnügen sich überhaupt viel besser dort, als die Franzosen selbst, da sie in die glänzenden Genüsse der französischen Hauptstadt ihren eigenthümlichen Comfort hineinzubringen verstehen und sich mit größerer Behaglichkeit einzurichten pflegen. Sie wissen, wie sehr mich das Treiben der englischen Familien in Paris angesprochen hat, namentlich ihre Liebhabertheatervorstellungen in dem Hôtel Castellane, wo ich so schöne Stunden an Ihrer Seite zubrachte. Jetzt bin ich noch nicht

recht im Klaren, wie es mir in London in gesellschaftlicher Hinsicht mit Ihren Landsleuten ergehen wird, da es so schwierig ist, derselben auf eine rasche Weise habhaft zu werden. Man muß hier entweder Familienmitglied oder Clubmitglied werden, dann kann man sich wohlbefinden; eine Mittelstufe des Zusammenlebens, wie in Paris das Café für das öffentliche und der Salon für das gesellschaftliche Begegnen ist, giebt es in London nicht. Daß die Engländer nicht, wie die Franzosen, gewohnt sind in Caféhäusern zu leben, sieht man sogleich an der schlechten und trostlosen Einrichtung der londoner und an der Vortrefflichkeit der pariser Cafés; das Café ist eine durchaus französische Lebenserfindung, die dort allen übrigen Einrichtungen und nationellen Gewohnheiten entspricht und von den Engländern und Deutschen nur mittelmäßig nachgeahmt wird. In einen Londoner Club aufgenommen zu werden, könnte mir wohl gefallen, da sich viele Vortheile damit verbinden. Man hat an dem Clublocal gewissermaßen eine zweite Wohnung in der großen Stadt, besorgt dort alle seine Geschäfte, liest die Zeitungen aller Nationen, schreibt seine Briefe, Tagebücher und was man sonst zu thun hat, findet zu jedem Augenblick einen zuverlässigen Boten an

dem Dienerpersonal, wenn man irgend eine Sendung zu machen benöthigt ist, läßt seine Briefe auf die sicherste Weise dorthin adressiren, erhält durch ein abgebrochenes und gelegentliches Gespräch mit den übrigen Mitgliedern, das nicht viel Mühe und Unkosten verursacht, eine rasche und oft aus den besten Quellen fließende Uebersicht der Tagesvorgänge, und genießt endlich auch eine sehr gute und verhältnißmäßig sehr wohlfeile Beköstigung, und das Alles für einen Beitrag, der besonders einem Fremden bei den sonstigen londoner Verhältnissen sehr klein erscheinen muß. Aber man muß von einigen englischen Mitgliedern gewissermaßen garantirt werden, ehe man die Aufnahme in einen solchen Club erlangen kann.

In dem Caféhause bei Very in der Regentstreet, welches jetzt das großartigste von London ist und in Paris nur für ein mittelmäßiges Vorstadtcaféhaus gelten würde, sieht man sehr viel Deutsche, und darunter manches traurige und bekümmerte Gesicht. Es giebt jetzt sehr viele Flüchtige hier, die in London ihr letztes Asyl genommen und ein sehr bejammernswerthes Dasein führen, da hier jede Art, sich Mittel der Existenz zu erwerben, erschwerter ist als anderswo, und außerdem die Langeweile diese Unglücklichen aufreibt. Auch der berüch-

tigte Mazzini, ein Mensch von einer wahnsinnigen Genialität, ist mir hier gezeigt worden, unter dem sich jetzt das junge Deutschland aus der Schweiz völlig übersiedelt und in London ein festeres Lager als jemals aufgeschlagen hat. Diese tolle und verderbliche Partei scheint sich jetzt hier in sehr glänzenden Umständen zu befinden und es ist kein Zweifel, daß Lord Palmerston ihnen letzthin nicht unbeträchtliche Summen Geldes angewiesen. Jedoch ist ihr Hauptaugenmerk in diesem Moment auf Spanien gerichtet, wo sie wie hetzende Hunde unter die Parteien geschickt sind. Aber ich muß fürchten, zu tief in die Politik hineinzugerathen, und sage Ihnen für heut Lebewohl! Ich wollte Ihnen mit dieser Epistel nichts weiter anzeigen, als das: Auch ich in England, und nun kenne ich Ihre Güte, die mir bald auch Ihre Person zuführen wird! —

2.

An Louis.

Während ich die Herrlichkeiten der londoner Season genossen, wirst Du Dich unterdeß zu Pferde zwischen * und ** weidlich herumgetummelt haben. Recht so, Alter! Zu Fuße will es bei Euch in Deutschland nicht mehr recht vorwärts gehen, man muß es einmal zu Pferde versuchen, um über die Bahn mit Hindernissen fortzukommen! Was mich betrifft, Louis, so bin ich ein völliger Engländer geworden. Diese herrliche Insel mit ihren gedämpften Lichtern und traulichen Schatten hat mir viel Liebes angethan, und ich habe unserer Mrs ** geschworen, England an den Vorurtheilen der Deutschen zu rächen. Manche werden vielleicht zu mir sagen: Du hast gemeint, die Luft der Freiheit zu athmen, aber Narr, es war Steinkohlenluft, die Du schlucktest! Du hast

Dich überall von Gemüthlichkeit umgeben gesehen, aber das waren die Nebel von London, die Dich hinderten, schärfer zu sehen. Du hast Toleranz gefunden, aber es war Phlegma und Unempfindlichkeit; Du hast geglaubt, hier wahrhaft in den Kern des Lebens zu beißen, aber war es nicht hartes und halbrohes Beefsteaks-Fleisch, das Deine deutschen Organe nicht zu verdauen wußten? — Ich bin nicht Dein Vater Cephises, Louis, aber ich sage Dir dennoch Nichts als Dieses: In einigen Jahren kommst Du nach England, und ich bin auch dort, in einem hübschen stillen Hause, nicht weit von Hyde-Park, in dem Du in den allergrößten Dimensionen reiten kannst. Dann sitzen wir zusammen in unserm Pleasure-Ground, oder gehen auf Piccadilly spazieren, und lieben unser gutes und unvergeßliches Deutschland aus der Ferne. Nicht wenn man es schlecht hat, sondern wenn man in der Fremde Leben und Liebe findet, hat man die ferne Heimath erst recht lieb und dann unsäglich. Seltsames Ding, daß es in der Fremde so viel Liebe, in der Heimath so viel Haß, Mißhandlung und Gleichgültigkeit gibt! —

Meine großen und kleinen Freuden willst Du wissen? Wenn Du sähest, mit welcher Schweig-

samkeit und großartigen Stille die hiesige Bevölkerung den Glanz ihrer Season hinnimmt, so würdest Du finden, daß es nicht Manier in London ist, von dem, was man genießt, viel zu sprechen. Man kann jedoch noch von der diesjährigen Season sprechen, da der Tod des guten Königs Wilhelm IV. sie nicht, wie es anfangs schien, vorzeitig endete, sondern nur mit etwas schwarzem Flor einfaßte. Die junge und schöne Königin Victoria hat den Theatern, Concerten, Pferderennen und allem Uebrigen, was zur Fashion und einer fashionablen Existenz gehört, wieder freien Lauf gelassen, während die Theaterunternehmer zuerst durch das Donnerwort, daß bis in den November hinein alle Lustbarkeiten unterbleiben sollten, in Verzweiflung gerathen waren. Man befürchtete schon, mehrere Theaterdirectoren aus der Themse wieder herausfischen zu müssen. Aber das achtzehnjährige Blut einer Königin mag kein Freudenstörer im Lande sein, und höchstens hat sie den Tories auf einige Zeit den Spaß verdorben, während ihr die Whigs ein nm so freudenhelleres **God save Victoria** in die Ohren schmettern. Vielleicht täuschen sich beide Parteien in diesem jungen Thron, der ahnungsvoll, unschuldig und lieblich wie Maidenblush-Blüthe in

die verworrene Zeit hineinlächelt, aber die Theater-Entrepreneurs verdienten, als die treuesten Unterthanen der englischen Krone, eine Berücksichtigung. Denn kein Theaterzettel wird im Coventgarden oder Drurylane oder irgendwo ausgegeben, auf dem nicht unten in der Ecke die Devise: **vivant rex et regina!** (jetzt blos: **vivat regina!**) gedruckt stände. Man darf sich nicht wundern, daß in England selbst die Theaterzettel royalistisch sind! Das Königthum ist in England volksthümlich, es ist eine hohe und feste Säule, in der sich alle Parteien zuspitzen, und zu deren Füßen John Bull fröhlich sein **rule Britannia** donnert. In der City sah ich dies Volk in ganzen Schaaren um die Straßenecken sich drängen, wo das Bulletin über die Krankheit des Königs in kleinen Gitterkasten angeschlagen war. An einem Sonntage ging ich über Pall Mall spazieren, und begegnete mehr Leuten als man sonst des Sonntags auf den londoner Straßen zu sehen pflegt. Ich folgte ihnen, es ging nach St. James Palast, um über das Befinden des kranken Königs Nachricht einzuholen, aber die Gesetze eines englischen Sonntags sind noch mächtiger und unerschütterlicher als König, Volk, Tod und Alles. Am Sonntage, wo man in London nicht

einmal ein Stück frisches Brot haben kann, war auch keine Kunde über den königlichen Kranken zu erlangen, es gab nicht einmal ein Bulletin. —

Es ist angenehm, daß die Engländer ihre Saison in die schönere Jahreszeit legen. In Paris, wo man irrigerweise noch so thut, als lebe man unter einem südlichen Klima, muß man die Freuden der Saison gar zu empfindlich mit der Kälte, Straßenkoth und beständigem Regenwetter theilen. Der Engländer, der später aufs Land und auf Reisen geht, ersieht sich auch hierin seinen Comfort ab, und während er seine Guineen auswirft, um die Talente aus allen Ländern zu seiner Season herbeizulocken, hört er zugleich schon die Nachtigallen in Regents-Park schlagen, die mit Madame Pasta und der ganzen italienischen Oper um die Wette flöten. Die mildere Jahreszeit erhöht auch den Reiz der fashionablen Toiletten, denen man auf den Spazierfahrten, Promenaden, Morgenconcerten und im Kingstheater begegnet. Uebrigens geht in der Season der Londoner Alles so sehr nach dem hergebrachten Maßstabe zu, daß man mitten im Tumult und Genuß doch kaum Jemanden sich in außerordentliche Bewegung setzen sieht. Der Engländer läßt Alles still an sich herankommen, und wenn er es

hat, mag er sich nicht merken lassen, wie viel es ihm bedeutet, wenigstens in der Season nicht, denn das wäre gegen die Fashion. Dabei nimmt er aber um nichts weniger tief und sinnig alle Eindrücke auf. Und wenn Du fashionable sein und werden willst, so kannst Du gar nicht fehlen, es gibt einen bestimmten Codex für die englische Modewelt, von dem Du weder abgehen, noch zu dem Du hinzuthun darfst, und der Dir sagt, was Du anziehen und wo Du wohnen, welche Bälle und Gesellschaften Du besuchen, und welche Pferde Du reiten sollst, welches Gesicht Du im Theater, beim Frühstück, im Wagen und auf der Straße zu machen hast. Man könnte sich einen homunculus der englischen Fashion nach einem bestimmten Recepte kneten und ihn während der Dauer der Season für einen leibhaften Menschen halten. Aber ich werde Dir in der Folge noch davon schreiben, wie diese scheinbare Krystallisation und Versteinerung des englischen Wesens doch eigentlich nur um den herrlichsten Kern sich herumlegt, gleichsam ihn schützend und behütend gegen das fremde rauhe Außenleben. Der Engländer ist nach Außen ein wunderliches Mimosenkraut; nach Innen, in seine Herzen, seine Häuser und seine Familien hinein verbirgt er

seine wahre Blüthe und lebt da ein seltenes Liebeleben. —

Ich kam von Frankreich, und hatte deshalb eine etwas härtere Aufnahme in dem Hafen von London zu erfahren als Fremde aus andern Gegenden. Während England das einzige Land in ganz Europa ist, wo man von Pässen und Paßbeschwerden gar nichts weiß, wurden wir doch bei unserer Ankunft aus Boulogne in das Custom-House gebracht, um dort auf unsere Pässe einen englischen Ankunftsschein in Empfang zu nehmen. Dann sperrte man uns in ein Zimmer ein, vor dem sich ein Mann Wache befand, um Niemand herausgehen zu lassen, der nicht seine Sachen der Visitation unterworfen. In diesem Zimmer fanden wir schon beim Hereintreten eine Liste an die Wand angeschlagen, welche zu meiner Verwunderung unsere sämmtlichen Namen der Reihefolge nach enthielt, und in dieser wurden wir aufgerufen. Es war vorgeschrieben, bei seinem Namen mit einem lauten und vernehmlichen **here** zu antworten. Die Untersuchung ist sehr genau und die versteuerbaren Gegenstände bedeutend theuer. Die französischen Literaten in Paris hatten mir ihre neuen Bücher geschenkt, und so trug ich unglücklicherweise eine ziemliche Portion Literatur bei mir, de-

ren Einführung in England sehr kostspielig ist. Meine Bücher wurden genau ausgepackt, einige englische, welche sich darunter befanden, als freigehend bei Seite gelegt, die übrigen gewogen, und der Urtheilsspruch darüber lautete: **ten shillings!** — Menzel, der Franzosenfresser, von Börne, war als französisches Buch mitgewogen worden.

An die Theuerung des englischen Lebens gewöhnt man sich schon einigermaßen in Boulogne, diesem am Meere liegenden merkwürdigen Petrefacten des Londonismus. Diese Art Verenglisirung ist beispiellos auf einem nichtenglischen Boden, und es gibt keine andere Stadt, die ein ähnliches Schauspiel darböte, wie **Boulogne-sur-Mer.** Aber es hat der Curiosität wegen einen interessanten Anstrich. Zwischen drei und fünf Uhr Nachmittags muß man die Promenaden von Boulogne, die Straßen, die zum Hafen führen, besonders die belebte **Rue de l' Ecu**, und den Hafen selbst besuchen, und man befindet sich mitten unter einer englischen Bevölkerung. Ueberall rollen die eigenthümlichen kleinen Fuhrwerke, die englische Familien oft mit sich auf Reisen nehmen, an Dir vorüber. Dies sind niedrige vierrädrige Stuhlwagen, offen, und mit zwei Reihen Sitzen,

auf dem eine ganze Familie Platz hat, und hinter dem Wagen sieht man häufig noch die Tochter auf einem Maulesel herreiten, in der stillen sittigen Haltung, die den englischen Mädchen eigen ist. Es ist ein Lieblingsvergnügen der Engländerinnen in Boulogne, auf Mauleseln zu reiten, wozu die bergig liegenden Straßen der Stadt auffordern, und es gewährt ein malerisches, aber auch bizarres Tableau, wenn man sie im vollen modischen Damenputz auf diesen kleinen patriarchalischen Thieren bergab und bergauf traben sieht. Sie erreichen jedoch nicht die natürliche Grazie der französischen Landleute, die in dieser Gegend fast allgemein der Maulesel sich bedienen und darin oft höchst pittoreske Aufzüge darbieten. Man sieht dort auf dem Lande Gruppen, die dem Maler einer Flucht aus Aegypten das schönste Musterbild geben würden, und ich habe nichts mehr bewundert als die französischen Bauermädchen, wie sie majestätisch graziös über den Sattel ihrer Thiere hingelagert saßen. Den Engländerinnen fehlt dabei das Amazonencostüm, das ihnen erst eine freiere Haltung verleiht und worin sie die Parks von London wie Wundererscheinungen durchschweben. Man lernt jedoch in Boulogne, näher an England selbst und gewissermaßen die über-

seeische Vorstadt von London, schon die eigene Liebenswürdigkeit des englischen Wesens einsehen, und dämpft allmälig die Vorurtheile, welche die auf dem Continent herumreisenden Engländer gegen ihren Nationalcharakter in Umlauf gesetzt haben. Fern von seinem Mutterlande fühlt sich der Engländer, der das stärkste Heimathsgefühl unter allen Nationen hat, befangen, gekreuzt und in allen Dingen behindert, er wird ungeschickt und dadurch leicht verdrießlich und abstoßend. Zugleich ist er wie ein liebes Kind seines Englands, dem in der Fremde überall die Mutter fehlt. Gewohnt, erst am geborgenen Kamin seines Zimmers, am Familienheerde, mit seinen Empfindungen aufzuthauen, sieht er in den Fremden Anfangs immer nur Solche, die ihn nicht verstehen, die nicht mit ihm sympathisiren. Der Engländer ist empfindsamer als Ihr glaubt, er hat einen geheimen Ueberfluß an Herz, an Zartheit. Ich ging öfter des Abends im Hafen von Boulogne spazieren und hatte Engländer zu meiner Gesellschaft. Das Meer hat hier schon eine bedeutsame Perspective, besonders von den Berghöhen angeschaut, die von einer Seite den Hafen umschließen. Die eine Pfahlreihe des Hafens geht eine ziemliche Strecke ins Meer hinein; hier, wo kühle Seelüfte erfrischen, spa-

ziert gewöhnlich die fashionable Welt von Boulogne auf der Diele und blickt der untergehenden Sonne zu, die sich ins Meer stürzt. Ich sah hier herrliche englische Augen zum Untergang der Sonne leuchten, und Stimmen lispelten dazu, mit einer Musik der Empfindung, die aus dem Abendhimmel selbst herabzutönen schien. Um diese Zeit ist das Meer trocken, die Ebbe hat es geheimnißvoll entführt, aber in den Herzen unserer Engländerinnen entstand oft erst hohe Fluth, und sie hauchten Gedanken aus, die man in Deutschland als zu sentimental mit Unrecht verlernt, oder aus der Umgangssprache verwiesen hat. Ich glaube, Louis, die Deutschen können toll genug sein, sich ihrer alten guten Eigenschaften zu schämen, und doch keine neuen dafür zu lernen. Ich versichere Dich, daß man gegenwärtig in England und in Frankreich viel sentimentaler, viel empfindsamer und viel gemüthlicher ist als in Deutschland. Ich habe genau auf die Stimmung geachtet. —

3.

An Denselben.

Mein erstes Quartier in London nahm ich, dem Beispiele des Herrn von Raumer folgend, in der City, um mir am andern Morgen in einer fashionablen Gegend eine Wohnung zu suchen. Es ist aber nicht rathsam, auch nur eine Nacht in der City zuzubringen, so bequem es sein mag, gleich in der Nähe des Hafens unter Dach und Fach zu kommen. Die Nachtheile sollst Du gleich hören. Ich setzte mich noch an demselben Abend in eines jener wunderlichen Cabriolets, die so seltsam gestaltet sind, daß Sir John Fallstaff gewiß sagen würde, es habe sie Jemand nach dem Abendessen aus Käserinde geschnitzelt, und fuhr, ich weiß nicht mehr, wie viele Meilen weit, um in das Drurylane-Theater zu gelangen. Ich ging in das Pit, wie man hier das Parterre

nennt, in dem sich zu meiner Verwunderung fast mehr Damen als Herren befanden, während es in Paris durchaus dem Anstande zuwider wäre, wenn sich eine Dame anders als in einer Loge zeigen wollte, wovon selbst die theuern Sperrsitze in der italienischen Oper und in der Académie royale de Musique keine Ausnahme machen dürfen. Das Parterre des Kings-Theaters in London, das freilich eine halbe Guinee kostet, nimmt selbst die fashionablesten Gestalten der schönen Welt auf. Ich will aber nicht untersuchen, was es für Damen sind, welche in Drurylane und Coventgarden das Pit vorzugsweise bevölkern (auch im zweiten Range sammeln sich diese gesetzlosen Schönheiten in unzähliger Masse); sondern ich will Dir nur eine Anekdote erzählen, deren Pointe die City ist. In einer der Seitenlogen des Parterre sah ich einen hagern Engländer wieder, den ich schon in Paris gekannt, und der freundlich genug war, mir mit einem I am very glad to see you entgegenzuwinken. Noch ehe der Vorhang aufging, hatte er mich auf den andern Morgen zum Frühstück eingeladen, er fragte mich, wo ich wohne, ich nannte in meiner Arglosigkeit die City, er fuhr erschrocken zusammen, biß sich auf die Lippe und verstummte. In diesem Au-

genblicke nahm die neue Oper ihren Anfang. Im nächsten Zwischenacte bestellte er unter irgend einem Vorwande das Frühstück bei mir ab, nachdem er den ganzen Act hindurch mit sich selbst gekämpft und gerungen zu haben schien. Nach Ende des zweiten Acts konnte er es nicht mehr aushalten und empfahl sich mit einem kalten **I hope I shall soon see you again.** So kam ich um ein Frühstück, blos weil ich in der City von London abgestiegen war, denn ein Engländer kann nicht begreifen, wie ein Gentleman, der kein Gewürzkrämer und kein Fabrikant ist, in der City sich aufzuhalten vermag, es liegt ihm etwas Unheimliches in dieser Vorstellung, und er faßt irgend einen Argwohn. Wenn Du in der City wohnst, sieht er sich genöthigt, Dir seinen Umgang aufzukündigen, und wenn zwei Liebende hier auf ewig miteinander brechen wollen, braucht der Eine nur nach Leadenhall-Street zu ziehen, während der Andere in der prächtigen Regent-Street wohnt. In Paris kann man im unscheinbarsten Winkel eines abgelegenen Faubourg hausen, und bleibt derselbe Mann, behält seine Menschheit, seine Rechte und seine Vorzüge. In London ist man von der höheren Gesellschaft ausgeschlossen, sobald man sich in die City verbannt hat. Und doch ruht auf

dieser City der Stolz von ganz England, sie ist das alte Document seiner nationalen Würde und Eigenthümlichkeit, das Blutadersystem seines Handels, seiner überseeischen Verbindungen, seiner Reichthümer und seines ganzen industriellen Lebensgetriebes; im bunten Gewühl ihrer Straßen begegnet man dem Kern der Bevölkerung, und ich habe nie schönere und frischere Gesichter gesehen, als wenn ich auf Cheapside in der City spazieren gegangen bin. —

Ich will Dir aber von der neuen Oper im Drurylane=Theater etwas schreiben, da sie gewissermaßen eine Merkwürdigkeit der diesjährigen Season ist. Sie heißt: Katharina Grey, der Text ist von George Linley, und die Musik von M. W. Balfe. Dieser Componist, der ein guter Tenorist am Drurylane ist, hat sich schon früher in einigen glücklichen und gefälligen Compositionen gezeigt, die auch bei uns in Deutschland nicht unbekannt geblieben. Das Bemerkenswerthe an dieser Season=Neuigkeit ist aber der Versuch, eine große englische Nationaloper schreiben zu wollen, der erste dieser Art, meines Wissens. Die Engländer gehen seit einiger Zeit mit dem Lieblingsgedanken um, ihrer Nationalität auch die Kunst zu erobern und namentlich zwischen sich und der Musik einen

rail way anzulegen, auf dem es aber nicht so rasch vorwärts will, als zwischen Liverpool und Manchester. Bekanntlich hat sich sogar eine Gesellschaft unter dem Patronate des Lord Burghersh in London gebildet, um vorzugsweise die Bestrebungen zur Hervorrufung einer englischen Nationaloper zu fördern. Diese Gesellschaft besitzt einen Fonds von 50,000 klingenden Pfunden Sterling, aber dieser ansehnliche Silberklang, in Musik gesetzt, hat bis jetzt noch immer keine rechte Harmonie geben wollen. England hat seine Banknoten, aber die Göttin Cäcilia hat andere Noten, die sie für sich behält. In der neuen Oper des Herrn Balfe sollte denn nun Alles national sein, der Componist ein Englishman, das Textbuch englisch, der Stoff aus einer der glorreichsten Zeiten und Gestalten der englischen Geschichte gewebt. Die Engländer sehen hier ihre stolze, jungfräuliche Königin Elisabeth auftreten und mitunter die zärtlichsten und gefühlvollsten Noten von der Welt singen, denn Elisabeth liebt, sie liebt den Grafen Hertford, der aber heimlich mit Katharina Grey vermählt ist. Das Buch der Oper ist in vieler Hinsicht zu rühmen, und mit besonderem Takt und Geschick ist das Nationale des Stoffes, der für die Musik so viele spröde

Elemente darbieten mußte, behandelt. Wie sieht es aber mit der Nationalität der Musik aus? Diese ist aus sehr fremdartigen Nationalitäten zusammengesetzt, denn sie besteht fast nur aus Reminiscenzen deutscher und italienischer Musik, die aber geschickt und talentvoll in einen gewissen Guß verarbeitet sind. Das Anerkennenswerthe ist, daß Herr Balfe mehr das Einfache, als das Geräuschvolle erstrebt, und im Ganzen einer ruhigen künstlerischen Haltung nachgetrachtet hat. Seine Recitative sind gut und haben eine gewisse simple Würde, die Arien dagegen verlaufen sich häufig in eine Monotonie, die wahrhaft englisch ist und unerträglich werden kann. Die Cadenzen klingen fast alle wie eine Leier. Der Componist ist gewiß nicht ohne Talent, aber was ist am Ende Talent ohne eigene Ideen, und kann dann noch von einem solchen die Rede sein? Diese Art Bestrebungen um eine englische Nationaloper erscheint jedoch wie verlorene Liebesmühe. Etwas Nationales, das erst gegründet werden soll, wird und bleibt nichts Nationales. Man kann in eine Nationalität nichts hineinbringen, und nur das, was in ihr ist, kann man aus ihr herausbringen.

Die Oper macht übrigens ihr Glück. Ein Engländer sieht und hört mit andern Augen und

Ohren, wenn seine **Queen Elizabeth** ihm etwas vorsingt, und ihm schon bei dieser patriotischen Vorstellung das Herz in höhern Takten schlägt, so daß er es mit den Takten der Musik nicht so genau nimmt. Uebrigens fiel mir, gegen Paris gehalten, das stille, geräuschlose Benehmen des englischen Theaterpublicums auf. Das große Haus füllt sich im Anfang so unmerklich, daß man es kaum gewahr wird, und in den Zwischenacten, wo in den pariser Theatern ein unaufhörliches Gedränge und Geschiebe ist, geht kaum Jemand hinaus, kaum spricht Jemand laut mit seinem Nachbar. Ich fuhr wieder in meine City zurück, und fand dort in meinem Gasthofe einen Italiener, der kein Wort Englisch verstand, und auf Französisch ein seltsames Gespräch über die englische Sprache mit mir anknüpfte. Er moquirte sich förmlich über den ungraziösen Ausdruck des Englischen, über das Gesichterschneiden und Mundverdrehen, welches die Aussprache schon organisch nothwendig mache, über den lächerlichen Widerspruch zwischen dem Schreiben und Sprechen der Wörter. Vergebens führte ich ihm zu Gemüthe, daß man sich über die Natur einer Sprache nicht moquiren könne und dürfe. Mein Italiener aber behauptete hitzig, die englische Sprache könne und

müsse corrigirt werden, die italienische sei auch corrigirt worden, er verwies mich auf die bekannte Schrift von Botta, und machte allerhand possirliche Bewegungen, um mir durch Mimik zu beweisen, wie abgeschmackt die englische Aussprache sei, von der er die wunderlichsten Laute und Wörter mit einem wirklich komischen Talent sich angeeignet hatte. Er machte dabei eine wahre Affenpantomime, so daß ich laut über ihn lachen mußte, ihm dann aber nur um so härter Unrecht gab. Ehe ich mit Engländern in einen nähern Verkehr gerathen, hatte ich ihrer Sprache auch mehrfach Unrecht gethan, und nie geglaubt, daß man z. B. in der Musik auf den englischen einsylbigen Wörtern so harmonisch aushalten und diese th- und w- Laute mit so viel Ausdruck und Grazie singen könne, wie ich es noch an demselben Abend von Mrs. Wood, welche in der genannten Oper die Katharina Grey sang, gehört. Diese Mrs. Wood ist eine kräftige Amerikanerin, nicht mehr ganz jung, aber mit einer großen Gewalt und einem merkwürdigen Umfange der Stimme begabt, und die scharfen Schrotkörner der englischen Aussprache schwebten wie leichte Blüthenflocken von ihren Lippen. In der Prononciation der englischen Sprache hat sich allerdings die

stillerem und andächtigem Haupte, das Leben hat hier überhaupt mehr milde Schatten, in Frankreich mehr scharfes Licht. Ein englischer Dichter hat der Nacht das Schönste nachgesagt, das je in der Welt von ihr gesagt und gedacht worden; es steht im Shakspeare. Deutsche Dichter haben auch hübsche Dinge über Nacht und Schlaf gesungen, aber man verschläft zu viel Schönes in Deutschland, Deutschland hat keine gute Nacht. Dennoch wünsche ich Dir nochmals eine!

4.

An Madame C. T. in Paris.

Mit dem schönsten sarkastischen Lächeln, das Ihnen zu Gebote steht und gewissermaßen berühmt geworden ist, entließen Sie mich, als ich den Entschluß gefaßt, dem dargebotenen Asyl Ihres Landaufenthalts auf einige Zeit das schwarzgraue London vorzuziehen. Sie glaubten, ich würde durch Englands großartige Langeweile hinlänglich bestraft werden. Diese englische Langeweile, die allerdings zur Grundexistenz des hiesigen Lebens gehört, hat aber etwas so Erhabenes und Feierliches in ihrem Wesen, daß ich auch sie wahrhaft anstaune und bewundere, und nicht anders kann, als sie höchst interessant zu finden. Bei Ihnen ist es schön, und Ihre kleine gastliche Villa, deren Säle immer von Gesang, Poesie und geistreichen Scherzen ertönen, wird einmal genannt wer-

den, wenn ein sinnreicher Kopf die Geschichte der französischen und deutschen Sympathieen schreibt. Recht hübsch in der That ist Ihr Nachbargehölz, unter dessen flüsternden Bäumen, wie Sie mir erzählten, einst die Sevigné an ihre Tochter die herrlichen Briefe geschrieben, aber die französische Natur und Landschaft hat im Allgemeinen einen so lachenden, hellfarbigen und weltlichen Charakter, daß man ein sehr Glücklicher sein muß, um lange in und mit ihr leben zu können, sie erfordert einen Glücklichen. Was meinen Sie, habe ich wohl Aussicht dazu, es zu werden? — —

Ich sprach von dem stillerhabenen und großartigen Charakter der Langenweile in London, und wenn es Sie nicht zu sehr langweilt, will ich Ihnen einige der wichtigsten Eindrücke derselben mittheilen. Wir müssen ein für alle Mal das Thor der City hinter uns zumachen, denn in dieser hetzt sich das Leben noch toller und geräuschvoller ab, als in der **Rue Vivienne** oder auf den Boulevards von Paris, die City ist nicht fashionable genug, um jener anständigen und feierlichen Langenweile theilhaftig werden zu können. Wir dürfen uns anständigerweise nur mit dem Westend der Stadt befassen. Die ungeheuren Räume, welche hier vor Ihnen liegen, beispiellos

für die Ausdehnung einer einzigen Stadt, werden Ihnen für die erste kolossale Auseinanderlegung einer unabsehbaren Langenweile gelten. Denn Ihr Paris ist dem Raume nach nur ein großes Dorf gegen London, die große Stadt. Schon durch diese Weiten vertheilt sich hier die schweigsame Bevölkerung in stillere Gruppen, und die geschwärzten Häuser und Gebäude, alle fast gleich hoch, selten mehr als zwei Etagen, und alle genau verschlossen, machen ebenfalls ein ernsthaftes Gesicht dazu. Die Häuser von London haben eine geheimnißvolle Miene, sie stehen im eigentlichsten Sinne in sich gekehrt, denn sie verbergen nach Innen zu das eigenthümlichste Leben einer Nation, das sich nicht so leicht auf die Straße entleert als in Paris. Ueber diesen lautlosen und grauen Massen geht auch die Sonne niemals klar auf, und selbst an den allerheitersten Sommertagen hat ihr Licht noch etwas Gedämpftes und blinkt durch leisen Nebel herab. Es ist ein wahrhaft philosophisches Klima. In diese englische Dämmerung fällt jedoch der die ganze Stadt durchwehende Steinkohlenst:ub etwas zu materiell hinein, und man wittert London an dem schweren Geruch dieser Kohle schon auf mehrere Seemeilen weit, wenn man auf der Themse ist.

Aber dieser schwarze Staub, der die ursprüngliche Weiße eines Hauses nur wenige Monate lang duldet und sie dann alle in die nämliche fromme Tracht einkleidet, bringt auf der andern Seite eine große Tugend hervor, die wahrhaft englän=disch ist, nämlich die Reinlichkeit. Man putzt, säubert, wäscht sich und alle Gegenstände an sich und um sich her unaufhörlich in England. Wenn Sie ausfahren, um eine Freundin zu besuchen, deren Straße vielleicht nur sechs Meilen weit von der ihrigen entfernt liegt, so verschließen Sie ja sorgfältig die Wagenfenster, um nicht schwarz wie Beelzebub im Gesellschaftszimmer anzulangen, und noch beim Aussteigen müssen Sie befürchten, daß Ihre weiße Stirn und Wange einen etwas rußi=gen Anflug erhalten. Aber an Ihnen kann nichts geschwärzt werden, und wollten Sie darum auf ganz London zürnen? Sonst galten schwarze Schönpflästerchen auf Frauenwangen für eine wahre Zierde, und der londoner Kohlenstaub könnte die alten Moden erneuern, aber der Teint der Engländerinnen, der schönste auf der ganzen Welt, gewinnt durch das einfache Wasser, mit dem sie unaufhörlich den Ruß ihrer Atmosphäre abzuwaschen haben, immer mehr an Weiße und durchsichtigem Aetherduft. Ich schreibe Ihnen

dies, damit Sie über mich lachen sollen, was Sie so gut verstehen. Nur den lieben grünen Teint der Bäume und Pflanzen bedaure ich, denn wenn Sie selbst in der Umgegend von London ein Blatt abpflücken und zwischen den Fingern drehen, werden Sie schwarze Hände danach bekommen.

Wollen Sie eine Wanderung durch London mit mir versuchen? Wir könnten unsere Entdeckungsreise durch dieses Labyrinth von Straßen und Plätzen auf dem Strand beginnen, der eigentlichen Gränzscheide zwischen der Welt der Fashion und dem Leben der City, welches letztere seinen eigenen gewerblichen und rührigen Charakter noch hieher verbreitet. Am Strand liegen die meisten Theater umher zerstreut, aber wir gehen gerade aus, nach Charing Croß, betrachten einen Augenblick den Trafalgar-Square und die Nationalgallerie, sehen die Equipagen über den vornehm belebten Pall Mall rollen und wenden uns dann rechts über den Waterloo-Platz in die Regent-Street, die wahre Königin unter den Straßen Londons. Hier drängt sich das fashionable Leben von London in den großartigsten Massen zusammen, es ist in aller seiner kolossalen Größe hier in Bewegung gerathen, und schreitet doch

wie ein geordnetes Chaos, wie ein feierlicher Tumult mit Ruhe und Würde, mit Anstand und Sitte vorwärts. Das Gedränge der Fuhrwerke, Staatswagen, Cabriolets, Omnibus und Reiter ist hier alltäglich so groß, wie in Paris kaum zur Zeit des Carnevals, man glaubt die Anstalten zu einem außerordentlichen Feste zu sehen, und es ist nur die Gewohnheit des täglichen Lebens, die so großen Aufwand und solche Mittel braucht, um ihre Existenz zu bestreiten. Wenn wir aus Regent-Street heraustreten, passiren wir bergabwärts das herrliche Treiben des Piccadilly, den Green-Park entlang, in dem mit ächt britischer Freiheit Kühe und Schafe neben den elegantesten Spaziergängern weiden, und stehen dann vor Hydepark Corner still, wo ich Ihnen überlassen will, ob Sie den ungeheuern Flächenraum des Hydepark mit mir durchschreiten wollen? Er bringt uns auf die am meisten geräuschvoll belebte Oxford-Street hinaus, welche mit ihren vielen Läden und Boutiquen, obwohl in einem einfachern und glanzlosern Maßstabe, an die pariser Boulevards erinnert. Von dort, wenn wir Siebenmeilenstiefel anziehen, gelangen wir bald, im äußersten Norden der Stadt, an den kolossalen Regent-Park, mit seinen bizarren und großartigen Terrassen, mit seinen

vielen Alleen, Villen, Häusern, Säulen, mit seinem riesenhaften Colosseum, mit seinen reichen Pflanzungen und schönen Gewächsen. Dann freut sich der Engländer, wenn wir sein London und alle seine städtischen, localen und socialen Einrichtungen so kolossal finden, daß wir uns mit unsern continentalen Gewohnheiten und unsern physischen Kräften davor in Verlegenheit gesetzt sehen. Alle diese Parks sind in ihrer Endlosigkeit die wahren Symbole des englischen Charakters, der durch das Massenhafte zu imponiren sucht. Wenn man Ihnen hier einmal einen Liebesbrief überreichen sollte, geschrieben auf einem Papierbogen, der so groß ist wie ein zweistöckiges Haus und von vier Pferden gefahren werden muß, so wundern Sie sich nicht, liebe Claudine, sondern halten Sie verschämt und mit zitterndem Finger den Brief und verbergen ihn, wenn Sie können, in Ihrem Busen. Es geschieht hier zuweilen, daß sich *achtzigtausend* Menschen auf Einmal aufmachen und eines Morgens bei einem Minister anklopfen, um ihm ihre *persönliche* Aufwartung zu machen; es betrifft nur eine Kleinigkeit, die Anempfehlung irgend einer Bittschrift. Wenn Sie zuweilen wie Ihre Freundin D. angezogen gingen, so könnten wir jetzt zusammen bei einem Restaurant eintreten, und man würde Ihnen

ein Beefsteak von so kolossaler Größe vorsetzen, daß Sie sich für einen Wilden halten würden, der den ganz gebratenen Leichnam seines Feindes, eines Riesen, verschmausen soll. —

Doch Sie werden genug haben an diesen Kolossalitäten, die Sie nun einmal nicht lieben. Soll ich Ihnen die Themse zeigen? Setzen wir uns in einen Wagen und suchen wir die Themse, denn es ist sehr schwer, sie zu finden. Wie die Franzosen Alles herauszustellen wissen, so daß es recht in das Licht und Auge fällt, so haben sie es auch mit ihrer Seine gemacht, die, von den herrlichen Quais eingefaßt und herausgehoben, einen hellblinkenden Faden symmetrisch durch die Stadt zieht. Die Engländer haben, wie immer ihr Bestes, so auch ihre Themse versteckt, und es fehlt in London fast jeder Standpunkt, um sie betrachten zu können. Kein Quai leitet an ihren Ufern entlang, und der so viele Welten verbindende Fluß schwimmt großentheils wie unbeachtet hinter den Steinhaufen der Häuser vorüber. Nur bei London Bridge öffnet er sich einigermaßen und deutet die großen Welt- und Meeres-Perspectiven an, die seine Natur ausmachen, aber dort will ich Sie nicht im Gedränge der City und im rauschenden Verkehr des Hafens lange verweilen lassen, so fröhlich und be-

deutsam es sich auch ausnimmt, den Rauch der Dampfschiffe und die Flaggen aller Nationen hier wehen zu sehn. Gewiß haben Sie eine größere Sehnsucht, einmal mit mir auf der weltberühmten Westminsterbrücke zu stehen, aber wie werden Sie erstaunen, auf ihr haben Sie die Themse völlig verloren! Denn diese eben so großartige als zierliche Brücke, ein Meisterstück der Architektur ist von so hohen Geländern umfaßt, daß kein Mensch darüber hinaussehen kann, und die schmalen Durchbrüche der Mauer gestatten nur verstohlene Blicke um dadurch einzelne Streifen des Flusses schimmern zu sehen. Dieses Geländer mag architektonisch nach den übrigen Dimensionen der Brücke und ihrer Bögen sein ganz richtiges Maß haben, aber es ist dennoch falsch. Eine Brücke ist nicht allein um ihrer selbst willen da, sondern für den Fluß, man muß den Fluß schauen, die Brücke muß ihn zeigen. Auf der Westminsterbrücke fehlt alle Beziehung zu dem Flusse, sie ist ein großes schönes Gebäude, aber keine Brücke. Eine Brücke muß ihren Strom lieben, sie muß stolz auf seine Schönheit sein, die besten Punkte zur Uebersicht darbieten, und sich gewissermaßen im Anschaun aller Reize des Wassers wiegen. Die Westminsterbrücke ist gar

zu egoistisch, sie liebt ihre Themse nicht, und hat sich, hinter ihren hohen Mauern verschlossen, wie trotzig von ihr abgekehrt, um keine Blicke mit ihr zu wechseln, sie schmollt gewissermaßen mit ihrem Flusse. Aber die Engländer lieben solche öffentliche Schmollwinkel. Ihre Cafés und Restaurants sind nichts anders als Schmollwinkel, indem die Abtheilung dieser Tavernen in lauter einzelne Verschläge Jeden von dem Andern sondert, so daß man nicht sehen und gesehen werden kann, und die Riesenformate ihrer Zeitungen scheinen ebenfalls dazu gemacht zu sein, sich bequem dahinter verkriechen zu können, wenn man an einem öffentlichen Orte sitzt. Ein Deutscher kommt aber leicht dazu, Alles dies sehr behaglich zu finden, und den wahren Comfort daran bald herauszuschmecken. —

Sie werden gewiß müde sein, schon beim Gedanken aller dieser londoner Räume, die ich mit Ihnen im Fluge berührt habe. Wollen Sie sich ausruhen, so gehen wir ins Theater, da finden wir Platz und Zeit genug dazu. Mir fällt aber ein, daß Sie mir eine besondere Aufgabe gestellt haben, Ihnen Bericht abzustatten, was Ihr Liebling Shakspeare gegenwärtig in seiner alten Heimath macht. Ich muß Ihnen sagen, daß es

deutsam es sich auch ausnimmt, den Rauch der Dampfschiffe und die Flaggen aller Nationen hier wehen zu sehn. Gewiß haben Sie eine größere Sehnsucht, einmal mit mir auf der weltberühmten Westminsterbrücke zu stehen, aber wie werden Sie erstaunen, auf ihr haben Sie die Themse völlig verloren! Denn diese eben so großartige als zierliche Brücke, ein Meisterstück der Architektur ist von so hohen Geländern umfaßt, daß kein Mensch darüber hinaussehen kann, und die schmalen Durchbrüche der Mauer gestatten nur verstohlene Blicke um dadurch einzelne Streifen des Flusses schimmern zu sehen. Dieses Geländer mag architektonisch nach den übrigen Dimensionen der Brücke und ihrer Bögen sein ganz richtiges Maß haben, aber es ist dennoch falsch. Eine Brücke ist nicht allein um ihrer selbst willen da, sondern für den Fluß, man muß den Fluß schauen, die Brücke muß ihn zeigen. Auf der Westminsterbrücke fehlt alle Beziehung zu dem Flusse, sie ist ein großes schönes Gebäude, aber keine Brücke. Eine Brücke muß ihren Strom lieben, sie muß stolz auf seine Schönheit sein, die besten Punkte zur Uebersicht darbieten, und sich gewissermaßen im Anschaun aller Reize des Wassers wiegen. Die Westminsterbrücke ist gar

die durch leise Wirkungen den poetischen Schwung ersetzt. Aber diesmal betrachtete ich es mit Langerweile und Schrecken zu gleicher Zeit. Macready gab den Kardinal Wolsey mit vieler Mannichfaltigkeit der Nüancirung, mit einem außerordentlichen Streben nach Charakteristik, aber zugleich so stark und grell aufgetragen, daß es nicht auszuhalten war. So wurde auch die Katharina, der man noch dazu die rührendste Scene ihres Auftretens ganz genommen, von einer Miß Faucit mit einer Härte und Heftigkeit des Ausdrucks gesprochen, daß es wie ein haarsträubendes Mittel wirkte und von einem poetischen Effect nicht mehr die Rede war. Dies ist aber jetzt durchgängig die Manier der englischen Schauspielkunst, durch den grellsten Materialismus zu wirken, und mehr Eindruck auf die physische als auf die geistige Natur des Publicums zu machen; dies ist jetzt die eigentliche Bildungsstufe des hiesigen Theatergeschmacks. Die Franzosen verstehen besser, die Würde ihrer alten Tragödie bis auf den heutigen Tag zu bewahren, und ihr tragischer Kothurn, in dem sich ein Nationaltypus wie eine glorreiche Tradition fortpflanzt, hat selbst mehr Natur in seinem Wesen, als die übertriebene und formlose Art, mit der jetzt die Engländer ihren Shakspeare

nicht sehr fashionable ist, während der Season in ein Stück von Shakspeare zu gehen, und doch habe ich mich beeilt, mehrere davon zu sehen, so lange noch der berühmte Macready die Theatersaison des Coventgarden belebte. England hat seinen Shakspeare gewissermaßen verstoßen und tractirt ihn auf seinen Bühnen, wie die Scharwächter den Geist Hamlet's, mit Prügeln. Auf dem Strandtheater wird jetzt sogar eine neue Edition (a new edition) von Shakspeare's Romeo und Julia gegeben, mit etwas Musik melodramakisch zurecht gemacht, und auf der Affiche ist ausdrücklich angekündigt, man weiß nicht ob als Gewissensbeschwichtigung oder als Lockung: daß Shakspeare selbst, wenn er heut noch lebte, sein Stück auf dieselbe Art arrangirt haben würde! Im Coventgardentheater sieht man die Stücke Shakspeare's ohne Zweifel am besten, aber auch hier nicht ohne die größten und wesentlichsten Verstümmelungen. Ich sah dort zuerst Heinrich VIII., der aber zu meinem Entsetzen in einer zu drei Acten zusammengezogenen Bearbeitung gegeben wurde, in welcher oft die schönsten Scenen fehlten. Ich liebe dies Stück sehr, es hat eine gewisse bescheidene Grazie, höchst symmetrische Anordnung und eine stille Einfachheit und Würde,

Dazu gehört eine so große Kühnheit der Contraste, daß ich in meiner Bestürzung nicht dazu kommen konnte, mich zu ärgern oder lustig zu machen, und nur das Horazische nil admirari mich abhielt, es zu bewundern. Alles haben die lieben Engländer, nur keinen Geschmack, blos ein wenig großartig sind sie zuweilen in ihrer Geschmacklosigkeit, und das eigenthümliche Ungeschick biederer Seelen verleitet sie oft zu wunderlichen Formen und Sprüngen. Aber nun zu der Vorstellung unserer Tragödie.

Das erste Auftreten Macready's als Othello war musterhaft. Er zeigte eine vortreffliche Maske und stellte den Mohren keineswegs in einer abschreckenden Häßlichkeit hin. Er hatte sein Gesicht sehr geschickt gefärbt, so daß es allen Ausdruck des Mienenspiels, worin dieser Schauspieler so groß ist, hindurch scheinen ließ, und die Weiße der Zähne, die er im Affect häufig und mit vieler Absicht zeigte, mit africanischer Naturwahrheit dagegen abstach; eben so wußte er in dem Ausdruck seiner Augen oft auf eine höchst merkwürdige Weise den Sohn der Wildniß und des heißen Klima's zu zeigen. In den ersten Scenen bemühte sich jedoch Macready, ruhig, gesetzt, gediegen und einfach zu erscheinen; man sollte an

darstellen. Uebrigens wurde Heinrich VIII. mit der allergenauesten Beobachtung des altenglischen Hofceremoniells gegeben, was mir interessant genug war, aber ich will Ihnen nichts weiter mehr von dieser Vorstellung erzählen, als daß man zu Anfang die Ouvertüre des Don Juan dazu spielte, die ich freilich in der schlechten und dürftigen Execution nur so wiedererkannte, als begegnete ich ihr im Schattenreiche, so daß mich ihrer jammerte. Um aber mein Urtheil über die englischen Shakspeare-Aufführungen nicht allzu schroff dastehen zu lassen, will ich Ihnen noch etwas Ausführlicheres über eine Darstellung des Othello sagen, der ich ebenfalls im Coventgarden beiwohnte, und wo mir neben denselben Mängeln auch die Vorzüge eines so großen Talents, wie Macready ohne Zweifel ist, besser einleuchteten. Othello war Macready, der Jago wurde von Elton, und die herrliche Desdemona, einer der süßesten Charaktere im Shakspeare, von Miß Helen Faucit gespielt.

Um Ihnen jedoch einen Begriff von dem zu geben, was man hier in der Kunstwelt erleben kann, muß ich Ihnen zuerst ganz kleinmüthig gestehen, daß man den Othello, diese Schreckenstragödie der menschlichen Leidenschaft, mit der Ouvertüre aus Fra Diavolo eröffnete.

auf einmal seine Stimme in einer merkwürdigen Wendung, nachdem er mitgetheilt, wie er der Desdemona seine Lebensereignisse habe erzählen müssen. Die Worte:

My story being done,
She gave me for my pains a world of sighs:
She swore — In faith, 'twas strange, 'twas passing strange,
'Twas pitiful, 'twas wondrous pitiful:
She wished she had not heard it; yet she wished
That heaven had made her such a man; she thanked me,
And bade me, if I had a friend that loved her,
I should but teach him how to tell my story,
And that would woo her. Upon this hint, I spake:
She loved me for the dangers I had passed;
And I loved her, that she did pity them:

Diese Worte sprach er mit einem gewissen frohlockenden Seelenjubel aus, der etwas Rührendes hatte, und in dem so viel zartes Gefühl aus der Natur des Schwarzen herauftönte, daß es wie ein Wunder war; ohne Zweifel ein großer Zug des Schauspielers. Bis in den dritten Act hinein hatte er noch vieles Bemerkenswerthe und Bewundernswürdige, besonders in der dritten Scene, wo ihm Jago zuerst das Gift der Eifersucht einflößt und nun alles Thierische und Africanische in der Natur des Mohren allmälig auf-

taucht. Seine ganze Erscheinung wird plötzlich eine andere, die weißen fletschenden Zähne und die großen leuchtenden Augäpfel treten stärker und greller hervor. Als ihm Jago mit spitzbübischem Accent die Worte sagt: **O beware, mylord, of jealousy!** scheint Othello, wie nachdenklich über Alles das, was nun seiner Natur nach in ihm rege werden könnte, eine Zeitlang in sich selbst zu versinken, und stößt nur in lakonischer Zuckung das ahnungsvolle Wort aus: **O misery!** was Macready vortrefflich ausdrückte. Dann wieder, nach dem Wechselgespräche, in dem schon alle Stürme seiner Natur in einzelnen Accorden aufbrausten, kehrt das Gute seines Wesens noch einmal zurück, und er ruft aus: **I do not think but Desdemona's honest!** mit einem herrlichen gutmüthigen Seelenlaute, wie Alles überwindend, einer Regensonne gleich, die blaß und wehmüthig aufgeht. Ferner in dem Monologe: **This fellow's of exceeding honesty** weicht die Leidenschaft noch im Anfang der Mäßigung und der Vernunft; es ist das Beschwichtigende der Reflexion, das Macready hier vorwalten läßt. Nur bei den Worten: **haply, for I am black** verräth er ein fürchterliches Aufzucken, doch taucht sich die Wuth wieder wie in leise elegische Wellen unter bei den Worten:

O, curse of marriage,
That we can call these delicate creatures ours,
And not their appetites!

Nun zeigt sich Desdemona im Hintergrunde, und bei ihrem lieben Anblick scheint alles gute Element seiner Natur wieder in seiner ganzen Fülle und Stärke zurückzukehren. Mit einer Stimme hoffnungsvoller Erwartung sagt er: **Desdemona comes**, und freudig-zuversichtlich setzt er hinzu:

If she be false, O, then heaven mocks itself!
I 'll not believe it:

Doch als er nun zu ihr reden soll, erstickt ihm fast das Wort im Munde, und alle Zweifel und Qualen scheinen wiederzukehren. Dies sind ganz ausgezeichnete Nüancen des Schauspielers, aber diese feinen Schattirungen seines Spiels nehmen auch hier beinahe ein Ende. In der dritten Scene des dritten Acts, wo er zu Jago tritt, hält er sich von der Untreue seiner Desdemona überzeugt. Noch stöhnt er blos ungeheure Klagetöne hervor über sein Unglück, und beneidet das Loos des Nichtwissens; er wäre noch glücklich gewesen, wenn auch die ganze Armee den süßen Leib berührt und er es nur nicht gewußt. Dann, mit einer wunderbaren Feierlichkeit der Stimme, wie brausender Sturmglockenklang, aber

gemäßigt durch Wehmuth, ruft er, gewissermaßen ein Lebewohl an sich selbst und sein besseres Theil, die Worte aus:

O, now, for ever,
Farewell, the tranquil mind! farewell, content!
Farewell, the plumed troop, and the big wars,
That make ambition virtue! O, farewell!
u. s. w. u. s. w.
— Othello's occupation's gone!

Wie gesagt, auf eine wunderbare Weise sprach Macready diese Worte. Jetzt aber, nachdem er mit diesen Tönen gewissermaßen seine bessere Natur in den Schlaf gesungen, erwacht gräßlich seine Wuth und kehrt sich zuerst gegen Jago, den er bei der Brust packt und ihm the ocular proof abverlangt. Von hier an läßt Macready Tigertöne laut werden, wie ich sie in meinem Leben noch nicht von einer menschlichen Stimme gehört. In der Schnupftuchsscene mit der Desdemona wird er wahrhaft fürchterlich und wirkt schreckenerregend wie eine fremdartige Naturerscheinung. Noch niemals habe ich Worte so ausstoßen hören, wie das dreimal wiederholte: the handkerchief! und nachher, als er forttaumelt, mit einem scheußlichen Accent das: away!

Man begreift nicht, wie der Schauspieler es

wagen kann, nachher noch zwei ganze Acte in einer fortlaufenden Steigerung durchzuspielen. Aber diese ungeheure materielle Härte ist dem Geschmack des englischen Theaterpublicums, den es besonders in der Tragödie an den Tag legt, durchaus gemäß, und doch wurde bei jener tragischen Wiederholung des Wortes handkerchief, die mir das Haar emporsträubte, viel und laut im Theater gelacht, sowohl oben auf der höchsten Galerie als unten im Parterre. Das Wort selbst, an dem Shakspeare, in seiner naiven weltschöpferischen Unbefangenheit, in der Tragödie keinen Anstoß nahm, muß für die heutigen Engländer von dem Kothurn der Bühne herab einen komischen Effect haben. Ich will Macready's Spiel nicht weiter im Detail verfolgen und Ihnen nur die letzten Momente seiner Darstellung noch bezeichnen. Die Scene, wo er seine arme Desdemona erdrosselt, geht auf eine wahrhaft bestialische Weise vor sich, sie glich einer Thierhetze und Macready nahm dazu Anläufe und machte Sprünge, wie ein wüthender Eber. Desdemona selbst müßte mit sanftern Lauten hinsterben, denn sie liebt ihn noch, indem er ihr den Tod gibt, und es mag ihr scheinen, als sei der Tod der Liebe Lohn auf Erden und als empfange sie die gerechte Strafe ihrer Liebe. Von Macready ist aber hier

noch ein bemerkenswerther Zug zu berichten, der den großen Künstler verrieth. Nachdem die That geschehen, er mit kalter Ruhe den Vorhang vor das Bett gezogen und die Andern hereinstürmen, tritt er vor und erzählt den Hergang und den Grund der Sache mit einer seltsamen Stimme, gerade wie ein Schulknabe, der sich wegen einer Versäumniß zu rechtfertigen sucht, mit einer Stimme, leise, phlegmatisch, ohne Leidenschaft und Accent, nur wie mechanisch hinsprechend, als mache er nur Worte und schiene selbst deren Inhalt nicht zu wissen. Dies war von einer großen Wirkung. Nachher aber, da er sich von ihrer Unschuld überführt halten muß, sind seine Klagen nicht zu ertragen. Der Dichter hat Alles gethan, um den Othello zuletzt mit Würde sterben zu lassen, denn Othello ist gut und ehrlich. Er sinkt sterbend auf seine Desdemona, und soll im Kuß verscheiden. Macready aber, nachdem er sich erstochen, schleppte sich geräuschvoll bis zu ihrem Lager und fiel wie ein Vieh vor ihr nieder. Aufs Aeußerste empört, sowohl von der letzten Hälfte der Darstellung als von dem Theaterpublicum, das man jetzt vor Shakspeare versammelt trifft und das sich an jenem Abend besonders unangenehm bezeigte, verließ ich das

Haus und werde nie wieder ein shakspeare'sches Stück hier aufführen sehen. Von den andern Personen im Othello will ich Ihnen blos noch sagen, daß sie höchst mittelmäßig gespielt wurden, sowohl der unnatürliche Bösewicht Jago wie die herrliche Desdemona. Was die letztere betrifft, so konnte sie kaum noch von Eindruck sein, da man ihr einige ihrer schönsten Scenen, die gerade das Zarte, Süße, Blumenartige ihres Charakters malen, genommen. So blieb z. B. die ganze letzte Scene des vierten Actes, wo sie das wundersame Lied singt:

The poor soul sat sighing by a sycamore tree,
Sing all a green willow

gänzlich fort, und diese Scene ist gerade die wesentlichste für das ganze Bild der Desdemona. Shakspeare hat darin ein stille Feier, ein Abendroth über diese Gestalt ausgegossen und ihr Tod bedarf dieser mildernden Lichter zu seiner Versöhnung. —

Adieu! Noch einen Brief erhalten Sie von mir aus diesem lieben Eiland, wo mir die Menschen so gefallen und mir so viel Freundliches erweisen. Nur einen schmerzlichen Anblick habe ich in meiner Nähe. Wissen Sie, wer hier mein Aufwärter und Bedienter ist? Ein junger Pole,

ein armer melancholischer Flüchtling, mit schönem ausdrucksvollen Gesicht, der bei der letzten polnischen Revolution als Insurgenten-Offizier thätig gewesen, aus Frankreich, wo er Schutz suchte, verwiesen worden und jetzt in einem **boarding house** hier in London als Garçon in Diensten steht. Ich hätte nicht gedacht, daß ein Held von Ostrolenka — denn Casimir hat bei Ostrolenka gefochten. — einmal einem deutschen Schriftsteller in London die Stiefel putzen würde! Mein Gott, wohin führt die Weltgeschichte? Sei lustig, Casimir! sage ich oft zu ihm: **here is liberty!** Aber Casimir ist traurig, er will nicht die **liberty** fern von seinem Vaterlandsboden, er senkt den Kopf, der arme Mensch, und holt eben meine Stiefel. Wie gern erließe ich ihm dies häßliche Geschäft, aber die Welt verlangt, daß man blanke Stiefel habe. Die Welt ist recht schnöde, einfältig und voller Bosheit!

Ich sehe eine Thräne in Ihren glänzenden Augen. —

5.

An Dieselbe.

— Hätten Sie gestern, statt auf Ihrem französischen Tusculum die blümeranten **voix intérieures** des Victor Hugo zu lesen, einen Spaziergang mit mir durch den londoner Tunnel gemacht, so würden Sie die Ehre gehabt haben, Madame Pasta kennen zu lernen, von der Sie eine so schwärmerische Vorstellung in Ihrer Phantasie tragen. Die Dudevant hat die Erscheinung der Pasta so zauberisch wirken lassen in ihrer **Rose et Blanche**, daß, als wir diesen Roman zusammen lasen, Ihre herrliche Einbildungskraft ganz für Bild und Namen dieser großen Künstlerin erglühte. Und nun denken Sie sich Giulietta Pasta in eine wahre Samojeden= oder Wallfischfängertracht geworfen, mit einem barbarischen Kittel angethan und eine unbeschreibliche Mütze über die schwar=

zen Locken gestülpt, sechs und siebzig Fuß unter der Themse, um in diesem Schutz- und Trutz-Costüm unter den arbeitenden Maschinen des Tunnel umherzuwandeln. Es war ein interessanter Anblick, und der schauerliche unvollendete Theil des Tunnel, in dem wir in diesem Aufzuge unter Scherz und Lachen vordrangen, gefiel mir bei weitem besser, als der vollendete, in welchem Sie schon mit allen Moden, die auf der Oberwelt getragen werden, unversehrt und bequem viele hundert Fuß lang spazieren können. Was soll ich Ihnen nun zuerst beschreiben, den Tunnel oder die Pasta? Ich denke, den Tunnel, dieses Werk der englischen Nationalbizarrerie, erlassen Sie mir, der ich kein Talent zu dergleichen habe und in meinem Leben keine gescheidte und lehrreiche Reisebeschreibung zu Stande bringen würde. Der ganze Tunnel ist nichts als eine Grille, eine kolossale Grille, an deren hartnäckiger Verfolgung die Engländer zeigen können und wollen, wie reich sie sind, und nachdem sich der Nationalstolz einmal in diese monströse Unternehmung verbissen, läßt der Eifer nicht nach, sie durchzusetzen, und sollte auch die Themse selbst darüber zusammenstürzen. Schon zwei Mal hat sie dies freilich gethan und hat den Tunnel völlig mit Was-

ser ausgefüllt, aber, nach einer Unterbrechung von sieben Jahren, haben die Arbeiten jetzt wieder mit erneuter Macht begonnen und sind bis zu 740 Fuß Länge, welches schon die Hälfte der ganzen Bahn des Tunnels ausmacht, vorgeschritten. Ob die zu bewerkstelligende Verbindung zwischen Rotherhithe und Wapping an den beiden Ufern Londons so dringend ist, um einen so ungeheuern Aufwand an Kraft, Geld und Zeit zu rechtfertigen, muß dahingestellt bleiben, es ist ein umgekehrter babylonischer Thurmbau, der eben so toll in die Erde hineinstürmt, wie der andere in den Himmel, und der ebenso wenig jemals zu Stande kommen wird. Durch die patriotischen Subscriptionen strömt jetzt von allen Seiten fast mehr Geld herbei, als die Ausführung bedarf, aber das Wasser der Themse läßt sich nicht durch Gold bestechen, es dringt unaufhaltsam nach, und selbst die vollendeten Bögen des Tunnel zeigen schon jetzt überall den durchsickernden Wasserstreifen, der sich ahnungsvoll an den Steinen hinmalt. Dies Werk ist, wie alle Unternehmungen dieser Zeit, nur der Bau einer Ruine, es kommt Zerstörung heraus, man mag es anfangen, wie man wolle, und im Gedächtniß der Nachwelt wird nur der riesenhafte Wille der Schöpfung die Trümmer

überleben, die wir mit aller Thätigkeit um uns häufen.

Doch wozu traurig sein? Madame Pasta erheiterte unsere Gesellschaft und ließ durch die schauerlichen Hallen dieser künstlichen Unterwelt einige ihrer weltberühmten Triller ertönen, die wie Amouretten an dem Gewölbe hinliefen. Ihre Stimme ist noch immer stark genug, um befürchten zu lassen, daß der ganze Tunnel vor der Zeit davon einstürzen könnte, und da ich noch eine theure Freundin bei mir hatte, so bat ich die Sängerin, uns nicht dieser Lebensgefahr auszusetzen, was sie leider blos für ein Compliment nahm. Die herrliche Pasta gleicht jetzt auch einer Ruine, in der aber eine Echo versteckt ist, deren unverlierbare Stimme das alternde Gemäuer durchklingt und ewig belebt. Ihre äußern Reize sind auf ihre liebenswürdige Tochter übergegangen, die eine echt italienische Schönheit ist, die Stimme aber, ihr großes Capital, hat sie noch für sich behalten. Dies Capital hat einen so guten Cours gehabt, daß bis noch vor kurzem das Vermögen der Pasta auf 30 bis 40,000 Francs jährlicher Rente sich belief, eine schöne Ausmünzung einer gediegenen Silberstimme. Durch die großen Fallissements dreier englischen Handelshäuser, die in diesen Tagen

in der ganzen Welt nachgezittert haben, hat aber auch Madame Pasta jetzt den größten Theil ihres Vermögens eingebüßt, die arme Sängerin schickt nun von Neuem ihre Töne wie Bienen aus, um einzusammeln und den goldenen Honig zu bereiten, und dies hat sie hieher nach London geführt, um die Saison, wo die Guineen in Blüthe stehen, zu nutzen. Sie wird nächstens ein großes Concert geben und hat eine Guinee als Eintrittspreis dafür angesetzt; klug genug, denn man muß den Engländern etwas abnehmen, wenn man sie einnehmen will. Sie wissen, Guineen sind eine ideale Bezahlung, nicht blos für deutsche Schriftsteller, sondern auch für englische Lords, denn in England selbst existirt eigentlich die Guinee nicht mehr, aber bei jeder fashionablen Gelegenheit zahlt ein anständiger Mensch hier nur in Guineen. Wenn Sie einem Gentleman ein Pfund Sterling schuldig sind, so zahlen Sie ihm noch einen Schilling mehr, und haben ihn dann idealisch bezahlt, d. h. mit einer Guinee, denn die Guinee ist eine ideale Münze, besonders im Reiche der Musen, für Aerzte, Künstler, Sängerinnen und Tänzerinnen anwendbar. Nur im gewöhnlichen Krämerleben rechnet der Engländer nach Pfunden. Es sind aber doch hier

Stimmen laut geworden, welche die Eintrittspreise der Pasta zu idealisch fanden.

Madame Pasta erregte neulich schon in einem der Morgenconcerte des Kings-Theaters einen vorläufigen Enthusiasmus, der für ihr eigenes Concert vielbedeutend genug war. Der Charakter der englischen Season erfordert viel Musik, täglich und in großer Masse, und die modischen Morgenconcerte leisten mehr, als ein Mensch mit gewöhnlichen Nerven in einem Zuge anzuhören vermag. Der Engländer scheint gar keinen Begriff von körperlicher Anstrengung, weder an sich selbst noch bei Andern, zu haben, die Talente seiner Künstler richtet er durch unglaubliche Anforderungen, womit er die anstrengendsten Leistungen Dacapo begehrt, fast systematisch zu Grunde, das Publicum kann mit größter Kaltblütigkeit einen Sänger wahrhaft zu Tode hetzen, und ein armer continentaler Zuhörer kommt um seine Besinnung, wenn er nur den Anschlagzettel eines solchen Concerts sieht, dem er mit Augen, Ohren und Beinen vier bis fünf Stunden lang beiwohnen soll. Diese Morgenconcerte im Concertsaale des Kings-Theaters sind jedoch durch ein seltenes Zusammentreffen der berühmtesten Talente merkwürdig und fast einzig, und das letzte, von dem ich spreche, war es beson-

ders durch das Zusammenwirken der Pasta und Grisi, durch Rubini, Tamburini und Lablache, durch Thalberg, Madame Caradori-Allan und einige Andere. Das Publicum in diesen Morgenunterhaltungen besteht fast nur aus Damen, die hier ohne Begleitung erscheinen, aber der Saal ist so klein, armselig und schlecht eingerichtet, daß die gewöhnlich sehr zahlreiche Versammlung sich wie in einen Schafstall einpferchen lassen muß. Doch sehen Sie hin, jetzt erscheint die Pasta! Sie tritt salopp und nachlässig auf, klein und füllereich von Gestalt, in einem grünseidenen bauschigen Kleide, eine Haube, deren Kanten von beiden Seiten herunterflattern, liegt ihr ohne Grazie auf dem Kopfe, ihr ziemlich volles Gesicht ist stark geröthet, aber die ausdrucksvollen italienischen Augen ruhen lächelnd auf dem Publicum. Sie zieht sich die Handschuhe erst an, nachdem sie vor das Proscenium getreten, schon im Begriffe, anzuheben. Im ersten Ansetzen des Tones aber verräth sich die große Meisterin, die ihrer glorreichen Sache gewiß ist, und mit sicherem Feldherrnstabe über alle ihre Mittel zu gebieten weiß. Es kann kein Zweifel sein, daß die Stimme der Pasta, besonders in der Tiefe, bedeutend gelitten, aber sie besitzt noch einige unsterbliche Triller und wundervolle Mitteltöne in

ihrer Kehle, die laut genug von ihr zeugen und uns stolz zurufen: jede Note eine Pasta! Interessant ist es, die Grisi mit ihr zu vergleichen, mit der ich sie das große Duett aus Mercadante's Andronico singen hörte. Die Grisi ist schon in ihrer Erscheinung ein herrliches, einfaches, italienisch-kräftiges, naturvolles und naives Wesen. Ihre Haltung ist wunderbar simpel, das schöne schwarze Haar schmiegt sich einfach und glatt um den charaktervollen Kopf. Sie trägt sich gewöhnlich in einem schwarzen Kleide, das knapp um die Schulter anschließt und den kräftigen Wuchs eigenthümlich hervortreten läßt. Kein blinkender Schmuck irgend einer Art umgibt Hals oder Busen. Die Grisi entbehrt aller Coquetterie, sie hat überhaupt etwas Ernstes, zur Schwermuth Geneigtes in ihrem Wesen, sie lächelt niemals mit dem Publicum, und verliert sich, indem sie singt, so sehr in den Ausdruck des Gegenstandes, daß sie auch im Concertgesange immer die höchste dramatische Wirkung hervorbringt. An der Pasta dagegen hören Sie beim ersten Tone die großartige Bravoursängerin, die nicht nur auf den Effect, sondern auf den Triumph singt, die gewohnt ist, ganz sich selbst zu geben, indem sie singt, und die keine Note laut werden lassen kann, ohne zu lächeln und mit den hingerissenen Zuhörern eine

persönliche Sympathie zu suchen. Die Pasta läßt sich vor dem Publicum rückhaltlos gehen, sie verschmilzt in ihren eigenen Gesang und weiß dies liebenswürdig zu zeigen, sie ist begeistert und will begeistern, es ist die wahre Coquetterie des italienischen Gesanges, die hier seufzt, tändelt, vor Entzücken aufschreit, und in geheimnißvolle Abgründe der Wonne taumelt. Die Pasta ist eine Dithyrambe, nur fehlt mir ihrem lyrischen Genie etwas Grazie und jener süße Zauber der Bescheidenheit, welcher jeder Kunstleistung noch einen gewissen duftigen und jungfräulichen Hauch geben muß. Bei der Grisi ist es ihr herrlicher Ernst, der ihr diese zarte Künstlerweihe ertheilt, bei der Pasta entsteht, im Gefühle ihrer Meisterschaft, eine fast zu stark hervortretende Sicherheit, mit der sie prächtig wie eine Königin im Reiche ihrer Töne sich ergeht. Neben beiden Sängerinnen ist die Caradori-Allan eine reizende Erscheinung, eine dritte Nüance des italienischen Gesanges darstellend. Diese anmuthige Frau zeigt das Liebliche, Feine und Graziöse der italienischen Manier auf der höchsten Stufe der Ausbildung, an ihr ist Alles unendlich zart hingehaucht, ihre Uebergänge sind ein Wunder von Leichtigkeit und Zierlichkeit, ihre Triller und Rouladen haben etwas Turteltaubenhaftes, und der

ganze Charakter schwebt in einem seelenvollen Nimbus. Doch ich muß wahrlich aufhören, sonst glauben Sie, ich schriebe ästhetische Berichte für deutsche Journale, und mißbrauchte Ihre Freundschaft, die mir erlaubte, an Sie zu schreiben, zu verkappten Zeitungsartikeln. Da sei Gott vor! Neulich fiel mir hier, der Himmel weiß, ob durch ein achtes Wunder der Welt, ein Stück der berliner Voß'schen Zeitung in die Hände. Ich hielt mit aller Gewalt die Thränen der Wehmuth zurück, um diesen fließpapiernen Landsmann nicht gleich bei der Bewillkommnung zu verlöschen, und mein Auge fiel auf die Stelle einer Theaterrecension, wo Herr Ludwig Rellstab das Auftreten einer Sängerin in Berlin ein Ereigniß nennt. Es war mir, als müsse, nachdem dies gesagt worden, ganz London mit allen seinen Whigs und Tories zusammenstürzen, als könne sich Paris mit seinen sämmtlichen geschichtlichen Thatsachen nicht mehr halten, mein Geist begann zu schwärmen, wie der des Königs Lear, und nachher kam ich mir ungeheuer vernünftig vor, denn ich schien mir seit kurzem in der Bildung so weit vorgeschritten, daß ich von dem ganzen Artikel des Herrn Rellstab, mit allen berliner Beziehungen, die sich daran knüpfen, auch nicht ein Wort mehr verstand. —

Doch lassen wir das und schauen uns lieber noch ein wenig in dem Morgenconcerte des Kings-Theaters um, wo Sie die englischen Gesichter studiren können. Nachdem schon zwanzig Musikstücke mitangehört worden, werden Sie kaum noch im Stande sein, mit Ihren Sinnen das grandiose Spiel Thalberg's zu verfolgen, der sich noch zuletzt an das Piano gesetzt hat. Wir sind über Thalberg einig, und ich weiß Ihrem eigenen Urtheile über ihn nichts hinzuzufügen, als daß er in der erhabenen Kälte seines Spiels und seiner Compositionen das Herz immer mehr von sich abwendet, während er den Verstand zur Bewunderung zwingt, wogegen sein Nebenbuhler Liszt, wenn er in seinen Tönen gewaltige Meeresstürme aufregt, wenigstens eine Begeisterung des Verstandes hervorruft. Thalberg fesselte mich diesmal fast gar nicht mit seiner brillanten Virtuosität, und meine Blicke ruhten auf den englischen Frauengesichtern, von denen man sich hier in der ganzen landesthümlichen Flora umgeben sah, und alle nationellen Typen beobachten konnte. Neben den schönsten Formen sieht man doch nirgends so viel eigensinnige und launenhafte Gesichter, mit dem Stempel eines ganz absonderlichen Charakters, als in England; und es gibt hier wunderbare Frauen-

physiognomieen, aus denen man ganze Romane des Eigensinns herauslesen und Novellen eines bizarren und selbstverschuldeten Schicksals schreiben könnte, Gesichter, nach denen sich bürgerliche Tragödieen voll Liebesthränen und voll Whim dichten ließen. Ich bin Mädchenköpfen begegnet, bei denen mir sogleich Fielding's und Richardson's Darstellungen einfielen, und die von Neuem zu einer jener berühmten Romanheldinnen hätten benutzt werden können, seltsame Ovale mit einem unbeschreiblichen Schnitt, den ich nur treffen könnte, wenn Hogarth in meiner Feder säße. Auf ihnen liegt genialer Lebenstrotz, eigenmächtiger Kampf gegen die Verhältnisse, Zwiespalt mit Freunden, Eltern und Verwandten, eigene und krampfhafte Wahl des Schicksalslooses, süße Bethörung, Flatterhaftigkeit und ein heimlicher Zug des Unglücks, Gewalt der Leidenschaft, eine gränzenlose Macht der Hingebung, Hang zum freien und abenteuerlichen Leben, und im tiefen Grunde der blauen Augen eine seltene Gutmüthigkeit, durch die zuweilen der wunderbarste Ausdruck von Spottlust schimmert. Von den bizarren Reizen einer englischen Miß in diesem Genre können Sie nur in England selbst sich eine Vorstellung erwerben, denn dieser Charakter hängt zugleich sehr

genau mit allen Elementen des englischen Lebens zusammen. Die eigentlich idealen und regelmäßigen Schönheiten unter den Engländerinnen, deren es sehr viele gibt, sehen sich mehr oder weniger gleich, obwohl sie ebenfalls auf das Entschiedenste ein nationelles Gepräge tragen. Mit der herrlichsten Gesichtsbildung verbindet sich jedoch bei ihnen fast durchgängig eine ungraciöse Haltung in der ganzen Gestalt, die man gerade in den höhern Ständen viel häufiger antrifft als in den untern. Aber dieser Mangel an pariser Tournüre ist das äußere Ungeschick schöner Seelen, an dem ich, wie Sie wissen, einen besondern Reiz finden kann. Dazu kommt, daß seltsamer Weise die meisten Engländerinnen kurzsichtig sind, was oft dazu beiträgt, ihnen eine gewisse unbeholfene Gutmüthigkeit zu verleihen, und alle Coquetterie, deren elektrisches Fluidum das Auge ist, abzuschneiden. Dafür sind die englischen Frauen harmlos, einfach, gemüthvoll, bieder und zutraulich, und wenn sie sich einer Bekanntschaft hingeben, geben sie sich mit ganzer Seele und mit gutmüthigem Handschlag. Die öffentlichen Bewegungen der Frau sind in England beschränkt, und das erhält ihrer Erscheinung und ihrem Auftreten noch mehr Innigkeit und Weihe. Das Amazonen-Costüm

zu Pferde ist die höchste Höhe, zu der es die Oeffentlichkeit der englischen Frau bringt, und darin zeigt sie sich häufig und in einem ganz eigenthümlichen Zauber. Sonst tritt sie fast überall still zurück und ist nur an dem Altare ihrer Hausgötter, vor dem traulichen Kamin des Familienzimmers und an ihrem Thee- und Arbeitstische in ihrer wahren Freiheit anzutreffen, während es für die Pariserin kaum einen Ort gibt, wo sie nicht öffentlich erscheinen könnte, kaum eine Gelegenheit des Lebens, des Geschäftsverkehrs, bei der sie nicht ausgestellt würde und sich im Vordergrunde zeigte. Diese Zurückgezogenheit der Engländerinnen ist es am meisten, welche sie der Gefahr aussetzt, blau zu werden, d. h. sich den gehässigen Namen der **blue stockings** zu verdienen, der wie ein Fluch jedes sich wissenschaftlich beschäftigende Weib trifft. Es ist nicht zu läugnen, daß die Engländerinnen, bei ihrem abgeschnittenen und zur Reflexion hindrängenden Leben, fast allgemein einen großen Hang zur Gelehrsamkeit haben, und demselben in der Stille eben so eifrig nachgehen, als sie ihn in der Gesellschaft verbergen, um nicht für blau zu gelten; und nur wenn man in die vertrauteren Werkstätten ihres sinnigen Lebens Zutritt hat, stößt man auf eine fleißige Be-

in jedem Wirthshause auszukramen, und es wird noch so weit mit ihr kommen, daß wandernde Handwerksbursche darauf schnurren gehen und sich ihren Zehrpfennig, wie sonst um Gotteswillen, so jetzt um der Weltliteratur willen, ausbitten. Die großen Völkersympathieen, auf welche die Weltgeschichte hinarbeitet, werden sich schwerlich jemals durch die Literatur oder in derselben verwirklichen, und sie werden vielleicht auf einem ganz materiellen und praktischen Wege zu Stande kommen. Die Literaturen sind der Privatbesitz der Völker, und es kann ebenso wenig eine gleiche Theilung des literarischen Eigenthums unter den Nationen geben, als eine gleiche Geld- und Ländervertheilung zwischen Armen und Reichen. Die Franzosen sind jetzt wieder so weit von der Weltliteraturidee abgekommen, daß selbst Diejenigen unter ihnen, welche der deutschen Wissenschaft und Production wirklich etwas verdanken, so vornehm thun, es nicht eingestehen zu wollen, während wieder Andere, die sich mit deutschen Studien etwas modisch in die Brust werfen möchten, leider beinahe so unwissend sind, wie ich im Chinesischen. Bei weitem größern Spaß macht es mir, dieser universalistischen Weltwahlverwandtschaft nachzudenken, wenn ich hier in Lon-

von im Drurylane-Theater sitze. Hier gehen während der Season jetzt wirklich Welt- und Völker-Combinationen in Erfüllung, und Sie können hier nach Herzenslust die europäische Wahlverwandtschaft tanzen sehen, und singen hören den modernen Kosmopolitismus. Da haben Sie zuerst unsere deutsche Schröder-Devrient, welche die Saison herbeigelockt, nachdem sie mit großer Anstrengung das Englische erlernt hat. Sie singt fast einen Abend um den andern den Fidelio, deutsche Musik mit englischem Text, und die deutsche Künstlerin spricht zu ihren Tönen die englischen Worte, und an den dramatischen Stellen redet sie das Englische fertig auf der fremden Bühne. Obwohl sie, nach meinem Gehör, eine ganz vortreffliche englische Aussprache hatte, so schien doch das, was sie sprechen mußte, dem hiesigen Publicum ziemlich komisch vorzukommen, denn meine Nachbarn flüsterten sich alle Augenblicke lächelnd in die Ohren: **she cannot speak english!** so daß ich es am Ende auch glauben mußte. Diese große Sängerin genügte mir hier überhaupt weniger als in unserm Deutschland, obwohl sie bei den Engländern einen außerordentlichen Enthusiasmus erregt, und es ist kein Zweifel, daß sie sich in ihrem Gesange

durch die Laute der fremden Sprache wesentlich gestört, ja empfindlich gehindert fühlt. Im Allgemeinen geben sich die fremden Künstler hier in London weniger Mühe, sie scheinen dem englischen Publicum keinen großen Kunstverstand zuzutrauen, und lassen sich gehen. Bei der Schröder-Devrient aber, die überall von ihrem eigenen Genie hingerissen wird, war es diesmal gewiß die fremde Zunge, die den Flug ihrer Töne einigermaßen hemmte, ihr Talent zerstreute. Dazu kommt, daß ein englisches Orchester, am wenigsten das im Drurylane, nicht darauf eingeübt ist, oder nicht den Geist dazu besitzt, um eine Oper von Beethoven zu spielen. Schon die Ouvertüre gerieth unglücklich; da fehlte aller Geist der Auffassung, alle Empfindung des Ganzen, und die geisterhaften, überirdischen Mächte dieses Tonstückes wurden fast musikantenhaft abgegeigt. Nicht so schlecht war die Ausführung der Oper selbst, aber wir sind einmal in Deutschland gewohnt, ganz eigenthümliche und subtile Ansprüche an das Spielen beethoven'scher Musik zu stellen. Was aber unsere Schröder-Devrient betrifft, so erhält sie für jeden Abend ihres hiesigen Auftretens 60 Pfund, und dafür kann sie schon Englisch sprechen! Sie sehen, durch welche Macht der europäische

Kunstkosmopolitismus am besten vermittelt wird. Es ist das Geld, das Geld, und noch einmal das Geld, das den Pol der Anziehung und Abstoßung in allen modernen Wahlverwandtschaften bildet, und immer mehr an geistiger Macht gewinnt in der europäischen Menschheit. Schlechte Aesthetiker und Philosophen, die dem Gelde noch keine principienmäßige Stelle im System des Geistes angewiesen haben!

Im Drurylane-Theater können Sie für einen mäßigen Eintrittspreis noch mehr solcher Weltcombinationen genießen! Ich habe hier das singende Deutschland, das tanzende Paris und das pirouettirende Berlin, vereint mit dem tanzenden und singenden London, auf einer Diehle beisammen gesehen. Außer der Schröder-Devrient bemerkt man nämlich in dem Sonnensystem der diesjährigen Season auch den schwebenden Stern der pariser Taglioni, zu der sich auch noch in ihren Namensvettern aus Berlin eine deutsche Bewegungspartei gesellt hat, und so ist ein europäisches Ballet hier fertig, über welchen Ausdruck Sie mir nicht lachen sollen, geistreiche Frau! Von der Taglioni zu sprechen, ist unnütz, man muß sie sehen, und ich weiß, Sie zählen dies Götterkind, obwohl es auf Erden eine Tänzerin geworden, zu

jenen Lieblingen des Himmels, welche derselbe der Menschheit gesandt, um sie zu erheben, zu bessern und zu läutern. In der That, das Größte, was man von dieser Tänzerin sagen kann, ist, daß sie keine Tänzerin ist, sondern daß alle ihre Tanzbewegungen wie ihre natürliche Sprache sind, die sie sprechen muß, um sich auszudrücken, und die einen andächtigen und sinnreichen Inhalt hat. Ihre ganze Erscheinung ist Seele, Gemüth, Bescheidenheit und Poesie, man wird gut, wenn man sie tanzen sieht oder vielmehr sprechen hört. Haben Sie wohl einmal recht den wunderbaren Bau der Taglioni gemustert, und betrachtet, wie sie wirklich ganz schmetterlingsartig gestaltet ist, wie ungemein zart, dünn und leicht der kleine Oberkörper ist, mit dem schmalen merkwürdig geformten Kopf, der ihr wahrhaft etwas Libellenhaftes gibt, während die Schenkel den von allem gröberen Stoff geklärten Flügeln des Schmetterlings gleichen? Und ihre Augen wirken mit in der Grazie ihrer Bewegungen, die Augen lächeln Geist, Sinn und Verstand hinein. Ueppiger gestaltet ist die Schülerin des großen Gentz, Fanny Elsler, aber die Elsler berauscht und reißt hin, wo die Taglioni erhebt, erfreut und einen nachhaltigen Eindruck bereitet. Jemand hat mit ebenso liebenswürdiger

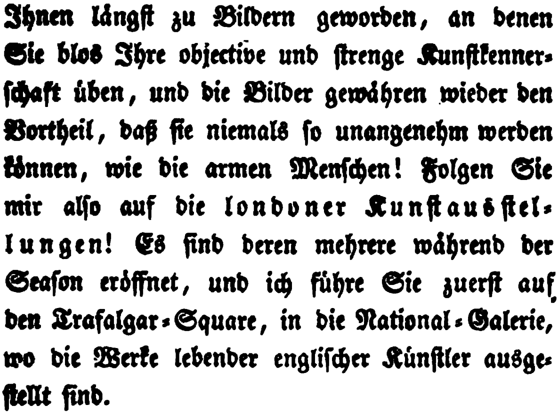
als himmelschreiender Raserei von Bettinens Briefen an Goethe gesagt, es sei die „Metaphysik des Kusses," und nachdem ein Sterblicher dies gewagt, wage ich von der Taglioni zu sagen, sie sei der getanzte Goethe, während Fanny Elsler der getanzte Gentz ist! In Wahrheit ist die Elsler, wenn man will, eine diplomatische Tänzerin, die Taglioni dagegen eine griechisch-deutsch-französisch-classische in gediegener goethe'scher Formvollendung. —

Doch ich bitte Sie um Gotteswillen, lassen Sie mich aufhören! Haben Sie nun großartige Weltcombinationen, modernen Wahlverwandtschaftsunsinn genug? — Ich werde Ihnen, liebe Freundin, niemals wieder über Sängerinnen und Tänzerinnen der Season schreiben. Dies ist ein Capitel, bei dem man, wie ich sehe, aufs Aeußerste kommen kann. Der Himmel behüte Sie! Vergessen Sie mich nicht ganz, denn ich weiß, Sie haben viel zu denken! —

6.

An den Einsiedler der *** straße in

Mein theurer Einsiedler, beschäftig
noch immer mit Einsamkeit? Das
Geschäft von der Welt, Sie werden
werden! Ich beneide Sie zuweilen ur
Perspective von Ihrem Sopha au
Ihre lange türkische Pfeife, mit dere
vollen Zügen Sie der occidentalen
bieten. Was soll ich Ihnen von den
erzählen, die ich hier in London sehe
hen den sogenannten Umgang mit M
nigstens den, über welchen Knigge
und wahrlich, Sie haben Recht! War
der zusammen leben werden, wollen w
die Wette einsam sein, Sie geliebt
feind! Jetzt will ich Ihnen lieber vo
sprechen, als von Menschen. Die A



Ihnen längst zu Bildern geworden, an denen Sie blos Ihre objective und strenge Kunstkennerschaft üben, und die Bilder gewähren wieder den Vortheil, daß sie niemals so unangenehm werden können, wie die armen Menschen! Folgen Sie mir also auf die londoner Kunstausstellungen! Es sind deren mehrere während der Season eröffnet, und ich führe Sie zuerst auf den Trafalgar-Square, in die National-Galerie, wo die Werke lebender englischer Künstler ausgestellt sind.

In drei kleinen, aber freundlichen und hellen Sälen finden Sie hier nur 1289 Kunstgegenstände und vor denselben ein nicht allzu zahlreich versammeltes, höchst fashionables Publicum, das Ihnen gefallen wird, denn Sie werden es kaum bemerken. Die Stille und Geräuschlosigkeit der sich auf und nieder bewegenden Beschauer wird hier selbst einem Norddeutschen befremdlich, und die Schweigsamkeit des englischen Kunstenthusiasmus machte mir zuweilen das Gefühl, als wandelte ich in einem unterirdischen Schattenreich, wo hübsche Scheingestalten und fashionable Gespenster mit seidenen Gewändern und indischen Shawls an mir vorbeistrichen und in geisterhafter Wortlosigkeit einen Reigen zusammen aufführten,

an dem ich aber, als Fremder, der den Schatten nicht, englischer Sitte gemäß, vorgestellt war, keinen Antheil nehmen durfte. Dann erfaßte mich eine Melancholie, und ich suchte vergebens Trost bei den umherhängenden Bildern an den Wänden, denn ich fand sie fast alle unbedeutend. Was aber die Kälte und Stille der Engländer in ihren Kunstausstellungen betrifft, so folgt diese keinesweges aus ihrem scharfen und unerbittlichen Kunstverstand, denn sie halten vielmehr die Ausstellung der diesjährigen Season für die allerbedeutendste, die seit langer Zeit in England stattgefunden. Diese anscheinende Gleichgültigkeit ist nichts als eine Folge der guten und anständigen Lebensart, sie ist eine Nothwendigkeit der Fashion. Es ist einmal nicht gentlemanlike, hier irgend eine Erregung, und wäre es auch für ein Gemälde, öffentlich zu verrathen, man darf keine Passionen, keine Bewegungen und Entzückungen an einem öffentlichen Orte zeigen, wenn man der höhern Gesellschaft zugerechnet bleiben will, man darf sich überhaupt nicht laut und lebhaft mittheilen, ohne schlechte Sitten zu bekunden. Bei den Engländern aber brennt dann das stillgehütete Gefühl um so reiner in ihrem Innern, und wenn sie zu Hause angekommen und sich

wieder unter sich befinden, ihren bekannten und vertrauten Gesichtern gegenüber, tritt es heraus in hellen Flammen. Jene hübsche, rothblonde Miß, die, mit dem Katalog in der Hand, langsam und steif von einem Gemälde zum andern tritt und nur dann und wann verstohlen mit der Bleifeder einen Strich in ihrem Katalog macht, scheint ein allegorisches Marmorbild der Apathie zu sein, sie wechselt kein Wort, kein Lächeln, keinen Blick mit der sie begleitenden Mutter, und nachher, wenn Sie kein Einsiedler wären, würden Sie in einer Gesellschaft, wo Sie gut vorgestellt sind, die scharfsinnigsten und begeistertsten Urtheile über Gemälde von diesem Mädchen hören können. —

Ich benahm mich gewiß höchst fashionable auf dieser ganzen Kunstausstellung, denn ich fühlte auch nicht die geringste Veranlassung, einen Enthusiasmus laut werden zu lassen. Seit mehreren Tagen bringe ich regelmäßig meine Nachmittagsstunden von 2 bis 4, denn diese sind die anständigste Zeit, auf dem Trafalgar-Square zu, und suche irgend einen bestimmten Charakter in diesen englischen Kunstproductionen zu entdecken. Die vorhandenen Bilder rühren meist von jungen, noch unbekannten Malern her, da die berühmte-

ren aus der englischen Schule, wenn man von einer solchen reden darf, entweder gar nicht, oder sehr spärlich beigesteuert haben. Die Productivität an sich erscheint der Masse nach groß genug, wenn man bedenkt, daß hier nur Erzeugnisse englischer Künstler ausgestellt sind, und daß, außer der angeführten Zahl, noch gegen tausend Bilder von dem Vorstande aus Mangel an Raum zurückgewiesen wurden, wobei man freilich nicht begreift, wo in dem ungeheuren London, in dem der luxuriöse Raum den Menschen höhnt, und so viel Zeit kostet, Mangel an Raum herkommen kann. Sie finden aber bei den englischen Malern, mit geringen Ausnahmen, weder die hohe technische Vollendung der Zeichnung und des Colorits, durch welche die neueste französische Malerschule den Preis in der heutigen Kunst errungen, noch die Innigkeit und Phantasie der Erfindung, das Bewußtsein und die Seele der Behandlung, in der wieder die deutschen Maler, besonders die genialen und sentimentalen Düsseldorfer, die Franzosen weit überflügelt haben. Dagegen ist bei vielen Engländern eine praktische Tüchtigkeit des Entwurfs, eine Festigkeit und Zierlichkeit des Pinsels, bemerkbar, wo sie es mit Gegenständen des wirklichen und materiellen Le-

dens, besonders mit dem, was der englischen Alltäglichkeit angehört, zu thun haben. Einige vortreffliche Thierstücke, ausgezeichnetes und bewundernswürdiges Rindvieh von T. S. Cooper, Hund- und Schäferstücke von J. Ward, ein wahrhaft großartiges Hunde-Meeting der Jagdhunde Sr. Majestät des verstorbenen Königs auf Ascot Heath, außer den Hunden noch die Portraits der hohen und höchsten Lordschaften Englands, des Herzogs von Beaufort, Lord Adolphus Fitzclarence, Graf von Chesterfield und vieler anderer enthaltend, gemalt von F. Grant, ein echt englisches Bild; dann schottische Hochlandsscenen, Themseböte, Uferansichten, gestrandete Schiffe, echte Racenpferde, und lebensgroße Portraits ihrer public characters, wie das ausgezeichnete Bild des Herzogs Wellington, von Briggs, solcher Sachen haben sich die Engländer in gelungenster Weise zu erfreuen.

Einige Gemälde, die mir in diesen Sälen eine besondere Aufmerksamkeit abgewonnen, will ich Ihnen näher beschreiben, obwohl es gerade solche sind, vor denen sich die Menge der Schaulustigen weniger drängt, und Sie können daher, ohne Ihrem Charakter als Einsiedler ungetreu zu werden, etwas längere Zeit mit mir vor densel-

den verweilen. Wir betrachten zuerst das Bild von D. Wilkie, dem größten Maler Englands, welcher die nachmalige Kaiserin Josephine in dem Momente gemalt hat, wo ihr gewahrsagt wird, daß sie künftig eine Krone tragen würde. Ich halte dies für die vorzüglichste Leistung auf der ganzen Ausstellung, und Gediegenheit der Ausführung, Colorit, Zeichnung und Erfindung treffen darin zusammen, um es gegen die andern überwiegend hervorzuheben. Die schöne Josephine befindet sich noch auf ihrer westindischen Geburtsinsel Martinique, sie sitzt am Tische und hat sich von einer Negerin wahrsagen lassen, ihre rechte Hand ist zu diesem Zwecke ausgestreckt, und die phantastisch aufgeputzte Wahrsagerin hat dieselbe mit ihren beiden Händen ergriffen; der verhängnißvolle Ausspruch, der später selbst in Frankreich lange Zeit vor seiner Erfüllung bekannt war, ist geschehen. Der Ausdruck Josephinens selbst ist vortrefflich, der schlanke jungfräuliche Körper erscheint zurückgebogen, das Gesicht stützt sich lieblich verschämt mit dem Kinn auf die Fläche der linken Hand, und dieser Arm ist zugleich hoch emporgehoben, als wolle sie damit das Glück, das ihr werden soll, gewissermaßen von sich abwehren. Und doch scheint Josephine, wiewohl

mit der bescheidensten Lüsternheit nach der Zukun
schon in der fernen Süßigkeit dieses Glückes
schwelgen. Eine Alte, ihre Mutter, steht hin
ihr und legt ihr schmunzelnd, mit einer Mie
als wenn morgen schon die kaiserliche Hochz
sein solle, die Hand über die Schulter. D
Gesicht der prophezeienden Negerin hat einen Au
druck, als beneide es dem Mädchen das bevorst
hende Glück, das sie selbst im Dienste des fr
gebigen Schicksals ihm verkündet. Kinder steh
am andern Ende des Tisches und beugen sich ne
gierig verwundert über denselben hin; im Hint
grunde zeigt sich lauschend ein Mohr, dumml
chelnd über die wundersame Mähr, die da la
geworden, und durch seine Gestalt den Himmel
strich bezeichnend, unter dem sich die Scene d
Bildes zuträgt. Zu den Füßen Josephinens sie
man einen zu ihr heraufspringenden Hund un
einen — nackten Amor. Was in aller W
wollte der Künstler mit diesem letzteren andeuten
Vielleicht, daß es die Liebe sein werde, dur
welche die Prophezeihung der Kaiserkrone sich ve
wirklichen müsse? Dies ist ziemlich abgeschmack
diese Allegorie macht dem Verstande des Kün
lers keine Ehre. Wollte man noch etwas tadel
so wäre es die allzuabsichtliche Intention, w

welcher der Maler seinen Stoff verwirklicht hat, in der Weise, daß alle Figuren schon eine gar zu gewisse Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit der Verheißung ausdrücken, als wäre es in der That auf einen der nächsten Tage bestellt, und als ließe sich nichts mehr dagegen einwenden. Man könnte vielleicht noch Manches am Stil dieses Bildes auszusetzen finden, aber es hat doch seinen eigenthümlichen Grundwerth, der ihm nicht bestritten werden kann, und die Wahl solcher Gegenstände für die neuere Malerei, die so lange rathlos in ihren Gegenständen umherschwankte, verdient Nacheiferung. Die Behandlung in dem Wilkie'schen Bilde hat seltsamer Weise Aehnlichkeit mit der Manier der Chodowiecki'schen Kupferstiche; sie erscheint etwas manierirt, vielleicht hier und da geziert, aber immer Geschmack verrathend. Auch finde ich die Vertheilung der Lichter vortrefflich und im Sinne des Gegenstandes wirksam.

Nächst diesem war eins der beschauenswerthesten Bilder eine Waldnymphe von G. Patten, vortrefflich componirt, sowohl in der Gestaltung als in der Beleuchtung. Der Körper der Nymphe ist frisch wie ein Springquell des Waldes, die Augen unschuldig, schalkhaft und klug wie ein Reh. Man sieht sie in halbsitzender, halb-

liegender Stellung, den linken Fuß unter die rechte Lende gebogen, an einem verschwiegenen Platze, im tiefsten Waldesgrund. Das dunkle Colorit des Waldes hat auch der Weiße des Körpers bräunliche Tinten angehaucht. Die Schenkel sind zierlich, frisch und kräftig, der knospenartige Busen hat die runden jungfräulichen Formen seiner ersten Entfaltung. Was an diesem Bilde eigenthümlich gefällt, ist die Verschmelzung der sinnlichen Erscheinung einer Nymphe mit dem geistigen Reize einer Gottheit, man sieht hier in der Göttin die Nymphe und in der Nymphe die Göttin, der süße Leib bedeutet außer sich selbst noch das Geheimniß einer höheren Abstammung, die schönen Formen gehören der Lust der Erde an, und haben doch zugleich ihre Schwere überwunden. Das Mysterium von Leib und Geist, von Blut und Empfindung, liegt in der Nymphe als lachendes und leicht zu lösendes Räthsel da, die Nymphe ist das Mittelelement zwischen Erde und Himmel, und darum spendet sie in menschlichen Formen göttliche Freuden. Hier habe ich Sie, Bruder Einsiedler, auf Ihr Lieblingsterrain gebracht, setzen Sie sich nun an die Orgel Ihrer Phantasie und spielen Sie mir eine feierliche Messe über dies unser großes Thema! Sie hätten ver-

dient, selbst die Jo des Correggio gemalt zu haben, von der Sie so seltsam schön wie ein toller Bramine zu sprechen wissen. Alles, was Sie jetzt denken, schlägt in Tönen bis nach England zu mir herüber, denn wir lieben uns genug, Freund, um uns auch in der Ferne an der Windsbraut zu erkennen! —

Kommen Sie noch zu einem andern Bilde: die kleinen Bettler, von Rothwell, das ganz allerliebst und in vieler Hinsicht ausgezeichnet ist. Ein kleiner Junge von sechs Jahren und ein um einige Jahre älteres Mädchen stehen in einer Feldgegend neben einander. Der Junge schaut mit einem unnachahmlich lächelnden Gesicht und mit einem schelmischen Vertrauen in die Welt hinein, von der er noch nichts weiß, und deren Gunst zu erproben ihn das Schicksal so früh zum Bettler gemacht hat. Die eine Hand hat der kleine Vagabund nachlässig in die Tasche gesteckt, die andere hält er gekrümmt und hat vielleicht schon einen Pfennig darin. Er gibt sich ordentlich ein geniales Ansehen mit seinem gutmüthigen Lächeln, der arme Schelm; warum soll man ihm nichts geben, denkt er, da die Andern Etwas haben, und er hat nichts. Er meint gewiß, die reichen Leute seien nur deshalb so reich,

um mit den Armen zu theilen, und das scheint ihm noch eine ganz natürliche und ausgemachte Sache. Er ist in seinem naiven Naturrechte noch nicht irre geworden. Seine Schwester neben ihm weiß es schon anders. Die Arme, weil sie um die wenigen Jahre älter ist, ist sie unglücklicher. Auf dem jungen hübschen Gesichte ruht Blässe, sie denkt nach und denkt in die Ferne. Die kleine Bettlerin ist schon zur Reflexion über die Welt gekommen. Ihre Augen sind zum Himmel gerichtet, mit der einen Hand faßt sie sich sorgenvoll an Kinn und Wange, mit der andern zupft sie sich in ihrem Nachsinnen an der Schürze. Sie hat ihren Ueberschlag gemacht, die eingebrachte Baarschaft scheint nicht auszureichen für den heutigen Tag, und sie denkt an die armen kranken Eltern daheim. Dies Bild ist mit vieler Empfindung und sehr sinnig gemalt, die genreartige Ausführung ist meisterhaft. Am reizendsten ist aber die gutmüthige Zuversicht in dem lieblichen Gesicht des Knaben. Wollen wir mit den armen Kindern betteln gehen, lieber Einsiedler? Schlagen Sie alle unsere Zeitideen, unsere Pläne und Entwürfe zusammen, alle unsere Schriften, gedruckt in diesem Jahre, und schnüren Sie uns einen Bettelsack daraus, wir wollen ihn über unsere Schulter

nehmen! Oder wollen Sie in Ihrer Klause sitzen bleiben, wie die Siebenschläfer, bis bessere Zeiten werden? Wissen Sie, welches eine schöne Zeit war? Die Zeit Jakob's I. von Schottland. Sie lachen, aber ich will Ihnen gleich das Räthsel aufklären, wenn Sie mir in den ersten Saal der Kunstausstellung folgen, zu einem Bilde, das J. Porter gemalt hat. Da sehen Sie die Tochter jenes Königs, Margarethe, Dauphine von Frankreich, wie sie einen Poeten küßt! Margarethe war eine ausgezeichnete Prinzessin, deren hohe Bildung zu ihrer Zeit in großem Rufe stand. Damals gab es einen Dichter, Alain Churtier, und dieser nahm sich eines Tages die poetische Freiheit, in einer Säulenhalle, durch welche Margarethe hindurchgehen mußte, einzuschlafen. Als die Königstochter den Poeten schlummern sah, näherte sie sich ihm leise und küßte ihn. Sie küßte ihn, und als ihre Hofdamen darüber vor Erstaunen sich nicht zu fassen wußten, sagte sie: I kiss not the man, I kiss the poet, the author of so many beautiful things! Sie küßte nicht den Mann, sondern blos den Dichter, der so herrliche Sachen geschrieben. War das nicht eine schöne Zeit? Königstöchter und Leute, die herrliche Sachen schreiben, in Sympathie mitein-

ander! Solche Küsse sind seitdem aus der Mode gekommen, und daß sie heut nicht mehr Zugkraft haben, beweist das Bild selbst, denn es ist mißlungen und ziemlich schlecht. Nur im Gesicht des schlummernden Dichters ist ein guter Zug, er scheint nämlich den königlichen Kuß zu empfinden und ihn leise einzusaugen. Welcher officielle Mund küßt Ihnen heut Stirn und Lippen, wenn Sie herrliche Sachen schreiben und unsere Lieblingsideen alle zu Papiere gebracht haben werden? Aber lassen Sie Alles gut sein! Ich kenne kleine harmlose Lippen, die Sie zu Zeiten küssen, wann Sie traurig werden wollen, und die ihren lieblichen Athem auch zuweilen über meine Wange gehaucht haben. Ich denke noch gern daran. Könnten wir nicht damit zufrieden sein, Einsiedler? —

Wollen Sie noch mehr von der englischen Kunst auf dem Trafalgar-Square hören? Sagen Sie nein! Ich will Ihnen nur noch einige Bilder nennen, vor denen sich das hiesige Publicum mit besonderer Schaulust zeigt, z. B. die Lagerung einer Zigeunerbande, von D. Maclise, die vielen Beifall findet. Es ist im Einzelnen ein gutes Bild, aber ohne Einheit, ohne Totalwirkung, zu zerstreut und auseinandergehend in allen seinen Effecten, es liefert ein seltsames Zeugniß,

wie die einzelnen Gruppen in einem Gemälde gelungen sein können und doch die ganze Composition ohne Geschmack und Eindruck. Die Theilnahme des Publicums sammelt sich hier besonders vor den glatten, geleckten und elegant ausgeführten Bildern, wie vor dem vielbewunderten Rafael und Fornarina, von Callcott, ein Gemälde von einer außerordentlichen Eleganz in den Farben, aber ohne Seele und inneres Leben eine blos gemachte und gepinselte Wirkung. D gleichen gibt es noch mehrere. Doch ich ra Ihnen lieber, diese Ausstellung der lebenden Kü ler jetzt mit mir zu verlassen und die Säle dem Pall Mall zu besuchen, wo die seit Reihe von Jahren bestehende Gesellschaft *) der alter Meister während der Saison zu stellt. In England sind viele seltene Sch dieser alten glorreichen Epoche der Kunst und es gehört hier mit zum Stolz de Aristokratie, Gemälde berühmter Mei sitzen. Auf ihren Landschlössern zeigen kunstliebenden Lords so viel Rafael' Van Dyck's, daß Sie darob in Er

*) British Institution for promotin in the united kingdom.

then sollen; aber einige sind immer echt, andere sind Copieen, mit denen sie selber betrogen worden, andere solche, die sie sich für ein Spottgeld in Paris oder Dresden haben anfertigen lassen. Der Nationalsinn der Engländer zeigt sich aber darin wieder erfreulich, daß diese Schätze nicht gänzlich dem Privatbesitze verfallen bleiben, sondern alljährlich einmal durch die Bemühungen der genannten Gesellschaft aus allen Theilen des Königreichs vereinigt werden, so daß man an den Katalogen dieser Ausstellung auf Pall Mall allmälig ein Verzeichniß aller in England befindlichen Bilder alter Meister, und zugleich einen Nachweis über die gegenwärtigen Besitzer derselben, erhält. Die diesmalige Schaustellung ist besonders glänzend und reichhaltig an Werken aus allen Schulen, und ich wüßte kaum eine Galerie, vielleicht die des Marschall Soult in Paris ausgenommen, wo man den Murillo so genau studiren könnte, als auf diesem kleinen Museum der British Institution. Dieser originelle Spanier ist hier durch zwölf Bilder vertreten, die ihn von allen Seiten seiner Manier veranschaulichen, sowohl in den Gestalten seines nationalen Volks-
rs, worin er so naturwahr, schelmisch, saft-
b und doch graziös ist, als in seinen

mehr im idealen Styl gehaltenen Bildern und Heiligendarstellungen, in welchen er sanfter auftritt und seine kecke, naive Phantasie in leiseren Tinten der Schönheit verschweben läßt. Welcher Maler hat wohl so viel Humor, Gemüthlichkeit, Sinnlichkeit und Innigkeit, so viel Lachen und so viel Andacht in einem Pinsel vereinigt, als Murillo? Ein Kenner ganz anderer Art als ich, Herr Waagen in Berlin, wird Ihnen in seinem Buche, durch welches die Kunstschätze Englands zum ersten Male ihre weitere Bekanntmachung und Würdigung erhalten, auch von diesen Murillo's bessere Beschreibungen liefern, als Sie von mir verlangen können, und so wissen Sie nur noch kurz, daß sich hier auch zwei außerordentlich schöne und über allen Zweifel erhabene Portraits von Rembrandt, einige Wouverman's, Tenier's, Ostade's, Terburg's von seltenem Werth, mehrere Landschaften von N. Poussin, ein Portrait von Rafael, das in seiner Manier Allem zuwider ist, was ich bisher von Rafael gewußt, ein herrlicher Albrecht Dürer (St. Jerome in seiner Zelle), Einiges von Tizian, und drei höchst seltsame, aber bewundernswürdige Gemälde von Salvator Rosa befinden, eine Felsenlandschaft mit Banditen,

Jakob's Traum, und eine Allegorie der menschlichen Gebrechlichkeit. Das Groteske und Abenteuerliche dieses räthselhaften Genius hat immer einen besondern Reiz für mich gehabt. Ein heimlicher Schrecken lauert fast aus allen seiner Bilder, seine düstere kühne Phantasie wirft in rücksichtslosen Strichen hin, kugelt sich wie ein gespenstisches Thier in wunderlichen Gruppen zusammen, scheint uns geheimnißvoll anzuziehen, mit mährchenhaften Schauern zu verlocken, dann aber streckt es plötzlich riesige Krallen von sich, es umschwirrt uns mit Nachteulensittigen und Raubvögelgekrächz', die gespenstische Nacht seiner Gemälde birgt Ungeheuer in ihrem Schooße. Das Gerücht, daß Salvator Rosa ein Bandit gewesen, ist ohne Zweifel mehr durch den Charakter seiner Bilder, als durch eine Spur wirklicher Thatsachen entstanden. Von manchen deutschen Dichtern in dem sangvollen und klangvollen Schwaben wird die Nachwelt vielleicht einst muthmaßen, daß sie Schneider gewesen. Nicht weniger schrecklich ist die Abstraction aus den Werken des armen Salvator Rosa, daß er mit dem Pinsel zugleich den Banditendolch geführt habe. Er hatte eine mit Entsetzen gesättigte Phantasie, er muß die Süßigkeit des Mordes gekannt haben,

aber es ging ihm mit dem Morden vielleicht eben=
so, wie den deutschen Dichtern einer frühern Zeit
mit dem Weintrinken, sie dichteten ihre Weinlie=
der bei einem Glase Wasser. So malte Salvator
Rosa gewiß nur wie ein wilder Bandit und lebte
wie ein frommer Maler. Bemerkenswerth sind
auch ihrer Auffassung wegen zwei wunderliche
Hochzeiten von Canaan, die eine von Paul
Panini, der ein Architekturstück daraus gemac
hat, die andere von Jan Steen, von dem m
diese biblische Scene mit allem Humor eines n
derländischen Genrestückes behandelt sieht,
Bilder von der seltsamsten Wirkung. Das
Abendmahl des Tintoretto, ein Meisterst
Gruppirung, aber weniger ausgezeichnet i
sichterausdruck, mit vieler Monotonie des
rits, fesselt schon durch seine Kolossalit
Auge. Ein Reiterportrait und ein Kin
Wiege, beide von Velasquez, sind v
Werthe, und zeigen den großen, stre
sichern Styl dieses Malers in seiner V
Ein anderes Bild desselben Meisters,
darstellend, wie er Christum verläugne
falls bemerkenswerth, obwohl es gr
der Kunst ist, solche Momente zu
Petrus hat hier eine sehr jüdische

und verläugnet seinen Herrn ganz vortrefflich. Als ich dies Bild betrachtete, befiel mich ein großes Mitleid mit dem armen Petrus, welcher der erste Diplomat in der neuern Geschichte werden mußte, und dann wandelte mich auf einmal das Lachen an, denn gegenüber an der andern Wand sah ich ihn plötzlich wieder, auf einem Bilde von Rubens, wo der Diplomat Petrus mit dem Schlüssel belohnt wird, nicht etwa mit einem Kammerherrnschlüssel, sondern mit dem des Himmels. Dies ist ein äußerst kräftig gehaltenes Bild, mit allen Reizen des nervvollen, ungenirten und keck zutreffenden Pinsels, der den Rubens immer auszeichnet. Petrus empfängt den Schlüssel aus den Händen des Herrn mit vieler Demuth, er steht wie ein unterwürfiger Knecht, der wohl weiß, daß er die Gnade nicht verdiene, der aber klug und gläubig genug ist, sich ihr hinzugeben.

Es gibt hier noch eine dritte Ausstellung während der Saison, nämlich von Malern in Wasserfarben, worin die Engländer immer bedeutendere Fähigkeiten entwickeln. Aber genug für heut von Bildern! Nur ein lebendes Bild will ich Ihnen noch zeichnen, das mir alle Tage bald auf der einen, bald auf der andern Ausstellung begegnet, ein alter Mann, welcher gewissermaßen

der Normaltypus der englischen alten Männer ist. Diesen Greis werden Sie seinem Anzuge und seiner ganzen Erscheinung nach für einen hoff- nungsvollen Jüngling halten, und doch können Sie überzeugt sein, daß er mindestens siebzig Jahre zählt. Er ist hinfällig, und wenn Sie ihn sprechen hören, reicht ihm der gebrochene Athem kaum mehr aus, aber statt der Krücke, die man ihm reichen möchte, stützt ihn ein äußerst modisch[e] Stock, mit goldenem Knopf, durch den sich se[ine] elegante Gestalt aufrecht erhält. Ein Frack [...] dem neuesten Schnitt umschließt eng und [...] schmackvoll seinen Leib, die hohe Cravatte f[...] tirt zierlich das Gesicht und erpreßt noch [...] Röthe in den Wangen, hinter denen nur [...] steckten Höhlen das bezwungene Alter [...] Schuh' und Strümpfe vermehren das G[...] dige seiner Haltung, der etwas in die S[...] drückte weiße Hut hilft noch mehr die ju[...] Heiterkeit seines Blickes hervorheben, [...] Blume in seinem Knopfloch, der r[...] schmuck seiner Uhrgehänge, die ausne[...] kostbare Weste, zeigen ihn noch mit [...] und Stoffen des Lebens zusamm[...] kurz Alles liefert Ihnen eine vollk[...] schauung, wie die Engländer das [...]

ters verbessern und das allmälige Sterben der menschlichen Gestalt verkleiden. Dies ist hier allgemein üblich, daß man die Waffen der Mode der Hinfälligkeit der äußern Erscheinung entgegenstellt, und daß man es für geziemend glaubt, sich bis auf den letzten Augenblick durch die Toilette gegen die Natur zu wehren. Daher finden Sie hier fast überall das Alter jugendlich angezogen, der Greis geht als Dandy in das Reich des Todes ein. Dieser conservative Charakter des englischen Modelebens hängt mit der großen Ehrfurcht zusammen, welche der Engländer überhaupt vor dem Bestehenden, vor der Form und der äußern Erscheinung hat, und er hält es daher der guten Lebensart zuwider, die Metamorphose des Alters durch sein Aeußeres einzugestehen. So balsamirt ihn die Fashion lebendig ein, während der grinsende Tod schon über ihm die Hippe schwingt.

Daß man auf diesen Kunstausstellungen fast nur Leute der höhern fashionablen Welt sieht, macht eines Theils die angeborne Gleichgültigkeit des hiesigen Volks gegen die Kunst, andern Theils vielleicht auch der Eintrittspreis, der wenigstens hoch genug ist, um die ärmern Classen von diesen Genüssen fern zu halten. Die großartige Li-

beralität, die man in Frankreich bei allen öffentlichen Gelegenheiten gewohnt ist, vermißt man in England überall. Diese französische Liberalität, die nirgends Geld nimmt, wo es sich um Kunst, Nationalinteressen, öffentliche Denkmäler und Ausstellungen handelt, dient offenbar ganz außerordentlich der nationellen Verbreitung der Ideen und der Anregung eines höheren Sinnes und Geschmackes unter dem Volke. Auf der pariser Kunstausstellung, die kein Eintrittsgeld kostet, und bei allen ähnlichen Gelegenheiten, sieht man Leute aus den niedrigsten Ständen, Arbeite Bauern, gemeine Soldaten, vor den Bild und Kunstwerken. In London würde schon Vorstellung, eine solche Vermischung der St in einem Saale hervorgebracht zu sehen, sc haft befunden werden, und auch die höhern S von der Kunst entfernen. Doch sollte m nigstens dem Wucher, der mit den öff Anstalten in England getrieben wird, S setzen, und vor einiger Zeit wurde ein Meeting gehalten, um eine Petit Parliament zu bringen, daß dem Publi zu gewissen Instituten und Gebäuder Zutritt gestattet werden solle. Dies i tion, welche der Ehre der englische

gemessen wäre, da das bisher stattgefundene Gegentheil viel Entwürdigendes auch in nationaler Hinsicht hatte. Bisher war nur das **British Museum** an den dazu bestimmten Tagen frei geöffnet, alle andern Monumente, Galerien und Kirchen haben ihre bestimmte Taxe, so gut wie jedes Theater und jede Menagerie. Einem Reisenden, der einmal darauf eingerichtet ist, Geld auszugeben, kann es auf einige Schillinge mehr oder weniger den Tag nicht ankommen, sondern es ist am meisten der verletzende Begriff, öffentliche Monumente und Nationaldenkmäler von der Habgier der einsammelnden Beamten bewacht zu sehen. Doch ist wohl nicht sobald auf eine Abänderung hierin zu hoffen, da die in England so mächtige Gewohnheit dagegen ist, und es einmal zu den Begriffen des Gentlemanthums gehört, überall zu zahlen, wo man etwas sieht, und nichts geschenkt zu nehmen. Sie müssen daher selbst an den Kirchthüren theuer bezahlen, wenn Sie beten gehen wollen, guter Einsiedler! —

Wissen Sie, welches mein Lieblingsvergnügen hier in London ist? Täglich eine Partie auf der Eisenbahn nach Greenwich zu machen, dort an der Themse und in dem schönen Park einigemal a [illegible] bzugehen, und doch noch zur rechten

Zeit zum Breakfast bei meinen londoner Freunden zu erscheinen. Diese herrliche Bahn, die bei London Bridge beginnt, ist, als Kunstwerk betrachtet, der großartigste Bau, zu dem bis jetzt diese unsere eiserne Epoche der Weltverbindung Anlaß gegeben. Sie erhebt sich in stolzer Höhe auf beinahe tausend Bögen, deren prachtvolle Reihe fast alle architektonischen Formen, nur den gothischen Bogen ausgenommen, aufzeigt. Sie durchschneidet schöne und lachende Fluren mit der Grazie eines Vogels, und die Bewegung auf ihrem Rücken ist so angenehm und gleichmäßig, da[ß] man sich dabei allen Illusionen des Fluges [...] dem Glauben an das Schicksal selbst, das [...] des Fortkommens der Menschheit annimmt, übe[r...] kann. Was meinen Sie zu diesem Fortkomm[en...] Menschheit auf der zukunftsvollen Eisenlinie? [...] Sie es das eiserne oder das goldene Zeitalt[er...] das mit dieser wie ein Raubthier ächze[nden...] schine, unter schwarzem Rauch, Wirbe[l...] umherfliegenden Steinkohlenschlacken, im [...] Mir gilt es gleich, das eiserne oder [...] wenn nur irgend ein bestimmtes Zeita[lter...] Stande kommt, und ich lasse mich [...] voll fortrutschen durch eine Mas[chine...] noch das einzig welthistorische G[...]

Tagen macht. Zuweilen, wenn sie so schreit und krächzt wie ein prophetischer Rabe und aus tiefen Lungen ihre gespensterhaften Dämpfe bläst, möchte ich sie fragen, ob sie Glück bringt, Freiheit, Humanität, oder Auflösung aller Dinge und den jüngsten Tag? Sie aber eilt unaufhaltsam fort, sie hat keine Zeit, sich zu besinnen, und schleppt in der langen, endlosen Wagenreihe, die sie hinter sich herzieht, alle Fragen und Sorgen der Menschheit an der Kette mit sich fort in alle Fernen und Weiten. Jedermann, mit dem Sie auf einer Eisenbahn eine Strecke fahren, wird Sie mit zuvorkommenden Ausdrücken versichern, daß die Circulation aller Ideen und Kräfte in der Welt, so zu sagen des ganzen menschlichen Betriebscapitals, durch die Eisenbahnen eine neue Schwingung erhalten, daß Vieles, was bisher lästig, hindernd und unnütz war, durch dieselben ganz und gar aufhören müsse. Ich sage Ihnen, es kommt Alles darauf an, ob die Eisenbahnen ein Werk Gottes oder des Teufels sind? Sind sie ein Werk des Teufels — und es ist seltsam, daß man überall, wo man rasch vorwärts kommt, zu sagen pflegt, es geht so schnell wie der Teufel! — sind sie ein Werk dieses Geistes der Zerstörung, n wir uns auch hier in unsern Hoffnun-

gen, und die Eisenbahnen bringen der Menschheit, vielleicht nach einem kurzen Altenweibersommer, eine erstickende Massenzusammenhäufung des ganzen europäischen Lebens. Die Menschheit stirbt dann den Tod eines Fabricanten, der, in seinen vollgepfropften Waarenmagazinen eingesperrt, aus Mangel an Luftzug mitten unter seinen Reichthümern ersticken muß. Ich gestehe Ihnen, Einsiedler, was die vielgerühmte Annäherung und Circulation aller Ideen und Kräfte betrifft, so er- scheint mir dieser Gedanke zuweilen nach al- Gesetzen der Natur und des Geistes als ein lusorischer. Nur in großen Entfernung- die Entfernungen bleiben, können bedeut- Schwingungen stattfinden. Das Sonnen- ist nur durch die Trennung des Raum- Sonnensystem, und nur so lange ein W- den andern flieht, steht der Himmel fest uralten Säulen. Rücken Sie Stern Stern und das Firmament wird zusam- Durch geringe Entfernung verliert a- dung an Werth und Inhalt. Sage- doch, was zwischen Berlin und Ch- für ein großer Austausch von Ideen stattfindet, und was für neue des menschlichen Betrieb-

Und nun denken Sie sich die ganze Welt in das Verhältniß von Berlin zu Charlottenburg verwandelt und stellen Sie auf dieser geraden Chaussée Betrachtungen über das Zukunftsparadies der Menschheit an! Es ist kein Zweifel, daß durch die Annäherung aller Räume die bürgerlichen Stände sich völlig neu gestalten müssen, manche aber werden vielleicht dabei zu Grunde gehen, wie z. B. der Kaufmannsstand, denn es ist etwas höchst Zweideutiges zu sagen, daß durch die Eisenbahnen der Handel gefördert werde. Die Kaufleute werden vielmehr fast alle zu Krämern herabsinken müssen, weil zwischen geringen Entfernungen nur Kramhandel möglich ist, und dies hat vielleicht auf mancher andern Seite sein Gutes. Denn die menschliche Gesellschaft ist nicht dazu da, daß die Kaufleute gedeihen sollen, und nur der mag gedeihen, welcher den Zuständen seiner Zeit am meisten nützt. Um so poetischer und geistiger wird dann das Leben werden! ruft Mancher, der nur das humanistische und makrokosmische Interesse der Eisenbahnen im Auge hat. Welch' ein schwungvolles Leben, wenn sich künftig die ganze Welt beständig wie auf der Reise
ndet, wenn Berlin in Paris und Paris in
n ist, wenn Alles nur Bewegung und in

sen, wie überhaupt unter allen Eisenbahnen in England nur die zwischen Liverpool und Manchester bedeutenden Ertrag abwirft. Die Eisenbahn zwischen London und Greenwich endet gegenwärtig bei Deptford; und hier sieht man eine Merkwürdigkeit dieser Bahn, nämlich eine Anzahl der Bögen, auf welchen sie ruht, sind an dieser Stelle in Werkstätten für Schmiede und Kohlenbrenner, einige sogar in Wohnhäuser verwandelt. Diese letzteren enthalten jedes sechs Zimmer, in denen sich traulich und behaglich hausen läßt, während man hoch über seinem Haupte den leisen Donner d[illegible] Dampfwagen vorüberrauschen hört, der aber [illegible] einen Augenblick lang geheimnißvoll anpocht, [illegible] fast noch ehe man ihn gehört wieder versch[illegible] Man beabsichtigt, mit der Zeit sämmtliche[illegible] auf diese Weise auszufüllen, und das g[illegible] interessantes Schauspiel, eine bewohnte [illegible] bende Eisenbahn zu sehen!

In Greenwich, das herrlich an de[illegible] gelegen ist, schlendere ich oft durch d[illegible] gänge des weltberühmten Hospitals[illegible] Corridors man hineinsehen kann, w[illegible] der Themse vorüberfährt. Die alte[illegible] validen, welche dies großartige Insti[illegible] wohnen hier in ihren alten Tagen[illegible]

der Themse und sehen, in abendlicher Ruhe am Strande spazieren gehend, die Weltschiffe und das Element, das einst ihr Leben und ihre Freude war, vorübergleiten. Auch in ihrer häuslichen Einrichtung hat man Alles gethan, um sie ihre Lebensgewohnheit, das Meer und das Schiff, nicht vermissen zu lassen, und sie schlafen in ihren Zimmern sogar auf dieselbe Art, wie früher auf dem schwankenden Ocean in ihren Koien. Dies ist rührend und doch schauderte ich einen Augenblick zusammen über das Gewohnheitsthier, den Menschen. Was soll denn künftig einmal aus ihm im Himmel werden? Ich musterte die Gesichter dieser alten Leute, fand aber wenig gute und freundliche unter ihnen, wie man sonst in Invalidenhäusern anzutreffen pflegt. Das Meer macht in seinem Dienste hart, rauh und trotzig. Am Tage humpeln sie in den schönen Säulenhallen umher, oder besehen sich die Uniform des Admirals Nelson und den Astrolab des Franz Drake und ähnliche maritime Seltenheiten, welche in dem Gemäldesaale des Hospitals aufbewahrt werden. Der Fremde wird gegen einen Sixpence in den Saal gelassen, um diese ziemlich mittelmäßigen Bilder zu betrachten, welche meistentheils Schiffbrüche, denkwürdige Seekriege und

Portraits berühmter Admiräle darstellen. Auch in der Capelle, für deren Eintritt man wieder bezahlen muß, sieht man als Altarbild einen Schiffbruch, nämlich den des Apostels Paulus, von West gemalt. —

Adieu, mein Freund! Vive et vale! —

7.

An Pr. A. in Brüssel.

— Unsere kosmopolitischen Gespräche in dem Park von Brüssel sind in Paris und London oftmals bei mir wiedergeklungen, und ich habe dann bedauert, daß ich nicht dazu kommen konnte, Ihnen versprochenermaßen zu schreiben. Wer kann in Paris und London auch nur über die Straße gehen, ohne daß er an den Fragen von Armuth und Reichthum, von Bevölkerung und Uebervölkerung, von Volksrechten und Standesprivilegien, hängen bliebe? Wie oft stutzte ich bei dem drohenden Medusengesicht, das diese Fragen hier in den Hauptlagern der modernen Weltbewegung machen, und dann dachte ich der Stunden auf unsern Spaziergängen oder in Ihrem traulichen Cabinet, wo unsere Ideen sich darüber begegnet, mein Verehrter! Unsere Sorgen waren nicht auf unser

deutsches Vaterland gerichtet, denn das zeigt sich noch keineswegs gefährlich berührt von diesen brennbaren Stoffen der modernen Staatsökonomie, und es wird sobald noch nicht der Heerd sein, auf dem sie lichterloh entlodern. Das Ausland wird einem jetzt so theuer, weil man seine weltgeschichtlichen Sorgen da hat, und wo man sorgt, fängt man an zu lieben.

Wir stritten uns über die Mittel, durch welche man dem Ausbruche des großen historischen Kri
ges zwischen den Armen und Reichen vorbeu
könne, und seitdem ich mich in London bef
glaube ich daran, daß wenigstens hier eine
fication der Armuth noch geraume Zeit hin
gelingen kann. Das größte Uebel beruht
darin, daß die Armuth Hunger hat, sonder
daß es bei ihr einen Hunger gibt, der ni
Brot zu stillen und zu heilen ist, einen
einen historischen Hunger! So lange
noch nicht mit dem Schicksale rechtet,
des ihr zugeworfene Almosen wie eine
tes hinnimmt, so lange ist sie noch
Element in den Staaten, sie dient
schmeidiges Rad in der ganzen
befördert den harmonischen Umsch
eher, als daß sie ihn aus dem Gle

Die Armuth, die mit ihrem Kummerbrote zufrieden ist, es mit ihren stillen Thränen salzt und unter ihrem niedrigen Hüttendache den Reichthum gar nicht beherbergen möchte, diese religiöse Armuthseligkeit, diese süße Gewohnheit des Darbens durchdringt von unten herauf die wichtigste Mitte des ganzen Volkes mit einer moralischen Kraft. Aber sie schwächt sich, mit manchen christlichen Elementen zugleich, in den modernen Staaten jetzt immer mehr ab. Wenn sich aber im Volke statt der Armuthseligkeit das Gefühl der Armseligkeit schärft, wenn es aufhört, seine Entbehrungen religiös anzusehen, sondern vielmehr den politischen und staatsökonomischen Gesichtspunkt dafür gewinnt, so entsteht in ihm ein Haß gegen den Reichthum, der ursprünglich gar nicht im Wesen der Armuth liegt. Statt, wie sonst, die abgemagerten Hände zum Himmel zu falten, wird sich der Arme jetzt auf die Hand sehen und finden, daß sie noch stark genug ist, um zu nehmen. In Frankreich ist das Volk längst dahin gekommen, die Armuth als etwas Schimpfliches zu empfinden, und bei dem großen Ehrgeize, der dort gerade in den untersten Classen am heftigsten ist, bei ihrem beständigen Wetteifer, es den Vornehmen gleich zu thun und keine äußern Unter-

Brot so beispiellos theuer machen, wie hier in England, wo selbst der Bemitteltere nur sparsam damit umgeht. Aber das englische Volk läßt sein Korn ruhig besteuern, und ich glaube schwerlich in dem national-ökonomischen Bewußtsein, daß die Entwerthung alles Grundeigenthums dadurch verhütet werde, sondern weil es orthodox ist auch in der Achtung vor der Gewohnheit und der Tradition. Dem englischen Volke kann bei seiner Pietät gegen die Reichen noch durch Armenbills geholfen werden, ein Palliativmittel, das in Frankreich nur geringe Folgen haben wird und dort eher die Krankheit verschlimmern als heilen kann. Der Arme in England nimmt Almosen mit Dank, in Frankreich mit geheimer Verwünschung, aber je weniger staatsgefährlich die englische Armuth noch ist, je bereitwilliger sie noch die ungeheure Kluft des Standes und Besitzes anerkennt, um so schneidender und abschreckender steht dadurch diese letztere in dem hiesigen Leben da. Mit dem französischen Bettler möchte man einen Vertrag schließen, er fordert die Gesellschaft zu einem für beide Parteien ehrenvollen Waffenstillstand heraus, denn er thut so, als sei diese Art seiner Existenz eine allgemeine sociale Schmach. Die Blöße der englischen Armen dagegen wird Sie traurig ma-

chen und Sie werden weinen müssen. Die Armen sind hier sehr arm, und die Reichen sind sehr reich. Soll ich Ihnen Saisonbilder des armen Lumpenvolks von London schreiben? Neulich ging ich spät in der Nacht nach Hause, von den Tischen eines reichen Mahles kommend, mit dem Ueberfluß des englischen Luxus gesättigt, und wandelte durch die fashionable Bondstreet, über welche Nebel und verdämmernde Laternenlichter einen seltsamen Schein warfen. An der Ecke lag eine Frau, nicht ganz schlecht angezogen, um die sich einige hülfreiche Menschen gesammelt hatten, aber sie war todt. Sie war hier auf der Straße gefunden worden und die Umstehenden behaupteten, sie sei verhungert. Ihre bleiche Kummermiene sprach ganz für diesen Tod, sie schien sich bei Nacht noch bis hieher geschleppt zu haben, um die Scham zu überwinden und zu betteln. Man findet hier zuweilen solche Gestalten des geheimen Elends, die mitten in dem Glanze von London gespenstisch überraschen, sie erscheinen plötzlich wie aus der Erde gewachsen, starr und festgewurzelt auf dem Pflaster der prächtigsten Straßen, in schweigsamer Haltung, man weiß nicht, wo sie herkommen, sie zeigen sich wie zum furchtbaren Hohn in dem reichen Weltgetümmel, das



unbeachtend und theilnahmlos in tausend Gestalten an ihnen vorüberjagt. An einer Ecke von Regent-Circus sah ich einmal eine ganze Bettlerfamilie mit wahrhaft hinsterbenden Gesichtern, die Kinder fast gänzlich nackt, die Mutter hatte verzagend ihr Gesicht verhüllt und schmiegte sich wie ohnmächtig an das eine ihrer Kinder, sie waren alle stumm und regungslos, kein Wort, kein Blick sprach die Vorübergehenden an, und die Hand streckte sich nicht einmal aus, um die Gabe zu empfangen. Die Armen warten hier noch geduldig auf das Schicksal, sie warten, daß ihre Zeit kommen werde, und stellen keine Reflexionen darüber an, ob nicht eine einzige Tresse an den Livréebedienten der Reichen sie auf lange Zeit vor Hungertod schützen könne?

Was das Gleichgewicht des englischen Lebens erhält, ist ein patriarchalischer Zug von Ehrfurcht, der es kräftigend durchdringt und die zwei schneidenden Gegensätze, in welche sich hier Alles theilt, immerfort besänftigt. Die Ehrfurcht, die dem französischen Charakter fremd ist, ist in England ein eigenthümlicher Einschlag, der das ganze Staatsgewebe verfestigt, und die Politiker, welche diesem glücklichen Eiland längst eine Revolution weissagten, haben nicht auf die

Ehrfurcht gerechnet, die hier ein ganz besonderer Begriff für das Staatsleben ist, die dem englischen Staatsleben etwas von dem Wesen des Familienlebens mittheilt, und aus der Ehrfurcht vor der Vergangenheit, aus der Ehrfurcht vor der Freiheit, und aus der Ehrfurcht vor den Standesvorzügen sich mischt, drei Ehrfurchten, die mit denen, von welchen Goethe in den Wanderjahren spricht, sich vielleicht in Einklang setzen lassen. Daher kommt es, daß der Gegensatz von Torysmus und Whigismus, der hier Alles zertheilt, auch wieder Alles bindet, und daß diese beiden Hälften, in welche das englische Leben auseinander zu fallen scheint, zusammen ein vollständiges Ganze ausmachen. Ob dieses Ganze, diese Einheit, ein Schein ist, oder eine dauernde Wahrheit, ich weiß es nicht, aber diese Einheit besteht, sie besteht in den Gegensätzen, und diese Gegensätze begründen ebensowohl den conservativen Charakter Englands, als sie die Reform bedingen und die freie Entwickelung der Institutionen. England ist die conservative Form des liberalen Fortschrittes, es ist in manchem Betracht das China der modernen Freiheit. Kommen Sie, ich will einen angenehmen Spaziergang mit Ihnen machen, und Sie auf einen Punkt von Lon-



don versetzen, wo Sie mit einem Blicke den ganzen Typus der Geschichte Englands, das Panorama seiner historischen und politischen Entwickelung, überschauen werden. Es ist schönes Wetter, die trguliche Nebelsonne beleuchtet das Gedränge der Wagen und Spaziergänger auf Whitehall, und wir wandern geradaus über diese breite, heiterbelebte und glanzvolle Straße, schlagen dann die Parliament-Street ein, und stehen vor den wundersamen Thürmen der Westminster-Abtei still, welcher auf der andern Seite die Häuser des Parliaments, das Unterhaus und das Oberhaus, in naher Nachbarschaft gegenüberliegen. Hier lassen Sie uns verweilen mit unsern Blicken und Betrachtungen! Das Parliament und die Westminster-Abtei sind die beiden Hauptsymbole der englischen Größe, die eigentlichen Wappenbilder über dem Triumphportale Großbritanniens, die Sterne seiner Vergangenheit und Zukunft zu gleicher Zeit, einer zu dem andern hinüberleuchtend.

Die Westminster-Abtei ist England selbst, seine Geschichte, seine Vergangenheit; hier liegt England begraben und in Stein ausgehauen, seine Könige und Dichter, seine Feldherren und Gelehrten, seine Admiräle und Ingenieure, seine

Redner und Staatsmänner, seine Aristokratie und Demokratie sind hier in Bildern, Monumenten und Grabstätten versammelt, und wenn Sie diese wunderbaren Capellen, in welche die ganze Abtei labyrinthisch sich verläuft, durchschreiten, werden Sie in dem Athem dieser Vergangenheit noch die Kraft der Gegenwart empfinden. Denn Alles, was Sie hier umgibt, und von den hohen Bogenwänden auf Sie herabschaut, hat noch sein volles Leben in den Herzen und in der Sympathie der Nation. England hat nicht mit seiner Vergangenheit gebrochen, England ist fast das einzige Land in ganz Europa, in dem die Vergangenheit so dicht und nahe an der Gegenwart steht, ohne Haß, sondern durch Liebe und Stolz verbunden. Für den Engländer gibt es kein **ancien regime**, keine alte und moderne Zeit, seine Annalen haben keine feindlichen Abschnitte und Spaltungen, die bis in die Gesinnung hinein nachwirken könnten. In der englischen Geschichte ist eine ununterbrochene Geradlinigkeit der Entwickelung, die zwar ihre Nüancen hat, wie in neuerer Zeit die Reformbill, aber im Ganzen wie ein fortlaufender Strom sich weiter bewegt, nur nach Maßgabe von Ebbe und Fluth bald anschwellend, bald nachlassend in seinen Wellen. Die unselige Entzwei-

ung, welche andere moderne Völker mit ihrer eigenen Vergangenheit überwerfen muß, kennt man nicht auf dieser glücklichen Insel der neueren Geschichte, und man kann daher in gewissem Sinne sagen, daß der Engländer nicht modern sei. Aber er wird wenig danach fragen, er versteht diese Bezeichnung nicht, sondern die allgemeinen nationellen Traditionen leben in ihm selbst so individuell fort, daß er sich überall mit ihnen verbunden, nirgends von ihnen abgewandt fühlt. Woran wir Alle heut zu Tage unsere unheilbaren Schmerzen haben, der Kampf gegen uns selbst und unsere Ueberlieferungen, der Widerspruch der Blüthe gegen ihre Blume, der Frucht gegen ihren Baum, das kennt der Engländer, diese seltsame Amphibie der Vergangenheit und Gegenwart, in seinem historischen Gleichmuth nicht. Es gibt keine Gestalt seiner Geschichte, die für ihn abgelebt wäre, bei der ihn nicht patriotische Empfindungen befielen, und bei dem Namen seiner großen Könige und Königinnen, wenn sie auch schon durch lange Jahrhunderte von ihm getrennt sind, hebt sich ihm noch heut das Herz mit einer Begeisterung, als hätte er zu ihren Zeiten gelebt und den Glanz derselben genossen. Elektrisirt von seinem Nationalstolz, ist er im Stande, zu

vergessen, in welchem Jahrhundert seine Elisabeth auf dem Throne saß, und wenn er von ihr hört, macht es ihm die Illusion, als hätte sie ihm noch zu befehlen. Es kann ihn heut noch persönlich ärgern, daß Jakob II., als er aus London floh, in seiner Angst das große Reichssiegel in die Themse geworfen. Der Engländer ist seiner Geschichte nahe bis auf Schlafrock- und Pantoffel-Weite, sie steht in Freskobildern über seinem Familienheerde und wohnt mit ihm an der traulichen Flamme seines Kamins.

In die schwarzen Schatten der Westminster-Abtei hat sich die Geschichte Englands gedankenvoll eingesponnen, in dieser Dämmerung hat sie ihr Nest gebaut wie eine tiefsinnende Eule, und zählt in ihrer Einsamkeit die grauen Jahrhunderte nach, die hier ihre schönsten Gestalten abgegeben, ihren Geist zur Ruhe gebracht haben. Man bekommt seltsame Gedanken, wenn man vor diesem Gebäude steht, von seinem geheimnißreichen Ansehen sich unwiderstehlich gefesselt fühlt, und doch vergebens danach trachtet, ihm eine bestimmte Anschauung abzugewinnen, den ungeheuern Anblick unter die Einheit eines Gesichtspunktes zu bringen. Sobald man die Westminster-Abtei ansieht, hört man auf, sie zu sehen, man beginnt

zu träumen, und verliert sich an allen diesen einzelnen Thürmen und Abtheilungen, die ein räthselhafter Sinn combinirt hat, in ein langes Grübeln. Im Innern begreift man, daß diesem mysteriösen Bau die Einheit fehlen muß, weil er die Mannichfaltigkeit der Zeiten auszudrücken und aufzunehmen bestimmt ist, und weil in seinen vielfachen Capellen von uralten Anfängen bis auf den heutigen Tag das Geschehene sich gliedert, und jedes nach seinem Sinn und Recht sich hier Denkmäler gesetzt hat. Diese dunkeln und feierlichen Hallen, die so viel zwieträchtigen Stoff der Geschichte in ihren Schooß zusammengetragen, hauchen den großen Geist der Versöhnung vo[r] sich, der endlich als Gottesfrieden alle hist[ori-] schen Gestaltungen umfängt, welcher kühle M[ar-] morgräber für heißen Streit und Kampf, balsamduftende Ruhe für alles Blut und der Weltgeschichte hat. Maria Stuart u[nd Eli-] sabeth haben hier unter einer und derselb[en ...] bung, in der Capelle Heinrich's VII., i[hre Mo-] numente erhalten, und man wundert über diese Einigung, welche jetzt ihre zu einander gesellt. Der schöne Leib Stuart liegt als friedliches Marmor gestreckt da, ihr heißes Blut, ihr l



Herz, ihr stolzer poetischer Sinn und Alles, was ihr Unglück ausmachte, ist ihr hier in diesem kalten Stein gestillt, und wenn man, die herrlichen Formen bewundernd, gedenkt, wie diesen weißen Hals einst das Henkerbeil durchschnitten, kommt ihr Tod nur als eine wundersame Mähr uns in die Erinnerung, und ohne Groll schreitet man hinüber zu dem prachtvollen Denkmal ihrer Feindin Elisabeth, man liest mit Ehrfurcht die triumphirende Inschrift ihres Sarkophags, die so Großes aussagt von der königlichen Amazone, und denkt dieser Gestalt nach mit Bewunderung. Das Paradies der Geschichte liegt weder am Anfange noch am Ende, es liegt im Ganzen, in der großen Ausgleichung, die endlich alle Einzelnheiten durchdringt und überwältigt, in dem Frieden, der in der Westminster-Abtei Maria Stuart und Elisabeth mit derselben Feier umschließt. Das Paradies der Geschichte ist der Geist Gottes, und man hat jenes gefunden, sobald man diesen in ihr herauserkannt hat. Alle diese Gräuel der verschiedenen Epochen, welche die schwarze Abtei von Westminster in Marmor gegraben, und Shakspeare in seinen Nationaltragödieen in warmer Lebensgestalt verewigt, alle sind sie versöhnt, sie sind in das Paradies der Geschichte eingegangen, und ein Glo-

rienschein verklärt die blutigen Häupter. Sie sind unsterblich geworden, die Thaten und die Personen, und das ist die Seligkeit der Geschichte, zu der sie versammelt sind. Sie wissen, Shakspeare steht auch hier in der Abtei, Sie müssen ihn gleich beim Eintritte in dem Poetenwinkel suchen, wo England den Bildnissen seiner Dichter, Gelehrten und Weisen einen schönen Andachtsort gefunden. Shakspeare ist das poetische Westminster seiner Nation, er hat ihre Größe und ihre Thaten gedichtet, und ist selbst eine ihrer unsterblichen Thaten. Seine von Sheemakers gefertigte Statue, die sich hier befindet, ist bekannt. Die Ausführung, was die Arbeit anbetrifft, ist genial und sehr zierlich gemeißelt, man sieht den großen Dichter in einer lehnenden Stellung, die Hand des rechten Armes sinnend unter dem Kinn, den Ellenbogen aber auf — drei Quartanten gestützt. Wie der Künstler zu dieser Idee gekommen, bei Shakspeare, der in seinem Leben so wenig mit Büchern zu schaffen gehabt, und welcher gerade der Poet ohne Bücher ist, ob es eine beißende Replik auf diejenigen Kritiker sein soll, welche den Dichter für einen unlearned man gehalten: läßt sich schwer ausmachen. Weit sinnvoller dagegen ist das schöne Piedestal, das mit drei gekrönten Häuptern

aus Shakspeare's Tragödieen besetzt ist, mit den Köpfen Heinrich's V., Richard's III., und der Königin Elisabeth, die drei Hauptcharaktere seiner historischen Stücke. Diese Insignien des Royalismus an der Bildsäule des englischen Nationaldichters sind bedeutsam genug, Shakspeare liebte die Freiheit und ehrte die Könige, aus seiner Poesie lassen sich Revolutionen entwickeln und Throne sichern, seine Dichtungen schützen das Volk und verherrlichen den Fürsten, und hier haben Sie wieder auch in dem größten Dichter dieses Landes jene eigenthümliche Verbindung des conservativen und liberalen Wesens, die nicht etwa ein künstliches Justemilieu ist, sondern den englischen Charakter ausmacht, und aus der nationellen Natur wie unbewußt hier entspringt. Hier haben Sie an Shakspeare in einem poetischen Typus die gewaltige Solidität der englischen Verfassung, die durch keine Stürme und Schandthaten zu erschüttern sein wird, und deren Geheimniß in der Zusammensetzung des menschlichen Temperaments beruht, das auf diesem Eiland waltet. —

Während Sie in der Westminster-Abtei die Geschichte Englands in ein nachdenkliches Schweigen versunken finden, können Sie gradüber, wenige Schritte weiter, in den Häusern des Par-

liaments, ihr lautes und heftiges Reden vernehmen. Treten wir einen Augenblick ein in den Sitzungssaal des House of Commons, um die Gardinengespräche der Geschichte Englands zu belauschen. Gegen die theatralische Schönheit der pariser Kammern bietet sich Ihnen hier ein ganz verschiedener Anblick dar. Es ist die sogenannte Capelle von Saint-Etienne, worin sich die Gemeinen Großbritanniens versammeln, aber der fast gänzlich mit Holz ausgelegte Saal gleicht ziemlich einer Scheune, auch in der Form des Daches, das drückend und beengend über ihm ruht. Die Einfachheit der Parteinüancen in der englischen Kammer verräth sich schon durch die Bauart des Saales, und es ist keine künstliche und pittoreske Gliederung vorhanden und nöthig, wie in Paris, wo die vielfach zertheilte und verschlungene Dialektik der Tagesmeinungen auch die Sitze der Deputirten so bedeutsam gruppirt. Der Saal der englischen Kammer bildet ein Parallelogramm, durch dessen Länge zu beiden Seiten, auf den sich gegenüberliegenden Bänkereihen, die beiden Grundrichtungen des englischen Lebens, Torysmus und Whigismus, in einem einfachen Links und Rechts sich vertheilen. Am westlichen Ende des Saales, unter einem vergoldeten und

mit den königlichen Waffen überdeckten Baldachin, sitzt der lautlose Sprecher da, in seiner ungeheuren Alongenperücke unter den modern angezogenen Deputirten wie eine Erscheinung einer fremden Welt sich ausnehmend. Die Klingel des Präsidenten spielt hier keine Rolle, wie in den pariser Kammern, wo sie als Sturmglocke die Feuersbrunst der Debatte bezeichnet, der Sprecher überwacht die Versammlung wie ein höherer Geist durch Stille und Schweigen, und nur zuweilen erhebt er sich wie mechanisch, um einige Worte zu sprechen oder um die öffentliche Tribune räumen zu lassen, was hier öfters als anderswo geschieht. Die englische Kammer hat durchaus den Charakter einer Geschäftsversammlung, sie ist ein Volkscomptoir, eine politische Börse, der die Fortbeobachtung des alterthümlichen Ceremoniels zwar eine Form verleiht, aber keinen großartigen oder ästhetischen Anstrich. —

Die Tories saßen in dem Parliament, das die junge Königin Victoria prorogirt hat, auf der linken Seite und werden auch in der neuen Kammer wieder auf derselben sitzen müssen, sie mögen sich anstellen, wie sie wollen. Noch kurz vor dem Tode des verstorbenen Königs glaubten sie entschieden, daß sie sich bald auf die an-

dere Seite des Hauses hinübermanoeuvriren würden, denn, wie Sie wissen werden, die Ministerbank ist zur Rechten des Sprechers, und so lange das whigistische Element auf dieser treasury-bench vorwaltet, hält sich ein guter Tory links, und muß, seinem Principe der Erhaltung zum Trotz, eine Nüance besetzen, die sonst einen übeln Klang in den Ohren des Conservatismus hat. Was ist aber Links, was ist Rechts? Ein geometrischer Spaß, den sich der Zeitgeist macht, um die Weisheit der Menschen zu foppen! Was ist Tory, was ist Whig? Eine geistreiche Spiegelfechterei der Geschichte, ein chemischer Proceß, der in das Entgegengesetzte seiner Bestandtheile umschlägt! Mancher englische Hochtory würde in Deutschla[illegible] für einen Radicalen gehalten werden, und k[illegible] in England selbst unter dem niedrigsten Mob [illegible] hohe Verehrung genießen. Man kann ein [illegible] lischer Whig sein und doch glauben, daß di[illegible] ries ein wesentliches Element für die Verf[illegible] bilden, daß sie nur nicht für das Regim[illegible] gen und deshalb vom Ruder fern geha[illegible] den müssen. Der englische Pöbel wi[illegible] antiwhigistischen Lord die Fenster ein[illegible] doch seine ehrfürchtige Bewunderung n[illegible] drücken, wenn er die prachtvollen und[illegible]

derten Livréebedienten desselben sieht, und dabei berechnet, wie viel Pudersteuer der Lord wohl jährlich bezahlen muß. Denn die Pudertaxe ist hoch, und es ist nichts Kleines, ein Tory zu sein, der gepuderte Bediente hat. Und sehen Sie, wie die Sophistik der Weltgeschichte an jenem Omnibus-Kutscher ihren ganzen Scherz offenbart! Er hat einen langen, gelben, ehemals sehr stattlich gewesenen Rock an, der ihm zu weit um die Glieder schlottert, es ist offenbar der abgelegte Rock eines reichen Lords, der diesem Radicalen durch irgend eine Wendung des Schicksals zugefallen. Solche Beispiele vom Radicalwerden eines Lordrocks, der vielleicht früher torystisches Gebein umspannte, können Sie hier auf den Straßen Londons alle Augenblicke beobachten und sich an diesem dialektischen Umschlagen historischer Begriffe erlustigen.

Trotz aller lebensgefährlichen Stöße, welche das Torythum in der letzten Zeit erhielt und noch erhalten wird, ist doch nicht daran zu denken, daß es hier sobald eine ähnliche Niederlage erleiden könne, wie die Aristokratie in Frankreich. Das einzige Mittel, dem englischen Torythum den Todesstoß zu versetzen, wäre die Abschaffung der Majorate, und es ist gewiß, daß diese das



erste Feldgeschrei der Armen sein wird, wenn einmal der Krieg mit den Reichen hier zum Ausbruche geräth. Bis jetzt sind aber die Majorate, dieser imposante Grundpfeiler der englischen Aristokratie, selbst in der Volksmeinung noch nicht angetastet, und man scheint keinen Begriff davon zu haben, daß die Aufhebung derselben nur ein ganz natürliches, staatsökonomisches Mittel ist, um der gleichmäßigen Vertheilung des Geldes und Eigenthums sich anzunähern oder doch wenigstens die künstlichen Schranken, die von diesem Ziele uns trennen, zu beseitigen. Ich lernte hier einen younger son kennen, der ein so geringes Jahrgeld hat, daß er kaum wie ein Student davon leben kann, während sein älterer Bruder 10,000 Pf. Sterl. jährlicher Einkünfte bezieht. Dennoch ist dieser younger son nicht im Geringsten darüber empfindlich, liebt seinen reichen Bruder zärtlich, und möchte durchaus nicht, daß es anders wäre, denn er behauptet mit Heftigkeit, das Wohl von ganz England, ja die Sicherheit des Staats, der Ruhm der Nation und Alles hänge an diesem Mißverhältniß, daß er so arm und sein Bruder so reich sei! Man erhält oft ganz andere Resultate, wenn man bei der politischen Beurtheilung eines Volkszustandes das persönliche Tempera-

ment, den Privatcharakter, kennt und veranschlagt. Das Schicksal der Aristokratie, theuerster Freund, hängt überall davon ab, ob es in einem Lande gute Dienstboten gibt! In Frankreich taugen die Dienstboten nichts, und es kann deshalb kaum noch von einer französischen Aristokratie die Rede sein. In England ist die Bedienung noch idealisch gut, in keinem Lande der Welt wird Ihnen so trefflich aufgewartet, mit so treuer Hand, mit so freundlichem Auge, mit so redlichem Sinn. Ein englischer Bedienter bietet nicht nur alle Kräfte, sondern auch all sein Gemüth auf, um Ihnen genug zu thun und Sie zufrieden zu stellen mit seinen Diensten. Es gibt in England noch einen dynamischen Unterschied zwischen Herrn und Diener, den die dienende Classe in Frankreich längst nicht mehr anerkennt. Das Livréethum, nicht blos des Rockes, sondern auch der Gesinnung, kann das englische Torythum noch Jahrhunderte lang aufrecht erhalten, und wenn die Aristokratie politisch unter dem Volke zerfallen ist, wird sie noch im Leben fortdauern, wo selbst mancher Whig sich eine Ehre daraus macht, ihr den Steigbügel zu halten. Aber der eigene Vortheil der Tories wird es erheischen, immer bedeutendere Zugeständnisse

an das Volk, an die Armen, an die Diener zu machen! Noch trennt sich die englische Aristokratie gar zu sehr von dem Volksleben ab, sie fährt nur flüchtig und stolz in ihren Staatskaleschen durch die Straßen von London. Die Aristokratie geht hier niemals zu Fuße, und wer ein leidenschaftlicher Pflastertreter ist, wie ich, entzieht sich schon dadurch der hiesigen exclusiven Gesellschaft, und wird ein Whig. Die londoner Aristokratie wird sich aber bald von selbst mehr Bewegung auf dem Pflaster machen müssen, um nicht später in unfreiwillige Berührung mit den Pflastersteinen zu gerathen, die in London sehr groß und schwerfällig sind. —

Sie müssen einmal hierher kommen, um Ihre große Geschichtsbetrachtung auch an dem Privatleben Englands, nicht blos an seinen öffentlichen Verhältnissen, auszurunden! Wie viele Räthsel lösen sich, wenn man das Privatleben einer Nation mitangeschaut hat! Wissen Sie, welches in diesem Sinne das merkwürdigste Verhältniß ist, das ich hier beobachtet habe? Das Wechselverhältniß von Sitte und Gesetz in einem so elastischen und mit so großartiger Freiheit sich ausdehnenden Staatsleben. Ich habe gesehen, daß diejenigen Staaten am festesten stehen, wo die

Freiheit und die Ordnung nicht blos durch das Gesetz getragen und sanctionnirt, sondern auch durch die Sitte geboten werden. Die Sitte ist ebenso gewaltig in England, als das Gesetz, und es gibt Beziehungen, in denen sie noch mit stärkerer Kraft bindet und zur Pflichterfüllung ruft. Die Sitte ist hier mächtig in allen Lebensverhältnissen, und hält den Geist des Gesetzes aufrecht, selbst wo man es nach dem Buchstaben übertreten könnte. Wo ist die Preßfreiheit, das Recht der unbeschränkten Association und der öffentlichen Zusammenkünfte weniger gemißbraucht worden, als in England, und wo werden kolossalere Massen dadurch in Bewegung gesetzt, als hier? Wo man das Gesetz nicht gegen sich hat, tritt hier die Sitte auf und zügelt sogleich den ausschweifenden Versuch, der über die Schranken hinaustreiben könnte. Das englische Volk hat liberale Gesetze und legitime Sitten, Freiheit in seinem Staatskörper und Begränzung in seinem Privatcharakter, es hat einen scharfen politischen Verstand und ein mildes Familiengemüth, und das sind die Angeln, in denen seine harmonische Existenz schwebt. Ich will nicht sagen, daß der Wahlpöbel, der Kohlstrünke und faule Eier für die Köpfe seiner Gegencandidaten bereit hat, die

englische Sitte verherrliche, aber bei diesen Parliamentswahlen und ähnlichen Gelegenheiten heißt es einmal: ländlich sittlich, und die Nation scheint dann, nur in etwas gröberer nordischer Art, ihren Carneval zu feiern, auf dem Alles erlaubt sein muß. —

Ich habe Ihnen noch über ein anderes Capitel zu berichten, das uns gemeinschaftlich interessirt, will es aber für meinen nächsten Brief versparen. Denn es ist heut Sonntag, und ich darf durch noch längeres Schreiben bei meiner guten alten Wirthin, die von Zeit zu Zeit in mein Zimmer kommt, keinen Anstoß erregen, ich würde durch diese weltliche Beschäftigung gar zu viel bei ihr verlieren. Ich muß ihr schon den Gefallen thun und in die Kirche gehen. Nur noch verstohlen einige Worte! Sie werden in den Zeitungen gelesen haben, daß man noch zuletzt eine Proposition vor das Unterhaus gebracht hat, um die Strenge der hiesigen Sonntagsfeier gesetzmäßig zu verschärfen. Ich gestehe, daß ich nicht begreife, wie dies noch möglich gemacht werden kann, und mir fiel die Phrase aus Klopstock's Messias ein, an der ich als Schuljunge immer mit Staunen gehangen: „Und die Stille ward stiller!" Daß etwas noch stiller

sein könne als still, dieser räthselhafte Comparativ erschien mir immer als etwas Außerordentliches, aber er muß doch praktisch möglich und ausführbar sein, da jene Proposition im englischen Unterhause bei so vielen praktischen Leuten Beifall gefunden. Ein englischer Sonntag, der noch sonntäglicher gemacht werden soll, muß in der That noch stiller sein als still und noch viel stummer als stumm. Wenn Sie sich recht hineindenken, wird Ihr Verstand zu schwindeln anfangen. Man sagt, daß künftig keine Eßwaaren mehr des Sonntags verkauft werden sollen und alle Caffeehäuser, der letzte Trost für einen gottverlassenen Fremden, würden gänzlich geschlossen werden. Schon jetzt bin ich hier von Allem abgeschnitten, was mir den Sonntag zum wahren Sonntag machen könnte. Z. B. einen Brief aus der Ferne zu empfangen, vielleicht gar von Ihnen, welch' ein Sonntagsfest könnte das für mich sein, und ich, der ich von jeher meine liebsten Briefe am Sonntage erhalten, muß hier erleben, daß an diesem Tage keine Briefe ausgegeben werden. Auch nicht einmal auf die Kunstausstellung dürfen Sie gehen, denn diese ist Sonntags geschlossen. Sogar gegen das Reisen am Sonntage hat man eine Petition eingereicht, und

die Prediger auf den Kanzeln petitionniren beim lieben Gott alle Sonntage gegen die etwaigen unsonntäglichen Gedanken ihrer Zuhörer. Verhüte nur der Himmel, daß es auch in unserm Deutschland an manchen Orten dahin kommt, Heiterkeit, Kunstgenuß und Beschäftigung für eine den Tag des Herrn schändende Sache anzusehen. Das Fröhlichsein im Herrn war immer ein schöner kräftiger Zug des deutschen Charakters, er machte die wahre Lebenspoesie unserer ehrlichen Vorfahren aus, aber es steht zu fürchten, daß er hier und da eine große Verdunkelung bei uns erlitten. Die Zerstörung des Sonntags durch den Sonntag hat aber für die bürgerliche Betriebsamkeit nur die nachtheilige Folge, daß es dann zwei Sonntage in der Woche gibt, und daß man, wie dies in England allgemein der Fall ist, am Montag sich doppelt entschädigt für das, was man am Sonntage unterlassen. Damit ist nicht gesagt, daß es in der englischen Sabbathaskese irgend eine Heuchelei gebe, dieses Sonntagsgemüth der Nation ist vielmehr echt, es entspringt aus ihrem orthodoxen Charakter, aus ihren klimatischen Verhältnissen, aus dem Nebellicht ihrer Sonne, aus der Schwärze ihrer Häuser und aus der sonderbaren trauernden Physiognomie,

die hier zuweilen die Straßen haben. — Doch ich schreibe immer fort, und versäume durch das Reden über den englischen Sonntag die Hauptsache desselben, die Kirche, in welcher der erste Gottesdienst um 11 Uhr beginnt. Meine Wirthin ist schon fort und hat mich aufgegeben. Künftig erhalte ich mein Stückchen Rostbeef zum zweiten Frühstück verbrannt. Wer hier nicht in die Kirche geht, dem verbrennt man den Braten, denn man hält ihn für einen leibhaften Teufelsbraten. Leben Sie wohl, Verehrter! —

8.

An Denselben.

— Das Institut, auf das wir einmal durch eine besondere Wendung des Gesprächs zu reden kamen, habe ich hier sehr genau kennen gelernt. Es hängt für uns mit den Fragen der modernen Civilisation, der Humanität und der öffentlichen Moral so wichtig zusammen, daß man sich wohl damit beschäftigen kann, obschon die Natur des Gegenstandes etwas genirt. Darüber etwas drucken zu lassen, muß man in unserer Zeit einige Scheu tragen, da bei uns der Spruch, daß dem Reinen Alles rein sei, längst zur Carikatur geworden, und vielmehr Denen, die jetzt vorzugsweise und privilegirt die Reinen sind, Alles unrein zu sein scheint. Sagen Sie es daher keinem Deutschen, daß ich, von einer philanthropischen Neugier getrieben, das Magdalenen-Hospital

in London besucht habe, dieses in der ganzen Welt einzige Institut, zu dem mir die Freundlichkeit, so wie der Stolz, mit dem die Engländer Nationalanstalten dieser Art den Fremden zeigen, den Zutritt verschaffte. Ich könnte eigentlich etwas kecker in der Besprechung dieser Angelegenheit sein, da ich darin an einem würdigen deütschen Geistlichen einen Vorgänger und Hinterhalt habe, denn wie Sie wissen, hat vor ungefähr 15 Jahren Niemeyer in seinen Reisen zuerst einen Bericht über das londoner Magdalenen-Hospital bekannt gemacht. Ich bin jedoch im Stande, vielleicht noch manches Genauere Ihnen darüber mitzutheilen und einige Fortschritte anzugeben, welche diese großsinnige Stiftung bisher machte. Alle weiteren Reflexionen aber muß ich Ihnen selbst überlassen.

Das Magdalenen-Hospital, das schon im Jahre 1758 gegründet wurde, besteht in der erfreulichsten Weise fort, und genießt der mächtigsten Beschützung von vielen Seiten. Die Herzogin von Gloucester ist gegenwärtig die Patronin der Anstalt. Das Hospital liegt in Blackfriars-Road; vor dem einfachen, aus braunen Steinen aufgeführten Hause stehen Bäume, und eine Inschrift über der Thür, an welcher manches hüb-



sche Mädchen ironisch lächelnd vorübergeht, drückt etwas umständlich den Zweck des Instituts aus: den armen Opfern der Prostitution ein Asyl zu gewähren, einen moralischen Reinigungstempel, eine Erneuerung ihres verlorenen Lebens, die sie fähig machen soll, noch einmal auf reinem und weißem Tugendgrunde ihre Existenz aufzubauen in dem Pfuhle der modernen Gesellschaft, die sie verderbt und ausgestoßen hat. Das an der Straße liegende Haus ist das Lodge, in welchem der Capellan und einige andere Beamte der Anstalt wohnen. Es ist von den Gebäuden des Hospitals selbst durch einen ziemlich großen Hof getrennt, in dessen Mitte, von grünem Gebüsch umgeben, sich ein kleines Denkmal erhebt, dem Gründer des Magdalenen-Instituts gewidmet. Auf dem Hofe befindet sich auch die Capelle, die mit den Wohnzimmern, in denen sich die Schutzbefohlenen der Anstalt befinden, in unmittelbarer Verbindung steht. Die Capelle ist an den Sonntagen auch dem Publicum zur Beiwohnung des Gottesdienstes geöffnet, sie ist klein und freundlich, aber man fühlt sich seltsam darin zu Muthe. Die Gemeinde, die sich hier zu versammeln pflegt, ist von höchst fashionabler Art, wie die auf dem Hofe wartenden Equipagen und Livréen beweisen;

sie besteht zum Theil aus den Patronen der Anstalt, den angesehenen Präsidenten und Subscribenten derselben und ihren Familien. Man erblickt auch viele Kinder und junge Mädchen unter der Versammlung, worüber man sich einigermaßen wundert, da die Ideenassociation für dieselben an diesem Orte seltsam sein muß. Die Neugierde kann nicht verlocken, in die Capelle zu treten, denn die Büßenden bleiben dem Auge jedes Beschauers unsichtbar. Sie sitzen hinter einem hohen, mit grünem Segeltuch verschlagenen Gitter auf dem Chor, zu beiden Seiten der Orgel, und nur ein leises Husten verräth zuweilen, daß menschliche Wesen dahinter verborgen sind. Da beginnt die Orgel, die in der Magdalenen-Capelle nur von einer weiblichen Hand gespielt werden darf, und der erste Psalm wird gesungen. Nun erheben sich die rührendsten Stimmen hinter dem geheimnißvoll verhüllten Chor, und selbst musikalisch wohllautende Töne vernimmt man in dem andächtigen Gesang. Dann liest der Priester die Litanei, die Gebete, die Glaubensbekenntnisse, wobei, nach der Weise des englischen Gottesdienstes, die Gemeinde immer die Zwischenverse zu antworten hat, und die Stimmen, die am vernehmlichsten und eifrigsten

ristisch, daß die Meisten, welche sich in diesem moralischen Hospitale befinden, ihr zwanzigstes Lebensjahr noch nicht überschritten haben, und dieser Umstand beweist sehr viel für den höheren Standpunkt, unter dem die Wirksamkeit der Anstalt auch bei den hülfesuchenden Gegenständen derselben betrachtet wird. Dennoch bemerkt man, daß nach Beendigung der Saison, besonders in den Monaten August und September, der Zudrang zu dem Institute sich außerordentlich vermehrt und stärker wird, als in den übrigen Monaten. Alsdann nämlich ist London leer und vereinsamt, das Gewerbe der Spaziergängerinnen in den Colonnaden von Regentstreet stockt, und häufiger als jemals sieht man dann hier diese bleichen Hungergestalten umherschleichen, die sich am Schatten der Mitternacht gespenstisch abdrücken, und sich den Vorübergehenden anhängen, um, wenn man sie selbst verschmäht, wenigstens einen Schilling zu erhalten, weil sie seit zwei Tagen nichts gegessen. Das numerische Verhältniß der Prostitution in London wird gewöhnlich auf 80,000 solcher unglücklichen Wesen angegeben, doch ist diese Zahl eher zu gering als zu hoch, und sie läßt sich überhaupt schwierig festsetzen bei dem gesetzlosen und ungebundenen Um-

berkeit, die herrlich durchlüfteten Zimmer, den Geist der Ordnung, Zweckmäßigkeit und Menschenfreundlichkeit, überall zu bewundern.

Die Zahl der Schutzbefohlenen der Magdalena beträgt gegenwärtig 98, ihre Normalzahl, die nicht überschritten werden kann, ist auf 100 festgestellt. Nur am ersten Donnerstage eines jeden Monats geschieht in einer Sitzung des Committées die Aufnahme neuer Schutzflehenden, die ihr Gesuch zuerst schriftlich einreichen, alsdann von dem Committée über die Lauterkeit ihrer Absichten befragt und geprüft werden und, sobald Platz vorhanden, Zulaß erhalten, ohne irgend einer Empfehlung oder Fürsprache zu bedürfen. Die Beschränkung der Aufnahme auf einen einzigen Tag im Monate könnte als ein Uebelstand erscheinen, aber sie ist sehr zweckmäßig, wenn man bedenkt, daß es nicht der Plan der Anstalt ist, solchen zu helfen, die nur durch äußeres Elend zur Entsagung ihres Gewerbes und in das Asyl der reuigen Magdalena getrieben werden, sondern vielmehr Denen, die einen innern Trieb nach Rettung haben, die moralische Schmach ihres Lebens empfinden, und zwar auf einer Stufe, wo sie noch Kräfte und Anreize zum Laster besitzen. In dieser Hinsicht ist es charakte-

bei den englischen Weibern mit ihrer außerordentlichen Liebe zur Unabhängigkeit, und wird die häufige Ursache, sie auf die Bahn des Verderbens hinauszutreiben. Es geschieht hier oft in den achtbarsten Familien, daß junge Mädchen aus Depit gegen ihre Verwandte, um eine herrschsüchtige Mutter zu ärgern, von einem langweilig werdenden Bräutigam sich zu befreien, in ein öffentliches Haus laufen, und nur mit Mühe, häufig gar nicht, wieder herausgeholt werden können. Von den Contrasten im Gemüth eines solchen Geschöpfes, von der Selbstständigkeit und Haltung ihres Charakters, die sich oft noch mit der größten Verlorenheit verbindet, von der Gutmüthigkeit und Empfindsamkeit, die bei ihnen neben dem frevelhaftesten Trotz gegen die sittliche Ordnung besteht, haben Sie gar keine Vorstellung. Manche sind in ihrer eigenen Wohnung glänzend eingerichtet, und verbringen den Tag am Clavier, mit der Nadel mit Lectüre, sich etwas ganz Besonderes in ihr unbegränzten Freiheit dünkend, bis die Stu schlägt, wo sie ihrem schändlichen Gewerbe r gehen. Dann wird mit trällerndem Leicht der Shawl umgehangen, und es geht au Straße hinaus, in die Theater, wo sie sich

renweise in die zweiten Ranglogen und das Parterre vertheilen, in die Theegärten und an andere ihnen günstige Orte. Selbst bei ihrem schmählichen Handwerke bleiben ihnen oft noch ihre gemüthlichen Eigenschaften treu, nur in seltenen Fällen zeigen sie sich besonders geldgierig und unverschämt, und ihre gewaltsamen Angriffe auf die Fremden, von denen man erzählen hört, werden meistentheils nur durch diese selbst herausgefordert. Das einfachste Mittel für den Fremden, eine solche auf nächtlicher Straße ihn umstürmende Gruppe loszuwerden, ist die kühl hingeworfene Bemerkung: **I have no Zink**, denn dies Wort bedeutet das Geld in der Kunstsprache dieser Elenden, und bald sprengt der ganze Kreis lachend auseinander, um keine Zeit zu verlieren. Von den Besseren aber wird man nie auf der Straße belästigt werden.

Es war nöthig, auf den Charakter dieser Geschöpfe in London zurückzugehen, denn zwei Gründe gibt es, weshalb ein solches Institut, wie das Magdalenen-Hospital, vorzugsweise für englische Verhältnisse paßt, und nur unter diesen seine heilsamen Zwecke wirklich zu erreichen vermag. Dies ist erstens der angedeutete Umstand, daß diese Unglücklichen hier keineswegs aus dem Auswurf der Bevölkerung hauptsächlich hervorge-

hen, wie dies in Frankreich und Deutschland fast durchgängig der Fall ist, sondern daß es unter ihnen eine große Anzahl mit Eigenschaften und Fähigkeiten gibt, durch welche sie, trotz ihrer selbstverschuldeten Aussonderung, noch mit allem Wesenhaften der übrigen Menschheit in Zusammenhang bleiben. Daher sind sie geeignet, den Ekel an ihrer preisgegebenen Existenz, den wohl jede Verlorene dieser Art überall empfindet, leicht wieder bis zu einer moralischen Kraft in sich zu steigern, aber dann haben die armen Creaturen erst ihre Absperrung gegen den gesetzmäßigen Lebenskreis bitter zu empfinden. Da zeigt sich ihnen das Magdalenen-Hospital als die einzig mögliche Brücke ihrer Rückkehr, denn die bürgerliche Gesellschaft, bettelstolz auf ihre Tugend und Ordnung, kann an der innern Reue sich nicht genug sein lassen, sondern sie verlangt eine Garantie, um sich wieder den von ihr Ausgestoßenen zu öffnen. Das Magdalenen-Institut ist daher gerade für die Besseren und einer Regeneration Fähigen eine gesuchte Zufluchtsstätte, nicht weil sie dort, vor Mangel geschützt, ihr inneres Erlösungswerk ungestört betreiben können, nicht weil sie, in Ermangelung der eigenen Besserungskraft, dort von der religiösen Strenge und Zucht Alles

für ihr Heil erwarteten, sondern weil es ihnen eine bürgerliche Garantie, eine sittliche Basis für ihre Zukunft verleiht, in diesem Institute gewesen zu sein, und aus ihm, mit seinem glaubhaften Stempel versehen, wieder in erneute Lebensverhältnisse einzukehren. Der zweite Grund, der die Wirksamkeit des Magdalenen-Instituts verbürgt, ist aber auch nicht außer Betracht zu lassen. Er beruht in der religiösen Orthodoxie des englischen Volkes, unter dem die christlichen Formen noch so stark und lebendig sind, daß sie eine Stütze des Daseins ausmachen und für einen Talisman gehalten werden, durch den in der Kraft des Glaubens jedes Kranke und Schadhafte am Leben wieder ausgebessert werden kann. Der christlichen Gewohnheit sind hier selbst jene armen Auswürflinge der Menschheit vielleicht niemals ganz entfremdet gewesen, und man wird nicht irren, wenn man sie hier und dort unter den fleißigen Kirchengängerinnen mit dem Gesangbuche in der Hand zu gewahren glaubt. Um so mehr aber fängt diese nie gänzlich verstopfte Quelle des Heils wieder an zu strömen, sobald die Reue an ihrem Herzen frißt und der Gedanke der Buße ihnen süß wird, mitten in ihrem Schmutze reine, weiße Hoffnungsbilder ihnen vorspiegelnd. Die-

jenigen, die bei uns die Tugend und Moral gepachtet haben und auf dieser ihrer Domaine im beständigen Trabe herumreiten, werden sich, ich weiß es, zu vornehm dünken, um in eine solche arme und verlorene Seele sich zu versetzen, die, in der socialen Kloake beschmutzt, ihres ursprünglichen Menschenkerns wieder habhaft zu werden ringt. Aber das verzagte und verzweifelte Herz einer armen Bajadere ist auch ein Schauspiel für Götter, und Goethe, der Dichter, den man nicht für christlich gelten lassen will, hat die Verklärung der Sünderin in der läuternden Gottesflamme gefeiert, während es reinliche Christen unter uns gibt, die sie nicht mit Handschuhen angefaßt haben würden, um ihr aus ihrem Sumpfe emporzuhelfen. Den englischen Sünderinnen hilft schon ihr eigener Glaube bedeutend, und das ganz auf der christlichen Orthodoxie begründete Institut in Blackfriars-Road findet an diesen Magdalenen einen fruchtbaren Boden für sei Werk vor. In Frankreich dagegen ist der V fall der christlichen Rechtgläubigkeit unter d Volke als der Grund anzusehen, weshalb sol Institute, wie das Magdalenen-Hospital in don, dort nicht gedeihen und keine der werthe Resultate hervorrufen. —

Vor dem Magdalenen-Committée auf Blackfriars-Road erscheinen an den Aufnahme-Tagen zuweilen zwanzig bis dreißig Bittstellerinnen, welche die Zulassung begehren. Das Committée wählt dann Diejenigen aus, die am meisten eine Berücksichtigung verdienen, Andere, für die kein Platz vorhanden, werden so lange auf anderm Wege unterstützt, bis sie eintreten können, und bei Manchen, den Besten, die oft noch gar nicht der öffentlichen Prostitution verfallen sind, aber in der Lage sich befinden, wo sie ihr nicht mehr entgehen könnten, feiert die Anstalt, die sie als Rettungsweg betreten, ihren humansten Triumph, indem sie entweder die Versöhnung dieser Unglücklichen mit ihren Verwandten zu Stande bringt, oder ihnen durch ihren Einfluß irgend eine sichernde Lebensstellung besorgt. Die krank sind oder sich im Zustande der Schwangerschaft befinden, werden niemals in dem Magdalenenstift aufgenommen. Das Institut zerfällt in vier Abtheilungen (Wards), in welchen die Schutzbefohlenen der Anstalt gesondert von einander leben, und unter welchen es einen gewissen innern Unterschied gibt, der sich als zweckmäßig von selbst darbietet. Sie werden nämlich nach dem Grade ihrer guten und schlimmen Eigenschaften, ihrer Erziehung und Fä-

higkeiten, ihres Standes und Betragens in die verschiedenen Classen zu einander vertheilt, und erhalten dadurch, was sehr wichtig ist, einen ihnen angemessenen täglichen Umgang. Jede einzelne Abtheilung hat für sich ihren eigenen Eßsaal, ihr Waschzimmer, ihren Schlafraum, ihr Wohnzimmer, wo sie sich den Tag über gemeinsam beschäftigen, und ein durch Mauern eingezäuntes Stück Garten, in dem sie spazieren gehen. In den Schlafsälen stehen reihenweise die weißen reinlichen Betten an den Wänden, jedes Bett von beiden Seiten mit einem Verschlage umgeben und vorn eine Gardine, so daß jede für sich ungestört allein sein kann. Die zu jeder Abtheilung gehörige Aufseherin schläft in einem daran gränzenden Cabinet, von dem aus sie den ganzen Saal überschauen kann. Beim Gottesdienste in der Capelle treffen jedoch alle Abtheilungen zusammen, auch gibt es einen gemeinsamen Theil des Parks, in dem sie sich in den Erholungsstunden begegnen. Während wir die Wards durchwanderten, wurden die Bewohnerinnen theils im Park, theils in den Galerien versteckt gehalten, theils flüchteten sie aus einer Abtheilung in d[ie] andere vor uns her, und wir hörten jedesm[al] die leise fliehenden Fußtritte in der Ferne. D[ie]

es wäre natürlich ganz gegen den Zweck und Sinn einer solchen Anstalt, die Büßerinnen sichtbar zu machen, und selbst die Mitglieder des Committées und Directoriums sind in dem Betreten der Abtheilungen beschränkt, und können nur in Gemeinschaft von Dreien und in Begleitung der Matrone der Anstalt und der Aufseherinnen die Bewohnerinnen sehen. Der Capellan ist die einzige Person, die allein und ohne irgend eine andere Begleitung die Abtheilungen besuchen darf.

Eine fünfte Abtheilung ist die Prüfungsabtheilung (probationary ward), in welche die Neuaufgenommenen zuerst gebracht werden und wo sie in der Regel zwei Monate verweilen müssen, bis sich zeigt, daß sie, ohne nachtheilige Wirkung für die Andern, zu einer der übrigen Abtheilungen gesellt werden können. Manche werden, ihrem Betragen gemäß, auch wieder entlassen, ohne in die eigentlichen Wards Aufnahme zu erhalten; Andern, besonders solchen, die noch nicht der Prostitution in der Stadt anheimgerathen, wird die Prüfungszeit gänzlich erspart und sie finden gleich ihren Platz in der ihnen angemessenen Abtheilung. Die Neuangekommenen empfangen zuerst ein warmes Bad, dann werden ihnen die Kleider, die sie bisher getragen, genommen und

bei Seite gelegt, und sie müssen das eigenthümliche Costüm der Magdalenen-Anstalt anlegen, was für die Meisten der erste schreckliche Moment sein muß, durch den sie sich in strenger Buße von der übrigen Welt abgeschieden fühlen. Dies Costüm besteht in einer braunen wollenen Robe, weißer Schürze und weißem Halskragentuch, der Rock hat Halbärmel, und die Arme sind mit langen schwarzen Handschuhen umhüllt, die weiße Haube ist mit einem schwarzen Bande umfaßt. Zum Spazierengehen im Garten haben sie gelbe runde Strohhüte mit breiten Rändern, und den Hut schmückt ebenfalls ein schwarzes Trauerband. Das Institut geht in seiner menschenfreundlichen Zartheit so weit, nicht einmal den Namen der Büßerinnen nachzufragen, wenn sie dieselben verschweigen wollen, man bekümmert sich nicht um ihre früheren Familienverhältnisse, sobald sie einen Grund haben, sie zu verdecken, und es ist ihnen vollkommen freigelassen, sich eines falschen Namens in der Anstalt zu bedienen. Die meisten beschäftigen sich den Tag über mit der Nadel, sie arbeiten alles Linnenzeug, das zum Haushalt der Anstalt gebraucht wird, auch wird ein Theil von ihnen zu den übrigen häuslichen Besorgungen verwandt. In ihren Freistunden ist es ihnen

vergönnt, eigene Arbeiten zu machen, und es ist üblich in der Anstalt, daß Jede ein Kissen anfertigt, auf dem mit der Nadel ein geistlicher Vers, der auf das innere Heil des Mädchens Bezug hat, eingenäht ist, in welcher Art einige sehr zierliche und geschmackvolle Arbeiten auf den Tischen umherlagen. Sonst verstreicht ihnen der Tag unter religiösen Uebungen, mit Unterweisung in der christlichen Religion, für einen Theil mit Unterricht im Lesen, Schreiben und solchen häuslichen Verrichtungen, die ihnen zu ihrem künftigen Fortkommen dienen können. Diejenigen, welche sich in der Anstalt befinden, dürfen das Haus nicht mehr verlassen, mit Ausnahme ganz besonderer Fälle, wo sie einer Erlaubniß des Committées dazu bedürfen. Schon der Aufenthalt in den klösterlichen Mauern dieses Instituts muß ihnen als ihre Buße gelten, und abgeschnitten von der ganzen Welt, hören sie nur zuweilen den Lärm des Surrey-Theaters, dessen Gebäude an ihren Park gränzen, herüberschallen. Diese Einöde, verbunden mit der Einförmigkeit des täglichen Lebens, erscheint im Anfange den Meisten fürchterlich, Manche halten es nicht aus und entlaufen der Anstalt wieder. Diese Geschöpfe haben sich freilich Alles abzugewöhnen, was früher ihre

Existenz ausmachte, darunter gehört auch das Trinken, dem in England selbst die Fashionablesten dieser Classe leidenschaftlich ergeben sind.

Die Zeit des Aufenthalts in dem Institute ist sehr verschieden und richtet sich nach den persönlichen Umständen. In der Regel wird sie auf ein Jahr angenommen, doch ist es einer der Hauptgrundsätze des Magdalenen-Hospitals, keine Inwohnerin aus demselben auszuweisen, so lange sich nicht eine sichere Aussicht zu einer ehrenhaften Unterbringung für sie dargeboten hat. Ihnen durch eine solche den neuen Eintritt in das bürgerliche Leben zu bahnen, ist die Vollendung des humanen Werkes, dem die Anstalt obliegt, und die Gesellschaft geht darin so weit, eine Prämie auszusetzen für jede aus dem Magdalenen-Hospital Entlassene, die in dem Dienst, in den sie getreten, ein Jahr lang zur Zufriedenheit sich bewährt. Das Institut verfolgt überhaupt das Schicksal Derer, die ihm einmal angehört haben, mit nachblickendem Auge, und in manchen achtbaren, hin und wieder auch sehr angesehenen Familien ist die Frau vom Hause der Magdalena zu einer verschwiegenen Dankbarkeit verpflichtet.

Ueber die Resultate, welche die Anstalt verwirklicht, kann ich Ihnen folgende Angaben, die

von der Eröffnung des Magdalenen-Instituts bis zu Anfang des Jahres 1835 reichen, mittheilen:

Aufgenommen wurden in die Anstalt vom 10. August 1758 bis 2. Januar 1835: 6085

Entlassen während derselben Zeit:

Versöhnt mit ihren Angehörigen, in Dienst getreten oder in eine ehrenhafte Stellung übergehend: 4142

Wegen Wahnsinns, epileptischer Zufälle oder unheilbarer Krankheiten. 104

Gestorben 105

Auf ihr eigenes Verlangen wieder ausgeschieden 1032

Wegen schlechten Betragens entfernt 616

Heimlich entlaufen im Jahre 1826 2

Das Institut glaubt im Durchschnitte annehmen zu können, daß jedesmal zwei Drittel von der Anzahl, die sich ihm anvertraut, gerettet wird, ein Erfolg, der schon ausreicht, um diese menschenfreundlichen Bemühungen, denen es auf der andern Seite auch nicht an ihren Tadlern und Verläumdern fehlt, fortdauern zu machen. In andern Ländern hat man Aehnliches, zum Theil nach dem Vorbilde dieser großartigen englischen Anstalt, versucht, aber nicht mit demselben Erfolge. In Deutschland ist mir nur das Magdalenenstift in Hamburg bekannt, das daselbst vor ungefähr 12 Jahren in der Vorstadt

St. Georg gegründet wurde. Es ist eine Stiftung des Topographen von Heß und wurde besonders durch die thätigen Bemühungen des Senator Abendroth ins Werk gesetzt. In demselben können jedoch nur zwölf Mädchen auf zwei Jahre ein Asyl finden, und sie werden ungefähr auf dieselbe Art gehalten und beschäftigt, wie in der londoner Anstalt. Doch sind die Resultate, welche hier erreicht werden, so gering und zweideutig, daß sich die Zweckmäßigkeit dieses deutschen Instituts fast gar nicht rechtfertigt. In Frankreich hat es von jeher ähnliche Anstalten gegeben, aber die meisten waren Zwangsanstalten, in welche liederliche Mädchen zu ihrer Besserung mit Gewalt eingebracht wurden, entweder von der Polizei oder durch ihre Eltern. Parent-Duchatelet hat in seinem classischen Werke über die Prostitution von Paris das letzte Capitel des zweiten Theils diesen Versuchen und Unternehmungen gewidmet. Schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts kannte man in Paris solche Institute zur sittlichen Besserung der Preisgegebenen. Das noch jetzt bestehende Haus des Bon-Pasteur läßt sich schon auf das 17. Jahrhundert zurückführen, aber seine eigentliche Organisation, wo der Staat sich der

dafür zusammengetretenen Gesellschaft annahm, datirt erst vom Jahre 1821. Der Bon-Pasteur nimmt nur Mädchen zwischen dem 18. und 25. Lebensjahre auf, aber die Sterblichkeit in diesem Hause ist so ungeheuer groß, daß sich die Aerzte mit Nachforschungen über deren Ursache den Kopf zerbrochen und mancherlei Verläumdungen dieses Instituts dadurch entstanden sind. Die Behandlungsweise der Schutzbefohlenen ist aber im Allgemeinen vortrefflich, und Parent-Duchatelet sucht den Grund jener befremdlichen Sterblichkeit in dem plötzlichen Einfluß der durchaus veränderten Lebensweise der Mädchen zu finden. Vielleicht ist jedoch die Einrichtung dieser pariser Anstalt gar zu klösterlich, und wirkt darum für Viele abschreckend. Bei der Ankunft im Bon-Pasteur werden ihnen die Haare abgeschnitten, was jedem Weibe etwas Fürchterliches dünkt. Das religiöse Element, das in England bei solchen Anstalten eine Hauptrolle spielen kann, ist in Frankreich ohne Zweifel in dieser Beziehung zu mildern, und eine mehr weltliche und moralische Einwirkung müßte hier auf die Bußbeflissenen stattfinden, besonders wenn man das französische Naturell dieser Geschöpfe berücksichtigt. Es hat sich ergeben, daß die Bewohnerinnen des Bon-Pasteur meisten-

theils über die Formen und Manieren der Nonnen spotten, die ihnen als Lehrerinnen und Aufseherinnen beigegeben sind. Parent-Duchatelet empfiehlt sehr, nur verheirathete Frauen und Witwen bei solchen Anstalten anzustellen, indem er sich, als auf eine ausgemachte Erfahrung, auf den Satz beruft, daß preisgegebene Mädchen immer vor dem Begriffe einer „verheiratheten Frau" eine außerordentliche Achtung hegen. Zur Aufnahme in den Bon-Pasteur sind Formalitäten erforderlich und keine Person darf ohne besondere Verordnung des Polizei-Präfecten in das Institut zugelassen werden. Vom 25. October 1821, dem Tage der Eröffnung der Anstalt, bis zum 9. April 1833 wurden 245 Mädchen in demselben aufgenommen. —

Doch genug von allen diesen Dingen, sonst gerathe ich in den Zug, Ihnen Umrisse zu einer europäischen Geschichte der Prostitution zu liefern, ein unsauberer, aber nothwendiger Beitrag zur Weltgeschichte. Ich wasche jedoch meine Hände in Unschuld und überlasse es Andern, diese Seite der Entwickelung der Menschheit seit dem Sündenfalle weiter auszumalen. Behalten Sie mich lieb und denken Sie meiner, bis wir uns einmal wiedersehen! —

9.

An * * * in Croydon bei London.

— Ich kam mir ganz unglücklich vor, als Sie mich wieder allein in der ungeheuren Stadt zurückließen, die mir bis dahin nur als ein Anhang zu Ihnen selbst erschienen war. Im Kings-Theater, mit dessen großer Vorstellung von Mozart's Don Juan Sie mich getröstet, fand ich inzwischen auch keine Ruhe, und es schien mir fast, als sollte ich zu Rubini, Tamburini, Lablache nichts Anderes sagen, als: Ihr seid allzumal leidige Tröster! Sie haben daher schlecht calculirt, wenn Sie mich darum in den Don Juan schickten, um mich wieder einmal recht auf gut Deutsch, wie Sie es nennen, danach phantasiren zu hören. Man hält uns Deutsche durch die Bank für so gutmüthige Träumer, daß man uns in Frankreich und England noch einmal als

Spieluhren verkaufen wird, um in den Dämmerungsstunden zu flöten, und die Siesta, welche diese Nationen nach ihren politischen Thaten halten, durch musikalisches Repetiren zu versüßen. Ich kann Ihnen diesmal nichts flöten, und Sie werden mit einem dürftigen Berichte über die Vorstellung des Don Juan vorlieb nehmen müssen, die, obwohl durch die Vereinigung aller dieser berühmten Talente außerordentlich, im Ganzen eine höchst unvollkommene und mangelhafte war. Es waren alle Kräfte vorhanden, um sie zu einer in der ganzen Welt einzigen Darstellung dieser Oper zu machen, aber nur die Mittel zu dieser Vorstellung sah man, bei der Ausführung mischte sich wieder jener eigenthümliche plumpe Teufel, der in Ihren englischen Theatern sitzt und dirigirt, ins Spiel. Es scheint nicht mehr möglich, daß bei Ihnen etwas Ganzes auf der Bühne zu Stande komme, der englische Geschmack Ihres Publicums brachte englische Geschmacklosigkeit in die Anordnung und Regie, und die italienische Operngesellschaft aus Paris, die den Don Juan hier gab, richtete das deutsche Meisterstück zu italienischen Manieren ab. So können Sie sich denken, was ich, bei aller meiner Bewunderung für Rubini, Tamburini, Lablache, für die Grisi

und die schöne Assandri, gesehen und gelitten habe, und es ist ein Glück, daß Sie einmal einer Aufführung des Don Juan in Deutschland beigewohnt, um meinen Schmerz über alle diese Verstümmelungen würdigen zu können. Der Don Juan ist das Alpenhorn eines Deutschen, er spielt sich auf seinen Melodieen in ein tiefsinniges Heimweh hinein, aber man zerschneidet ihm die Seele, wenn man ihm fremde Takte dabei aufnöthigt, die nicht in seinen Sinn taugen.

Man hat in Deutschland davon gesprochen, in diesem Jahre die funfzigjährige Jubelfeier des Don Juan zu begehen, der bekanntlich zum ersten Male 1787 in Prag zur Aufführung kam, und ein solches Fest könnte wohl nicht herrlicher angeordnet werden, als mit einer Darstellung der Oper, in welcher man die Donna Anna von der Grisi, den Don Juan von Tamburini, Don Ottavio von Rubini, Leporello von Lablache, die Elvire von der Assandri, und die Zerline von der Albertazzi sieht, was an diesem Abende in Kingstheater allerdings der Fall war, aber diese großen Sänger und Sängerinnen müßten sämmtlich ihre Rollen vollständig darzustellen haben, was leider auch nicht im Entferntesten hier der Fall gewesen. Wie in eine

Kanone geladen, war ich von dem gewaltigen Gedränge in das Haus hineingeschossen worden, und hatte das Glück, auf einem ziemlich guten Platze mitten unter dem fashionablesten Saison-publicum niederzufallen. Das Kingstheater ist vielleicht ebenso groß und großartig wie die **Académie royale de Musique** in Paris, aber es brachte einen ganz verschiedenen Eindruck auf mich hervor, einen echt englischen. Hier herrscht eine stille, feierliche, gedämpfte, in dunkeln Farben gehaltene Pracht der Decorirung vor, während in der pariser großen Oper Alles glänzend und voll brillanter Lichtereffecte in den Logenreihen ist. Trotz dem, daß ein Gala-Costüm für alle Besucher des Kingstheaters gewissermaßen vorgeschrieben, erscheint doch der Glanz der Toiletten hier weniger hervorstechend als in Paris, und man schaut hier meistentheils den imposanten Hochtorysmus Ihres Englands in gediegene Stoffe geworfen, die nicht blenden und schimmern. Ich war noch in Beschauung versunken, namentlich der vielen blonden Mädchen, mit Brillen über den jungen Gesichtern, als die Ouvertüre begann, mit deren Ausführung man alle Ursache hatte, zufrieden zu sein. Bald stand auch der ungeheure Lablache mit seinem **Notte e giorno faticar**

auf der Scene, im Haarbeutel, ohne den einmal ein italienischer Buffo nicht fertig werden kann, und sang mit seinem glorreichen gewaltigen Baß den Leporello, wie er vielleicht noch nie gesungen worden. Lablache ist ohne Zweifel der prächtigste Buffo, den man jemals gesehen, und man hat ihn in Paris mit Recht einen Ochsen genannt, im schönsten Sinne des Wortes natürlich. Nicht nur seine beispiellos kräftige und schallende Stimme, sondern auch seine ganze äußere Erscheinung, die kostbare Pralligkeit von Leib und Seele an ihm, die unverwüstliche Muskelstärke seines Humors und ein gewisses unbeschreibliches Etwas, das man nicht anders als Ochs benennen kann, veranlassen in der That, ihn als ein ideales Stück dieser Gattung anzusehen, und dies denkend, fühlt man nur den Jubel, dessen man sich bei seinen Tönen nicht erwehren kann, erhöht. Dennoch war er kein guter Leporello, so vortrefflich er ihn auch sang. Er stellte blos den plumpen, groben, materiellen Bedienten dar, die leibhafte ungeschlachte Prosa zur Seite der phantastischen Romantik des Don Juan, aber er drückte nicht aus, welche Gutmüthigkeit, liebenswürdige Schwäche, possirliche Pietät, spaßhafte Frömmigkeit und Redlichkeit dieser Prosa des Leporello, der Poësie seines Herrn gegenüber,

inwohnt, und in solcher Weise gehört gerade diese Figur als ein nothwendiger Einschlag in die Oper hinein. Tamburini war im Ganzen ein ausgezeichneter Don Juan, obwohl er auch, wie alle italienischen Sänger, zu wenig charakterisirte, aber er machte begreiflich, daß ihn Donna Anna heimlich lieben kann und Zerline ihm nicht zu widerstehen vermag, ja daß die Geisterwelt und die Hölle es der Mühe werth finden müssen, sich seinetwegen in Bewegung zu setzen. Er gab ihn ritterlich, nobel, leichtsinnig, mit Grazie und Verwegenheit, und durchaus in einem südlichen Colorit, aber er zeigte wieder zu wenig, oder fast gar nicht, das Dämonische und Diabolische der Don Juan-Natur, ohne das diese zu einem flachen Abenteurerthum herabsinkt. Ganz neu aber war mir die Erscheinung der Donna Anna in der Auffassung und dem Naturell der Grisi. Sie durchwebte ihre Rolle mit vielem Ernst und Trauer, wie einer geheimen Schuld sich bewußt, und gab sie keineswegs mit jener glühenden Leidenschaftlichkeit, die man sonst an deutschen Darstellerinnen der Donna Anna gewohnt ist, aber sie ließ diesen tiefen Grundzug, den sie dem Charakter verlieh, in wunderbaren Accenten heraustönen. In der Erzählung, die sie vom nächtli-

chen Ueberfalle des Don Juan im Garten macht, mit welchem nie gehörten Ausdrucke sang sie die Worte: Che già mi credo vinta, und nachher die Arie: Or sai chi l'onore rapir a me volse. Was ist aber eine Donna Anna, wenn man ihr im zweiten Acte die ganze Scene mit Ottavio und die große Arie: Non mi dir, bell' idolo mio, che son io crudel con te, nimmt, und durch diese Auslassung die Blüthe ihrer ganzen Erscheinung verhindert! Diesen räuberischen Eingriff in das Gebilde der Donna Anna mußte ich mir gefallen lassen. Sie verschwindet auf diese Weise in dem Stücke, man weiß nicht wie. Daß Don Ottavio, der schwache, zärtliche, gutmüthige und unglückliche Liebhaber, durch Rubini's Tenor wunderbar charakterisirt wurde, werden Sie sich denken, und er sang mit seinen hinschmelzenden, feenhaften Tönen die Cavatine: Il mio tesoro intanto andate a consolar, daß ich in der That das Herz meiner Nachbarin vor Entzücken laut schlagen hörte. Die Zerline ist gewöhnlich die Zierpuppe liebenswürdiger Coquetterie und Schönthuereien unserer Sängerinnen, obwohl mit großem Unrecht, so liebliche und schmeichelnde Töne ihr auch der Componist gegeben. Madame Albertazzi gab vor allen Din-

gen das spanische Landmädchen, erst mit naivem Ernste, etwas kräftig aufgetragen, dann die schalkische Anmuth, die sie ebenfalls vortrefflich sowohl durch Ton als Spiel ausdrückte. In der ersten Scene mit Don Juan war sie wirklich das unerfahrene Naturkind, das von dem Ansehen, der Ritterlichkeit und Schönheit des Don Juan bestochen wird, und in dem herrlichen Duett: **Là ci darem la mano** zeigte auch Tamburini, daß er selbst von Liebesgluth bewegt sei, und daß er der Mann, der von jedem Moment und Eindruck wirklich hingerissen wird, während hier andere Darsteller sich gewöhnlich zu diabolisch sicher gebärden und mit der Zerline abfahren, wie der Teufel mit einer armen Seele. Die liebliche Assandri, welche die angenehmste Aussprache hat, die ich jemals im Gesange hörte, besitzt in ihrer nicht starken, aber ungemein beweglichen Stimme eine Reihe von wohllautenden und schmeichelnden Tönen, wie sie gerade der Donna Elvira eignen, aber sie konnte den gesammten Umfang dieser Partie nicht erschöpfen, die vielleicht die schwierigste in der ganzen Oper ist. Der vielen Verstümmelungen aber, die man sich an unserm großen deutschen Tonwerke hier z Schulden kommen ließ, will ich gar nicht wei

gedenken. Man gab die Oper in drei Acten und hatte die Stellen, in denen gesprochen wird, in ein leichtes Recitativ mit einfachster Instrumentalbegleitung umgewandelt, da die italienische Oper im höheren Stil keine Zwischengespräche dulden mag. Der erste Act ging in musikalischer Hinsicht noch ziemlich in seiner vollen Wirkung hin, obwohl schon mit der Bauernhochzeit eine empfindliche Störung begann. Man hatte bei diesen ländlichen Festlichkeiten die **Cachucha** eingelegt, und dieser geniale spanische Tanz, der, wie alle Tänze dieser Nation, auf einer bedeutsamen Gegenseitigkeit beider Geschlechter beruht, wurde von der Duvernay allein getanzt. Denken Sie sich eine **Cachucha**, von einer Frau ganz allein getanzt, ohne das männliche Princip, das in diesem Tanze ebenso wenig wie in der Liebe überhaupt fehlen darf, und Sie werden sich von dieser Procedur der einsamen Wollust (ich brauche diese Benennung eines großen deutschen Arztes) gewiß, so wie ich, angeekelt fühlen. Auch noch andere Tanz-Divertissements, z. B. der **Pas styrien**, kamen in den Don Juan hineingeschneit und brachten die Mozartsche Musik im eigentlichsten Sinne aus dem Takte. —

Doch genug davon! Sie sehen, ich habe kein

Glück hier, wenn ich ohne Sie bin und gehe.
Neulich sah ich mir auch das Theater des Lyceum an, in welchem die französische Schauspielergesellschaft Ihre Season verherrlicht, und hatte hier abermals eine arge Verletzung meiner Deutschheit zu bestehen. Man gab nämlich Werther, jene alberne Parodie unserer Goethe'schen Dichtung, in welcher auch jedes Körnchen Salz fehlt, das sonst noch das unbedeutendste französische Vaudeville würzt. Der kleine anmuthige Saal des Lyceum bleibt gewöhnlich ganz leer an Zuschauern, und es scheint unter der englischen fashionablen Welt keineswegs Mode, das französische Theater zu besuchen. Nur hier und da gewahrt man in den Logen eine junge blonde Miß, unter Aufsicht ihrer Bonne, die vielleicht eben die Reise nach Paris zu machen im Begriff steht und vorher noch einige Sprachübung hier sucht. Ich glaube bemerkt zu haben, daß man in England noch immer allem Französischen sehr abhold ist, obwohl Ihre Landsleute gegenwärtig eine ziemliche Fertigkeit darin erreichen, französisch zu sprechen. Aber es herrscht keine Liebe und Sympathie dafür in irgend einer Weise, und Engländer und Franzosen sind sich noch immer antipolare Naturen, die das unwillkür-

lich Widerstrebende auch nie an sich überwinden werden.

Der Satz in Meidinger's französischer Grammatik, der sich unter der Beispielsammlung findet: **Les Anglais haïssent les Français et les Français haïssent les Anglais**, scheint wie ein Fluch über diesen beiden Nationen zu ruhen, und selbst Talleyrand hat nichts Durchgreifendes gegen Meidinger ausrichten können, dessen Satz sich wenigstens auf der einen Seite noch täglich und stündlich bewahrheitet. Ein Engländer wird nie aufhören, etwas Antipathisches an einem Franzosen zu haben, und er riecht die französische Nationalität schon auf hundert Schritt wie eine schwüle Luftart, in der er nicht mit Behagen athmen mag. Indeß hat diese Abneigung an ihrer Gegenseitigkeit verloren und dadurch abgenommen, indem die andere Hälfte der Behauptung: **les Français haïssent les Anglais** gewiß nicht mehr wahr ist *). Denn Sie begegnen in

*) Mein Landsmann, Dr. Gutzkow, ist, wie ich höre, in den Besitz der Meidingerschen Grammatik gekommen, und wird hoffentlich bei einer neuen Revision diesen Satz gänzlich herausstreichen lassen, der so viel Unheil in der Weltgeschichte angerichtet hat.

ganz Frankreich keinen eigentlichen Haß mehr gegen Ihre Nation, im Gegentheil macht die Anglomanie gegenwärtig in Paris immer größere Fortschritte, und höchstens regt sich in dem Franzosen, einem Engländer gegenüber, noch dann und wann die Lust, ihn zu ridiculisiren oder eine komische Vaudevillefigur aus ihm zu machen, aber gewiß ohne alle Bitterkeit. Viele Ihrer Landsleute sind auch gar zu possirlich, wenn sie, die Arme gegen die Brust gestemmt, über die Boulevards von Paris rennen oder in den Theatern auf den ersten Blick sich verrathen. Aber sie werden in Paris in den ersten Salons gesucht und haben die französische Gesellschaft gewissermaßen erobert. Der alte Nationalhaß zwischen Frankreich und England hat sich zuerst am Kamin der modernen pariser Salonwelt freundlich besprochen, und aus den Kratzfüßen der englischen Lords auf dem Parquet der Gesellschaftszimmer suchte Talleyrand die Melodie der englisch-französischen Allianz herauszuhören. Diese Melodie hat aber nur die flüchtige Dauer einer Rossini'schen Arie gehabt, die man vergißt, sobald man das Theater verlassen. Den Engländern will sie am wenigste[n] im Gedächtniß bleiben, und wenn sie den W[eg] über den Kanal wieder zurückgemacht haben,

den sie in ihren Häusern und Palästen kein Winkelchen für eine französische Sympathie übrig. Wir Deutschen finden vor den Augen Ihrer Nation mehr Gnade, und es muß uns schmeicheln, daß schon für die deutsche Persönlichkeit, sobald sie sich zeigt, ein so günstiges Vorurtheil in England herrscht, in einem Maße, wie es weder die Franzosen bei Ihnen, noch wir bei den Franzosen jemals zu gewärtigen haben. Aber wo wollt Ihr Engländer mit Euren deutschen Sympathieen hin? Wollt Ihr Philosophen werden? Gebt uns Eure Freiheit, wir wollen Euch unsere Philosophie dafür geben. In dem englischen Charakter liegt unstreitig viel speculatives Element, aber es hat sich sogleich auf die praktische Seite geworfen, und mit einer so stolzen Wendung, wie Alexander zu Diogenes, würden die Engländer zu den Deutschen sagen: Wenn wir nicht Kaufleute wären, so wären wir gern Philosophen! —

Wenn die deutsche Literatur in England schon überall so große Fortschritte gemacht hätte wie bei Ihnen, so brauchten die deutschen Schriftsteller künftig nur für Engländer zu schreiben und würden reiche Leute dabei werden. Im Stillen gibt es viele Kenner des Deutschen in England, besonders unter den Frauen, die an Sinn

und Verständniß für unsere Literatur bei weitem Ihre Gelehrten übertreffen, welche in der letzten Zeit davon Profession gemacht. Neulich besuchte ich auch Herrn Thomas Carlyle, den größten Deutschgelehrten in England, auf seinem Landsitz in Chelsea, und freute mich an dieser kräftigen, derben, treuherzigen Schottennatur, die so viel Wahlverwandtes mit deutschem Wesen hat. Er hat sich in das Deutsche so hineingelebt, daß er kaum einen Satz in seiner Sprache vollendet, ohne ein Wort aus der unsrigen, das ihm gerade besonders bezeichnend erscheint, einzumischen. Aber seine Kenntniß der deutschen Literatur gleicht einem durcheinandergeworfenen Bücherhaufen, ohne Ordnung, Plan und Einheit, und für das, was er von ihr weiß, ist er viel zu streng und absprechend in seinen Urtheilen über sie. Ich habe ihn stark im Verdacht, daß er der Verfasser des Artikels im Foreign Quarterly Review ist, der den Briefwechsel unserer Bettine mit Goethe so herbe verurtheilte, denn er sprach sich mündlich nicht besser darüber gegen mich aus. Dies ist freilich fast die allgemein herrschende Ansicht in England über Bettine, das Kind, und man begegnet einer solchen jeden Augenblick hier. Ein solche Natur, halb Hexe, halb Engel; halb Pri

sterin, halb Bajadere; halb Prophetin, halb Lügnerin; halb Katze, halb Taube; halb Vogel, halb Schlange; halb Eidechse, halb Schmetterling; halb Morgenthau, halb Fischblut; halb keuscher Mondschein, halb übermüthiges Fleisch; halb Blume, halb Kröte; halb Sphinx, halb Gurli; halb Ganymed, halb deutscher Student mit Reitpeitsche und Kanonen; halb Kabale, halb Liebe; halb Sibylle, halb Amazone; halb Kind, halb Schauspielerin; halb Mignon, halb Philine; halb Sylphe, halb Ratte; halb Diplomat, halb Unschuld vom Lande; halb Mistkäfer, halb Nachtigall; halb Jungfrau vom See, halb Diogenes in der Tonne; halb Jacobiner mit der Freiheitsfahne, halb Katholik mit dem Rosenkranz; halb schwärmende Mänade, halb gelehrtes Weib; halb Siegwart, halb Regimentstambour; halb Marketenderin, halb Elfenkönigin; halb Aventurier, halb Nonne; halb Somnambüle, halb Kokette; halb gottbegeisterte Pantheistin, halb leichtfertige Tänzerin; — und ich könnte noch stundenlang fortfahren, ohne die Contraste einer solchen Natur zu erschöpfen, die durch diese überall gefallen wird, nur nicht in Ihrem England, wo man eine derartige Mischgestalt eben so unheimlich als unbegreiflich zu finden scheint. Dazu kommt die

Abneigung Ihrer Landsleute gegen die Oeffentlichkeit der Gefühle, der Liebe, der Herzensbekenntnisse, und so erblickt man in Bettinen, obwohl mit großem Unrecht, nichts als eine Verletzung der Scham und weiblichen Scheu. Vielmehr nimmt das höhere Leben des Weibes in ihr seinen Anfang, obwohl freilich meist noch als Fratze. Darüber ein anderes Mal mehr, wenn Sie nach Deutschland kommen. —

Heut sende ich Ihnen nur noch mein Tagebuch aus Paris, das ich endlich für Sie in Ordnung gebracht habe. Lassen Sie zuweilen Ihr Auge auf meine Blätter fallen, denn dies war es, das meine Erinnerungen belebt hat! —

II.

Tagebuch aus Paris.



1.

Wanderungen mit dem Strome der Seine.

(27. März 1837.)

— In Paris treten von Zeit zu Zeit anhaltende Regentage ein, deren melancholische Wirkung mit nichts Aehnlichem in der ganzen Welt sich vergleichen läßt. Dann sieht die dämonische Stadt einem offenen Grabe ähnlich, ihr Chamäleonsgesicht verwandelt sich in eine graublaue verwaschene Leichenfarbe, und die ganze Existenz von Paris scheint sich in einen unendlichen Koth aufzulösen. Alles in der Stadt erscheint wie auf der Flucht, die Cabriolets und Omnibus rasen noch toller als sonst durch die ausfließenden Rinnsteine, und der mit einer unerbittlichen Consequenz herabplätschernde Regen scheint geschäftig alles geheime Elend von Paris auszuplaudern. Solche

düstere Pausen in dem Leben der Weltstadt währen oft wochenlang, namentlich im Frühjahr; selbst über dem Pont-Neuf liegt dann eine unheimliche Oede und Stille, und die Boulevards beleben sich erst in der Abendstunde einen stürmischen Augenblick lang, nicht etwa durch eine improvisirte Emeute, sondern durch die Theaterzeit, die unzählige Wagenreihen nach der großen Oper in Bewegung setzt, und die Oper macht noch die einzige wahrhafte Aufregung für das heutige Paris aus.

Die Straßen von Paris bieten einen immerwährenden Gewaltzustand dar, und namentlich in solchen Regen- und Kothtagen könnte man sich versucht fühlen, bei jedem Schritt Anträge zur Emancipation der Fußgänger von Paris an die Deputirtenkammer zu richten. Der Fußgänger von Paris ist in der That noch nicht emancipirt, sondern befindet sich stets in einem unfreien Verhältniß, und die im Wagen Fahrenden bilden eine Aristokratie gegen ihn mit besonderen Schutzprivilegien, die man dem fußwandelnden Volke noch immer nicht zugutkommen lassen will. Nur im Wagen ist man sicher, kein Sturzbad von den entsetzlichen Dachtraufen zu empfangen, und nicht die beweglichen Schornsteine von Paris, die ihrer

eigenthümlichen Zusammensetzung wegen oft bei heftigen Windstößen herunterfliegen, auf seinen Kopf nehmen zu müssen. Das pariser Straßenpflaster aber hat eine natürliche Beschaffenheit, um bei der leichtesten Feuchtigkeit einen Schmutz anzunehmen, der beispiellos ist, und der dem Fußgänger von allen Seiten anfliegt, sowohl durch seine eigenen Tritte, als durch die Wagen, die ihm in der Enge der Straßen schonungslos den Koth ins Gesicht sprützen. Man hat in den Reisebeschreibungen gegen die armen Flöhe von Italien fast zu unbarmherzige Philippica gepredigt, aber den ungeheuern Straßenkoth von Paris, der ein eigenes Bild in Dante's Hölle abgeben könnte und zu einer moralischen Deutung hindrängt, hat noch keine Feder gebührend verherrlicht, und auch meine deutsche ist nicht schwarz und scharf genug dazu. Das Straßenleben trennt hier noch jeden Augenblick das gehende und das fahrende Paris in zwei Unterschiede, deren Niederreißung auf der andern Seite die französische Geschichte sich hat angelegen sein lassen, aber Paris ist ursprünglich keineswegs auf eine Gleichheit und Nivellirung der Stände berechnet. Doch wie wenig auch das Pflaster hier dem armen Volke günstig und bequem gemacht ist, so hat es sich

Abneigung Ihrer Landsleute gegen die Oeffentlichkeit der Gefühle, der Liebe, der Herzensbekenntnisse, und so erblickt man in Bettinen, obwohl mit großem Unrecht, nichts als eine Verletzung der Scham und weiblichen Scheu. Vielmehr nimmt das höhere Leben des Weibes in ihr seinen Anfang, obwohl freilich meist noch als Fratze. Darüber ein anderes Mal mehr, wenn Sie nach Deutschland kommen. —

Heut sende ich Ihnen nur noch mein Tagebuch aus Paris, das ich endlich für Sie in Ordnung gebracht habe. Lassen Sie zuweilen Ihr Auge auf meine Blätter fallen, denn dies war es, das meine Erinnerungen belebt hat! —

II.

Tagebuch aus Paris.

der modernen Weltgeschichte, zu der die um Freiheit Betenden so lange ihr Antlitz hingewendet, in ihr liegt der ursprünglich weiße Stein des Engel Gabriel, der aber schwarz geworden durch die Sünden der Menschheit! Da bewegt sich Paris, das Mährchen aus tausend und einer Nacht, von süßem Ambra und betäubendem Opium duftend, voll geheimnißreicher Lebenssymbole, jauchzend vor Lust und zerrissen von unendlichen Qualen! Da schwankt vor meinen Augen Paris, die thörichte Jungfrau, die das Oel verschüttet, ehe sie den Bräutigam gefunden! Da wandelt Paris, in der Faschingstracht seiner Moden, keuchend unter der Last aller Lebensgüter, ein beweglicher Bazar aller Gegenwart, eine Göttin mit der vollen Schaale des Genusses, an deren Rändern Glück, Liebe, Reue, Verzweiflung und Langeweile sitzen! Da ist Paris mit den stolzen Fahnen seiner Welthoffnungen, mit der erschrockenen Miene seiner Täuschungen, mit seinen Frauenschönheiten, seinen Tuilerieen und seiner Marseillaise; mit seinen Journalen, Nationalgarden, Grisetten und Literaten; mit seinen Operntänzerinnen und seinen Deputirtensitzungen; mit Guizot, Thiers, Talleyrand, Chateaubriand; mit Frascati und Louis-Philipp; mit Madame Dudevant, H.



Heine und dem Herrn Erzbischof von Quelen! —

Ich hatte mehrere Tage lang nur im Palais royal mich umhergetrieben, das bei schlechtem Wetter der Arche Noäh gleicht, in der man sich vor der Sündfluth der pariser Straßen geborgen hält, nur mit dem Unterschiede, daß diese Arche nichts weniger als den unschuldigen Theil der Bevölkerung in sich faßt und daß es darin Cafés, Restaurants, Lesecabinette und Spielhäuser gibt, auch ein Theater, auf dem die Déjazet allerliebste Vaudevillesfrechheiten singt. Ich begab mich wieder auf die nach dem Regen weißgetrockneten Straßen hinaus und schlenderte über den Carrousselplatz, um in den Louvre zu gehen, dessen Säle jetzt überfüllt sind von den Bildern der Kunstausstellung und dem schaulustigen Publikum. Diesmal fand ich jedoch die Seitenpforte des Louvre, die der gewöhnliche Eingang zum Salon ist, verschlossen, obwohl an der Thür eine Reihe Equipagen hielt, und der herausgeklingelte dicke Portier gab bald mit aller Höflichkeit die Erklärung dieses Räthsels. Louis-Philipp und die königliche Familie befanden sich heut im Louvre auf der Bilderschau, und das noch im Zuge begriffene Possenspiel der Attentate, das

freilich ernsthaft genug war, um für das Leben des Bürgerkönigs bei jeder öffentlichen Erscheinung besorgt zu machen, schien auch veranlaßt zu haben, daß die Kunstausstellung dem Publikum für diese Stunden verschlossen blieb, wo Louis-Philipp sie musterte. Ich bin gerade zu einer Zeit nach Paris gekommen, wo das Königthum der Julirevolution, an das ich die ersten politischen Schwärmereien meiner Jugend geknüpft hatte, in der allerwiderwärtigsten Situation sich befindet, und besonders in diesem Augenblicke ist Louis-Philipp unglücklicher als jemals. Seit dem letzten Versuche des schäbigen Königsmörders Meunier lebt er wie ein Gefangener in seinen Tuilerien, und die beiden Reiterschildwachten, die schon am Triumphbogen des Carroussel mit gezückten Säbeln stehen, beobachten die Bewegungen jedes harmlosen Spaziergängers im Tuilerienhofe. Der Bürgerkönig zeigt sich jetzt niemals und nirgends, eine Gewitterschwüle ruht über seiner persönlichen Existenz, ein Trauerspiel scheint sich zu bereiten, aber es bleibt eine Burleske, und die Franzosen legen jetzt, wie müßige Zuschauer, die Hände dabei in den Schooß. Aber Louis-Philipp verzagt gewiß noch keineswegs an seiner Sache und tröstet sich vielleicht mit dem Thurm von Pisa, der

auch beständig schief hängt, ohne noch jemals umgefallen zu sein. Die schiefe Neigung dieses berühmten Thurms soll um 13 Fuß vom Perpendikel abweichen, die Schwebe zwischen der Julirevolution und dem alten Regime hat man aber bis jetzt noch nicht nach dem Perpendikel gemessen. —

Was sollte ich thun? Ich hatte für den heutigen Tag weiter keine Aufgabe als umherzulaufen, und beschloß, den Quai der Seine entlang zu schlendern und eine Entdeckungsreise durch den Faubourg St. Germain zu unternehmen. Vormittagsbesuche zu machen und Empfehlungsbriefe abzugeben, bin ich herzlich müde geworden, und ich komme besser ohne diese zu meinem Zwecke, seitdem ich in einige Salons eingeführt bin, wo ich ungezwungen und wie zufällig mit allen diesen pariser Notabilitäten, mit diesen Großwürdenträgern des französischen Ruhms, verkehre. Auch im Foyer der großen Oper mache ich jetzt meine besten Bekanntschaften, aber verschworen habe ich es auf Zeitlebens, jemals wieder einem Franzosen mit einem deutschen Empfehlungsbriefe auf die Stube zu rücken. Dies hat schon deshalb seine Uebelstände, weil man in Paris keinen Menschen zu Hause antrifft, Niemand ist hier **chez lui**,

Jeder ist vielmehr außer sich, und die Portière ist in der Regel wie ein Papagey auf die Worte: il n'y est pas! abgerichtet. Wer sich dadurch abschrecken läßt, Bekanntschaften in Paris zu machen, thut sich und den Franzosen Unrecht, aber man muß diese nur am rechten Orte zu finden verstehn.

Es ist ein großer Gewinn, in Paris zu sein, wenn man auch nur zwecklos über die Straßen schlendert und dabei das ganze Babel der modernen Geschichtsentwickelung durch seine Gedanken laufen läßt. Mir ist die gelbgrüne Seine, die Paris in zwei grundverschiedene Theile schneidet, der liebste Anhaltspunkt meiner Wanderungen, es gibt keine großartigere Perspective, als die vom Pont-Neuf herab, welcher im eigentlichsten Sinne der Brennpunkt von Paris ist und in der Mitte steht zwischen der nördlichen und südlichen Welt der Stadt und zwischen den unabsehbaren Brückenreihen östlich und westlich, die sich in hohen Bögen über den Fluß schlagen. Wenn die Wellen der Seine verständlich reden könnten, würden sie der beste Cicerone von Paris sein, denn es gibt Nichts von Bedeutung an der allwärts bedeutsamen Stadt, das die Seine nicht mitanschaute und auf ihre Quais münden sich alle Richtungen von Paris aus, die

nur irgend mitzählen in dem großen Gespinnst. Die Seine, in der Paris sich spiegelt, ist der Reflector, der die ganze Physiognomie der Stadt zurückwirft, an dem alle Strahlen ihres Angesichts sich brechen. Die Seine, aus der Paris sich selbst wieder trinkt, nachdem es sich in sie hnieingeschüttet mit allem seinem Unrath, ist der Spiegel der Selbsterkenntniß, den Rhadamanth den Schatten vorhielt. Die Seine ist die stygische Fluth des modernen Geschichtslebens, auf der Paris wie ein Charonsnachen einherschwankt, zwischen Himmel und Hölle schwebend, ohne den Leitstern des Glaubens und ohne den Kompaß eines guten Gewissens. Mit der Seine muß man wandeln, um an ihren Quais die wahre Gestalt von Paris zu beschwören, daß sie Rede stehe mit Allem, was uns die große Weltbuhlerin bedeutet!

Der Seine nördliches Ufer, etwa vom **Quai de la Conférence** bis zum Pont-Neuf, welches eigenthümliche Stadtbild bietet sie dar gegen den Süden von Paris, der ihr in derselben Linie gegenüberliegt! Die nördliche Stadt ist die Stadt des Vergnügens, der Leidenschaften, der Gewerbe, der schönen Künste, der Fremden und des Scandals! Hier, auf den Boulevards, an der

Börse, im Palais-Royal, im Tuileriengarten, in den Champs Elisées, und jenseit der Boulevards in den stilleren Banquierstraßen, auf der Chaussée d' Antin und der Straße Laffitte, und in den mysteriösen und zweideutigen Straßen du Helder und Taitbout, auf der andern Seite in der beständig wogenden und rauschenden Rue Richelieu und Rue Vivienne, vollbringt sich täglich und stündlich eine wahre Völkerwanderung von Lebensbildern, es ist der hochauf spritzende und zischende Schaum von Paris, der übermüthig bis an den Himmel schlägt, und in dem sich das eigentliche Wesen der hiesigen Dinge nicht offenbart, sondern vielmehr verdeckt. Ueber allem diesem Getümmel des nördlichen Paris ragt die Vendôme-Säule groß und ruhig empor, auf der Napoleon in seinem modernen Oberrock und Hut etwas seltsam gegen die colossale Dimension absticht, aber ernst scheint das Gesicht des Kaisers über dem verhängnißvollen Treiben seiner Hauptstadt zu ruhen. Eine andere Physiognomie hat der Nordosttheil von Paris, der an den Quais hinter dem Pont-Neuf, und auf den Boulevards von der Porte St. Denis an beginnt. Hier hat das pariser Kleinkrämerleben und Handwerkstreiben seine Stätte, in den endlosen Straßen St. Denis

und St. Martin, mit ihren unzähligen schmutzigen Quergassen, wuchert wie eine Schlingpflanze die Geschäftigkeit, der Handel, der Verkehr von Haus zu Haus, und in den Tröbelläden am Temple kauft sich der Radicalismus von Paris für wenige Francs seinen Sonntagsrock ein. Dies Treiben mündet in die Quais der Cité aus, die sich sogleich durch ihre tumultuarische und schmutzige Vielthuerei und durch ihren lumpigen Nothhandel auffallend von den andern Quais der Seine unterscheiden. Schieben wir uns hier ein wenig durch das Marktgedränge der Cité, welche Gestalten, welche Gesichter, welche originelle Gruppen des französischen Volkslebens umringen uns hier überall! Nie werde ich eine Scene vergessen, die sich mir hier vor Augen stellte. Ein wohlgekleideter junger Mann, von fashionablem Aussehn, mit modischem Backenbart, stand und spielte die Geige, von einem neugierig herbeigelaufenen Volkshaufen umringt. Gram war ihm auf dem Gesicht zu lesen, seine verweinten Augen vermieden die Menge, und nachher lächelte er ein schmerzliches Lächeln, als er das Lied, das er zu seinem Spiel gesungen, vollendet hatte. Neben ihm erblickte man einen ziemlich stattlich aussehenden alten Herrn, mit weißen Haaren, in einem gelben Ueberrock,

er war erblindet, und hielt zitternd ein Papier in der Hand, um auf demselben seine Gabe zu empfangen. Bilder dieser Art mochten sonst die Refugiés im Auslande rührend und malerisch genug dargestellt haben, hier in Paris war es jetzt eine befremdliche Gruppe, die sich mit Absicht in den entlegeneren Tumult der Cité versteckt zu haben schien, und es ist bis jetzt immer noch selten, daß die Armuth den Sieg davonträgt über den Stolz eines Franzosen. Die Umstehenden steuerten sehr wenig bei für die fashionablen Bettelmusikanten, und die Bessergekleideten schlichen sich wie beschämt von ihnen fort, denn man liebt in Paris das rührende Elend nicht. Die Armuth schwebt noch drohender als das Schwert des Damokles über dem Haupte Frankreichs, aber die Armen werden hier nicht in Thränen ausbrechen, noch in Gebete zum Himmel, sondern in Flüche und Thaten.

Mit der Sentimentalität des Elends befaßt sich die französische Humanität nicht gern, aber mit dem Entsetzlichen und Grauenhaften spielt dafür die naive Grausamkeit des Volkes um so lieber. Da wir einmal durch die Cité wandern, dürfen wir auch nicht an der berüchtigten Morgue vorübergehen, ohne einen scheuen Blick in diese

Anstalt zu werfen, die ein Hauptvergnügen für die Bewohnerschaft der Cité ausmacht. Die Morgue ist ein Haus am Quai der Seine, in welchem man die Leichen öffentlich ausstellt, die täglich aus dem Strom gefischt oder von den Wellen ans Ufer gespült werden. Die Leichenfischerei in der Seine ist ein einträgliches Geschäft, für jeden aufgefundenen Todten wird ein Preis von mehreren Sous gezahlt, und man behauptet, daß nicht nur Selbstmörder und Verunglückte hier herausgezogen werden, sondern auch Solche, die ein verbrecherischer Arm aus Speculation in den Fluß gestürzt, um sie nachher in die Morgue abzuliefern und dort die Prämie an ihnen zu verdienen. Die Mehrzahl der Aufgefundenen sind aber ohne Zweifel freiwillig Ertrunkene, denn die Seine hat täglich vollauf zu thun, um allen den Lebensüberdruß von Paris in ihren Fluthen unterzubringen. Auf der Morgue liegt jetzt der Körper eines schönen jungen Mädchens, der viel Zudrang veranlaßt und an den sich eine mysteriöse Geschichte knüpft. Ein Mann tritt spät Abends in ein Hôtel garni, mit einer jungen Dame am Arm, und begehrt für die Nacht ein Zimmer, das man ihm ohne Weiteres gibt. Am andern Morgen ist er spurlos verschwunden, aber seine Be-

gleiterin findet man todt im Hofe ausgestreckt, und es ergibt sich, daß sie aus dem zweiten Stock gewaltsam heruntergestürzt sein muß. Solche Melodramenstoffe kommen hier alle Tage vor. Bis jetzt hat noch Niemand den ausgestellten Körper der armen Unglücklichen erkannt.

In die Morgue aber wandeln schon in der Frühe die schönen Seelen der Cité, und vor dem Glasfenster, hinter dem die Todten liegen, ist ein großes Gedränge der Neugierigen, besonders der Weiber, um die neuangekommenen zu mustern, vielleicht einen Bekannten herauszuerkennen. Nachher bilden sie Gruppen am Quai, und unterhalten sich lebhaft und mit wichtigen Mienen, und man sieht hier die Trödelweiber gesticuliren, daß man meinen sollte, sie führten ein Trauerspiel von Victor Hugo auf. Neulich war ich in der Porte St. Martin und sah die Lucrecia Borgia dieses Dichters, und es ist seltsam, daß ich dabei an die Morgue denken mußte, so wie ich jetzt bei der Morgue wieder an Victor Hugo denke. Wie anders als durch die Morgue und deren Nationalinteresse ist es aber zu erklären, daß die naßkalten Armesündeschauer und Leichenschweiße in der romantischen Poesie der Franzosen ein so begieriges Publikum in Frankreich gefunden ha-

ben? Die Morgue ist das eigentliche Symbol des französischen Romanticismus, und wer darauf ausginge, könnte vielleicht manchen beliebten Dichter, der an einem neuen diabolischen Roman schreibt, in der Nachbarschaft der Morgue sinnig spazieren gehen finden, und ihm zublicken, wie er hier seine Phantasie mit frischen Bildern bereichert, die nachher nur wenig parfumirt auf die Toilettentische gelangen. Aber da mir hier Victor Hugo eingefallen, muß ich, ihm zu Ehren, noch weiter wandern, denn kaum eine Viertelstunde von der Morgue führt mich mein Weg nach der Kirche Notre Dame de Paris. Quasimodo durchkriecht nicht mehr die schattigen Hallen der alten Basilica, es ist ein heitrer Anblick, wenn man vor Notre-Dame steht, und diese ungemein zierlichen und eleganten Formen verfolgt, welche die süßeste Spielerei der Andacht ausgefunden, um sich zu verherrlichen. Hier ist keine ausschweifende Phantasie, hier ist ein symmetrischer Verstand, welcher in dem ganzen Bau der Notre-Dame-Kirche waltet und in diesen feingeschwungenen Bögen, diesen schlanken Säulen und harmonisch abgemessenen Verhältnissen einen freundlich ruhigen Geist abprägt. Je älter Notre-Dame geworden, je mehr es sich aus den alterthümlichen

Falten seiner ursprünglichen Gestalt durch die Zeiten und Umstände herausgeschält, je freundlicher und heitrer hat es auszusehen angefangen und je jünger scheint es geworden. So ist es gekommen, daß Paris jetzt zwei Basiliken von Notre-Dame besitzt, die alte von Stein auf dem Parvis der Cité, welche aber die neue ist durch so manche Veränderungen ihrer Formen, und die neue im Geist und Wort Victor Hugo's, welche aber die wahrhaft alte ist, und die ganze ehrwürdige Gestalt ihres mittelalterlichen Lebens erhalten und verewigt hat. Möchte Victor Hugo nie wieder die Morgue besuchen, und lieber, wenige Schritte weiter, in Notre-Dame beten gehn, wo die wahre Andachtstätte seiner Muse ist!

Doch ich entferne mich aus der Cité, schlendere zum Pont-Neuf zurück, und dränge mich durch das unablässige Treiben, das hier zu den Füßen Heinrichs IV. sich vorbeiwälzt, um die südlichen Viertel von Paris zu gewinnen und in den stilleren geheimnißreichen Faubourg St. Germain einzulaufen. Wer kann aber über den Pont-Neuf gehen, ohne daß sich ihm ein Abenteuer oder etwas dem Aehnliches in den Weg drängt? Vor einer Bude standen zwei Commissionnäre, deren Einer, wie es hier Jedem jeden Augenblick be-

gegnet, mir einen Zettel in die Hand drückte, der, wie ich flüchtig sah, von einer Seife handelte, die im Moment jeden Fleck in den Kleidern austilgen sollte. Noch ehe ich mich aber dessen versah und es abwehren konnte, hatte mich auch schon der Andere mit der Seife selbst gepackt, um sie an mir zu versuchen. Er wollte einen Fleck auf meinem Rocke entdeckt haben, mit der größten Gewandtheit und Beredtsamkeit zugleich bestrich er mir den Fleck, erblickte aber immer deren mehrere an mir, und ehe ich noch wußte, wie mir geschah bei seinem Strom von Worten, sah ich meinen ganzen Anzug auf eine scheusliche Weise mit rother Seife beschmiert. Inzwischen fehlte es auch nicht an einer Menge von Umstehenden, die sich um uns gesammelt hatten, um dem Erfolg des Experiments mit beizuwohnen. Ich selbst hatte das größte Interesse, das bestmögliche Gelingen zu wünschen, denn mein Costüm nahm sich ganz verwünscht aus. Meine Flecke wurden aber darauf noch mit Wasser überstrichen und dann abgebürstet. Nun sah mein Rock allerdings vortrefflich und wie neu aus, man bewunderte um uns her diesen ungemeinen Erfolg, und ich sollte mir zum Andenken noch ein Stückchen sol- [illegible] Seife für 4 Francs mitnehmen. Ich suchte

mich aber der Glorie, Gegenstand einer pariser Volksscene zu sein, schleunigst wieder zu entziehen, und schlug, über meine unerwartete Purification vergnügt, die Rue Dauphine ein. Nachdem ein solcher Reinigungsact an mir vorgenommen worden, erschien ich mir selbst erst würdig, den legitimistischen Faubourg St. Germain zu betreten. Es ist eine schöne Sache um Purification in unserer Zeit! Wie viel grüne Seife wird nicht jetzt in Deutschland aufgeboten, um junge schuldbefleckte Schreibfinger wieder zu reinigen und sich so weiß zu waschen, daß man anständig, wie ich jetzt, vor den Palästen eines Faubourg St. Germain erscheinen darf! „Weg, du verdammter Flecken! Weg, sag' ich!" ruft jetzt mancher deutsche Schriftsteller, wie Lady Macbeth, aus, und dann besieht er sich noch einmal verzweifelnd seine Schreibhand, der man so viel Ehre angethan hat, von ihr zu behaupten, daß sie nach Blut röche! „Das riecht noch immer fort nach Blut!" seufzt er, — „Arabiens Wohlgerüch ealle versüßen diese kleine Hand nicht mehr!" — Dann nimmt er privilegirte grüne Seife, findet sie besser als Arabiens sämmtliche Wohlgerüche, reinigt sich und tritt mit mir jetzt in das legitimistische Viertel über.

Im Faubourg St. Germain kann ich viele

Stunden lang spazieren gehen, und meine wunderbaren Phantasieen, die mich hier beschleichen, nehmen kein Ende. Mir wird seltsam zu Muthe vor manchen hohen mysteriösen Häusern, mit verhüllten Fenstern und heruntergelassenen Gardinen, und die hinter den Vorhöfen versteckten Paläste scheinen zu trauern über Etwas, das ich wohl begreife! Eine besonders schöne stille Straße mit wehmüthigen Carlistenhôtels ist die Rue Vanneau, gern wandere ich auch durch die Rue de Bourgogne und in dieser ganzen Richtung bis auf die Quais der Seine, wo diese aristokratische Provinz von Paris seltsamer Weise in der Deputirtenkammer, im Palais Bourbon, sich zuspitzt. Es geht anständiger, ruhiger, feierlicher her in diesem Viertel als in der übrigen Stadt, man sieht weniger Omnibus und Cabriolets in diesen Straßen und mehr Livreen und Prachtequipagen. Viele zurückgezogene Carlisten vom Mittelstande wohnen auch in der breiten und belebten Rue de Sèvres, an deren äußerstem Ende die Glöckchen der Abbaye aux Bois einförmig läuten, jener anziehenden Abtey, in welcher sich bei Madame Recamier die vornehmsten und geistreichsten Legitimisten zu den berühmten Soiréen zusammenfinden. Der Geist des Carlismus führt aber auch den nachdenklich Wan-

delnden hier abseits in einige Schmutzgassen, die noch undurchdringlicher sind als die Wege im Quartier latin; doch den größten Contrast mitten in dieser Legitimistenwelt bildet die aufrührerische **Rue de Jérusalem**, mit ihren politisirenden Weinhäusern, welche der Heerd der neuesten Umtriebe der Handwerker und Tagelöhner und die Fabrikstätte jener republikanischen Placate sind, die man jetzt wieder häufig an den Straßenecken findet. So sehen sich die Carlisten auf ihrem eigenen Revier von zwei gefährlichen Nachbarschaften umzäunt, die ihnen beständig zu denken geben können, auf der einen Seite das Palais Bourbon, auf der andern die **Rue de Jérusalem**, die Charte von 1830 und die Republik, die Scylla und die Charybdis, zwischen welcher sie sich noch immer durch künstliche Mittel ihre peinliche Stellung fristen. Auch die **Rue de Babylon** ist eine eigenthümliche Straße und nährt am Heerde des Carlismus selbst das Leben der Republik, die sich hier im Faubourg St. Germain wie ein langschwänziger Ichneumon in den Rachen des schlafenden Krokodils leise hineingesetzt zu haben scheint, um es zu tödten. —

Oestlich lehnt sich der Faubourg St. Germain an das merkwürdige **Pays latin** mit seinen schmutzi-

gen Straßen, verheiratheten Studenten, naiven Grisetten, wohlfeilen Restaurants und der ehrwürdigen Pairskammer. Was will diese freund nachbarliche Wahlverwandtschaft bedeuten, und warum vermischen sich die gelehrten Stoßseufzer des Quartier latin mit den Krokodilsthränen, welche das legitime St. Germain weint? Ist es der alte Stolz der Aristokratie und des Legitimismus, daß zu ihnen die Musen und die Wissenschaften sich vorzugsweise gesellen, in ihren Schooß sich flüchten und zu ihren Füßen Ruhe, Gunst und Schutz zu erwarten haben? Ich durchstreife die unwegsamen Engpässe des Pays latin, wate durch den scheuslichen Koth der Rue St. Jacques, gehe das berühmte Collège de France und die Rechtsschule vorüber, und stehe vor den prächtigen Kuppeln des Panthons still, dem Dom der großen Männer Frankreichs, in dessen Grabgewölben mich neulich Voltaire's satanische Miene auslachte, als ich das Echo der Mauer nach der Zukunft fragte und dies mit meiner Frage heulend durch die Halle fortlief, sie zu dem Sarge Rousseau's hintrug, dort seufzend abprallte, zur Statue Voltaire's sich wie ein zischender Blitz hinschlängelte und an seiner nichtswürdigen Nasenspitze hängen blieb. Und vor den scharfen Schlagschatten auf Voltaire's

Gesicht mich beugend, verließ ich diese sophistische und encyclopädistische Unterwelt, welche die Vorwelt aller Revolutionen Frankreichs ist. Seitdem sehe ich mit Scheu den Dom des Pantheon, und suche jetzt durch einige Quergassen mich in die lange und gelehrte **Rue de Vaugirard** zu versetzen, um in den Luxembourg zu gehn, der eine wahre Oase in der Wüste des **Pays latin** ist. Nicht um den Palast des Luxembourg ist es mir zu thun, wenn ich hierher wandere, dort trauern die schweigsamen Pairs in ihren Lehnstühlen noch immer um die verlorene Erblichkeit, und rüsten sich wieder zu einem langweiligen Königsmörderprozeß. Aber der schöne, breite, große **Jardin du Luxembourg** ist es, dessen Alleen oft eine eigene Anziehung für mich haben, und in dem sich ein merkwürdiges Publikum versammelt, das mein Interesse in Anspruch nimmt. Die schattige Promenade des Luxembourg ist der Tuileriengarten für die Bevölkerung dieses gelehrten und zurückgezogenen Viertels, und man sieht hier lesende und lustwandelnde Studenten, Grisetten, Kinder, Unglückliche, Figuren aus der alten guten Zeit, einsame Denker, Pensionnaire der alten Civilliste, Ammen, Bonnen, und verlassene Witwen in mittlern Jahren, die mit liebesuchenden Augen dem jungen Schüler im Bosquet be-

gegnen. Was aber ein fröhliches Treiben hier verursacht, das sind die Kinder, deren heiteres, gesundes Leben und Weben in Paris überhaupt einen erfreulichen Anblick darbietet. Die französischen Kinder bewegen sich mehr im Freien umher, als dies in andern großen Städten der Fall ist, die weltberühmten Sperlinge im Hofe des Palais Royal, mit denen sie sich herumjagen, wissen von ihnen zu sagen, und ihr besonders den Mädchen eigenes Lieblingsspiel, das man am häufigsten im Garten des Luxembourg beobachten kann, verschafft ihnen die anmuthigste Körperbewegung. Dies besteht darin, ohne Aufhören mit dicht zusammengehaltenen Beinen über eine Schnur zu springen, die von der Bonne immerfort geschwungen wird, und wodurch sich dem Körper so viel Ausdruck, Gewandtheit und graciöse Haltung mittheilt, daß man vielleicht auf dies Kinderspiel die freiere Tournüre zurückführen kann, welche hier alle Stände auszeichnet. Eine hervorstechende Figur im **Jardin du Luxembourg** ist aber der verheirathete Student, der mit seiner Grisette am Arm spazieren geht, seiner jungen Hausfrau, mit der er sich für die Zeit seiner Studien eingerichtet hat, die ihm die Wirthschaft führt, und ihm mit den wenigen hundert Francs seines Jahrgeldes

besser auskommen hilft, als er es für sich allein im Stande wäre. Sie leben sehr glücklich miteinander, diese Grisetten sind anspruchslos, zufrieden, vergnügt, sogar treu, und die Krone ihrer Wünsche ist erreicht, wenn sie hin und wieder einmal ins Theater oder zu einem Restaurant des Palais Royal geführt werden. Die bestimmte Gränze dieser Verbindung unterhält meist ihre Neigung um so lebhafter, denn wenn andere gute Ehen nur mit dem Tode aufhören, so endigt eine pariser Studentenehe gewöhnlich mit dem Examen. Dann küßt der glücklich Examinirte noch einmal seine Grisette zum Abschied und empfiehlt sie seinem Bruder Commilitonen, der sich eine häusliche Wirthschaft anzulegen gesonnen ist, während er selbst entweder in die Provinz nach Hause reist, oder in eine ganz andere Sphäre des pariser Lebens übertritt. Es läßt sich nicht läugnen, daß durch diese ziemlich verbreitete Weise der französische Student im Grunde sittlicher lebt als der deutsche, der in der umherschweifenden Liederlichkeit sich eher auflöst, oder daß der französische wenigstens für seine Ausartungen eine solidere Form annimmt, die ihm mehr häusliches Behagen, mehr Stetigkeit und Ruhe zum Arbeiten gönnt. Ich habe mir vorgenommen, heut noch in das neueingerichtete Pan-

theontheater in der Rue St. Jacques zu gehn, wo man die pariser Studenten und ihre Grisetten, die dort den ganzen ersten Rang füllen, recht in ihrem Glanz beobachten kann. Ich setze mich immer mitten unter sie, statt in die vornehmere Avant-Scene für Fremde zu gehn, und es ist mir interessant, mitanzusehen, wie zärtlich diese Grisetten gegen ihre momentanen Ehemänner sind. Unter den Studenten selbst gibt es eigenthümliche Gestalten und Gesichterschnitte, besonders aber thut sich der Mediziner hervor, welcher der eigentliche Ritter und Großmeister im Lande der Lateiner ist, und mit stolzem Selbstbewußtsein den Namen Carabin sich geben läßt, den man ihm in Paris allgemein beizulegen pflegt. Dieser Beiname, der den Zöglingen der medizinischen Schule schon unter Louis XIV. entstanden sein soll, bezeichnet Einen, der, wie man in der deutschen Burschensprache sagt, nicht lange fackelt, der beim geringsten Anlaß sogleich vom Leder zieht, wacker darauf schlägt und dann abgeht. Die Carabins genießen noch heut das größte Ansehn bei der pariser Bevölkerung, sie gelten allgemein für tapfer und sind die gefährlichsten Theilnehmer an den öffentlichen Aufständen. Eine carlistische Handschuhmacherfrau im Faubourg St. Germain, bei

der ich mir Handschuhe kaufte und die sehr melancholisch um Frankreich ist, sagte mir gestern, daß ihre einzige gute Hoffnung auf den Carabins beruhe, die so hübsche Jungen mit starken Armen und Beinen sind. —

Es ist Theaterzeit, der Garten des Luxembourg wird allmälig etwas leerer, und ich schlendere zu seinem südlichen Ausgang hinaus, der mich auf den Boulevard des Mont-Parnasse versetzt. Ich gehe am Observatorium vorüber, schlage die Rue des Capucins ein, und erblicke mich plötzlich zu meinem Schrecken vor einem grauen häßlichen Gebäude, in das mich neulich einige junge Ärzte mitgenommen hatten, um eine Galerie der abscheulichsten Krankheitsbilder, deren reichhaltigstes Museum Paris ist, zu durchlaufen. Dies Hospital, in welches nur diejenigen Kranken eintreten, die durch ihre Leidenschaften unglücklich geworden, ist noch darum merkwürdig, weil es gewissermaßen zur Vollendung der Erziehung der französischen Jugend dient. Erzieher, die im Begriff stehen, ihren Zögling sich selbst zu überlassen, führen ihn noch einmal hieher in dies ehemalige Capuzinerkloster, um ihm das Gräuliche des Lasters anschaulich zu machen, und ihm dann den Satz mit auf den Lebensweg zu geben, der die

französische Pädagogik vortrefflich charakterisirt: „wenn Du Gott nicht fürchtest, so fürchte doch jene Krankheit!“ Und mir wurde erzählt, daß ein junger Mann, der auch in solcher Absicht durch die Säle geführt wurde, am Schlusse dieses pittoresken Spazierganges zu dem begleitenden Arzte sagte: „Es ist in der That entsetzlich, mein Herr, alle diese Krankheitsformen zu sehen, aber es ist doch noch bei weitem tröstlicher, wahrzunehmen, wie Sie alles Dies wieder zu heilen verstehen!“ —

Ruhen wir uns endlich aus von allen unsern beschwerlichen Wanderungen und Beobachtungen in dem Grisettentheater des Pantheon, zu dem wir noch einmal durch den Schmutz des Faubourg und der Straße St. Jacques uns wagen müssen. Dies Theater ist klein, traulich, voll heimlicher Plätzchen, und wird seit Kurzem sehr besucht, besonders der spanischen Tänzer wegen, die jetzt hier dem Pays latin die Ueppigkeiten des Fandango zum Besten geben. Dieser Tanz der Liebe, gegen den der Erzbischof von Paris bis jetzt noch kein Rundschreiben an den Clerus erlassen, bringt die entzündbaren Phantasien dieses Stadtviertels in eine aufrührerische Bewegung. Wenn wir uns dem Beifallssturm dieses Theaters wieder entzie-

hen, ist es draußen über Paris Nacht geworden, kann man anders diese stilleren und geheimnißvolleren Zuckungen, in denen sich dann das schlaflose Ungeheuer Paris wie in Gewissensbissen umherwälzt, Nacht benennen. Ich wandere wieder an die Seine zurück, welche sich in ihre Nebel verhüllt hat, die Quais sind menschenleer und schweigsam, in den Tuilerien ist Alles finster und der Bürgerkönig Louis-Philipp ist schon so früh ins Bett gegangen, das einzig Bürgerliche, das er noch beibehalten. Aber auf den Boulevards schreit und ächzt noch das Leben; nur etwas heiserer geworden nach Mitternacht schrillt es seine letzten Sirenentöne, und auf der höchsten überspannten Saite, wo der Jubel sich mit dem Grausen vermählt, hetzt der Genuß sich ab, hier athemlos verrauschend in den Galopaden eines Balls, dort schwankend und knisternd in tausend Salonkerzen, welche die Gespräche der mattherzigen Tagespolitik, die schönen nackten Schultern, die Bärte des jungen Frankreich und die Orden der Ehrenlegion magisch beschienen haben. Ganz ersterben die Seufzer von Paris nie, auch zu keinem Augenblick während der Nacht. Wenn die Freude sich todtgestürmt hat, beginnt das Elend in seinem Winkel sich zu verrathen oder die Gewerbthätig-

keit rasselt schon vor Tagesanbruch auf mit hellen Schlägen. Jenen süßen milden Thau, um die trockene Augenwimper zu netzen, kann Paris mit aller seiner Industrie nicht bereiten. —

---

zogen, wie in seinen frühern Jahren gen Jerusalem, beidemal aus Andacht zu einem Kinde. Als Chateaubriand von der durch den Tod des Herzogs von Enghien blutbefleckten Kaiserherrschaft sich abgewandt und im frommen Eifer nach Palästina gewandert war, trat er an die Ufer des Jordan, und schöpfte das heilige Wasser, mit welchem Johannes das Christuskind getauft hatte. Es ist bekannt, daß er eine Phiole voll dieses Jordanwassers mit sich nach Frankreich genommen und daß er der Herzogin von Berry davon gab zur Taufe des kleinen Bordeaux, dessen Schläfe nun mit derselben heiligen Fluth genetzt wurden wie das Christuskindlein. Ist es dann ein Wunder, wenn eine Phantasie, wie die Chateaubriands, nur noch das Glaubensbekenntniß zuläßt: „Madame, Ihr Kind ist mein König!“ und so wohnt der Taufpathe des Carlismus jetzt in einem carlistischen Hospital, wo er zu dem einen Kinde für das andere betet. Dieser große hochromantische Paladin Frankreichs schmollt jetzt mit Frankreich, und doch gibt es nichts Schönes und Nennenswerthes in der Habe der Nation, mit dem sich nicht der Name Chateaubriand verknüpfte.

Wie klopfte mir mein Herz, als ich um die

ihn als Greis das Schicksal getroffen, nach der Rue d' Enfer auszuwandern, die für Paris nicht weniger aus der Welt liegt, als die Ansiedelungen der amerikanischen Hinterwäldler. Hier sitzt Chateaubriand, das Paris der Julirevolution in seinem Rücken, und schreibt seine Memoiren, die ein Heldengedicht einer großen Vergangenheit sein werden. Das Haus, welches er bewohnt, ist ein ächt carlistisches Haus, es gehört zu der Infirmerie de Marie-Thérèse, welche die Herzogin von Angoulème gestiftet zur Aufnahme armer kranker Priester und solcher Personen, die durch die Begebenheiten der Revolution zu Grunde gerichtet worden. Einen Augenblick lang über diese seltsame Zusammenbringung sich wundernd, tritt man in das Haus, durch das Chateaubriand jetzt ohne alle sophistische Widerrede seine Farbe und Stellung zugesteht, während man sonst seinen vielfach schillernden und kreisenden Stern nie mit Gewißheit bestimmen konnte. Chateaubriand, der unter der Restauration das bekannte Wort von sich sagte: „Ich bin Republikaner aus Neigung, Bourbonist aus Pflicht, und Monarchist aus Vernunft," hat seit der Julirevolution diese seine drei Naturen in Einen Guß verschmolzen, und ist als armer Ritter des Carlismus gen Prag ge-

zogen, wie in seinen frühern Jahren gen Jerusalem, beidemal aus Andacht zu einem Kinde. Als Chateaubriand von der durch den Tod des Herzogs von Enghien blutbefleckten Kaiserherrschaft sich abgewandt und im frommen Eifer nach Palästina gewandert war, trat er an die Ufer des Jordan, und schöpfte das heilige Wasser, mit welchem Johannes das Christuskind getauft hatte. Es ist bekannt, daß er eine Phiole voll dieses Jordanwassers mit sich nach Frankreich genommen und daß er der Herzogin von Berry davon gab zur Taufe des kleinen Bordeaux, dessen Schläfe nun mit derselben heiligen Fluth genetzt wurden wie das Christuskindlein. Ist es dann ein Wunder, wenn eine Phantasie, wie die Chateaubriands, nur noch das Glaubensbekenntniß zuläßt: „Madame, Ihr Kind ist mein König!“ und so wohnt der Taufpathe des Carlismus jetzt in einem carlistischen Hospital, wo er zu dem einen Kinde für das andere betet. Dieser große hochromantische Paladin Frankreichs schmollt jetzt mit Frankreich, und doch gibt es nichts Schönes und Nennenswerthes in der Habe der Nation, mit dem sich nicht der Name Chateaubriand verknüpfte.

Wie klopfte mir mein Herz, als ich um die

mir bestimmte Stunde vor seinem Hause anlangte und die Annäherung dieses bewundernswürdigen Geistes in mir empfand! Es war mir als käme ich wallfahrten zu diesem prophetischen Einsiedler von Paris, um Trost, um Erquickung, um eine gute Verheißung für die Zukunft, und er schien mir der wahre Beichtvater all dieser modernen Politik, um ihm zu beichten das ganze belastete Herz dieser Zeit und an der Urne der europäischen Freiheit mit ihm zu weinen! Chateaubriand ist das zarte Gewissen der neueren Geschichte, das immer vor der Schuld, die in der Entwickelung ist, zurückbebt und deshalb in beständigem Widerspruch sich sieht mit der Geschichte, in demselben Moment, wo es Geschichte bilden hilft. So hat er als Liberaler für die Legitimität und als Legitimer für den Liberalismus gewirkt, er ist der größte und treueste Schildhalter der Bourbonen gewesen und hat gleichzeitig für die Preßfreiheit gefochten, welche die Borbonen tädtete. Er gehört zu den wenigen Charakteren, welche ohne Schuld Geschichte gemacht haben, aber er hat, trotz aller seiner Schwankungen, das Geheimniß nicht verstanden, zu gleicher Zeit gewissenhaft und gewissenlos zu sein, welches das Geheimniß der Geschichte selber ihre göttliche Perfidie; und darum endigt

sen, daß Chateaubriand's Genie du Christianisme für eine Wiederherstellung des Christenthums gelten konnte. Dies Buch ist ein albernes Zwischengebilde zwischen der materialistischen Weltansicht der Encyclopädisten und dem späteren St. Simonismus, der sich zu einer künftigen socialen Revolution ebenso verhalten wird wie die Encyclopädisten zur Revolution von 1789. Aber Chateaubriand, den wir hier plötzlich in eine mit Goldquasten und Manschetten ausgeputzte Mönchskutte gekrochen sehn, mußte glauben ein gutes Werk verrichtet zu haben, als er diese neue Belebung des religiösen Gefühls erblickte, die sein ästhetisch-katholisches Christenthum überall in Frankreich anrichtete, und doch erschien er selbst dabei nur wie in einem weltlichen Harlekinsaufzug, ein bigotter Prophet mit Tanzschuhen und seidenen Strümpfen und einem Hofdegen an der Seite. Doch Chateaubriand glaubte an sich selbst und war glücklich. Aber sein weiches Herz, sein grundehrliches Gemüth spielten ihm wieder einen Streich, und als Napoleon, in dem er noch vor Kurzem die Rettung der Zeit gesehen, sich die Kaiserkrone auf sein Haupt setzte, konnte es Chateaubriand nicht länger in Frankreich aushalten. Der Pilger von Jerusalem versöhnte sich

auch nie wieder mit dem großen Kaiser, er schlug hartnäckig alle Anerbietungen zu dessen Dienst aus, und als Napoleon stürzte, schrieb Chateaubriand Das, was er früher nur anzudeuten gewagt, mit riesenhafter und kecker Fracturschrift aus in der Brochüre: De Bonaparte et des Bourbons! So war er denn wirklich, der weitgereiste Mann, nach Rousseau und Voltaire, nach Amerika's Urwäldern und dem stillen Meer, nach Palästina und dem Jordan, nach den Ungeheuern des Nils, nach dem Genie du Christianisme und nach der Tragödie der Kaiserherrschaft, wieder angelangt bei seinen Bourbonen, und, um ein Wortspiel Hamlets auf andere Art zu übersetzen, er überbourbonte jetzt noch eine Zeitlang den Bourbonismus. Denn man liebt seine Freunde zärtlicher, wenn man sie lange Jahre nicht gesehen und geküßt. Die Restauration gab Herrn von Chateaubriand das Ministerportefeuille, den Pairstuhl und die akademische Uniform, sie verlieh ihm den eigentlichen Glanz seiner politischen Wirksamkeit, und obwohl er von Zeit zu Zeit wieder an den Bourbons irre wurde, so widmete er ihnen doch eine rührende Siegwartstreue, die bis an deren Ende aushielt. Von allem Großen aber, was er gedacht, gethan, geschrieben, wird ihn vielleicht nur ein

Einziges mit dauerndem Ruhm überleben, nämlich daß er mitten in einem so heuchlerischen und zweideutigen Jahrhundert, wie dem unsrigen, der Held der Preßfreiheit gewesen, und daß er, wie er selbst in der bekannten Vorrede seiner Memoiren von sich sagt, dadurch wenigstens zu einer Freiheit hingeleitet habe, die alle übrigen ersetze! In dieser Glorie erschien mir jetzt Chateaubriand, als ich seine Thür klinkte, und ich Deutscher hatte Ursach, mich vor seiner Größe ehrerbietig zu neigen. —

In einem kleinen länglich schmalen Zimmer von der einfachsten Ausstattung sitzt Chateaubriand vor dem Kamin, ihm gegenüber sein Secretair, denn man trifft ihn jetzt immer beschäftigt, an seinen Memoiren zu dictiren. Vom Fenster schreit aus einem goldenen Käfig ein Papagey dem Eintretenden entgegen und begleitet mit seiner schmetternden Stimme fortwährend die Unterhaltung. Chateaubriand kommt dem Besuchenden mit einer raschen Bewegung entgegen, in der sich fast unmerklich sein leises Hinken verräth. Er ist ein kleiner Mann mit einem feinen charaktervollen Gesicht, dunklem Colorit und ziemlich kräftigem Aussehn. Man sieht ihn in seinem Zimmer gewöhnlich in einem braunen Hausrock, an dem die

weiße Manschette zierlich hervorsieht. Ein etwas malerisch um den Kopf gewundenes Tuch, wie es fast alle Franzosen zu ihrer Morgentoilette tragen, versteckt das graue Haar und läßt den Achtundsechzigjährigen um Vieles jünger erscheinen. Seine Verbeugungen erinnern an den Hofmann. Aber der Blick seines Auges hat etwas Anmuthiges neben einer lauschenden und stechenden Nüance, die charakteristisch ist. Zugleich ist dies ein Auge, das den Hang ausdrückt, gelobt und geschmeichelt zu werden, und ich konnte ihm mit gutem Gewissen meine eigene Bewunderung, und die man in Deutschland für ihn hegt, zu erkennen geben. Er sagte mir mehrmals: **J'aime l'Allemagne à la folie,"** doch war er im Verlauf unseres Gesprächs bescheiden genug, Das, was er in einer seiner letzten Schriften über deutsche Philosophie gesagt, selbst für sehr geringhaltig und aus einer leider zu oberflächlichen Kenntniß des Gegenstandes entsprungen auszugeben.

Chateaubriand ist im Anfang des Gesprächs einsylbig und zurückhaltend; erst wenn man ihn für ein Thema anzuregen weiß, wird er beredter und spricht dann mit einer beseelenden Wärme, die unwiderstehlich zu ihm hinzieht. Seine Bewegungen werden lebhaft, seine Worte scheinen ein

feuriger Strom, und man ahnt den großen Redner, der auf der Tribune und bei diplomatischen Verhandlungen zum Dichter werden konnte. Sein Lieblingsthema sind seine Memoiren, die er binnen Jahresfrist vollendet zu haben denkt. Diese Memoiren werden in 12 Bänden ein Lebensgemälde der letzten funfzig Jahre abgeben, wie man es noch für keine neuere Geschichtsepoche besitzt, indem alle Seiten der modernen Existenz darin berührt sind und auf dem Grunde der Politik zugleich die Entwickelungslinien der Literatur, Kunst und des Gesellschaftslebens sich abzeichnen sollen. Chateaubriand läßt sich noch immer bitten, diese Denkwürdigkeiten doch noch bei Lebzeiten herauszugeben, und wiederholt dann heroisch mit hintenübergelegtem Kopf, daß er niemals darein willigen werde. Er thut mit seinen Memoiren fast wie eine schöne kokette Frau, die uns freigebig ihre Liebesblicke schenkt, aber doch keine Gunst danach gewähren mag. Seine Vorrede zu den erschienenen Auszügen, die nach seinen Vorlesungen bei Madame Recamier gemacht und veröffentlicht wurden, ist doch gar zu ruhmredig für einen großen Mann. Man sieht ihn darin, wie er sich selbst auf den Teller legt, sich mit großem Appetit verspeist und sich selber so gut schmeckt,

daß er es nicht lassen kann, mit der Zunge zu schnalzen. Ich mußte lächeln, als er mir jetzt gegenübersaß, dieser liebenswürdige Marktschreier seiner großen Schicksale, die er an allen Ecken ausruft, und dabei verschämt sein Gesicht hinter dem Veilchenstrauß der Bescheidenheit birgt.

Chateaubriand erkundigte sich bei mir sehr genau und mit großem Eifer nach dem Befinden der königlichen Familie in Berlin, und gedachte seines eigenen Aufenthaltes in dieser Stadt, in der er bekanntlich das Jahr 1820 als Ministerresident und außerordentlicher Gesandter verbrachte und Ritter des preußischen schwarzen Adlerordens wurde. Er hob den Sinn des Königs für Musik hervor und bemerkte, daß derselbe Gluck liebe und Rossini hasse. Auch nach Spontini, für dessen Musik Chateaubriand in Berlin eine große Vorneigung gefaßt zu haben scheint, fragte er mit vieler Theilnahme, und wollte von mir wissen, ob Ancillon, welcher ausgezeichnete Staatsmann damals noch lebte, populair sei? Ich Aermster wußte ihm dies Alles bei meiner gänzlichen Unkunde gar nicht zu bestätigen, denn in Ihrem Frankreich, Herr Vicomte, weiß man wohl Alles und spricht auch darüber, aber in unserm Deutschland ist es nicht erlaubt, Alles zu wissen!

Aber mir fiel ein allerliebstes kleines Gedicht ein, das Chateaubriand in unserm Charlottenburg gemacht, unter jenen wehenden Cypressen, die ein schönes Grabmal und ein schönes königliches Herz bewachen. Ich erinnerte ihn an seine Verse auf das Denkmal der Königin Louise von Preußen, und er meinte, daß diese hohe Frauengestalt immer der vermittelnde Engel gewesen zwischen Volk und Thron.

Wir kamen bald auf den Zustand der gegenwärtigen Zeit zu sprechen, auf die atmosphärischen Bedingungen dieser Epoche, unter denen wir jetzt athmen. Chateaubriand berührte die Auflösung und Anarchie aller Dinge und Meinungen, wodurch sich auf den ersten Anblick die Gegenwart charakterisirt. Unsere Zeit sei tief unglücklich! Aber woher komme dies Unglück? Chateaubriand meinte, es gebe kein Unglück ohne Verschuldung. Selbst der Arme der frierend vor seinem feuerlosen Kamin dasitze und kein Brot mehr mit seinen Kindern zu theilen habe, büße damit eine Schuld ab. Es müsse, fuhr er fort, tief im Schooße der menschlichen Gesellschaft etwas Böses (un vice) geben, ein vice naturel, das die Menschheit so unglücklich mache, und ihr diese Buße auferlege, unglücklich zu sein! Er erging sich darauf in den

heftigsten Aeußerungen gegen den St. Simonismus und andere Afterrichtungen, welche das menschliche Geschlecht neuerdings irre geführt und abgeführt hätten von dem wahren Heil. Das Christenthum werde immer dauern, und er sei fest überzeugt, daß keine andere als die christliche Religion auch wieder die Grundlage der neuen Gesellschaft (nouvelle société) bilden werde. Also glaubt Chateaubriand doch an eine nouvelle société, was mich an ihm überraschte und auch wieder nicht, denn keine Wendung darf an einem so rasch sich umschwingenden Geist, wie der seine ist, im Grunde befremden.

Er sprach noch vieles Schöne über die ewige Bedeutung des Christenthums. Was, rief er aus, soll man denn anbeten, als das höchste Wesen in seiner dreifaltigen Offenbarung? Man könne vielleicht noch Manches künsteln und fabriziren an den Uebergängen und Perioden der Geschichte, aber ein neuer Gott werde sich nicht machen lassen, so wenig, wie ein anderer Frühling als der, den die Natur selbst hervorbringt! Uebrigens, setzte er hinzu, bin ich der Meinung, daß die europäische Menschheit zu Ende läuft (s' en va) und einen Rest gesetzt hat; wo aber auch der Schauplatz einer künftigen Cultur sein werde, dieselben Sterne der

göttlichen Gnade würden der Menschheit immer leuchten!

Ich fragte Herrn von Chateaubriand nach der Zukunft. Er aber verwies mich auf seine Memoiren, in denen er nicht nur den Spiegel der Vergangenheit gegeben, sondern auch eine Perspective der Zukunft gezeichnet habe, wie er sich sehe. Während er sprach, wärmte er sich an seinem Kamin die Hände und sah gedankenvoll in die Flamme, die von Zeit zu Zeit der Secretair anschürte. Wer bürgt mir aber dafür, daß ich die Memoiren Chateaubriands erlebe, wenn ich auch die Zukunft erlebe, und wer bürgt Herrn von Chateaubriand, daß diese Zukunft nicht längst zur Gegenwart geworden, wann seine Memoiren herausgegeben werden dürfen? denn die nächste Entwickelung der Geschichte wird unendlich rasch sein und unser Zukunftstraum gleicht der flüchtigen Kaminflamme, die jetzt im Wiederschein über Chateaubriands edles Gesicht zittert und dann verlischt. —

Ich übergehe für diesmal andere Seiten des Gesprächs, die sich zu einer besonderen Beziehung auf Deutschland ausspannen, und bemerke nur noch, daß die Gerüchte, welche man über die Kümmerlichkeit der gegenwärtigen Verhältnisse

Chateaubriands ausgesprengt hat, durchaus ungegründet und übertrieben sind. Chateaubriand ist fortwährend auf ziemlich standesmäßigen Fuß, freilich im verkleinerten Maßstabe, eingerichtet, und hat in früheren Tagen der Armuth, in denen er das Kummerbrot der Verbannung gegessen, ohne Zweifel mit größeren Entbehrungen zu kämpfen gehabt, als jetzt, wo ihm aus Carlistenfonds gewiß nicht ganz unbedeutende Unterstützungen zufließen. Von dem Staate empfängt und nimmt Chateaubriand nichts, seitdem er, um nicht Louis-Philipp den Eid der Treue zu leisten, durch seinen Austritt aus der Pairskammer auch die letzten 12,000 Francs seiner jährlichen Einkünfte aufs Spiel setzte, aber man darf nicht denken, daß er darum wie Kotzebues armer Poet wirthschafte. Der Theil der Infirmerie de Marie-Thérèse, welchen er bewohnt, hat das Ansehn einer stillen Villa, wahrhaft im Charakter einer Emigrirten-Wohnung, das Haus liegt hinter einem Vorhofe versteckt, und hinten gränzen bedeutende Gartenanlagen an. Chateaubriand versteht aber auch ohne Zweifel die Armuth romantisch und hochpoetisch zu nehmen, und seine Phantasie gefällt sich darin, daß der größte Mann Frankreichs, der sich für den Todtengräber seines Jahrhunderts hält, auf der

Infirmerie de Marie-Thérèse seine einsame Kirchhofwohnung genommen! —

Und ist Chateaubriand wirklich der größte Mann Frankreichs und ist er, wie er in seiner Memoirenvorrede sich nennt, der Todtengräber, der berufen worden, sein zusammenbrechendes Zeitalter einzuscharren? Chateaubriand wollte uns rühren, aber wir können es uns nicht verhehlen, er hat sich selbst eine zu große Ehre damit angethan! Keinem Sterblichen ist diese hohe Mission gegönnt, zu der sich Herr von Chateaubriand auserwählt glaubt und die ihm schwer werden soll zu üben. Nur ein Gott vermag jedem Zeitalter die Augen zuzudrücken und auf den Gräbern der Menschheit das Kreuz zu errichten mit der bezeichnenden Inschrift, das Individuum aber wird mit unter die Todten geworfen. Ich fürchte auch, daß Chateaubriand keine große Gestalt für die Nachwelt sein wird. Der Nachwelt kann er vielleicht gerade darin abgeschmackt erscheinen, worin er seiner Mitwelt, welche die gleichen Schwankungen mit ihm bestanden, Bewunderung abnöthigte. Denn Chateaubriand drückt nur die Sentiments seiner Epoche aus, er ist der politische Werther seines Jahrhunderts, und bezeichnet nicht, wie Talleyrands Name, die plasti-

schen Thatsachen der geschichtlichen Bewegung, sondern nur die lyrische Subjectivität der Zeit, die davon hin und hergeschaukelt wird, und Glockentöne danach von sich gibt, bald traurige, bald frohe. Solche musikalische Naturen, wie Chateaubriand, verklingen mit den Winden der Zeit, die auf ihren Saiten gespielt haben, sie leiden, weil sie durch und durch Musik sind, das Schicksal aller Musik, in die Lüfte zu verschweben. Bei aller Perfidie eines Talleyrand und bei aller Redlichkeit eines Chateaubriand steht der Eine doch am Ende nicht weniger zweideutig in der Geschichte da als der Andere, und wenn man Chateaubriand nicht den Vorwurf macht, daß er Eide gebrochen, so macht man ihm den, daß er sie gehalten. So läuft im Ganzen und Großen der Geschichte Alles auf Eins hinaus. Wenn ich an Talleyrand's Metamorphosen denke, wird mir seltsam zu Muthe. Wird die Nachwelt eine Satire, eine Elegie oder ein Lehrgedicht über Talleyrand schreiben? Lehrreicheres, Wehmüthigeres und Burleskeres zugleich kann es in der That nicht geben, als die allfarbige Gestalt dieses Mannes, der ebenso viele Eide geschworen als gebrochen, ebenso viel zerstört als aufgebaut, ebenso oft für die Bewegung als für den Stillstand und den Rückschritt gefochten, ebenso oft

ein Augur der Zukunft, ein Schelm in der Gegenwart, und ein Heuchler mit der Vergangenheit gewesen! Und doch, vergleichen wir damit unsere keusche Mimose Chateaubriand, der bei jeder Berührung der Geschichte sich empfindsam in seine Tugend hüllte, was hat Chateaubriand am Ende voraus vor Talleyrand in der Meinung der Geschichte? Wird man nicht ewig staunen müssen, wenn man den prächtigen Pfauenschweif sich betrachtet, an dem die Gestalt Talleyrand's die Hauptbegebenheiten der neuesten Geschichte hinter sich herzieht? Erst als Priester mit dem Schwert des Radicalismus eifernd, dann als Diplomat mit dem Hirtenstab der Friedensverträge winkend, allen europäischen Cabineten ein Schreckensmann, immer gleich unentbehrlich in den entgegengesetztesten Perioden der Staatsverfassung, ein lächelnder Kriegsgott der Politik in Hofgala und modisch frisirter Staatsperücke; keine andern Waffen als Worte, keine anderen Blitze als diplomatische Noten schleudernd; ein widerstandsloses Kind des Zeitgeistes und zugleich dessen sprüngemachender Satyr; in den Salons ein witziger Gesellschafter, mit dem besten Bonmot auf der Zunge für jedes Ereigniß: — so erscheint dieser ehemalige Bischof von Autun, dieser ehemalige

Präsident der Nationalversammlung, dieser ehemalige Minister des Auswärtigen unter dem Directorium, dieser ehemalige napoleonische Minister, dieser ehemalige Minister und Geburtshelfer der Restauration, und seit der Julirevolution: dieser ehemalige Repräsentant der neuen französisch-englischen Sympathie, so erscheint uns Fürst Talleyrand bald bewundernswerth in seinen öffentlichen, bald lächerlich und verächtlich in seinen menschlichen, bald tragisch in seinen an die Wandelbarkeit der Zeit geknüpften Beziehungen. Und wenn er Allem untreu, wenn er an Allem zum Verräther wurde, blieb er nicht ihr, der immer treulosen Zeit, immer treu? führte er nicht ihre Sache mit einer Hingebung für den allgemeinen Fortschritt, wie mit einer Tapferkeit der eigenen Klugheit, die ihn seit vierzig Jahren auf dieser nie beruhigten Wellenlienie der Ereignisse als ein großartiges Bewegungselement erscheinen ließen? — Und was wird man von Chateaubriand sagen, der, wie Talleyrand, in demselben Zeitraum von derselben Centrifugalkraft der Begebenheiten angezogen und abgestoßen wurde? Wird man seine eidgetreue Tugend, die ihn in nicht geringere Widersprüche verwickelte, [illegible] finden, als die bewußten

und absichtsvollen Widersprüche Talleyrands? Und wie wird eine ruhige und glückliche Nachwelt übereinkommen, was man Tugend in der Geschichte zu nennen habe? — — —

3.

Meine Madame Grenelle und die französischen Frauen.

(15. April 1837.)

— Seit einiger Zeit speise ich zweimal in der Woche bei einer Französin im Faubourg St. Germain, die einen kleinen Mittagszirkel um sich gebildet hat, wie es in Paris häufig mittellose Damen und besonders Witwen aus den anständigsten Classen zu thun pflegen, um ihren Haushalt besser bestreiten zu können. Es sind vornehmlich Fremde, welche gegen eine nicht immer ganz wohlfeile Entschädigung um den Mittagstisch einer solchen wohlsprechenden Französin sich vereinigen und dafür den Vortheil genießen, schon gleich nach ih-

rer Ankunft in alle Stadtgeheimnisse, Parteigeklätsche, Liebes- und Heirathsgeschichten eingeweiht zu werden, und das Alles in einem fließenden Strom der französischen Conversation, von deren originellen Wendungen man durch einen solchen weiblichen Demosthenes in wenigen Stunden mehr ervortheilt als wenn man jetzt wochenlang die Salons oder die Deputirtenkammer besucht. Diese Damen, die sich mit vieler Würde und Anmuth hinter der Suppenschüssel repräsentiren, tragen gewöhnlich auch eine sehr bestimmte politische Färbung, und die unsrige ist eine so leidenschaftliche Carlistin, wie es kaum noch eine zweite im Faubourg St. Germain geben kann. Madame Grenelle prophezeite uns neulich auf das Gewisseste, daß Frankreich binnen fünf Monaten eine *vollständige* Revolution haben würde. Alle Augenblicke will sie wissen, daß sich eine gefährliche Emeute in der Stadt zugetragen, und heut erzählte sie von einem Aufstand der brotlosen Ouvriers an der Porte St. Denis, von dem man aber in ganz Paris nichts weiß. Auch kein einziges Journal meldet etwas davon, Madame Grenelle! entgegnete ich ihr — und doch behaupten Sie, daß *zwei und zwanzig* Menschen dabei umgekommen sein sollen. — Und was beweist das, mein Herr?

erwiedert mir Madame Grenelle, indem sie ihre merkwürdige Altstimme noch um zwei Octaven tiefer ansetzte — es beweist nichts als die Niederträchtigkeit unserer Journale, wenn sie nicht einmal von der Emeute an der Porte St. Denis sprechen, denn diese Journale, glauben Sie mir, mein Herr, stehen jetzt alle im Solde Louis-Philipps, welches ein Mann ist, knickerig genug, um sich seine Röcke wenden zu lassen, und der uns anbettelt um die Aussteuer seiner Söhne, während er reicher ist, als wir Alle zusammengenommen. Denn stocken nicht jetzt Handel und Gewerbe, die unter der vorigen Dynastie im größten Flor standen, ist nicht der Arme brotlos, und sollte man nicht unsere Millionen, welche diese jämmerliche Deputirtenkammer doch für den Herzog von Orleans zu votiren Miene macht, lieber unter die Pensionnaire der alten Civilliste vertheilen? Ach, diese armen unglücklichen Pensionnaire! Habe ich nicht auch einen leiblichen Oheim darunter, der Frankreich unter der Restauration große Dienste geleistet hat? Ja, meine Herren, die Restauration und das Ministerium Villèle — —

Und nun ergießt sich der unaufhaltsame Strom bis zum Dessert hin in einem Zuge, das Tempo seines Flusses bald rascher, bald langsamer neh-

zu werden, verschenkt ihren Rath wie sonst ihre Gunst und triumphirt durch ihre Lebenserfahrungen und Verbindungen, wie sonst durch ihre Toilettenkünste. In keiner Stadt aber begegnet man alten Frauen mit so satanischen Physiognomieen, wie in Paris, obwohl ich unserer Madame Grenelle keineswegs nachsagen will, daß sie dazu gehörte. Sie hatte vielmehr immer den wohlwollendsten Ausdruck, wenn sie uns den Braten vorlegte, und machte nur dann ein malitiöses Gesicht, sobald sie auf Louis-Philipp zu reden kam.

Die Pariserinnen haben wenig Anziehendes für mich und ich könnte bei ihnen leicht in den Ruf des heiligen Antonius gerathen. Aber die ihnen eigene Schönheit besteht mehr in geheimen als in sichtbaren Reizen, und gleicht manchen Gerichten (wie z. B. überzuckerten Vogelnestern), die nur ein vollkommener Gourmand zu würdigen versteht, die aber dem an eine gute und einfache Hausmannskost gewöhnten Laien widerstreben. Bei aller reizenden Tournure, ist doch die Gestalt der Pariserinnen selten ausgebildet, weder zu einer Hebe noch zu einer Juno, sondern man findet hier vorherrschend einen Mittelschlag von schönen Formen, die geschmeidig

und elastisch genug sind, aber ihre Anmuth mehr darin zeigen, wie sie sich bewegen, als wie sie gebildet sind. Wo sich einige Fülle der Glieder ansetzt, entsteht auch sogleich ein Embonpoint, das man hier so äußerst häufig bei den Frauen antrifft, ein Zustand, den ein solcher beau corps de femme freilich in der besten Haltung zur Schau zu tragen versteht. Die großen Nasen verleihen aber den Gesichtern der Pariserinnen etwas Charakteristisches, das ihnen mehr männliche Schönheit gibt als weibliche, und wozu oft auch die sonore Altstimme sich gesellt, die durch ihre Tiefe überrascht, aber auch seltsam reizt. Die Pariserin ist keine Venus, sie müßte denn eine Venus Callipyga sein, denn in dieser Form, für welche Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst noch keinen wohllautenden deutschen Namen gefunden, stellt sie allerdings das Höchste und Schönste in ihrer Erscheinung dar, und verwendet auch die größte künstlerische Sorgfalt darauf, von dieser Seite zur Göttin zu werden. Diese Seite ist die ausgebildetste an ihr, eine Seite von europäischem Rufe, und die Toilette wetteifert hier mit der Natur, ein Meisterwerk zu Stande zu bringen, das auf den vollendetsten Zauber berechnet ist.

r Punkt ist die eigentliche Schönheitsper-

spective an der kleinen Gestalt einer Pariserin, von ihm aus ergießt sich Leben und Beleuchtung auf alle übrigen Körperformen, er ist die magische Figuration, in welcher die Wellenlinien der ganzen Gestalt concentrisch zusammenlaufen. Der zweite Brennpunkt ist das Auge, um die Pariserin ihre eigenthümlichste Wirkung erlangen zu lassen. In diesem Auge strahlt Feuer, Witz, Verstand, Liebe und Klugheit, offener Muth und verborgenes Glück, und von diesem glänzenden Auge empfängt der trübe Teint einige verschönende Reflexe. Die halb trübe halb bleiche Gesichtsfarbe rührt hier, wie ich glaube, hauptsächlich von dem Einfluß der Kamine her, die, solange man vor der Flamme sitzt, eine starke Röthe erzeugen, welche aber beim Hinaustreten auf die Straße sogleich in eine unrein verwaschene Blässe übergeht; und da den Frauen vorzugsweise die Kaminseite gehört, und sie sich stetiger dieser Einwirkung der Gluth aussetzen, so erklärt sich daraus wohl zum Theil der fast durchgängig schlechte Teint der Pariserinnen.

Die Frau führt in Paris das schönste Leben und nirgend in der Welt hat sie so viel Vergnügen als hier, weil sie noch nirgend so selbständig geworden ist. Das weibliche Geschlecht ist in Pa-

ris schon bedeutend herausgetreten, und zwar in allen Ständen, von den Purpurteppichen des vornehmsten Boudoirs herab bis zu der königlich thronenden Dame du Bureau in einem Caféhause, welche zierlich mit Wichtigkeit den Betrag jeder demi-tasse in ihr Buch einzeichnet. Besonders im Bürgerstande hat die Frau hier ein großes Uebergewicht über den Mann davongetragen. Sie sitzt den Tag über in der Boutique hinter ihrem stattlichen Comptoirtisch, schön, anmuthig, gewandt, immer nach der neuesten Mode gekleidet, und zieht die Käufer an, die sie mit der ausgesuchtesten Höflichkeit behandelt. Sie empfängt die Huldigungen galanter Cavaliere, sie weiß zu reden, und bleibt keine Antwort, keine sinnvolle Anspielung schuldig, während ihr Mann, der im Fond des Ladens unter seinen Gesellen arbeitet, oft ein Flegel ist und an Bildung, Lebensart und Gewandtheit des Wesens sich ihr gar nicht vergleichen kann. Dafür hält sie aber auch, im Gefühl ihrer Würde, den Mann bedeutend unter dem Pantoffel, unter dem hier fast jeder Ehemann des Bürgerstandes sich befindet, und es gibt in Paris kaum einen Hutmacher oder Handschuhfabrikanten, der eine Boutique hielte, welcher nicht auch die unumschränkte Oberherrschaft seiner schöneren Hälfte

pfängt, zu beherrschen und eine Absicht daraus zu gestalten. Die Französin sucht nicht nach Sympathieen umher, wie lebenslang es die deutsche Frau thut, sondern sie späht mit weltklugen Augen nach Sieg und Herrschaft. Sie coquettirt, wann sie will, um ihrer Vasallen sich zu vergewissern, aber sie coquettirt nicht, wie die Deutsche, aus Gemüthlichkeit, aus gutmüthigem Drang, aus geheimer Liebebedürftigkeit oder aus Sentimentalität. Eine Deutsche ist oft weit coquetter, als sie selber es sich denkt, während sie in tugendhafter Selbstzufriedenheit glaubt, alle Coquetterie werde schon bei ihren Schwestern jenseits des Rheins aufgebraucht und sie habe in ihrem soliden Deutschland nichts davon abbekommen; aber die Deutsche ist liebenswürdig um dieser unbewußten Coquetterie willen, welche die Sehnsucht eines immer unbefriedigten Herzens bei ihr ausübt, und ihr Werth steigt dadurch im Preise. Eine deutsche Frau macht tausend verstohlene Versuche, die Liebe zu finden und ihren innern Reichthum an einen würdigen Gegenstand zu bringen, bei jeder neuen Bekanntschaft hofft sie einem Messias entgegen, der ihr übervolles Herz erlösen wird, und wie selten werden die Geheimnisse deutscher Vergißmeinnichtaugen verstanden! Die Französin aber weiß nichts

von der deutschen Hieroglyphenschrift der Zärtlichkeit, sie spricht laut, wo Jene seufzt, sie lacht übermüthig, wo Jene liebäugelt, sie ist stolz und befehlend, wo Jene verschämt und anschmiegend ist. Sie theilt glänzende Ordenssterne an ihre Liebe aus, wo Jene Blumen aufsucht, die eine besondere Bedeutung haben. Sie ist offen, wo Jene geheim ist, und ist deshalb weniger coquett als Jene, denn die größte Coquetterie besteht in dem Verschwiegenen. Die Französin ist ein Charakter, die Deutsche ist ein Gemüth, und das Gemüth spinnt überall seine Fäden aus, während der Charakter lieber zu einer stählernen Selbständigkeit sich verhärtet. Daher begegnet es der Französin nie, daß sie unwillkürlich, durch bloßes Augenaufschlagen, Beziehungen suche, sie gleicht vielmehr, besonders in ihrer öffentlichen Erscheinung, dem kalten Eiskrystall selbst, der hell funkelt, aber nicht so leicht, selbst unter dem höchsten Wärmegrad nicht, in Feuer dahinschmilzt. Der gute Ton ist es, der es hier vor allen Dingen so mit sich bringt. Wenn es aber einmal ihr Wille wird, daß sie Beziehungen ergreife und hervorlocke, dann schlägt sie, wie der Pfau, ein prächtig flammendes Farbenbogenrad um sich her, schillert in tausend magischen Strahlen, und es gibt kein Glied, keine

Falte und keine Bewegung an ihr, worin sich nicht Sinn und Absicht hineinlegte, es gibt keinen zufälligen Zug in ihrem Gesicht, der nicht von Coquetterie erglänzte und erzitterte. Dann erlebt man eine prachtvolle Naturerscheinung der Coquetterie, die in Donner und Blitz daherfährt und aus purpurrothen Wolken ihre Feuer sendet.

Die französischen Frauen sind Künstlerinnen ihrer Leidenschaft, sie machen daraus was sie wollen, ein Vaudeville, einen Roman in der Manier von Balzac, ein Trauerspiel, eine italienische Arie oder ein Gelegenheitsgedicht. Diese künstliche Mischung von Gluth, Berechnung, kalter Absicht und Liebe, welche den Charakter der Französinnen ausmacht, ist das eigentliche Geheimniß ihrer siegerischen Erscheinung, ihrer Liebenswürdigkeit und ihres lange andauernden Widerstandes, den sie dem Alter und dem Verwelken entgegenzusetzen wissen. Die Französinnen sind Diplomatinnen der Liebe, sie unterhandeln mit ihren Leidenschaften, anstatt sich ihnen hinzugeben, und verwenden die Gluth ihrer Gefühle zum Toilettenschmuck und zur bunten Draperie ihres Boudoirzimmers. Sie gruppiren die Leidenschaften um ihren eleganten Waschtisch und bedienen sich derselben als einer kosmetischen Seife, welche den Teint verschönert, ein beständig jugendliches

Colorit leiht und das Alter fern hält. Sie verzehren sich nicht durch die Liebe, sondern sie nähren sich an ihr, sie gehen in muthwilliger Blüthe danach auf, und gleich dem Stahl werden sie durch die Flamme immer härter und dauerhafter. Die femme conservée ist daher ein ächt französischer Begriff und in keinem andern Lande begegnet man so vielen wohlerhaltenen Frauen bis zur höhern Stufe des Alters hinauf, als in Frankreich. Fragt man, wodurch sie sich so wohl erhalten haben, so ist es eben jene eigenthümliche Wechseltemperatur von Gluth und Kälte in ihrem Wesen, wodurch man den Stahl härtet, indem man ihn erst in Feuer glüht und dann rasch in kaltem Wasser ablöscht. Das Ideal der femme conservée ist aber hier die berühmte Schauspielerin Mars, die ich jetzt schon mehrmals auf dem Theatre français gesehen, denn ich war natürlich begierig auf den Anblick, wie das alte Frankreich sich jung erhält, da mir das sogenannte junge Frankreich hier in Paris so alt erschienen war und mit den Runzeln und Falten im Gesicht, die man in Deutschland schon vor vielen Jahren abgelegt hat. Man hat sich aber häufig über das Alter der Mars gestritten, bis man endlich ihren Taufschein ermittelte, der auf den 9. Februar

lautet, un ntliche Presse hat sich

beeifert, ihre Couriere mit dieser Nachricht in alle Welt auszuschicken. Thörichter Vorwitz! Was hilft es, den Talisman zu entblößen, durch welchen die Magie der Zauberin wirkt? sie bleibt doch Zauberin, denn sie allein versteht den Talisman zu gebrauchen. Wenn ein Taufschein prosaisch genug ist, zu der Mars zu sagen: Du wirst morgen 60 Jahre alt! so braucht sie bloß auf den Abend in ihr Theatre français zu gehen, der Vorhang wird aufgezogen, die Lichter werfen den erhellenden Schein über ihre Anmuth, es flüstert durch das ganze Parterre: das ist die Mars! und jeder Enthusiast zählt ihr 18 Jahre zu, und beklatscht sie für ihre 18 Jahre stürmisch. Wenn aber die Verehrer der Mars den wahren Vortheil ihrer Jugendgöttin verständen, so würden sie in die Journale haben rücken lassen: daß sie ihr achtzigstes Jahr anzutreten im Begriff stehe! Denn darin besteht eben die Jugend der Mars, daß die Mars so alt ist, und je älter sie ist, desto merkwürdiger erscheint ihre Jugend. Es ist hier eine Dialektik von Jugend und Alter, für die man Philosoph sein muß, um sie wahrhaft würdigen zu können.

Ich glaube in der That, es ist ein philosophischer Zug der Franzosen, der einzige, den ich bis

jetzt an ihnen habe entdecken können, daß sie für Jugend und Alter dieser Schauspielerin noch immer schwärmen! Die Charte von 1830 ist schon alt und grau geworden, aber die Mars ist noch immer jung! Wunder genug! — Wie schön, wie anmuthig, wie jung sie noch ist! heißt es überall in den Salons, wenn zur Abwechselung von den Theaterdingen geschwatzt wird; und an einem solchen relativen noch begeistert man sich auf eine Weise, die mir wenigstens ganz philosophisch zu sein scheint, denn die Franzosen werden dabei ihrer sonstigen Natur gänzlich untreu und beten eine Abstraction an, die sie selbst geschaffen haben. Das Letztere haben sie freilich auch in der Politik nur allzuhäufig gethan. Aber was hilft es Alles, wenn es nun einmal Mode ist, die Mars jung zu finden? —

Und wie sieht es denn mit dieser Jugend der Mars aus? Muß man wirklich den Verstand darüber verlieren, und muß man sich seiner eigenen Jugend vor ihrem Alter schämen? Ich rathe Jedem, sein Herz in Acht zu nehmen, wenn er sich im Theatre français befindet. Es gibt auf dieser Bühne, außer der Mars, noch einige andere Damen, in denen die Ehrwürdigkeit mit der Liebenswürdigkeit um die Wette geht, und denen zu

ihrem Alter nur noch das große Talent fehlt, um gleich der Mars berühmt und zu ewiger Jugend auserwählt zu sein. Diese alten Damen am Theatre français sind alle so klassisch, so anmuthig und so durchgebildet, daß es einem Kunstfreund mit dem größten Vergnügen einfallen kann, sein Herz an sie zu verlieren, und nachher muß er dann erfahren, daß sie alle schon ein fast mährchenhaftes Alter haben!

Was die Rollen der Demoiselle Mars anbetrifft, so feiert sie unter denen, in welchen sie als junges und liebenswürdiges Mädchen erscheint, jetzt ihren größten Triumph als Valerie, in dem gleichnamigen Stück von Scribe und Melesville. Hier zeigt sie am merkwürdigsten, worin ihre unzerstörbare Jugend besteht, einmal im Organ, das sich frisch und lauter wie ein beständiger Frühling erhalten, und dann in ihrer jugendlichen Phantasie, welche die Grundquelle aller Verjüngung ist und immer das anmuthigste Bildniß gestaltet. Ich muß es gestehen, die Mars gibt und erreicht als Valerie den Liebreiz eines Mädchens von siebzehn Jahren, im Organ, in den Gebärden, ja in den Gesichtszügen. Diese Zartheit der jugendlichen Gefühlstöne, die wie ein ursprüngliches Leben aus ihr hervorquellen, würde

einer Nachtigall Ehre machen. Es hat etwas Eigenthümliches, auf diese Weise die Jugend durch das Alter dargestellt zu sehen, und ich habe einen seltsamen Eindruck dabei empfunden, dem ich bisher noch nichts Aehnliches gekannt. Mit meiner Bewunderung stritt blos ein physischer Ekel, der mich sonderbarer Weise dennoch bei dieser Erscheinung beschlich, und nachdem die Rarität ihren Reiz verloren, stellte sich der natürliche Sinn wieder bei mir ein. Ich legte meine scharfe Lorgnette weg, um der dämonischen Lust zu widerstehn, die mich getrieben hatte, der geheimen Runzelperspective auf dem Antlitz dieser siebzehnjährigen Valerie nachzugehn! Es ist gewißlich wahr, daß die Kunst frisches Fleisch nöthig hat, um sich zu gestalten, und man soll in ihr nicht ein alt Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch flicken, denn der Lappen reißet doch wieder vom Kleid, und der Riß wird ärger. Man soll auch in der Kunst nicht jungen Most in alte Schläuche fassen, weil sonst, wie es heißt, die Schläuche zerreißen, und der Most verschüttet wird; sondern man fasset Most in neue Schläuche, so werden sie beide miteinander behalten! —

Am gemäßesten ihrer physischen Natur, und darum am wohlthuendsten, ist für mich die Er-

scheinung der Mars in einem Stücke, das jetzt fast einen Abend um den andern im Theatre français wiederholt wird, unter dem Titel: **La vieillesse d'un grand roi,** von Lockroy und Arnould. Die Franzosen ergötzen sich hier daran, den Großherrn ihrer alten Zeit, Ludwig XIV., am Spätabend seines Lebens als greisenhaften Schwächling zu sehen, wie er seine letzten Athemzüge unter der Oberherrschaft der Maintenon verseufzt. Es ist gar kläglich mitanzuschaun, wie sich hier ein großer absoluter König noch zuguterletzt herumquält, und wie ihm, nach allen gewaltigen Herrlichkeiten des Throns, auch nicht eine kleine menschliche Freude mehr übrig geblieben ist, mit der er sich zu seiner Unterhaltung herumhaschen könnte, wie das Kind mit dem Schmetterling. Doch siehe, das Glück verläßt ihn auch in seiner Schwäche noch nicht ganz, und tröpfelt ihm einige stärkende Lebenstropfen auf Zucker! Eine Hofdame, Mademoiselle de Chausserie, befindet sich in seiner Nähe, und sie liebt heimlich den alten König. Sie ist ein gutes, liebes, gemüthliches Geschöpf, und umgibt den armen Ludwig mit ihrer heilbringenden und sorglichen Neigung, die ihn sinnig, wie alle Liebe ist, gegen die jesuitischen Launen der Maintenon zu

schützen unternimmt. Und der König gibt sich dankbar an diese Wintersonne hin, die noch einmal wärmend auf sein Haupt gefallen, und es ist merkwürdig, in diesem sentimentalen Ausgang das alte Regime mit obligater Rührung verenden zu sehn. Mademoiselle de Chausserie, welche am ancien Regime die Stelle der barmherzigen Schwester vertreten hat, wird aber von der Mars vortrefflich dargestellt, und diese Gluth der Wintersonne eignet der altjungfräulichen Schauspielerin ohne Zweifel auf die gemäßeste Weise. Was übrigens den persönlichen Charakter der Mars anbetrifft, so soll sich dieselbe im Privatleben weniger liebenswürdig geäußert haben als auf der öffentlichen Bühne, und ihre Gemüthlichkeit wird eben nicht gerühmt, wenigstens nicht im Verhältniß zu ihren Kindern, deren sie mehrere zu besitzen das Glück hat. Und doch gehört das genossene Mutterglück ohne Zweifel mit unter die Geheimnisse ihrer Jugend und ihrer Kunst, denn als einer achtundfunfzigjährigen Jungfrau wäre es ihr sonst schwerlich vergönnt, noch eine große und blühende Künstlerin zu sein. Es gibt keine Künstlerin, die als Jungfrau groß würde.

Soweit ich die verschiedenen Typen der französischen Frauenwelt in Paris mir angesehen habe,

sie läßt sich kein unziemliches Wort, keine anstö-
ßige Gebärde zu Schulden kommen, und die erste
Bedingung, unter der sie ihre Gunst vergibt,
ist Verschwiegenheit; diese Gunst kann aber durch
höchst verschiedene Mittel erworben werden, und
nach diesen Mitteln gruppiren sich die mannigfa-
chen Arten der Halbtugendhaften in ebenso viele
verschiedene Klassen. Der ächten Grisette fällt es
nicht ein, eine Koketterie mit der Tugend zu treiben,
aber wenn sie ein bestimmtes Verhältniß gefunden,
das ihr zusagt und von dem sie gefesselt ist,
vermag sie ebenso tugendhaft und sittig zu sein,
als wäre sie in einem Klöster erzogen, und sie
ist dann gewiß viel tugendhafter als jede Halbtu-
gendhafte. Die Grisette fragt nach der ganzen
Welt nichts, wenn sie nur glücklich ist, keine
Sorgen hat und dann und wann einen öffentli-
chen Vergnügungsort und das Theater besuchen
kann; in ihrem leichten und derben Sinn ist sie
überzeugt, keine Pflichten durch ihren Lebens-
wandel zu verletzen, und darum kümmert sie
auch ihr Ruf vor der Welt wenig, obwohl sie
auf sich selbst etwas hält, und mit einem gewis-
sen Ehrgeiz darauf bedacht ist, daß man sie nicht
unter eine verworfene Klasse rechne, vor der sie
den größten Abscheu hegt. Die Halbtugendhafte

dagegen verletzt ebendadurch, weil sie halbtugendhaft ist, Pflichten gegen die Gesellschaft und wird lasterhaft; öfters ist sie auch verheirathet, und zuweilen begünstigt der Ehemann selbst diese Halbirung der Tugend, von der auch er seine Vortheile zieht, und so versetzen uns die Halbtugendhaften leicht in die moralische Unterhöhlung unserer Gesellschaftszustände tief hinein. Umgekehrt sucht sich die Grisette immer einem ehelichen Band mehr oder weniger anzunähern, um dadurch ihre umherschweifende Gesetzlosigkeit moralischer zu machen.

Eine Grisette durchwandelt verschiedene Lebensstufen, auf denen sie sich allmälig verändert. Mit Armuth und Arbeit beginnt ihr Loos, und oft war sie schon in ihrer frühesten Jugend sich selbst überlassen und stand allein in der Welt. Ihre Eltern sind arme, ehrliche Handwerker, und was hilft es Alles, daß die Tochter schön, frisch und rosenwangig ist, weit besser ist es, daß sie geschickte Hände hat, um zu arbeiten von früh bis spät. Sie ist Näherin geworden und sitzt fleißig den ganzen Tag bis in die Nacht hinein in einer Garderobehandlung oder irgend einem Putzwaarengeschäft von Paris. Sie arbeitet, weil

ß, aber man muß das pariser Volksnatu-

rell kennen, um zu wissen, daß es keinem lästigen Zwang sich anhaltend bequemt, sondern beständig nach Freiheit, Unabhängigkeit und Genuß sich hindrängt. Ein wenig Genuß ist auch wohl der jungen Näherin in ihrer finstern Boutique auf dem Faubourg Montmartre zu gönnen, ihre sechzehn Jahre pulsiren gewaltig in ihr, und wie schwer muß es sein, bei so vielem Herzklopfen beständig die immer gleichförmige Nadel zu führen! Nur verstohlen darf sie zuweilen den Blick auf die Straße hinauswagen, gleich schilt die gestrenge und wohlehrwürdige Directrice. Endlich findet sie einen Freund, es ist ein junger hübscher Mensch, der ihr auch recht wohlgefällt, er ist nicht reich, aber er kann ihr doch alle Sonntage ein Vergnügen machen und mit ihr zu einem Restaurant gehen, wo sie zusammen zu Mittag speisen, und nachher in ein Café, und dann noch in ein Boulevardtheater. In der Woche holt er sie des Abends aus der Boutique ab, und hat jedesmal eine angenehme Kleinigkeit, wäre es auch nur ein Bonbon, ihr mitzubringen. Sie nimmt Alles dankbar an, und gibt ihm dafür Alles, was sie nur hat und kann. Von der glückseligen Genügsamkeit dieser Geschöpfe kann man sich keine Vorstellung machen; sie beruht darin,

daß sie frohe und gutherzige Kinder sind, die nur ihr Leben genießen wollen, und die Sklaverei der täglichen Arbeit gern durch etwas Freude unterbrechen. Nun geht ihr den Tag über die Nadel weit rascher von der Hand, sie wird übermüthig und redselig im Kreise ihrer Genossinnen, ihre Laune und ihr Witz entwickeln sich, und die körperlichen Reize schießen muthwillig mit der freieren Gesinnung zugleich empor. Dies ist die erste idyllische Stufe, auf der sich der Grisettencharakter entwickelt, und man muß ein solches naive Kind sehen, um einen Leichtsinn zu begreifen, der wirklich noch mehr von der Unschuld als von der Verderbniß an sich hat. Nicht immer bleiben sie jedoch auf dieser ersten Stufe so idyllisch, oft gerathen sie schon, je nachdem nun die Vermögensumstände ihres Freundes sind, gleich zu Anfang in einen größeren Luxus hinein, und lassen sich förmlich aushalten, obwohl immer noch mit geringen Ansprüchen, wobei sie meistens noch ihre Wochenarbeit in der Boutique gewissenhaft fortsetzen.

Die zweite Lebensstufe der Grisette ist die, wo sie ihre Beschäftigung aufgibt, und mit einem begüterten Freunde, der in der Regel ihre zweite Bekanntschaft ist, Menage macht, wie man

es hier in Paris mit dem gebräuchlichen Ausdruck benennt. Dies immer mehr überhand nehmende Menagemachen in Paris verringert ohne Zweifel in einem gewissen Kreise der Bevölkerung die Zahl der Ehen, setzt aber auch auf der andern Seite der Prostitution heilsame Schranken, und führt dieselbe hier auf die verächtlichste und kleinste Ausbreitung zurück. Die Grisette, die zu ihrem Liebhaber ins Haus zieht, um als seine Freundin, Wirthschafterin und Dienerin zugleich ihn zu umgeben, befindet sich in der Regel schon auf einer ziemlich durchgebildeten Stufe, und weiß nicht nur zärtlich zu sein, sondern sie ist auch verständig, lebensklug, praktisch und häuslich. Sie bemüht sich auf jede Weise, für ihren Freund zu sorgen, ihm das Leben bequem und angenehm zu machen, und in allen Dingen sein Interesse wahrzunehmen. Je nachdem nun die Vermögensumstände ihres Herrn und Geliebten sind, richtet sie sich entweder reichlicher oder sparsamer ein, weiß immer vortrefflich hauszuhalten, und begehrt für ihre eigene Person niemals einen größeren Aufwand, als sich gerade die Mittel dazu bieten wollen. Ich sehe, daß sich hier sehr viele Fremde auf diese Art eingerichtet haben, und die Lebensgewohnheit findet keinen Anstoß mehr an

einer Sache, durch die man sich in Deutschland und England wie geächtet und von allem Familienumgang mit Recht ausgeschlossen sehen würde. Freilich muß man auch in Paris ein solches Verhältniß auf irgend eine Weise überschleiern, wenn man sich mit der höhern Gesellschaft in Verbindung erhalten will; es darf hier gewußt werden, aber es muß in keiner Art sich zeigen und in die übrigen geselligen Berührungen überfließen. Den Menagen einiger deutschen Landsleute verdanke ich es, daß ich den Grisettencharakter kennen gelernt habe. Man wird sagen, was ist denn Besonderes an einem solchen halbunsittlichen Verhältniß, man trifft dergleichen überall nur zu häufig an, und es ist der Mühe nicht werth, bei der ohnehin unsaubern Natur des Gegenstandes noch Bemerkungen darüber zu machen! Verhältnisse dieser Art mögen sich überall mehr oder weniger oft ereignen, aber nur nicht so eigenthümlich gestaltet durch einen weiblichen Charakter, den man so nirgend anders in der Welt, als bei den pariser Grisetten, antrifft. Sie besitzen eine Treue, Anhänglichkeit und Anspruchslosigkeit, die man von ihrer zweideutigen Stellung zur Welt kaum erwarten sollte, sie haben immer eine gute Laune, glückliches und zufriedenes Naturell und unter-

haltende Einfälle, sie sind die wohlthuendsten Krankenpflegerinnen, unermüdlich auf Wartung, Besorgung und Aufheiterung ihrer Schutzbefohlenen bedacht. Sie haben ihr höchstes Streben, das nach einer anständigen Unabhängigkeit ging, erreicht, und sind dankbar gegen Den, der ihnen dazu verhalf, er ist ihnen während der Zeit ihrer Verbindung Alles, ihr Gott und ihr Herr, dem sie als zärtliche Mägde dienen. Die weibliche Magdsnatur, die in den Pariserinnen der höheren Stände einem andern Charakter gewichen, findet sich bei den Grisetten in einer reizenden Vermischung mit der französischen Leichtfertigkeit erhalten. Man wird es nicht glauben wollen, daß diese Geschöpfe in ihren improvisirten Eheverhältnissen treu zu sein vermögen. Aber außer ihrer meistentheils vorherrschenden Gutmüthigkeit ist es auch die Klugheit, welche sie dazu bewegt, denn sie wissen sehr wohl, daß, je öfter sie mit ihren Verhältnissen wechseln, sie desto mehr an ihrem eigenen Werth einbüßen und dann bald auf die letzte und niedrigste Stufe, die der Untergang selbst ist, hinabsinken. Die Grisetten, die der Provinz entstammen, haben den gemüthlichsten und zuverlässigsten Anstrich, und die Gefahr, die sich bei den andern trotz aller Gutmüthigkeit zu-

weilen ereignen soll, daß sie nämlich mit allen Habseligkeiten ihres Geliebten plötzlich unsichtbar werden, ist bei den treuherzigen Provinzialinnen vielleicht am wenigsten zu befürchten.

Eine noch etwas unterschiedene Nüance von der Grisette ist die **fille entretenue**, obwohl die Grisette im Grunde nichts Anderes ist, aber die letztere macht in der Regel moralischere Ansprüche und ist auch zu denselben berechtigt, insofern die **fille entretenue** gewöhnlich vorher schon dem Bereich der Prostitution angehörte und demselben entnommen wurde, die Grisette aber von Anfang an eine gewissermaßen mehr individuelle Laufbahn eingeschlagen hat, so lange als möglich ihren Stolz darin behauptend, immer nur ein der Ehe gleichkommendes Verhältniß zu führen. Die höchste Spitze aller dieser Bestrebungen zeigt sich aber in der Operntänzerin, Figurantin und was sonst dieser Region zugehört, und in dieser Klasse sind alle übrigen wie der Saamen in der Blüthe enthalten. In einer pariser Operntänzerin schließt sich das System der ganzen Frivolität von Paris zusammen, rundet sich in ihr zu einem Ganzen ab, nimmt alle anderswo vereinzelten Richtungen des leichtfertigen Lebensgenusses wie in einem Ge[illegible] auf und spiegelt in goldenem Glanze

all dies lachende Elend wieder. Die Operntänzerin ist das Panorama der ganzen französischen Weiblichkeit. Sie ist Dame, Künstlerin, Grisette, fille entretenue und was es sonst nur noch irgend geben kann, zugleich und zusammengenommen. Sie hat den Stolz einer Göttin, die naive Unschuld eines Landmädchens, die Verworfenheit einer Phryne, den Luxus einer Prinzessin, die Caprice eines Teufels, die Zärtlichkeit einer Clarissa, das Gift und die Schönheit einer Schlange, den frohen Leichtsinn des Vogels; sie hat Alles, ein ganzes Schmuckkästchen voll Lust, Verzweiflung, Wonne und Reue, es ist ein von Perlen, Diamanten und Liebesblicken eingefaßtes Elend!

In Paris ist die öffentliche Prostitution bei weitem geringer als in vielen andern Städten, wie man aus dem Werke des Herrn Parent-Duchatelet ersehen kann, und die statistischen Angaben einiger deutschen Hauptstädte, z. B. Berlin und Hamburg, bieten in dieser Hinsicht viel größere und erschreckendere Zahlen dar. Dies entspringt, wie ich schon früher andeutete, daher, weil sich in Paris Alles in Verhältnissen einzurichten sucht, die, wenn auch nur momentan, eine bestimmte und geregelte Form haben. In einem Gesellschaftszustande, wo das sociale Leben selbst

Analogieen für die öffentliche Preisgebung unter einer anständigern Form darbietet, verringert sich für die Statistik jederzeit das Verhältniß der Prostitution, und liefert dennoch zugleich den Beweis einer größeren Unsittlichkeit, weil diese dann die edleren Theile des Gesellschaftsorganismus ergriffen und ihr Gift verflößt hat in Verhältnisse, die anderswo noch unversehrter sind und darum reiner von allen zweideutigen Elementen sich absondern. Je strenger gesondert aber die Sittlichkeit in einem Gesellschaftsverbande ist, eine desto größere Masse an Auswurf und Unreinheit hat sie auf der andern Seite sich gegenüber, wovon London das schlagendste Beispiel darbietet. Das Straßenleben von Paris ist daher im Ganzen tugendreiner und unbefleckter als das londoner. In Paris verbirgt sich das Laster in die labyrinthischen Häuser, und in London ist es die Tugend, die sich verbirgt und im häuslichen Leben ihre verschwiegene Stätte sucht. In Paris ist die Straße wichtig, weil sie einen größeren Antheil hat an den hauptsächlichsten Lebensschwingungen als in London, wo die Straße eben nur eine Straße ist und das eigentliche Leben sich hinter verschlossene Thüren und Fensterläden zurückgezogen hat. In London überläßt man unbekümmert das Straßen-

leben seinem Gewühl, und das umherschweifende Laster genießt dort der allgemeinen großbritannischen Freiheit so unbeschränkt, daß es durch ein besonderes Uebereinkommen gleiche Rechte mit der Tugend zu theilen scheint, denn der Engländer sucht mit Recht einen Stolz darin, daß die ungeheuere Massenfestigkeit seines Staats nicht aus den Fugen gebracht zu werden vermag, wenn auch tausend giftige Insectenschwärme dem gewaltigen Riesen auf seiner Nase tanzen. Darum wird in England sehr Vieles ruhig geduldet, wovon man anderswo den Untergang der Gesellschaft befürchten würde. In Paris ist die Straße, weil sie beständig bedeutsamere Elemente in Bewegung setzt, auch gefährlicher für das Ganze, und die Polizei hat deshalb hier fortwährend im offenen und geheimen Kampf gelegen mit den Massen, die sich täglich und stündlich über die Trottoirs fortwälzen, um die schädlichen Stoffe auszuspähen, zu überwachen und zu bewältigen. Die pariser Straßenpolizei ist in ihrer Weise ein ebenso großartig organisirtes System, als die englische Freiheit. Der Pariser stürzt sich zügellos in den Strudel seiner Hauptstadt und bildet sich ein, frei zu sein, während er doch beständig an dem Gängelbande der Polizei schwebt, die alle seine Bewegungen

meistert. Der Engländer ist frei, es ist das einzige Volk im gegenwärtigen Europa, welches das polizeiliche Element in seinen Lebensbewegungen völlig überwunden hat, und darum ist es ein großes, humanes, sich selbst zügelndes Volk, das sich sorglos auf der einen Seite der gänzlichen Ungebundenheit überlassen kann, weil es auf der andern die edelste moralische Gebundenheit in sich selber trägt. Der Franzose ist unfrei, weil er sich zu schaukeln glaubt, während er gehalten wird, und weil seine Freiheit jedesmal seiner eigenen innern Haltungslosigkeit wieder erliegt.

Es muß große Mühe gekostet haben, das pariser Straßenleben so zu zügeln, wie es gegenwärtig vor mir daliegt. Louis-Philipp ist es, dem das große Werk gelungen, der vielköpfigen Hydra einen Zaum umzuwerfen und blos noch eine schnatternde Gans aus ihr zu machen, die sich nicht mehr zu regen wagt, wenn ihr ein Knabe zu seinem Spaß auch nur Kreidestriche über die Flügel gezeichnet. Louis-Philipp hat zu seinem Vortheil sehr klug daran gehandelt, die pariser Straßen von allen ihren früheren Sünden rein fegen zu lassen, denn auf diesen Straßen tummelten sich alle Gefahren Frankreichs im jubelnden Gespensterreigen aufundnieder. Er be-

gann vor allen Dingen die alte Lastergrube, das Palais-Royal, zu säubern von dem seit Jahrhunderten dort aufgehäuften Unrath, und griff dadurch die öffentliche Unsittlichkeit bei der Wurzel an. Das Palais-Royal war bis auf Louis-Philipp eine glänzende Oase aller pariser Lasterhaftigkeit gewesen, wogegen die übrigen verlasseneren Stadtviertel sich ordentlich ihrer Tugend rühmen konnten, und es diente, im Mittelpunkt der Stadt gelegen, zum Karavanenhaus, wo der ganze Sündenzug von allen Seiten her einlief und herbergte. Es war der Brennpunkt, in welchem alle mephitischen Stoffe der Hauptstadt zusammentrafen und entloderten, der Maskensaal, in dem Unzucht, Spiel, Modethorheit, Schwelgerei, Luxus und Verderbniß jeder Art alle Verkleidungen aufboten, um zu reizen, zu übersättigen und zu Grunde zu richten. Louis-Philipp stieß hier zuerst die Tische des Lasters um und jagte in seinem Zorn die Sünder und Sünderinnen aus der Halle, die hier früher ihre Saturnalien in aller Nacktheit gefeiert hatten. Auch aus dem Tuilerieengarten vertrieb er die Schaaren der umherschweifenden Sünderinnen, die sich nun in ihrer Angst zahlreicher als sonst auf die Hauptstraßen entleerten, auch dort durch Louis-Philipps

entflammten Tugendeifer in ihren Wanderungen angehalten wurden und allmälig in die entlegeneren Winkel zerstoben. Jetzt bieten die Straßen von Paris in der That einen tugendhaften Anblick dar, wie es noch zu keiner Epoche vor Louis-Philipp der Fall gewesen, und wenn ich Abends aus dem Palais-Royal heraustrete, um in die Rue St. Honoré einzubiegen, spielt mir regelmäßig jedesmals ein Leierkasten sogar den Jungfernkranz von Carl Maria von Weber in die Ohren. Der Jungfernkranz ist hier, wie es scheint, noch nachträglich sehr beliebt geworden, und auch in den **Concerts Musard**, wo man viel buntgemischte Welt antrifft, ist es Mode, fast jeden Abend diesen deutschen Jungfernkranz zu spielen, was mich natürlich eigens rührte. Selbst wenn man Abends über die Boulevards spaziert, wo die alten Sünden von Paris noch am meisten ihre verstohlenen Streifzüge fortsetzen, wird man doch jetzt überwiegend zu Tugendbetrachtungen hingedrängt, indem man das so seltsam sich abdämpfende Leben der großen Hauptstadt an sich vorüberschleichen sieht. Ein tugendhafter Bürgerkönig hat Alles dies zu Stande gebracht, ein Bürgerkönig, der sich ungestraft dem Sultanismus des alten Regime wieder zuneigen darf, ohne

dadurch von der Lasterhaftigkeit jener Epoche etwas anzunehmen!

Ich will mich nicht zum Lobsprecher der Tugend erheben, die jetzt, statt der früheren berüchtigten Bevölkerung, das lichthelle Palais-Royal durchwandelt, aber es ist meist nur der Tandelmarkt der Mode geworden, die hier in diesen schönen Hallen und Galerien sich zur Schau stellt. Einige Spielhäuser gibt es noch im Palais-Royal, in denen besonders der Bürger- und Mittelschlag sein Glück versucht, die aber, wie jetzt alle Institute dieser Art in Paris, sehr in Verfall gerathen sind. Die öffentlichen Spielhäuser werden mit Ende dieses Jahres sämmtlich von der Polizei geschlossen, und es scheint kaum dieser gesetzlichen Maßregel zu bedürfen, da schon die immer mehr überhand nehmende Tugend der Pariser sie zu verschließen beginnt, und selbst die grünen Tische bei Frascati fast nur noch von den Bankhaltern selbst und ihren vergeblich lockenden Maitressen besetzt sind. Paris macht jetzt überall und von allen Seiten eine tugendhafte Miene, die Tugend fängt an hier Mode zu werden, und man coquettirt mit der Solidität, wie in einer früheren Zeit mit der Liederlichkeit. Ich gestehe, ich war auf den Anblick eines tugendhaften Paris nicht

gefaßt, und obwohl ich natürlich die Tugend liebe, so setzte sie mich doch als Schminke auf dem Gesicht einer Leiche in Schrecken. Sie kam mir fast ekelhaft vor, diese Tugend, die man jetzt auf den stolzen Rossen der Moral durch die ganze Welt hetzt, so daß sie auch sogar in Paris zum Vorschein gekommen ist, um unserm moralischen Zeitalter die völlige Abrundung zu geben. —

Meine Madame Grenelle sprach mir öfter von dem **Bal Montesquieu**, den ich nicht versäumen sollte zu besuchen, um die Vergnügungen der untern Bürgerklassen von Paris kennen zu lernen. Neulich Abends ging ich auch wirklich auf den **Bal Montesquieu**, der schon durch seinen Namen so viel Anziehendes für mich hatte, obwohl ich nicht behaupten will, daß er denselben vom „Geist der Gesetze" empfangen. Die Straße Montesquieu ist eine ziemlich enge und schmutzige Straße hinter dem Palais-Royal, und der hier befindliche Tanzsalon ist deshalb merkwürdig, weil er ganz von Eisen gebaut, also durchaus feuerfest ist, und er bedarf dessen gewiß bei der vielen Feuersgefahr, die hier in Köpfen, Herzen und Beinen alle Augenblicke loszubrechen droht. Dies ist besonders des Sonntags ein Vereinigungspunkt [illegible] kleinen lebenslustigen Bourgeoisie, Bürger[illegible] [illegible] ih-

ren Männern und Geliebten, die schalkhafte Ouvrière, welche die ganze Woche über anstrengend gearbeitet hat, kommen hieher, und tanzen nach der beliebten Quadrille des Musard, welches jetzt der Strauß der Franzosen ist. Im Ganzen geht es auch auf dem **Bal Montesquieu** ziemlich sittlich her, obwohl die Gestalten, die man hier sich aufundniedertummeln sieht, oft frecher, oder vielmehr naiver in ihrem frechen Treiben sich zeigen, als man es bei ähnlichen Gelegenheiten in Deutschland antrifft. Diese Volksbälle werden aber von der pariser Polizei sehr streng überwacht, und sowie ein Paar sich einfallen läßt, in einer unzüchtigen Attitüde zu tanzen, was nicht selten geschieht, winkt ihnen der herantretende Sergeant blos bedeutungsvoll zu, ohne weiter ein Wort zu sagen; sie verstehen auch sogleich diesen Wink und müssen sich auf der Stelle aus dem Saal entfernen, kommen aber gewöhnlich nach einigen Minuten zu einer andern Thür wieder herein. Ich sah hier ein junges liebliches Mädchen, das mit ihrem Tänzer die Quadrille in einer Stellung tanzte, die mehr als zweideutig war und vor aller Welt an eine polizeiwidrige Ueppigkeit sich hingab, aber sie war so naiv und unbefangen dabei, daß, wer wollte, sie für ein Sinnbild der

Unschuld hätte nehmen können. Sie war klein, blond, kindlich, mit wundersüßen blauen Augen, und hätte in jedem deutschen Familienzirkel als Zierde um den Abendtisch herumsitzen können. Lächelnd erging sie sich mit ihrem Tänzer in der seltsamsten Situation und dachte sich gar nichts dabei. Diese Sünde in kindlicher Gestalt erschien mir merkwürdig, aber man muß die Erziehung solcher französischen Mädchen bedenken, wie sie, leichtsinnig in das Leben hineintanzend, in allem ihren Thun nur darauf Acht haben, sich recht von Herzen zu vergnügen, und es weiter keine Rücksicht für sie auf der Welt gibt. Jenes naive Mädchen, das so öffentlich ihrem guten Ruf Trotz bietet, ist vielleicht dennoch unschuldiger in ihrem Herzen, als manche für tugendhaft geltende Frau, die ihr mit Verachtung zublickt. —



4.

La Mennais von Person

(20. April 1837.)

— Ich hatte schon öfter einer guten Gelegenheit entgegengesehen, um den Meister Féli, wie seine Jünger und Anhänger den Abbé de la Mennais zu nennen pflegen, von Person zu begrüßen. Herr Baron von Eckstein, der jetzt sehr vertraut mit La Mennais ist, und öfter mit ihm in einem kleinen gesellschaftlichen Kreise zusammentrifft, dem auch der Dichter Lamartine zugehört, war schon mehrmals im Begriff, mich mit diesem verlorenen Sohn des Papstthums bekannt zu machen. Jetzt haben sich Eckstein und La Mennais miteinander entzweit, über einen Artikel, welchen der Erstere unter der Ueberschrift: „du sacerdoce et ses rapports avec le christianisme“ in der neugegrün-

beten Revue française et étrangère hat drucken lassen, und wodurch sich La Mennais für persönlich beleidigt ansehen wollte. Ich mußte daher an einer andern Hand in das Zimmer des merkwürdigen Mannes einzutreten suchen, denn ich war begierig zu sehen, ob der Abbé de la Mennais wirklich eine Person sei, und nicht etwa der fabelhafte Vogel Phönix, der zwitschernd auf der Asche der römischen Clerisei sitzt, und sich an seinem neuen Wahlspruch: Papst und Volk! Papst und Volk! wieder langsam zu Tode gurgelt? Ich konnte mir nicht vorstellen, wie das Alles in eine einzige menschliche Persönlichkeit hineinpaßte, was La Mennais so Widersprechendes verbunden und gepredigt hat, wenn ich auch wußte, daß in manchen Naturen die Vorzüge des Herzens an den Widersprüchen des Kopfes Schuld sind, und daß es eine Elastizität des Gemüths gibt, welche immer in ein trügerisches System der Liebe zu vereinigen weiß, was dem Verstand ewig als ein feindselig Getrenntes erscheinen muß. Ein solches Herz und ein solches Gemüth hat La Mennais, ich wußte es; aber was seinen Kopf anbetrifft, so war er mir immer wie eine Carikatur vorgekommen, die sich der ironische Zeitgeist aus einer Hostie geschnitzelt.

Wenn ich mich mit La Mennais beschäftigt, ist mir immer auch Chateaubriand dabei eingefallen, und beide bieten in der That nach ihren verschiedenen Richtungen hin bedeutende Aehnlichkeiten. Es ist ebenso zufällig, daß Chateaubriand mit der Legitimität geendigt hat, als daß La Mennais jetzt in dem Volke die letzte und höchste Spitze seiner Ideen und Bestrebungen findet. Es sind nur entgegengesetzte Rettungsufer, an die sich zwei verwandte schiffbrüchige Geister auf dem großen Ocean des Tages verschlagen sehn, und sie gewähren sich nicht einmal den Trost, daß sie sich einander zurufen? Chateaubriand und La Mennais sind Landsleute, sie entstammen beide aus der Bretagne und sind daselbst beide auf St. Malo geboren; die Starrheit des bretagnischen Provinzialcharakters liegt gleich bedeutsam in ihnen ausgedrückt. Denn die Weichheit dieser Männer, mit der sie sich allen widersprechenden Richtungen hingegeben haben, ist doch eigentlich nur eine Starrheit, und es liegt in solcher leichten Versöhnlichkeit gegen die eine Tendenz doch immer nur eine Opposition gegen die andere verborgen. Diese romanesken Vielseitigkeiten, die das Widerstrebendste in sich aufzunehmen und zu vereinigen trachten, sehen wie Vermittelung aus, aber sie

kommen im Grunde nur aus einer zur Opposition geborenen Natur hervor, die, je geschmeidiger sie sich durch alle Einzelnheiten der Geschichte hindurchgewunden zu haben scheint, am Ende nur um so starrer dem allgemeinen Zustande oder Fortschritte gegenüber verharrt. Beide, Chateaubriand und La Mennais, haben ihre fixen Ideen gehabt, an die sie das Beste und Eigenthümlichste ihres Geistes gefangen gegeben. Was für Chateaubriand die Bourbons gewesen, war für La Mennais das Papstthum. Den Einen hat ein Kind, den Andern hat ein Vater ins Unglück gestürzt. Chateaubriand suchte politische Vaterstelle an dem unmündigen Kinde zu vertreten, und La Mennais quälte sich die ganze Zeit seines Lebens ab, ein gutes unmündiges Kind des frommen Vaters zu bleiben. Den heiligen Vater vernunftgemäß seinem Jahrhundert zu construiren, hatte La Mennais schon seinen jungen Geist angestrengt und seinen Verstand in Sack und Asche gethan. Die erste große Heilsentdeckung, mit welcher La Mennais in der Welt auftrat, war die bekannte Definition, die er von dem Papste abgab, daß dieser nämlich nichts Anderes als „die Vernunft der Gesammtheit" sei! Mit dieser Vernunft der Gesammtheit, die der Vernunft des

Einzelnen keine Ehre macht, schleppte er sich hin bis zu seiner zweiten Wallfahrt nach Rom, die er schon in der ketzerischen Absicht unternahm, die Vernunft der Gesammtheit zur Vernunft bringen zu wollen, denn er verlangte damals, ganz im Widerspruch gegen alle Sitte seiner Kirche, von dem Papste eine Prüfung der Grundsätze des Avenir. La Mennais hatte der Menschheit ein sanftes Kopfkissen ausgedacht, auf der Vernunft der Gesammtheit sollte die Vernunft des Einzelnen sich ruhig schaukeln können, und das wäre süß gewesen für die arme schwache Menschheit, für die Gedanken eine Pein sind und die zeitlebens bis an das Grab dem Gedankenfrieden nachjagt. Es ist entweder die höchste Philosophie oder der höchste Mechanismus, einen Richterstuhl zu gründen, vor dem sich alle Gedanken der Menschheit schlichten, und welchem die Zweifel, die in sich selbst nicht gelöst werden können, sich gläubig unterwerfen, ihren Schiedsspruch mit verbundenen Augen hinnehmend. Zu diesem Richterstuhl der Vernunft wollte La Mennais den heiligen Stuhl von Rom noch einmal erheben, und nachdem dieser Mechanismus im Mittelalter etwas großartig Poetisches gehabt, wollte er jetzt die höchste Philosophie daraus machen, die aber

doch immer nur ein Stuhl blieb, er mochte ihn stellen wie er wollte. Unter der Restauration war die Blüthezeit des Minneverhältnisses zwischen dem Abbé de la Mennais und der Vernunft der Gesammtheit gewesen. Damals ereigneten sich in Frankreich mancherlei Bewegungen, welche zu einem Schisma mit den römischen Grundsätzen hindrängten, und La Mennais entwickelte hier zuerst seine große Sachwalterberedtsamkeit, mit der er die wahre Freiheit der Kirche noch immer auf den Stuhl St. Peters zu stützen suchte. Nachdem er in Paris wegen seines Eliaseifers vor Gericht gestellt worden, trat er seine erste Pilgerschaft nach Rom an, um als guter Sohn es seinem Vater zu sagen, was Frankreich bereitete gegen den ewigen Fels der römischen Kirche! Damals war er noch der gute Sohn, und man sagt, daß ihm der Cardinalshut angetragen worden, den er aber nicht annahm. Er blieb auch fortwährend der gute Sohn, aber sein Verhältniß zu der Vernunft der Gesammtheit gestaltete sich doch etwas anders, nachdem er von seiner zweiten römischen Wallfahrt zurückgekehrt war. —

Durch Herrn Carnot, den Sohn des berühmten Directeur, wurde ich endlich bei La Mennais eingeführt, und fand ihn gerade so liebenswür-

die Theorie muß auch ihren Talleyrand haben. Aber erst, wenn La Mennais volksthümlich wäre, würde er für seine eigene Person ein gefährliches Element in Frankreich abgeben, doch Alles, was er in der letzten Zeit geschrieben, vermag nicht in die Volksklassen überzugehn, obwohl es im Sinne und Interesse derselben unternommen sein soll. Das Journal: Le Monde ist jetzt das entschiedenste demokratische Blatt in Paris, denn La Mennais bildet sich wirklich ein, nunmehr ein vollständiger Demokrat zu sein, aber dies Blatt ist in einer Sprache der Speculation geschrieben, die das Volk nicht versteht, und wird deshalb ungefährlicher. Die demokratischen Grundsätze haben ihm indeß manchen geistreichen Mitarbeiter zugeführt, und auch Herr Carnot, der vielleicht jetzt die bestimmteste und consequenteste Gesinnung in ganz Frankreich hat, ist dem Monde beigetreten. Es fehlt dem Journal jedoch noch sehr an Abonnenten, und man sieht es an den öffentlichen Oertern und in den Lesecabinets selten ausliegen, obwohl die Ankündigungen davon an allen Straßenecken mit Riesenbuchstaben prangen, die nicht etwa auf Papier gedruckt, sondern in die Mauer eingeätzt sind, worüber man sich hier in den Gesellschaften häufig lustig macht. Aber es gibt

einige gebildete Kreise, in denen der Monde stark gelesen wird. —

In den Zimmern des Abbé de la Mennais sieht es ziemlich elegant aus, und Tapeten, rothe Teppiche und Blumen zieren den Sitz dieses neuen Papstes der Ouvriers. Nach einigen Hinund-herwendungen des Gesprächs kamen wir auf Börne und auf dessen meisterhafte Uebersetzung der **Paroles d'un Croyant** zu reden, die, weil sie in Paris gedruckt worden, in Deutschland fast gänzlich unbekannt geblieben. La Mennais wollte von der Wirkung seiner **Paroles** bei uns in Deutschland erfahren, und er betheuerte lächelnd seine Unschuld, die er eine wahre Kinderunschuld nannte, als er hörte, daß man ihm in Deutschland eine noch bei weitem größere Gefährlichkeit beilegte als in Frankreich und zu Rom. In Rom sei er blos verketzert, höchstens verdammt, in Paris sei er blos die Stimme eines Predigers in der Wüsten, aber an andern Orten dürfe er nicht einmal genannt werden. Nachdem er dies verwundert mitangehört, erzählte er Einiges von Börne, mit dem er früher zuweilen bei einem kleinen Restaurant in der Rue Valois zusammen zu Mittag gespeist. Es schien, als sei Börne in einer völligen Hoffnungslosigkeit an dem Werden der Zu-

stände dahingeschieden, aber La Mennais meinte, er sei nicht ganz ohne Hoffnung gestorben. Es gibt, setzte er mit seiner anmuthsvollen Salbung hinzu, keinen großen und ausgezeichneten Menschen, der nicht fest an die Zukunft geglaubt, und dem sich nicht am allermeisten in der Todesstunde dieser Glaube als ein Lichtengel an schwarzer Pforte darstellte. Dieser Meinung ließen sich freilich viele widerlegende Beispiele aus der Geschichte gegenüberstellen, denn, um nur eines anzuführen, wer starb kleinmüthiger als Luther, der auf seinem Todbette sein ganzes Werk bereute, und die Zukunft desselben nicht begriff? Mir fiel, dem La Mennais gegenüber, der große Reformator um so eher ein, da der Verfasser der **Paroles d'un Croyant** oft für den Luther der französischen Bibelsprache gegolten, aber die hohe Einfalt des volksthümlichen Ausdrucks, wodurch Luther gewirkt, vermochte ein La Mennais in seinem gezierten biblischen Volkston nicht zu erreichen, und sowohl die Natur seiner Sprache als seine eigene Persönlichkeit mußten ihm dabei im Wege stehen.

Gewiß war es auch das volksthümliche Element in den Worten eines Gläubigen, das den guten Börne, der zuletzt wohl gern nach jedem heilversprechenden Strohhalm griff, angezogen oder

verführt hatte, sich damit zu beschäftigen. Die Paroles sind ohne Zweifel ein unbesonnenes Buch, das sich aus keinem Gesichtspunkte rechtfertigen läßt und mehr verdirbt als es zu nützen vermag. Diese Demagogie mit einem Heiligenschein um das Haupt ist widerlich und hat etwas Gleißnerisches. Einen Augenblick lang imponirte mir die Sprache dieses Buches, denn La Mennais ist ohne Zweifel ein großer Rhetoriker und Sprachkünstler, und darin besteht nicht nur sein hauptsächlichstes Verdienst als Schriftsteller, sondern auch manches Innere seiner Richtungen erklärt und leitet sich aus diesen Richtungen bei ihm her. Aber nachher kam mir das Ganze vor wie ein das Abendmahl nehmender Straßenaufruhr, und ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte über diese Carikatur unserer Epoche. Jetzt, wo die Geschichten in Lyon, die Aufstände der brotlosen Seidenarbeiter und anderer Ouvriers, wieder so große Unruhen zu erregen angefangen, erscheinen solche Bestrebungen, mit denen sich der Abbé de la Mennais an das arme hungrige Volk gewandt hat, nur um so thörichter, da sie durchaus keine Heilmittel für die Sache selbst in sich tragen. Die Worte eines Gläubigen regen den Magen des armen Volkes auf, und doch sind sie immer

nur Worte, Worte und nichts als Worte, aber kein Brot! Glaubte La Mennais mit seinen Worten den arbeitslosen und hungernden Ouvriers Brot geben zu können? Er reizt sie dazu an, es zu nehmen, aber sollte auch die Frage von der Armuth in der Geschichte selbst auf solche Art einmal sich lösen, so mag man sich doch hüten, dieser Empörung des Magens in der Weltgeschichte voreilig ein philosophisches Prinzip entgegenzubringen oder gar mit dem rebellischen Hunger fromme Erbauungsstunden zu halten! Ehe man aufreizt zu nehmen, versuche man zu lehren, und zeige dem armen Volke, wie es so lange als möglich durch erworbenes Brot sich seinen Hunger stille.

Es ist ein unglückliches Beginnen vom Abbé de la Mennais, welches man durchaus zurückweisen muß, das Christenthum auf diese Art in die neuesten Wirren hineinzuziehen. Das Christenthum wandte sich allerdings vorzugsweise den Armen zu, aber Christus verstand unter seinen Armen, denen er das Evangelium verkündigte, keine brotlosen Ouvriers und keine lyonner Seidenarbeiter, die sich nicht mehr anders helfen können als durch Emeuten gegen die Reichen; sondern die Armen des Evangeliums sind fromme Arme, die

selig sind in ihrer Armuth und von dem Herrn selbst die Seligsprechung ihrer Bedürftigkeit empfangen haben. La Mennais aber bringt das Christenthum an die vom Hunger gereizten Ouvriers und benutzt es dazu, nicht sie zu trösten, sondern den Reiz ihres Magens noch mehr zu stacheln. Die Anwendung der christlichen Gleichheit auf die bürgerlichen Verhältnisse muß man überhaupt unpraktisch nennen im höchsten Grade, und das Unpraktische und mit der Wirklichkeit Davonlaufende ist es, was den Worten eines Gläubigen am meisten zum Vorwurf gereicht. Auch ist es nicht wahr, daß Christus Arme und Reiche gleich gemacht habe! Es liegt offenbar eine Bevorzugung der Armen im Christenthum, den Armen hat Christus gewissermaßen ein Privilegium auf das Himmelreich gegeben, in das zu gelangen für die Reichen sich bei weitem schwieriger stellt. Daraus folgt aber nach dem Christenthum, daß die Armen arm bleiben sollen, weil sie sonst dieses Himmelssegens der Armuth verlustig gehen würden. Es ist daher eigentlich ein schneidender Widerspruch mit der überlieferten christlichen Gesinnung, wenn La Mennais diese in die Politik des modernen Staatenlebens dergestalt verflicht, daß danach die Armen von nun an die

Reichen werden sollen! Ebenso ist es nichts als eine andächtelnde Sophisterei, aus dem Christenthum die moderne Freiheit herzuleiten. Aus der eigenen Art der christlichen Liebe ergeben sich allerdings Begriffe der Freiheit und Gleichheit, die in ihrer Beschränktheit doch ausreichend und erquicklich genug sein mögen für das Gemüth. Aber was als die hauptsächlichste Lebensstimmung dem Christenthum im Sinne liegt, ist doch die Unterwerfung, die Demuth und das süße Gefühl, durch das Unterdrücktsein auf Erden erst die rechte Anwartschaft auf den Himmel zu erwerben. Das Erste bei einem wahren Christen ist es, zu dulden, denn in der Duldung des Ueblen soll sich die ächte christliche Gesinnung zeigen. Wer einen Backenstreich auf die eine Wange empfängt, soll auch ruhig die andere darbieten, um in der höchsten Grundwahrheit des Christenthums, welche das Leiden ist, vollkommen zu werden. Es ist nicht abzusehn, wie daraus die bürgerliche oder politische Freiheit entwickelt werden kann. Das Christenthum ist nicht dazu in die Welt gebracht worden, um aus seinem rein idealen und gemüthlichen Charakter politische Formen abzuleiten; vielmehr würde die größte Anarchie des Lebens danach entstehen, wenn man, so wie der Abbé de la

Mennais, das Christenthum gewissermaßen politisch ausbeuten und in eine Staatsform bringen wollte! Die christliche Religion begünstigt mindestens ebenso sehr den Despotismus als die Freiheit, und wenn sie auch lehrt, den Despotismus geistig zu überwinden, so liegt es ihr doch gänzlich fern, das Bestehen desselben in seiner weltlichen Form hindern zu wollen. Es heißt daher, das Christenthum verfälschen durch Politik, und die Politik in ihren Wirren gleißnerisch zudecken mit dem christlichen Mantel, wenn man den Wahlspruch annimmt: **La liberté reelle et l'esprit chretien sont inséparables**, den La Mennais noch neulich wieder in seinen **Affaires de Rome** mit großem Prunk wiederholt hat. Die Worte eines Gläubigen sind mir aber noch deshalb ganz besonders verhaßt geworden, weil sie, nach so vielen ketzerischen Zweideutigkeiten, doch nur wieder in die größte Rechtgläubigkeit und in eine orthodoxe Erklärung der heiligen Dreieinigkeit auslaufen, und mit einem bigotten Blick zum Himmel schließen, der am Ende als das ächte Vaterland, um das man sich zu bekümmern habe, übrig bleibt. Was soll man zu dieser frommen Politik sagen, die erst durch die Monstranz die Welt in einen irdischen Aufruhr bringt, und wenn Alles in Be=

wegung gerathen, ruhig zum Himmel zeigt, wo allein die höchste Staatsform zu verwirklichen sei? Auch führen die **Paroles d'un Croyant** gewissermaßen auf eine Theokratie hin, indem sie die bisher bestehende bürgerliche Gesetzlichkeit aufzulösen suchen, und statt der Richter z. B. fromme Alte vorschlagen, die das Gesetz nach religiöser Gesinnung handhaben sollen. Dergleichen haben wir in Deutschland schon besser gehabt, und das prachtvolle theokratische Gebäude unseres Görres hatte wenigstens die Vorzüge einer größeren Poesie und einer titanenhafteren Geisteserhebung, mit der es sich in den Himmel hineinwölbte. —

La Mennais kam auch auf seine **Affaires de Rome** zu sprechen, die gewissermaßen das neueste Testament seines Verhältnisses zu der „Vernunft der Gesammtheit" sind. Er glaubt, in diesem Buche die letzte demokratische Stadie seiner Entwickelung so unzweideutig umzeichnet zu haben, daß kein Zweifel mehr darüber obwalten könne. Es liegt allerdings darin ein offenes Glaubensbekenntniß zu Tage, oder vielmehr das Bekenntniß eines großen Unsinns, welchen der Abbé de la Mennais für seinen Glauben ausgibt. Diese Angelegenheiten Roms betreffen vornehmlich die zweite Wallfahrt zum heiligen Stuhl, die La

Mennais an der Spitze der Herausgeber des Avenir unternahm, um die in diesem Journal verfolgten Grundsätze zu den Füßen des heiligen Vaters, der darüber sehr ungehalten war, zu rechtfertigen. Der Avenir war unter den für den Katholizismus so gefährlichen Bewegungen der Julirevolution hervorgegangen, um einer Epoche entgegenzuwirken, welche die Staatsreligion aufgehoben hatte, und der La Mennais die Unabhängigmachung der Geistlichkeit vom Staate gegenüberstellen wollte. Aber die katholischen Geistlichen selbst bezeigten sich damit keineswegs zufrieden, denn La Mennais, dieser Mann des kindlichen Gemüths, war so liebenswürdig gewesen, dabei zu gleicher Zeit die Armuth der Kirche zu predigen, und auch der Papst wollte sich dadurch nicht geschmeichelt fühlen, sondern erließ vielmehr das bekannte Rundschreiben gegen den Avenir. In dieser Zeitschrift hatte La Mennais allerdings eine sehr bestimmte Tendenz durchzuführen gesucht, wenn man Bestimmtheit nennen kann, was nichts als ein blendend combinirter Widerspruch ist. Es war die Tendenz gewesen, die Sache der Kirche, wie er es dort ausdrückte, mit der Sache der Völker und der Freiheit zu vereinigen, und somit auch das alte Bündniß

zwischen der Kirche und den weltlichen Souverainetäten, das jedoch immer mehr ein scheinbares als ein wirkliches gewesen, zu zerbrechen.

Es muß komisch gewesen sein, als nun diese Pilgrimme Gottes und der Freiheit — wie La Mennais sich und die ihn begleitenden Mitherausgeber am Avenir nannte — in Rom angelangt waren, als gehorsame Söhne zwar, denn sie hatten ja sogleich bei der ersten mißfälligen Aeußerung des Papstes die Fortsetzung ihrer Zeitschrift aufgeschoben, aber doch als Solche, die, indem sie Rechenschaft geben wollten, doch auch Rechenschaft zu verlangen schienen. Der Papst Gregor XVI. aber ließ anfangs die Abgesandten des Avenir gar nicht vor sich, und nachher gestattete er es nur unter der Bedingung, daß sie von dem eigentlichen Endzweck ihrer Wallfahrt nach Rom gar nicht zu reden anfangen sollten. War es nicht schrecklich, daß ihnen Gregor XVI. auch nicht ein Sterbenswörtlein sagte, während sie eine ganze und vollständige Auseinandersetzung ihrer Doctrinen auf der Zunge hatten? Aber der Papst ging dabei von der vollkommen richtigen Ansicht der römischen Kirche und seiner eigenen Stellvertreterschaft Christi aus. Denn was sollte aus ihm werden, wenn er sich auf

Erklärungen einlassen wollte! Nur über die Preßfreiheit, die auch im Avenir verfochten worden, soll er sich beiläufig geäußert und gemeint haben: wenn auch die Klugheit erfordere, sie als ein nothwendiges Uebel unter gewissen Umständen zu dulden, so dürfe sie doch niemals einem wahren Katholiken als ein wünschenswerthes Gut erscheinen! Von seinem Rundschreiben aber sind folgende allgemeine Sätze, die er bei dieser Gelegenheit wieder einschärfte, am bekanntesten geworden: daß es Wahnsinn sei, jedem Menschen Gewissensfreiheit zuzugestehen; daß Widersetzlichkeit selbst gegen Tyrannen verdammenswürdig sei; daß man nichts mehr verabscheuen müsse als Preßfreiheit; und daß es einen Hochmüthigen und Thoren verrathe, die Geheimnisse des christlichen Glaubens erforschen und dem Nachdenken unterwerfen zu wollen!

So viel Auskunft hatten nun die „pelerins de dieu et de la liberté“ der Vernunft der Gesammtheit abgewonnen, und damit zogen sie wieder nach Paris, wo sie in die dortigen Blätter die Erklärung einrücken ließen, daß sie außer Stande seien, ihre bisherigen literarischen Bestrebungen, namentlich im Avenir, fortzusetzen, weil sie dadurch mit dem Willen des von

Gott eingesetzten Herrschers der Kirche in eine Opposition treten würden, indem sie es für ihre Pflicht hielten, sich als wahrhafte Katholiken zu einer beständigen Unterwürfigkeit gegen die höchste Autorität des Statthalters Christi zu bekennen, mit diesem Bekenntniß aber den Kampfplatz verließen, auf dem sie zwei Jahre lang redlich gefochten hätten. La Mennais selbst zog sich in eine ländliche Einsamkeit zurück, um, wie man sagte, mit Ausarbeitung einer Theodicee sich zu beschäftigen, aber er schien dennoch beträchtlich abgekühlt zu sein in seinen Sympathieen für den heiligen römischen Stuhl.

Doch man irrte sich, wenn man glaubte, daß der Abbé de la Mennais zu einem wirklichen Bruch mit dem Papste kommen würde! Nachdem er aus seiner Einsamkeit plötzlich als ein vollständiger Demokrat wieder herausgetreten, grub er auch einige Stücke seiner alten päpstlichen Sympathieen wieder aus der Asche. Wenn auch in den **Affaires de Rome** eine Gereiztheit gegen den Papst nicht zu verkennen ist, so schlägt er demselben doch zugleich die kräftigsten Mittel vor, sich von Neuem zu stützen, man müßte denn etwa diese Mittel selbst für Ironie gegen den heiligen Vater halten wollen, was aber keineswegs der Fall ist. La

Mennais ruft nämlich dem Papstthum zu: es solle sich mit dem Volke verbinden, und wie es früher die Könige unterjocht und darauf von den Königen unterjocht worden, so müsse es jetzt ein neues Verhältniß eingehn mit dem Volke, das dann durch seinen starken und siegreichen Arm die päpstliche Oberhoheit neu befestigen werde. Dies sei die höchste und zeitgemäße Entwickelung der Autorität des Papstes, volksthümlich zu werden, und mit einer zu Rom eingesegneten Demokratie sich zu umgeben. Welch eine seltsame Idee, dem Papst nun endlich noch die Freiheitsmütze aufzusetzen! Ist La Mennais nicht ein wunderlicher Heiliger?

In dem Avenir hatte La Mennais seine Verherrlichung des Papstthums meistentheils mit einer gewissen sanften Melancholie und süßen Traurigkeit ausgedrückt. Es war eine gewisse päpstelnde Sentimentalität, die ihn wie einen girrenden Täubrich des römischen Stuhls, wie einen Mondscheinschäfer des Papstthums erscheinen ließ. Dabei klapperte er zuweilen wie wahnsinnig mit den beiden Papstschlüsseln, und wollte mit dem Klang derselben die Freiheitsstunde läuten. Er rief die Freiheit aus, aber er lehrte, daß die wahre darin beruhe, unter dem päpstli-

chen Pantoffel zu stehen. Er schwatzte von Freiheit während er Knechtschaft des Geistes lehrte durch Unterwerfung der Vernunft unter die Vernunft der Gesammtheit. In der neuesten Zeit aber, wo er mannhafter, ritterlicher und praktischer auftreten wollte, schien er Alles das zur Drohung gegen den Papst zu benutzen, was er ihm in der früheren zärtlichen Periode zur Schmeichelei gesagt. Früher konnte die Freiheit nicht ohne den Papst bestehn. Jetzt, in den **Affaires de Rome**, kann der Papst nicht länger ohne die Freiheit bestehen. Früher ging er vom Papst aus und wollte damit zur Freiheit gelangen. Jetzt geht er von der Freiheit aus und will damit zum Papst gelangen. Es ist Alles Einunddasselbe bei ihm, immer kommt dasselbe Schauspiel heraus, daß er sich die geweihte Hostie als Freiheitskokarde vor die Jacobinermütze geklebt hat. Ist La Mennais nicht wirklich eine Carikatur? Er kommt mir vor wie ein mit Rousseau geschwängerter Kirchenvater, der Tagesschriftsteller geworden, und ich muß lachen über ihn. La Mennais hängt mit manchen Ideen und Richtungen der Gegenwart zusammen, wegen welcher es mir eine Zeitlang nützlich schien, daß er auch bei uns in Deutschland Einfluß gewann,

und man ihm Aufmerksamkeit schenkte. Aber was sollen wir länger mit seinen Schriften anfangen, in denen er sich aus seinen römisch katholischen Irrthümern gar nicht herausarbeiten kann, und welche die neuen Bestrebungen der Menschheit mehr verwirren als lösen helfen? —

Spätere Nachschrift. La Mennais hat sich von der Herausgabe des Monde zurückgezogen und sich wieder in die Einsamkeit begeben. Es gingen verschiedene Gerüchte über seine plötzliche Entfernung aus Paris, das er jedoch lediglich mit einem Landaufenthalt vertauscht hat, während ihn Einige Trappist werden, Andere zum dritten Mal gen Rom pilgern lassen. Zu dieser letzteren Vermuthung hat wohl das merkwürdige Schreiben Anlaß gegeben, welches der Trappistenbruder Maria Joseph von Geramb öffentlich an den Abbé de la Mennais gerichtet, um ihn zu bewegen, die Reise mit ihm nach Rom zu machen und sich zu den Füßen des heiligen Vaters niederzuwerfen, wegen der neuen Sünden, die er abermals durch die **Paroles d'un Croyant** und die **Affaires de Rome** auf sein Haupt geladen. Daraus scheint auch die Angabe entstanden zu sein, daß

La Mennais selbst das Trappistengelübde angenommen. Unsere Zeit, die das Reden nicht mehr ertragen kann, wäre reif genug dazu, Trappistenklöster für ihre großen Geister zu stiften, um das Schweigen vollständig zu organisiren. Aber ich glaube, daß La Mennais zu sehr Rhetoriker ist, um jemals Trappist werden zu können. —

5.

Das arme hungrige Volk und die höhere Gesellschaft in Paris.

— Die Verhältnisse der brotlosen Arbeiter in Lyon zeigen einen immer bedrohlicheren Charakter, und es gibt dort unter 160,000 Einwohnern in diesem Augenblicke 30,000, welche sich nicht ernähren können und von der Stadt versorgt werden müssen. Das Elend steigt täglich und scheint eine sehr gefährliche Wendung zu nehmen, da es auch auf die Stimmung der Armen in der Hauptstadt eine aufregende Rückwirkung äußert. Vor einigen Tagen las ich hier frühmorgens an den Mauern der **Rue Beaubourg** folgendes Placat: **Fraternité, égalité, indivisibilité!** nebst einem Aufruf zu den Waffen an das französische Volk. Diese Anschläge, die oft auch Aufforderungen zu Brandstiftungen enthalten, tragen gewöhnlich

das Zeichen: de l'imprimerie de la république! und können, von welcher Seite sie auch ausgehen mögen, als Vorboten der moralischen Verwilderung gelten, mit welcher der sociale Krieg zwischen Armuth und Reichthum seinen Anfang nimmt. Diese Entsittlichung zeigt sich auch in Lyon bereits im Gefolge der Armuth, und auf den Straßen, in denen man jetzt alle Morgen Verhungerte findet, laufen häufiger als jemals Frauen, Mädchen und Knaben umher, die sich aus Mangel dem Laster preisbieten. Die Demoralisation soll unter den jungen Frauen der Ouvriers besonders groß geworden sein, und es ist schrecklich, wenn die Armuth noch das Letzte und Höchste verliert, das sie besitzt, nämlich ihre Tugend. Aber erst die entsittlichte Armuth wird gefährlich, und ganz Paris hat in diesen Tagen zu zittern angefangen wegen der Gefahren, welche die Hungrigen den Gesättigten drohen. Die ganze höhere Gesellschaft von Paris ist nach den neuesten Nachrichten aus Lyon in Bewegung gerathen, und fängt jetzt an, zu tanzen und zu walzen, zu galoppiren und zu musiziren, Bälle zu geben und Concerte zu veranstalten, und das Alles zum Besten der armen Seidenarbeiter von Lyon und zum Besten aller übrigen Armenkategorien, die sich nur irgendwo in der Haupt-

stadt oder in der Provinz von Frankreich darbieten. Ich werde mir keine dieser singenden und tanzenden Wohlthätigkeitsvergnügungen hier entgehen lassen, denn es ist spaßhaft, die Reichen aus Todesangst tanzen zu sehen für die Armen, und während ich mir aus den Journalankündigungen sorgfältig jedes Fest dieser Art aufzeichne, um keines zu versäumen, stoße ich dabei sonderbarer Weise jedesmal auf die Anzeige der: **Pommade de Lyon!** die, als thue gerade bei der jetzigen Aufregung Pommade Noth, in allen Zeitungen ausgeboten wird und auch mit ellenlangen Buchstaben auf den Anschlagzetteln der Straßenecken prangt. —

Das arme Volk in Frankreich besitzt ein außerordentlich feines Ehrgefühl, und wird sich deshalb so lange, als es ihm irgend möglich ist, zu retten suchen ohne eine äußerste Gewaltthat. Die oft bewundernswürdige Ehrlichkeit, welche man hier bei den geringeren Klassen antrifft und die besonders bei den Cabrioletkutschern zuweilen auf eine merkwürdige Art hervorsticht, ist ebenfalls aus jenem Ehrgefühl und Ehrgeiz zu erklären, welche die eigentliche Moral im französischen Charakter ausmachen. Der Arme behilft sich in Frankreich bis auf den alleräußersten Punkt, um dem Rei-

chen gegenüber eine ehrenhafte Selbständigkeit zu bewahren; er haßt den Reichen, weil er reich ist, aber der Stolz des Armen ist hier noch größer als sein Haß, und erst wenn der Stolz, der gewissermaßen die Keuschheit seiner Armuth ist, an ihm niedergedrückt und gebeugt worden, wird er eine gewaltthätige Stellung zu dem Reichen annehmen. Alles, was jetzt von der höheren Gesellschaft in Paris zur Beschwichtigung und Linderung der Armuth ausgeht, verletzt den Stolz und nährt den Haß des Armen, weil die französischen Reichen zu sehr mit ihrer Mildthätigkeit prunken. Es ist in der That seit einigen Tagen ein Spectakel mit dieser Mildthätigkeit hier in Paris, daß es mir wie ein glänzender Carneval der Bettelei vorkommt, der lächerlich und widerwärtig zugleich erscheint. Dies rührt daher, weil man sehr wohl weiß, daß die Franzosen nicht aus Mitleid ihren Armen geben, denn Barmherzigkeit ist im Allgemeinen eine dem französischen Charakter durchaus fremde Tugend. Man gibt hier entweder aus Furcht, um ein so bedenkliches Elend loszuwerden und zu mäßigen, oder man benutzt seine Geschenke, die man austheilt, dazu, um ein prahlerisches Geräusch damit zu machen und die eigene Eitelkeit zu befriedigen, wie dies auf den Con-

certen und Bällen für die hungrigen Lyonner jetzt geschieht. Man kann den Franzosen daraus keinen moralischen Vorwurf machen, denn sie sind einmal in allen Dingen so, was sie auch thün oder treiben mögen, ihrem Naturell nach. Diese milden Gaben fallen aber wie kalte Wassertropfen in siedendes Oel, das sich nicht danach beruhigt, sondern nur um so heftiger zischt, sprüht und gährt.

Die bescheidene Industrie der Armuth, sich so lange als irgend möglich selbst fortzuhelfen, ist mir oft rührend gewesen, wenn ich mir das arme Volk auf den pariser Straßen und Plätzen betrachtet habe. Man sehe dort den kleinen Kram, der auf der Erde ausgebreitet ist und den der Wind jeden Augenblick in alle Lüfte zu zerstreuen droht, ein Magazin von Waaren, von denen die werthvollste zwei Sous kostet; man sehe, wie vergnügt der Mann davor steht, neben ihm seine arme Frau mit dem Kind an der Brust, wie sie um des kläglichen Verdienstes willen Wind und Wetter trotzen, und für jeden Sous, den sie lösen, dem Käufer Höflichkeiten sagen; man kann sich kaum der Thränen dabei erwehren. Und seht dort die arme alte Frau in einer Schmutzecke auf den Platz vor dem Louvre, sie hat aus einigen

alten Brettern einen Tisch sich zusammengezimmert, einige fast schon verkommene Bücher aufgetrieben und handelt damit als Antiquarin, den Band zu wenigen Sous verkaufend. Gewiß, es ist bitter, arm zu sein, aber bitterer noch, den Hunger zu sehn und selbst gesättigt zu sein. Es scheint, daß die Demokratie sich an der Armuth ein neues Prinzip in der Geschichte gewinnen wird. Die Sache des Volkes hat allerdings in der letzten Zeit theils eine drohende Miene gemacht, theils so schmähliche Stöße und beschimpfendes Unglück erlitten, daß es Manchen, die früher sein Interesse verfochten, sicherer, schöner und bequemer geschienen hat, sich wieder zur Aristokratie hinzuwenden. Dies hat sich sowohl in Frankreich als in Deutschland letzthin bemerklich gemacht. Aber soll man das arme Volk verlassen, weil es Hunger hat, und soll man es noch gewaltsam zurückstoßen von dem ungewissen Ziel, zu dem die Geschichte es zu berufen scheint und zu dem es zitternden Trittes hinwankt? Soll man das arme Volk verlassen, weil seine Kleider nach den dunstigen Kellern und Hofwohnungen riechen, in denen es sein kümmerliches Dasein verbirgt? Einige junge Leute, die sich bei uns in Deutschland an den liberalen und volksthümli-

chen Interessen die Finger verbrannt, haben sich darauf in die Vornehmheit hineingerettet, und besorgen, ihre gelben Glacéhandschuhe zu beschmutzen, wenn sie länger noch das liberale Element, welches nichts weiter als das Element des Volkes ist, anfassen. Diese Helden, die früher große Namen für ihre Bestrebungen, wie „junges Deutschland" und „junges Europa", ausposaunt und sich damit in die Brust geworfen hatten, trösten sich jetzt mit der albernen Idee: „daß der Liberalismus bereits für die heutige Weltepoche veraltet sei!" Es ist ein Unglück, mit solchen Leuten in Reih' und Glied zu stehen, und viel lieber möcht' ich zu Fallstaff's Bande, sei es als Bullenkalb, Schatte, Schwächlich oder Warze, gehören, als zu einem jungen Deutschland, das schon einen grauen Kopf bekommt, noch eh' es in Ehren alt geworden! So geschwinde sind eure Volksideale veraltet? Was hat es denn zuwege gebracht, daß eine Knospe veralten kann, noch ehe die Blüthe aus ihr hervorgebrochen? Erst habt ihr mit dem Neuen coquettirt, ich glaubte gleich, es sei nichts Rechtes bei euch dahinter, aber es war doch der frohe Lerchenschlag des Neuen und wirbelte sich mit frischen Jugendtönen in die Lüfte, wenn der Gesang auch weder

Maß noch Inhalt hatte! Jetzt coquettirt ihr auf Einmal mit dem Alten, weil das Neue euch persönliches Unglück bereitet hat, und es gibt nichts Neues mehr für euch als das Veraltete!

Das Volk ist allerdings das vielköpfige Ungeheuer, wie man es oft mit Zagen und Beben genannt hat. Aber dies Ungeheuer bedarf entweder eines Despoten oder eines Lehrers. Da aber die sultanischen Illusionen von der Menschheit gewichen, so bedarf das Volk eines Lehrers, der ihm die Stätte bereitet, und der ihm das Wort gibt, dessen es nöthig hat, um sich von der dumpfen unfreien Gährung seiner Massen zu erlösen und den Bann abzuschütteln, der schwer über den Augen seines Bewußtseins liegt. Der Hunger trotzt freilich aller Erziehung und hat eine höhere Gewalt wie alle Vernunft, wenn er einmal mächtig geworden ist. Der Hunger des Volkes wird als diabolischer Stachel in der Geschichte wirken, aber man muß bei Zeiten dafür sorgen, durch Lehre und Wort, daß dieser Hunger nicht auch die guten Elemente verschlinge, die lebendig erhalten werden müssen. Darum ist es im Interesse aller Parteien, wenn die, welche dem Volke helfen können und ihm nahe stehen durch Sinn, Begabung und Abstam-

mung, nicht abtrünnig werden von ihm, denn man kann überzeugt sein, daß Gott und die Geschichte das Volk doch nie verlassen werden. Es ist besser zu denken, daß Gott mit dem Volke ist, als falsch zu spielen mit einem angenommenen Conservatismus, der am Ende auf keiner Seite Erfolg und Vertrauen findet. — —

Mit diesen Gedanken ungefähr begab ich mich in das erste Concert, das au profit des ouvriers de Lyon hier angekündigt wurde, und in dem es sehr tumultuarisch herging, da man nur die nachlässigsten Voranstalten dafür getroffen. Es waren die kleinen Säle des Prytanée dafür hergegeben, einer für Sprachcurse neugegründeten Anstalt, und man hatte dies schlechte Local wahrscheinlich aus dem Grunde gewählt, weil es nichts kostete. Wo kein Geld zu verdienen, sind die Künstler und Unternehmer in Paris lässig, und als das Publikum schon versammelt war, hatte man noch nicht einmal die Lichter angezündet. So saß man eine Zeitlang im Dunkeln, wobei mehrere Lächerlichkeiten vorfielen, so daß dies einer so unglücklichen Veranlassung wegen veranstaltete Concert durch eine ziemlich übermüthige Stim[illegible] eingeleitet wurde. Es war im Saal so eng, [illegible] in die Verlegenheit hätte kommen kön=

nen, eine Duchesse auf seinen Schooß zu nehmen, wenn es deren in dieser Versammlung gegeben hätte, aber ich traute den meisten dieser fashionablen Gestalten nicht, die mich hier im Prytanée umgaben. Das Prytanée liegt in einer kleinen schmutzigen Straße, einige Damen, die vorgefahren kamen, wollten gar nicht erst aussteigen, und warfen die halbgeöffnete Wagenthür wieder hinter sich zu, mit der naserümpfenden Bemerkung: il n'y a pas de file, weil keine lange Wagenreihe vor dem Concerthause hielt und es ihnen deshalb entwürdigend scheinen mochte, in ein solches einzutreten. So ist hier die höhere Gesellschaft, und vielleicht ist sie überall mehr oder weniger von dieser Art. Was die angekündigten berühmten Künstler anbetraf, die in diesem Concert mitwirken sollten, so blieben auch diese zum Theil aus, und so lief diese erste Wohlthätigkeitsmusik ziemlich lächerlich ab, obwohl man einen sehr hohen Eintrittspreis hatte zahlen müssen. Doch will ich nicht vergessen, unter den Virtuosen, die sich wirklich hören ließen, des berühmten Klavierspielers Liszt zu erwähnen, der, wie immer, mit enthusiastischem Beifall begrüßt wurde, als er sich an sein Instrument setzte; mit [illegible] abwehrend

stolzen Verbeugungen aber diese Bewillkommnung erwiederte, denn dies Publikum schien einem so großen Künstler nicht vornehm genug zu sein! Liszt ist ein Ungar von Geburt, ein junger Mann mit blondem Haar und idealen Gesichtszügen, die im Profil einige Aehnlichkeit mit dem Kopfe Schillers darbieten. Er spielt mit einer außerordentlichen Gewalt und stolzen Ruhe zugleich, die Naturwirkungen, zu denen er sich in seinen Tönen erhebt, sind oft wahrhaft großartig, und es gibt gewisse Naturmalereien in seinem Spiel, in denen Liszt ebenso unbegreiflich als unerreichbar ist. Auch innerliche Wirkungen für das Sentiment vermag er hervorzubringen, aber, wie es mir wenigstens scheint, mehr künstlich, als daß sie aus der unwillkürlichen Neigung seines Talents hervorkämen. Er hat sich hier in Paris in der letzten Zeit einigermaßen geschadet durch seinen Streit mit Thalberg, der aus der Nebenbuhlerschaft dieser beiden Virtuosen hervorgegangen, und in dem Liszt selbst auf eine nicht zu billigende Weise zur Verkleinerung seines Rivalen in den Journalen mitgefochten. Nachdem Liszt sein Spiel beendigt, trat Jemand auf und hielt eine Rede über das gegenwärtige
von Lyon und die verzweiflungsvolle Lage

dieser Stadt, von der sich aber das modische Publikum sehr gelangweilt fühlte und sie lächerlich zu finden schien, denn dem Pariser ist es unangenehm, wenn man auf diese Weise zu seinem Mitleid sprechen will, während er nur sein Vergnügen gesucht hat; daß aber die Rede am Ende dennoch beklatscht wurde, versteht sich von selbst. Der Redner gab in einer einfachen, aus dem Herzen kommenden Sprache und in einem gefühlvollen Tone einen Abriß der Geschichte Lyons und seiner Bedeutsamkeit für Frankreich zu den verschiedenen Epochen, worauf er mit näheren Einzelnheiten den heutigen Zustand und die gegenwärtigen mercantilen Verhältnisse der Seide schilderte. Das Publikum ging fort, noch ehe das Concert ganz beendigt war, denn bei der Unordnung, die überall stattfand, wußte Niemand, ob noch andere Musikstücke nachfolgen würden. Das Unglück gehört nicht in die sogenannte gute Gesellschaft, es ist überhaupt nicht anständig, unglücklich im Leben zu sein, und insofern hatte jener Redner schon in der Absicht gefehlt, indem er eine elegante und geputzte Versammlung zur offenen Rührung bewegen wollte. Mit Theaterunglück auf den Brettern ist es eine andere Sache, da weint man hübsch in die gestickten Schnupf-

tücher hinein, weil es das Trauerspiel verlangt, sowie man lacht, wenn Lustspiel ist. Aber ein reelles Unglück, wie das von Lyon, geht schon über den Spaß hinaus, und die höhere Gesellschaft kann wohl etwas dafür thun und eine Steuer zahlen von ihrem gewöhnlichen Aufwand und Vergnügen, aber sie kann sich nicht mit dem Unglück als Gefühlsangelegenheit befassen. Wer dies verlangt, weiß nicht, was gute Gesellschaft ist. —

Dies Concert im Prytanée, obwohl es so geringen Erfolg gehabt und fast gar keine Aufmerksamkeit in der Stadt zu erregen schien, hatte doch das Verdienst, den Anfang solcher Unternehmungen gemacht zu haben. Nun folgten bald Andere nach, und auf Einmal ist es an der Tagesordnung in ganz Paris und ist Mode geworden, daß die Reichen, um den Armen etwas abzugeben, ihre glänzenden Lustbarkeiten — nicht etwa auf vierzehn Tage einstellen, sondern dieselben vielmehr verschwenderischer als je betreiben, aber dabei eine freiwillige Abgabe von ihrem eigenen Luxus erheben, die nun in die Büchse der Armuth fließt. Diese staatsökonomische Balancirung ist aber durchaus in der Ordnung, sie hat ihre dialektische Berechtigung in dem ganzen Gesellschafts-

zustande, und es würde thöricht sein, es anders zu verlangen. Die Eintrittspreise für diese Bälle und Concerte der Wohlthätigkeit werden jetzt außerordentlich hoch angesetzt, noch mehr Glanz und Pracht aber zeigt sich dabei in den aufgewandten Costümen und Toiletten, und es ließe sich allerdings die Frage aufstellen, ob nicht für die Armen noch mehr herauskommen würde, wenn die Reichen diese Wohlthätigkeitsbälle nicht veranstalteten, und statt der Eintrittspreise lieber die Kosten der Toilette ihnen aufopferten? aber diese Frage ist nur scheinbar statthaft, denn einmal ist sie indiscret, und dann ist es, wie schon vorhin bemerkt, staatsökonomisch ganz richtig, daß der Arme nicht an der Aufopferung des Reichen, sondern an dem Luxus desselben seine Unterstützung findet. Ob die Geschichte fortfahren wird, die Richtigkeit dieses staatsökonomischen Grundsatzes anzuerkennen, ist eine andere Sache, über die man nicht nöthig hat, auf einem Ball nachzudenken. Mich umgibt der hochschimmernde Saal der Académie royale de musique, Louis-Philipp selbst hat ihn auf Kosten seiner Civilliste mit den reichsten Tapisserieen und Festguirlanden neu behängen lassen, Musard führt das Orchester, viele tausend Kerzen brennen feenhaft in dem unermeßlichen

Saal, das glänzende Gewühl schöner Frauen im herrlichsten Schmuck wogt aufundnieder und läßt eine Zaubernacht träumen, wie man sie nur in Märchen kennt. Da zeigt sich ganz Paris im glänzendsten Wohlthätigkeits-Luxus, denn die Contretänze und Galoppaden dieses Balls rauschen nur deshalb so eifrig an mir vorüber, um den armen Lyonnern Brot zu tanzen! Das ist ein lobenswerthes Stück Arbeit, und wer ein gutes Herz im Leibe hat, muß tanzen! Aber es wird für die tanzende Philanthropie, die so athemlos dahinfegt, fast zu enge in dem großen Saal. Immer mehr Gäste strömen hinzu, man sieht hier alle Notabilitäten der Politik, der Kunst und der Mode sich drängen, alle Berühmtheiten, Schönheiten und Eleganzen der Hauptstadt wetteifern sich zu zeigen und bemerkt zu werden, und das wachsende Getümmel benimmt zuletzt jeden Raum für die Tanzenden. Aus dem Tanzen wird ein allgemeines Spazierengehen, eine elegante Völkerwanderung schiebt sich in allen diesen bunten Massen durch den Saal, das Orchester Musard's spielt dazu eine beliebte Cavatine aus dem Postillon von Lonjumeau, und am Ende ist auch jede schrittweise Bewegung gehemmt, es entsteht [illegible] Augenblick lang eine stille Pause, während

welcher man Zeit hat, über das Unglück der Uebervölkerung zu seufzen, das in demselben Moment, wo wir hier für die Armuth tanzen, als die zweite Gefahr des modernen Gesellschaftszustandes sich uns lästig genug aufdrängt! —

Einen anderen Ball, der später hier stattfand, muß ich noch erwähnen, indem er deshalb merkwürdig ist, weil er ausschließlich von der Haute-Volée von Paris ausging und zum Besten der Pensionnaire der ehemaligen Civilliste, in dem Salle Ventadour, veranstaltet wurde. Dies war ein ächt legitimistisches Tanzen, wo man alle Pracht und alle hohe Grazie des Faubourg St. Germain bewundern konnte. Auf diesem hocharistokratischen Ball sah ich auch die Tänzerin Taglioni; und eine der ehrwürdigen Patronessen des Festes, bei der ich mein Eintrittsbillet gelöst hatte, flüsterte mir in die Ohren, daß nur eine so chaste et noble danseuse, wie die Taglioni, eine Ausnahme machen dürfe von ihren Standesgenossinnen, um auf einem solchen Ball der höheren Gesellschaft zu erscheinen. In dieser Erläuterung selbst drückte sich freilich noch immer etwas Befremdliches aus, aber nur wer die höhere französische Gesellschaft nicht kennt, wird sich darüber verwundern, denn das Gesellschaftsleben ist nirgends so

streng gesondert und namentlich gegen die Aufnahme von Schauspielern, Künstlern und allen einer schwankenden Kategorie zugehörigen Personen abgesperrt als in Paris, wo nur Der auf eine gesellschaftliche Ebenbürtigkeit Anspruch machen kann, der völlig unabhängig in seinen Verhältnissen und sich seine Erscheinung niemals bezahlen läßt. Die Taglioni hat übrigens noch von einer andern Seite her gewisse Ausnahme-Anrechte an die höhere Gesellschaft, denn sie ist seit zwei Jahren verheirathete Gräfin Gilbert des Voisins und hat nur als Künstlerin ihren Namen Marie Taglioni beibehalten. Aber sie tanzte dennoch mitten unter diesem französischen Hochtorythum nur ein einziges Mal, und zwar mit ihrem — Vater. Es war mir interessant, diese Grazie in der Nähe betrachten zu dürfen. Sie hat ernste Augen, eine sehr stark gewölbte, aber schöne Stirn, und eine merkwürdige, etwas gedrängte Bildung des Hinterkopfes. Ihr Körper ist zart, dünn, ätherisch, durchsichtig. Marie Taglioni ist gütig und einfach in ihrem Wesen. Sie ist sehr gebildet, und soll sich in fünf Sprachen mit Leichtigkeit ausdrücken, in keiner aber mit so ciceronianischer Beredtsamkeit, als in der ihrer Füße.

Auf diesem Ball verabredeten die hohen Da-

men des Faubourg St. Germain das Concert für die Lyonner, das bald darauf im Saal des Vauxhall stattfand und wo der Eintritt zu 20 Frcs. angesetzt war. Wie man in dem Saal Ventadour getanzt, so wurde hier im Vauxhall gesungen, nur mit dem Unterschied, daß die Aristokratie besser tanzt als singt, besonders wenn sie aus so großer Angst singt, wie es hier Lyons wegen geschah. Für einen Pensionnair der alten Civilliste legitimistisch zu tanzen, ist keine so große Kunst für den Faubourg St. Germain, denn diese Pensionnaire sind nie gefährlich gewesen; aber für die halbverhungerten Seidenarbeiter von Lyon, welche die reiche Aristokratie aus dem Takt zu bringen drohen, noch mit den richtigen Takten zu singen, muß eine schwierige Aufgabe sein. Daraus erkläre ich mir wenigstens, daß es mit der Musik der Haute-Volée auf diesem Concert so schlecht ging, denn man hörte nur wenige gute und sichere Stimmen darunter, und die meisten detonirten auf eine Weise, daß man hätte denken sollen, die ganze Aristokratie würde auf der Stelle umschlagen. Die Aristokratie hat lange genug in der Weltgeschichte Falsett gesungen, hier im Saal des Vauxhall aber that sie es zum Besten des hungrigen Volkes, und da mußte man schon klatschen.

Die interessante und geistreiche Gräfin Merlin und ihr Salon sind der eigentliche Mittelpunkt der vornehmen musikalischen Welt von Paris, und das Vaurhall-Concert ist seinen Virtuosen nach aus diesem Salon hervorgegangen. Die Gesellschaft der Gräfin Merlin beabsichtigt jetzt, ihre Privataufführungen zu einer Reihe von öffentlichen Concerten für die Armen zu machen, und das für die Lyonner, das 80,000 Frcs. eingebracht haben soll, war das erste dieser Art gewesen. Ich hatte noch nie einen solchen Reichthum von natürlicher Schönheit und glänzenden Toiletten auf einem Raum vereinigt gesehen, als in dem Concert des Vaurhall, in welchem die schöngeschmückte Gräfin Merlin, deren Stirn mit Rosen gekrönt war, was man in den diesjährigen Frühjahrsalons häufiger bemerkt, sowie Frau von Sparre und Dubignon nebst Duprez, der seit Kurzem bei der großen Oper angetreten ist, die hauptsächlichsten Solos übernommen hatten. Unser lieber und guter Landsmann Meyerbeer saß am Fortepiano.

Volk und Aristokratie haben lange in der Geschichte gewetteifert, wer die erste Stimme singen solle, und es schien vergeblich, ein harmonisches Concert beider Elemente zu Stande zu

bringen. Jetzt, wo das Volk die Magenstimme zu singen anhebt, fängt die Aristokratie an, sich einen Ton tiefer herabzulassen und, wenn auch nicht mit dem Volke, doch für das Volk zu singen. Als musikalische Herablassung wirkte diese Tonveränderung unharmonisch, da, wie schon bemerkt, so viele Detonirungen dabei vorfielen; ob aber eine politische Harmonie herauskommen werde, hängt von den weitern Modulationen der Magenstimme des Volkes ab. —

6.

Das Foyer der großen Oper und die großen Geister von Paris.

(22. April 1837.)

— Herrn Meyerbeer, der so liebenswürdig und gefällig gegen seine deutschen Landsleute in Paris ist, verdankte ich einen guten Logenplatz bei der neulichen Aufführung seiner Huguenotten, in welcher Duprez als Raoul seine Antrittsrolle an der Academie Royale de Musique sang. Dieser ungeheure und prachtvolle Opernsaal gewährt bei solchen Gelegenheiten, wo man nur mit den größten Schwierigkeiten einen Platz erlangt, einen merkwürdigen Glanzanblick und erscheint wie eine Ausstellung der ganzen fashionablen Bevölkerung von Paris. Die Damen zeigen sich hier nur in der ausgesuchtesten Toilette, das Colorit des Saals

verlangt helle Farben und reichen Schmuck, und so schimmert und funkelt Alles darin von natürlicher und künstlicher Schönheit. Während der Zwischenacte tummelt man sich in den schönen geräumigen Corridors der Logen und im Foyer herum, das bei der großen Oper glänzender eingerichtet ist als in allen übrigen Theatern, und in der bunten Durcheinanderbewegung von allerlei Gruppen und Gestalten ein besonderes Interesse darbietet.

Die Musik von Meyerbeer's Huguenotten steht seinem Robert dem Teufel in gewisser Hinsicht nach, indem sie nicht so gediegen verarbeitet ist wie dieser, aber es ist in den Huguenotten ein unverarbeiteter Reichthum von bedeutenden Ideen, durch die sich der Componist zum Theil auf einen höheren und reineren Standpunkt zu schwingen sucht, als in seinen früheren Leistungen. Dieser Standpunkt scheint mir besonders darin ein eigenthümlicher, daß sich Meyerbeer in den Huguenotten zum ersten Mal von dem italienischen Opernstil loszusagen und auf eine selbständige Manier hinzuwenden strebt. Was aber dieser Musik noch fehlt, ist die künstlerische Einheit und ein vollendet ausgesprochener Gesammtcharakter. Man stößt in den Huguenotten auf ein Chaos von lauter einzelnen musikalischen [illegible], die wie v[illegible]

Winden und aus allen Weltgegenden zusammengeweht erscheinen, und mit denen ein seltsamer Wucher getrieben wird. Es ist bald ein Maskenball, bald ein Trödelmarkt, bald ein Schlachtgewühl, bald ein feierliches Hochamt von Tönen. Es ist eine, ich weiß nicht ob absichtliche, Unruhe in Meyerbeer's Musik, die sich noch immer nicht setzen kann, er schlägt tausend reichhaltige Themen an, führt kein einziges durch, läßt plötzlich Alles liegen, und überrascht am Ende durch eine ungeahnte Wendung, die an sich vortrefflich ist, aber keinen Frieden gibt. Man wälzt sich in seiner Musik wie im Fieber herum, man wird geküßt und umarmt, aber auch gestoßen und geprügelt von ihr, man muß mit ihr durch Feuer rennen und durch Wasser schwimmen und Alles in Einem Athem und athemlos. Kein Glied ist vor Anfechtung sicher, wenn Meyerbeer Musik macht. Seine Töne packen uns vor die Brust, schleifen uns bei den Haaren, kratzen uns die Augen aus, saugen sich mit Leidenschaft an unser Herz an, trinken unser Blut und entzünden eine krampfhafte Wonne in unsern Nerven. Sie buhlen sich mit unserer ganzen Reizbarkeit zu Tode. Ueberdruß und Erschöpfung balgen sich mit dem Entzücken, ein schöner Engel spielt die Orgel und

ein Teufel schneidet Gesichter und Capriolen dazu. Ein göttlicher Vogel schwingt sich prachtvoll in die Lüfte, und eine wilde Katze jagt ihm nach, während ihr in demselben Augenblick ein Affe in den Schwanz beißt, daß sie laut aufkreischt. Geister lassen sich auf die Erde hernieder, fangen einen ungeheuern Tumult an, es entsteht eine große Schlägerei, man ruft die Polizei hinzu, murmelnde Chöre, wie von bärtigen Propheten und Richtern gesprochen, fallen besänftigend und scheltend dazwischen, dann schreit Einer: Feuer! man eilt mit Sprützen, Picken, Haaken und Löscheimern herbei, es ergibt sich, daß Alles nur blinder Lärm war, und endlich geht die Sonne auf, auf Einmal sitzt man in der Kirche, man weiß selbst nicht wie, erst war großes Ballet und dann ist plötzlich Kirche, gewöhnlich ist es eine herrliche Decoration, und Meyerbeer entfaltet in diesen letzten Triumphaufzügen seiner Töne eine großartige Benutzung und Kenntniß aller Instrumente. Dieser tumultuarische Mischcharakter seiner Compositionen ist jedoch nicht das Werk einer überkühnen Phantasie und Genialität bei Meyerbeer, die ihn wie eine Windsbraut fortrisse, sondern es erscheint dies Alles durch Studium zusammengesucht nnd selbst die Anarchie daran ist ausge-

klügelt. Meyerbeer ist der Eklektiker in der Musik, und macht als solcher eine zeitgemäße Wirkung auf die blasirten französischen Nerven, die mit Reizmitteln überschüttet werden müssen. Man kann nicht sagen, daß die Sirenenstimme der Sinnlichkeit in Meyerbeer's Musik überwiegend sei, wie es bei Rossini ist, dessen Pauken und Blechinstrumente sich plötzlich wie von selbst in berauschende Opiate verwandeln, die uns in einen himmlischen Leichtsinn versetzen; bei Meyerbeer ist der Verstand das erste, und die Sinnlichkeit macht bei ihm den Umweg durch den Verstand, der mit Absicht sinnliche Wirkungen hervorzurufen und ausfündig zu machen strebt. Aber ihm ist noch nicht diese künstlerische Verschmelzung beider Elemente gelungen, durch welche sich zum Beispiel Halévy in der letzten Zeit ausgezeichnet hat, obwohl dieser von den Franzosen bei weitem weniger geschätzt wird als Meyerbeer.

Nachdem ich die meisterhafte und eigenthümlich gearbeitete Ouverture der Huguenotten bewundert, und von dem ersten Act so vielerlei Anregungen durch einander erhalten hatte, daß mir der Kopf zu springen drohte, stürzte ich im Zwischenact in das Foyer hinaus und fand hier einen durchein=

andergewirrten Knäuel der allerverschiedenartigsten Gestalten. Am darangränzenden Corridor des ersten Ranges sah ich auch Herrn Jules Janin wieder, den ich einige Tage zuvor besucht hatte, und der mir hier am Arm seiner hübschen und chinesisch frisirten Marquise begegnete. Herr Janin genießt einer großen Popularität in Paris, und wenn er in den Foyers der Theater in den Zwischenacten sich ergeht, erlebt er jeden Augenblick das horazische **digito monstrari**, und man sieht es ihm an, daß er in seinem großen Ruhm glückselig plätschernd umherschwimmt wie der Fisch im Wasser. Er ist ein junger fettgenährter Mann, mit einer außerordentlichen Legerität des Betragens, die zuweilen liebenswürdig, zuweilen unausstehlich ist. Er hat ein Gesicht, wie Murillos seine Bauerjungen so unnachahmlich originell zu malen pflegt, auch in demselben Colorit, und dieselbe Schalkhaftigkeit und Naivetät verrathend. Was an seinem Stil, wenn er schreibt, oft etwas Reizendes hat, kann man anders dies behagliche und coquette Sich-ausstrecken auf dem Faul- und Lotterbette einen Stil nennen, Das wiederholt sich an seiner eigenen Persönlichkeit weniger anziehend, und erscheint in dieser entweder als Mangel an Le-

bensart oder verräth noch den aus der Provinz gekommenen Schriftsteller. Vor mehreren Jahren erinnere ich mich eine sehr liebenswürdige biographische Skizze von Janin gelesen zu haben, die er selbst über sich geschrieben und seinen hoffmannisirenden **Contes fantastiques et littéraires**, die an sich wenig taugten, vorgesetzt hat. Da thut Janin naive Geständnisse über das Glück eines jungen Mannes, der plötzlich aus seinem freudlosen Departement mitten unter die glänzenden und feenhaften Genüsse der Hauptstadt, in Theater, Oper, Concert und Salon sich versetzt sieht, der durch den Reiz und Stachel aller dieser Herrlichkeiten zum Schriftsteller und Recensenten wird, dessen Stimme immer mehr als eine entscheidende sich geltend macht in dem modischen Kunstleben von Paris, der endlich als berühmter Kritiker seine eigene Loge im Theater hat und Abends am Arme einer schönen Dame hineinwandelt, um gesehen, beneidet, gefürchtet und in seiner Miene, was sie wohl urtheile, belauscht zu werden. Alles dies und noch mehr hat Herr Jules Janin nun erreicht, er ist ein großer Feuilletonist geworden, bezieht 30,000 Frcs. jährliche Einkünfte blos für seine Montagsartikel im Journal des Débats, hat im Theater seine Loge, und dazu eine wunderschöne Marquise, die er

Abends an seinem Arm in diese Loge führt. Der Glückliche, hat er nicht Alles, was er sich mit so reizenden Farben ausgemalt? Ich könnte ihn beneiden, um sein Feuilleton, um seine Honorare, um seine Loge und um seine Marquise, wenn er nicht nebenbei noch Jules Janin wäre! Auch beklagte er es einmal gegen mich, daß er unglücklicherweise kein Wort Deutsch verstände! Nun möchte ich gar nicht Jules Janin sein, und bekäme ich auch sein Feuilleton, seine Honorare, seine Theaterloge und seine Marquise! Das bischen Deutsch, das man versteht, wenn man auch in Deutschland selbst viel Unglück damit haben kann, ist doch immer etwas werth, und wer hat nicht in Frankreich seine deutsche Sprache neu liebgewonnen, sollte er auch in seinem Vaterlande daheim besser thun, als Schriftsteller karaibisch zu schreiben denn deutsch, um weniger Argwohn zu erregen. Aber was ich im Französischen weltmännisch und conventionnell ausdrücken muß, dem verschaffe ich im Deutschen eine reinere und vollere menschliche Genugthuung, und selbst das vielverschrieene deutsche Herz und die sehr berüchtigte deutsche Geduld, insofern sie dem deutschen Ausdruck immer unverkennbar anhaften, erscheinen mir in der Fremde wie Familienmaale

und Leberflecke, an denen man gerade seine theuersten Verwandten erkennt.

Dies dachte ich ungefähr, als Herr Janin gegen mich bedauerte, daß er kein Deutsch verstände, und deshalb eine Reise nach Deutschland, welche man ihn in unsern Journalen schon so oft hat antreten lassen, einigermaßen scheue; was sonst eben die Franzosen nicht abzuhalten pflegt uns zu besuchen. Ich betrachtete mir dabei die Marquise Lacarte, die an seinem Arm wandelte und als einschmeichelnde Grazie neben dem gefürchtetsten Kritiker von Paris herging. Sie ist die Tochter eines bekannten Bildhauers, hat sich einer früheren unglücklichen Ehe durch Jules Janin entführen lassen, und macht jetzt mit ihm Menage, auf einem sehr glänzend eingerichteten Fuß. Da es schon etwas Gewöhnliches geworden, die prachtvollen Haushalte der französischen Modeliteraten zu beschreiben, so habe ich darüber gar nichts in meinem Tagebuche angemerkt, als ich von Herrn Jules Janin kam; nur auf seinem Flur fiel mir ein ruhender Amor auf, dem aber ein Finger abgeschlagen worden, und zwar, als ich näher zusah, gerade der Schreibfinger. Dies war so sonderbar und ominös, daß man dabei auf verschiedenerlei Gedanken kommen konnte, namentlich aber auf den, daß der Schreib-

finger, der in seiner unversehrten Gestalt der Finger eines Gottes ist, abgehauen zu werden verdient, sobald er sich für Geld krümmt und statt der freien Feder eine bestochene führt. In der That hat Janin's Ruf in der letzten Zeit sehr gelitten, weil sein Schreibfinger käuflich geworden und nicht mehr der Finger des unschuldigen Amor ist, der sonst in seinen Schriften so harmlos gaukelte. Janin schreibt jetzt für Geld, aber für vieles Geld, Alles, was man von ihm verlangt, und macht auch selbst in seiner offenen Weise kaum ein Hehl davon. Er ist der bezahlte Gelegenheitskritiker von ganz Paris geworden und weiß jedes Ding gleich hübsch herauszustellen, mag es nun Tragödie oder Lustspiel, eine Hochzeit oder eine Leichenfeier, eine industrielle Unternehmung, ein philosophisches System, ein diabolischer Roman, eine Hofceremonie oder ein Vaudeville sein, für Alles hat er seinen gewandten und gleißnerischen Stil in Bereitschaft, der mit ganz Frankreich lustig zu buhlen versteht. Es ist in der That ein Unglück, einen so gewandten Stil zu haben, denn nichts verführt leichter zur Grundsatzlosigkeit als der Stil, wenn dieser nicht selbst schon aus einem grundsatzfesten Charakter hervorging. Janin's Stil ist die leichtgeschürzte und

leichtfüßige Schöne, die im Rausch ihrer eigenen verführerischen Bewegungen ihre ganze Reputation vertanzt, die im Ballsaal bis auf den letzten Mann aushält und zuletzt mit den Laquaien walzt, wenn kein anderer mehr da ist zu ihrem Willen. Auch in der Politik ist ihm Alles gleich, Jules Janin's Stil walzt jetzt mit allen Parteien, obwohl er ursprünglich einige carlistische Sympathieen zur Schau getragen hatte.

Hier im Foyer der großen Oper fiel das Gespräch mit Janin zufällig auf Heine, den er sehr lobte als einen distinguirten Geist. Man hat in Deutschland wo überhaupt Herr Jules Janin einen unnöthigen Ruhm genießt, ihm die Ehre angethan, ihn mit Heine zu vergleichen, was aber, trotz mancher verwandten Charakterzüge, im Ganzen ein zu großer Gesichtspunkt für den stilgewandten Feuilletonschreiber ist. Indeß urtheilt Jules Janin selbst über seine eigenen Leistungen bescheiden, und eine gewisse Offenherzigkeit und Naivetät über sich selbst, die bei dem aus der Provinz gekommenen jungen Schriftsteller zuerst anzog, ist ihm auch auf seiner jetzigen Stufe des Glanzes [illegible] der innern Ueberlebtheit noch treu geblieben. [illegible] mir, er halte sich selbst nur für einen Autor [illegible] ordre," und es gebe viele große

Geister der französischen Literatur über ihm, wie namentlich Lamartine und Madame Sand, die er außerordentlich verehre und niemals erreichen werde. Ich bestätigte ihm dies, so viel es französische Höflichkeit und deutsche Gutmüthigkeit erlauben wollten, und erzählte ihm nur noch von dem bedeutenden Erfolg, den sein Barnave in Deutschland gehabt, wo es seltsamer Weise einige Bewunderer dieses Romans gibt, die denselben über Alles stellen, was in neuester Zeit hervorgebracht worden. Herr Janin mochte damit zufrieden sein, obwohl ihm an deutschem Ruhm wenig gelegen scheint, da ihm derselbe kein Geld einbringen kann. Der deutsche Schriftstellerruhm ist in der That eine rumford'sche Hunger- und Knochensuppe gegen den französischen; deutscher Schriftstellerruhm bringt wenig Geld, verschafft keine Marquise, und höchstens eine freie Wohnung an einem unwillkommenen Ort. Jules Janin beschäftigt sich fast gar nicht mehr mit größeren Werken, zu denen auch sein aphoristisches Talent, worin er allerdings eine Aehnlichkeit mit Heine hat, nicht ausreichen mag; und er denkt auch inskünftige alle Productionen, die einen längeren Athem erfordern, zu meiden. Er steht des Morgens um elf Uhr auf und schreibt dann

kleinen piquanten Feuilletonartikel, deren Manier sich freilich mit der Zeit immer mehr abstumpft und ziemlich matt und alltäglich zu werden anfängt. Aber es gefällt ihm besser, sich als Schriftsteller in dieser losen und gelegenheitlichen Art zu ergehen, als Pirouette des pariser Tagestreibens, und er gesteht selbst, daß dies seiner Faulheit und Bequemlichkeit, aber auch seiner Gewinnlust am meisten zusage. Dabei lächelte er ganz allerliebst und schalkhaft. Es ist jetzt in der Welt bei vielen Leuten eine gewisse Offenheit Mode geworden, die man zuweilen auch noch bei einem andern Namen nennen könnte, die aber doch einen sehr originellen Zug hat. Man legt nämlich selbst ein offenes Geständniß seiner Nichtigkeit oder Verlorenheit ab, mit etwas Witz und guter Laune gewürzt, und glaubt dadurch nicht nur sich über sich selbst zu erheben und frei auszugehn, sondern auch noch obenein zu dem höchsten Standpunkt der Genialität, den es gibt, sich aufgeschwungen zu haben. Herr Janin ist aber nicht nur als großer Feuilletonschreiber, sondern auch als großer Esser in Paris berühmt. —

Doch auf Wiedersehen, Herr Jules Janin! Es ist Zeit, daß ich wieder in meine Loge zurückke[he], der zweite Act der Huguenotten nimmt

seinen Anfang, und wir dürfen Beide keine Note von Duprez versäumen, Sie aus Rücksicht auf Ihr Feuilleton, und ich aus Rücksicht für meine Reisebeschreibung, von der ich Ihnen ein Exemplar zur Beurtheilung in Ihrem Feuilleton zusenden werde! Duprez hat in der That eine wunderbare Stimme und ich habe noch von keinem Tenor ein so schönes Adagio vernommen, in welchem dieser Sänger das Ausgezeichnetste hören läßt. Man war im Publikum sehr gespannt, ob Duprez in dieser Rolle des Raoul genügen werde, da seine vorzüglichsten Leistungen bisher nur dem entschiedenen italienischen Gesange angehört hatten, aber jetzt wogt der unermeßliche Saal fast von Enthusiasmus über und man kann sich selbst nicht genug thun in Beifallsbezeugungen. Das französische Theaterpublikum ist so feuerfangend, daß es, einmal aufgeregt, kaum das Ende einer Arie erwarten kann, um seinen fürchterlichen Beifallssturm loszulassen, es unterbricht damit rücksichtslos die Scene und allen Zusammenhang, und verdirbt sich selbst durch seinen Enthusiasmus den eigentlichen Kunstgenuß, auf den es ihm freilich bei einer Oper weniger ankommt. Das französische Publikum hat im Allgemein[illegible] gebildeten Si[illegible] Musik, es folg[illegible]t bei

Kunstgenüssen nur einem nicht immer allzuglücklichen Instinct, oder es läßt sich durch seine eigenthümliche Rage leiten, die meistentheils die Stelle der Begeisterung bei ihm vertritt. Meyerbeer könnte jetzt einen wichtigen Durchgangspunkt für die musikalische Bildung der Franzosen abgeben, wenn er die bedeutsame Aufgabe, die ihm in Frankreich zu Theil geworden scheint, richtig ins Auge faßt und verfolgt. Er hat sich jetzt einen Ruhm in der pariser Kunstwelt erworben, den man einen herrschenden nennen kann, da man hier in der Musik fast nichts mehr als Meyerbeer zu kennen scheint, und seinem Genius, der sich allerdings nicht ohne Gewaltsamkeit so geltend machen konnte, überall die größten Huldigungen entgegenkommen. Nachdem er aber nun einmal festen Fuß gefaßt, sollte er rasch durch einen genialen Wurf die Sache umkehren und es mit den Franzosen so machen, wie ein großer und großmüthiger Feldherr, der die Barbaren nur deshalb mit Feuer und Schwert besiegt hat, um ihnen unter seinem Scepter die mildere Cultur beizubringen. Nachdem Meyerbeer durch manche Gräuel seiner bisherigen Musik die Franzosen sich unterworfen, nachdem seine Töne durch Feuer, Schwert und grausames Ket-

tengerassel den französischen Geschmack besiegt und ihn vor ihren Triumphwagen gespannt haben, ist es nun Zeit für ihn, sich als den wahren Friedensgott in der Musik zu demaskiren. Jetzt ist es Zeit für Meyerbeer, ein milderes Weltalter seiner Töne regieren zu lassen. Nachdem er bisher in seinen Opern nur Krieg geführt, und in der That einen Krieg gegen die Barbaren, denn nur gegen solche bietet man diese Bomben, Böller und Höllenmörser auf, muß er jetzt darauf bedacht sein, Frieden mit den Musen zu schließen, oder vielmehr das Reich der wahren Musen in Frankreich zu begründen. Es fragt sich, ob er nun im Stande sein wird, einen einfachen, seelenhaften, deutschen Ton in der Musik anzuschlagen, um dadurch den französischen Kunstgeschmack zu läutern und gediegen zu machen? Dies.n letzteren Einfluß auszuüben, käme, wie es mir scheint, nur auf Meyerbeer an, da das Bessere hier, wenn auch nicht durch die Sache selbst, doch durch seinen Namen in die Mode gebracht werden könnte! Mitunter scheint es wirklich in den Huguenotten, als sei Meyerbeer im Begriff, eine Metamorphose seiner Manier vorzunehmen, oder er [illegible] wenigstens darin [illegible] Stil an, der ei[illegible]rtschaft auf [illegible]

Kunstvollendung gibt. Sind nicht in diesen Hugenotten oft die wunderbarsten Sachen, von denen man überrascht und hingerissen wird, aber es fehlt allem diesem Reichthum meistentheils die Einfachheit, die ihm einen größeren künstlerischen Werth verleihen würde, oder vielmehr alle diese Schlacken und Klumpen sind noch nicht in dem Schmelzfeuer der Kunst gehörig ausgeschmolzen und dadurch geläutert. Und doch ist auf der andern Seite wieder nur zu viel Kunst daran sichtbar. Aus allen in den Huguenotten angeklungenen Themen hätte der Componist recht gut drei Opern schreiben können. Meyerbeer verwendet auf seine Werke so ungeheure Arbeit, daß man wünschen könnte, er möchte sich dieselbe vereinfachen und etwas leichter machen, um auch seinen Zuhörern das Leben leichter werden zu lassen. Aber man sieht es zugleich seiner Musik an ihren Ausdehnungen an, daß sie ein französisches Theaterpublikum vor Augen hat, dem in dem Raum eines Abends nicht genug für sein Geld geboten werden kann, und das an seinen endlos langen Theaterabenden seine Künstler gewissermaßen bis auf den letzten Rock ausplündert. Indeß meint es Meyerbeer, bei allen irreleitenden Anlockungen, denen er hier an Ort und Stelle ausgesetzt ist, doch zu

treu und gut mit der Kunst selbst, als daß er nicht seine wichtige Stellung, zu der er jetzt in der Musik durchgedrungen, lieber zu dauernden Einwirkungen, als zu bloßen Tagestriumphen benutzen sollte. Freilich darf man sich nicht verhehlen, wie *gewagt* es sein muß, dem größeren pariser Publikum etwas Besseres zu geben, als es haben mag und aufzunehmen versteht. Aber es finden sich so viel halsbrechende Wagestücke in Meyerbeer's Musik, daß er wohl auch noch das Wagestück mit dem guten Geschmack hier in Paris versuchen könnte! Das Publikum zeigt hier einen großen Musikenthusiasmus, es ist wahr, aber man sehe die beiden schön costumirten Damen auf der Vorderbank meiner Loge, und gebe Acht, bei welchen Stellen sie ihr: c'est très bien! c'est beau! c'est admirable! ausrufen und wie sie mitten in einer Arie klatschen, als wenn sie besessen wären! Mir wurde dieser Enthusiasmus allmälig so lästig, daß ich froh war, als am Ende des zweiten Aufzugs der Vorhang fiel und ich wieder hinaus eilen konnte auf die Corridors. —

Draußen traf ich wieder Herrn Janin mit seiner Marquise, aber ich stürzte mich diesmal eiligst in das Gewühl des Foyer, um anderer Gestalten habhaft zu wer[illegible] hier begegnete [illegible]rn

Eugène Scribe, dessen persönliche Bekanntschaft ich Herrn Meyerbeer zu verdanken habe, da dieser allezeit beschäftigte und im Gebären begriffene Schriftsteller sonst nicht leicht einen Fremden in seinem Hause empfängt. Scribe ist jetzt offenbar der geldreichste Schriftsteller in ganz Europa und hat an seinen zahllosen Werken ein laufendes Capital, das sich ihm täglich verzinst, da er für jede Aufführung seiner Stücke auch auf der kleinsten Winkelbühne Frankreichs bei der Einnahme betheiligt ist. Ich betrachtete mir diesen Crösus der Schreibfeder mit einem aufrichtigen Staunen, und auch jetzt, als ich ihn das zweite Mal sah, hätte ich ihn gern nach dem gegenwärtigen Cours seiner Papiere gefragt, denn er kam mir wie ein Banquier vor, und in der That erscheinen die meisten der heutigen französischen Literaten mehr wie Banquiers ihres Talents, denn wie Schriftsteller. In ihren prächtig eingerichteten Wohnungen sitzen sie gewöhnlich wie in einem glanzvollen Kaufmannsgewölbe zur Schau und vermehren durch dies aufsehenerregende Gepränge, wie jeder kluge Kaufmann, ohne Zweifel noch ihre guten Geschäfte. Wenn in den Journalen steht, daß sich dieser oder jener Literat von seinen Honoraren ein Landgut gekauft oder einen goldenen

Stiefelknecht, ein perlenbesponnenes Sopha und einen mit Diamanten besetzten Schreibtisch angeschafft hat, so steigt dadurch sein nächsterscheinendes Werk gewiß bedeutend im Preise. Herrn Scribe aber kann man mindestens nicht vorwerfen, daß er aus wenigem Geist vieles Geld zu machen verstanden, denn ursprünglich liegt seiner leichtsinnigen und frivolen Schöpferkraft sogar viel Geist zu Grunde, aber man kann dennoch nicht läugnen, daß ihn das Geld mehr treibt als der Geist. Der Geist vermehrt in der Welt bei weitem nicht so stark und so schnell seine Capitalien, und die ganze Geschichte beweist, wie langsam es geht, ehe der Geist seine Procente einbekommt. Herr Scribe konnte sich nur dadurch Landgüter erwerben, daß er auf einen schnelleren Umsatz seiner Capitalien bedacht war, und so machte er bei Zeiten seinen Geist gänzlich zu Papiergeld und zog in kurzer Frist unermeßliche Zinsen davon zusammen. So faßte er in seinen Stücken den Zeitgeist richtig auf, indem er ihn zu Geld machte, und gewiß hat aus allen Parteiwirren dieses Jahrhunderts Niemand einen so reellen Vortheil gezogen als Scribe. Selbst die Weltgeschichte wird sich nicht rühmen können, soviel dabei verdient zu haben. —

Als ich jetzt mit Herrn Scribe das Gedränge des Foyer durchlief, fragte er mich nach den Eigenthumsverhältnissen der dramatischen Schriftsteller in Deutschland, da er gehört, daß ein dasselbe betreffendes und schützendes Gesetz auch bei uns im Werke sei. Ich erwiederte ihm, wie ich nicht glaubte, daß etwas Erhebliches dafür in Deutschland geschehen würde, weil man in unserm Vaterlande Literatur und Kunst nicht unterstützt, sondern immer entweder eine feindliche Stellung zu den geistigen Hervorbringungen der Nation angenommen oder sie ihrem eigenen precären Schicksal überlassen hat. Ist man doch noch nicht einmal über die unbedingte Unzulässigkeit des Nachdrucks bei uns im Klaren. Geschieht aber etwas für diese Sache wie überhaupt für die Sicherstellung des literarischen Eigenthums in Deutschland, so kommt es gewiß aus Preußen, wo man darüber die edelsten und liberalsten Grundsätze hegt. In der That, es wäre recht hübsch, Herr Scribe, wenn Sie auch von jeder Uebersetzung, die von Ihren Stücken auf einer deutschen Bühne gegeben wird, eine Steuer erheben könnten! Ihre Capitalien würden sich zwar dadurch nur um ein sehr Geringes vermehren, aber wenn sich dies immer weiter ausdehnt, dürften Sie bald, wie

Philipp II., sagen, daß in Ihrem Reich die Sonne nicht untergeht. Denn gibt es wohl einen nur irgend theatralisch bewohnten Welttheil ohne Scribe, und nun an allen die'en Weltenden bei der Einnahme betheiligt zu sein, — mir schwindelt der Kopf, Herr Scribe!

Eugène Scribe ist noch ein Schriftsteller im rüstigsten und lebhaftesten Mannesalter, und bei der reißenden Geschwindigkeit, mit der er seine Arbeiten von sich schleudert, kann er seine Capitalien noch unendlich vermehren. Seltsam, ich hatte mir unter Scribe einen steinalten Mann vorgestellt, da seine ungeheuere Nachkommenschaft, in der er es noch viel weiter gebracht als Vater Priamus in Troja, mir längst auf ein patriarchalisches Alter hinzudeuten schien, denn wer kann seine Stücke zählen, ohne diese Fruchtbarkeit mit ehrfürchtigem Staunen zu bedenken! Freilich steht er zu vielen seiner Stücke nur im Verhältniß einer solidarischen Vaterschaft, indem er sie mit seinen sogenannten Collaborateurs gemeinsam verfertigt, und diese oder jene von den unter seinem Namen erschienenen Komödien, die beim Billardspiel entstanden, weiß vielleicht gar nicht, wem sie ihre arme Seele zu verdanken hat. Es ist ein Glück für diese Bagatellen, daß sie nicht un-

sterblich sind, sonst würden sie nach ihrem Tode in die größte Verlegenheit gerathen, ob sie sich der Monade des Herrn Scribe oder des Herrn Melesville oder des Herrn Desaugiers zurechnen sollen. Scribe hat eine interessante und scharf-pointirte Persönlichkeit, die dem schnellen, belebten, gesellschaftlich gewandten und stechenden Wesen seiner Stücke entspricht, und in seinem Gesicht gibt es einen etwas maliciösen Zug, der auch an die Pointe in einigen seiner Komödien erinnert, z. B. an: **Une chaumière et son coeur**, worin mit einer geistreichen Satire aller Idealität der Gefühle Krieg erklärt und Hohn gesprochen wird. Herr Scribe macht sich darin lustig über den süßen Hang der Liebe nach Absonderung von der Wirklichkeit, über jenen Idealismus der zärtlichen Seele, die nichts begehrt als eine niedrige Hütte, grobes Brot und ein geliebtes Herz, um glücklich zu sein. Diesen Idealismus eines edlen weiblichen Gemüths, wie schneidend hat ihn Scribe in seinem Drama zu erniedrigen verstanden! Es ist eine Blasphemie gegen jede empfindsame Seele, aber das Allerschlimmste ist noch dabei, daß Scribe — Recht hat, oder daß wenigstens die Wirklichkeit ihm Recht gibt! Um so weniger aber gefiel mir der Zug in seinem Gesicht, der **Une chaumière**

et son coeur geschrieben. Es war sonst eine Favoritphrase der französischen Sentimentalität: une chaumière et son coeur! An die Stelle von Herz und Hütte sind aber in der heutigen Welt Esprit und Salon getreten, das Herz ist aus der Mode gekommen, und die Liebe accommodirt sich der guten Gesellschaft. Der fatale Scribe, wie Recht er hat, daß er Herz und Hütte lächerlich macht!

Herr Scribe hat sehr oft in seinen Stücken Recht, weil er niemals in irgend einer einseitigen Richtung des Gemüths oder einer Parteiansicht befangen ist, sondern es stets vorgezogen hat, sich über alle Richtungen und Parteien zusammengenommen zu moquiren. Dadurch besonders hat er in Paris, wo man überall Stichwörter des Tages herauszuhören sucht, eine solche fast universalistische Wirkung gehabt, da sich in seinen Stücken ein satirisches Volksbewußtsein darzustellen schien, das alle Parteien neckt, jede beobachtet und von keiner sich imponiren läßt. Nur das Justemilieu fährt geradezu schlecht in seinem Monsieur Cagnard, und bekommt in diesem artigen Vaudeville von der linken Seite sowohl als von der rechten Prügel, indem sich dabei auf eine handgreifliche Weise seine eigene Vielseitigkeit an ihm rächt. Dies ironische Darüberstehen über allen

Parteien, das allerdings der Komödie geziemt, ist jedoch bei Scribe, wie es mir scheint, nicht das Werk eines höheren Bewußtseins, sondern lediglich das Thun des geistreichen Modeschriftstellers, der das prickelnde und reizende Prinzip in der Gesellschaft abgibt. Wirklich repräsentirt vielleicht kein Schriftsteller so treu als Scribe die heutige pariser Gesellschaft, ihre geniale Gemüthlosigkeit, ihre lachende Zerfallenheit mit den Prinzipien, jene glänzend schimmernde Humanität, die Alles gewährt und Nichts, und jene penetrirende und zersetzende Säure, die überall Parteiungen bildet und doch auch wieder jede Partei in sich selbst paralysirt.

Das neueste Stück von Scribe ist jetzt: **La Camaraderie**, das auf dem Theatre français unaufhörliche Aufführungen und mit beständigem Beifall erlebt. In dieser Komödie hat Scribe wirklich den Nagel auf den Kopf getroffen, um die Charlatanerie heimischer Lebenszustände nach einer gewissen Richtung hin zu bezeichnen. Hier haben wir eine ächt moderne Komödie, die ganz auf politischen und realbürgerlichen Interessen gegründet ist, eine zeitgemäße Gattung, die, wenn es einmal gelingen sollte, sie nach Deutschland zu verpflanzen und in die höhere poetische Sphäre

des deutschen Tiefsinns hineinzuheben, dort einen großartigen Umschwung der ganzen Nationalliteratur hervorrufen würde. Dieser Camaraderie von Scribe aber gebricht die innere Macht der Poesie, es muß diese satirische Behandlung der bürgerlichen Verhältnisse auch etwas dichterischen Morgenthau und feuchten Schmelz haben, sonst steht sie gar zu frostig und schneidend auf der Bühne da. Scribe behandelt sein Thema, wie immer, mit eleganter Leichtigkeit und einer gewissen Symmetrie, mit durchdringendem Scharfblick und einer kurzangebundenen Abfertigung der Charaktere und Verhältnisse, aber es macht mehr den Eindruck eines dramatisirten Journalartikels oder einer theatralischen Gelegenheitsschrift, als einer poetischen Gattung, welches die Komödie ungeachtet aller ihrer bürgerlichen Freiheiten immer bleiben muß. Die neuere französische Poesie hat aber darin einen unglücklichen Takt bewiesen, daß, während sie im Trauerspiel zu bizarren und phantastischen Mißgeburten einer der Wirklichkeit nicht gemäßen Schrecklichkeit sich verirrte, sie dagegen in der Komödie an das Gewühl des Alltagslebens sich verloren hat, dessen Gestalten sie unmittelbar von der Straße aufrafft, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, ihnen zuvor ein hochzeitliches

Kleid anzuthun. Die Komödie soll natürlich nicht idealisiren, aber sie soll, wenn sie auch die baarste Stubenwirklichkeit wiedergibt, dieselbe doch mit einigen Sonnenstäubchen poetischer Intention besprengen. Was aber die zeitgemäße Bedeutung von Scribe's Camaraderie anbetrifft, so ist besonders diejenige Gruppe, welche in seinem Stück die Association der Mittelmäßigen bildet, von einer stechenden und höchst beziehungsreichen Wirkung. Dieser Grundgedanke ist geistreich, auf die Association der Mittelmäßigen in dem heutigen Gesellschaftszustande hinzuweisen, und zu beschreiben, wie diese durch ein enges und auf Gegenseitigkeit gegründetes Bündniß Bedeutung und Ansehen, Deputirtensitze und Ehrenstellen erlangen, indem sie in ihren Erfolgen sogar das Talent zu überflügeln wissen. Zwar bleibt von dem scribe'schen Stücke am Ende die Moral übrig, daß das, wodurch man sich in der Welt halte, doch nur das Talent sei, aber er hat die außerordentliche Macht, welche die Mittelmäßigkeit bereits in der Welt gewonnen, nicht minder in großen und eindringlichen Zügen hingestellt, denn die Mittelmäßigkeit ist es hier, die alle diese Intriguen und Verwickelungen angezettelt und eine Bewegung verursacht hat, wie sie das Talent durch sich

selbst und zu seinen Gunsten nicht hervorbringen konnte, wenigstens nicht in diesem gegenwärtigen Moment der politischen und socialen Verhältnisse. Ich glaube, man kann in dieser Anschauung noch weiter gehen, und behaupten, daß es einen Augenblick lang einen Triumph der Mittelmäßigkeit in der heutigen Weltepoche geben wird. Freilich nur einen Augenblick lang, aber einen schrecklichen, peinlichen, langweiligen Augenblick. Dieser Augenblick kann vielleicht mehr an der Menschheit verwüsten, als alle Anarchie und aller Despotismus früherer Zeiten, als alle Ausschweifungen de rgenialeren Epochen. Alle Anstalten zu diesem Augenblick sind in den Combinationen der heutigen Zustände getroffen. Louis-Philipp hat zuallererst ein solches Weltalter entschieden angedeutet, indem er eifersüchtig den Einfluß der Talente von seinem Cabinet zu entfernen suchte, indem er sich immer mehr bemühte, sich mit soliden Mittelmäßigkeiten in seinem Regierungsrath zu umgeben. Nur diejenigen Combinationen des Ministeriums, die fast aus lauter mittelmäßigen Köpfen zusammengesetzt sind, erweisen sich jetzt als dauernde Umgebungen des Julikönigthums, und mit ihnen versteht Louis-Philipp einträchtig zu haushalten, während er mit den früheren großen

Talenten, die sich im Dienst der Juliregierung hervorthaten, weder regieren noch verwalten konnte, obwohl das Verwalten an sich schon den Prinzipien des Julikönigthums zuwiderläuft. Louis-Philipp selbst ist ohne Zweifel ein Talent, aber man muß ein Genie sein, um mit Talenten regieren zu können. Louis-Philipp besitzt das Talent der Abdämpfung aller Zustände, es gibt kaum eine Richtung mehr in Paris, die nicht abgedämpft wäre, und die ganze Opposition hat gegenwärtig den Einschläferungsopiaten der Mittelmäßigkeit nicht länger widerstehen können. In der heutigen Deputirtenkammer hat die Mittelmäßigkeit eine glänzende Majorität über die Talente davongetragen, die Deputirtenkammer von 1837 gleicht fast einer zur Corporation erhobenen Camaraderie der Mittelmäßigen. —

Ich drückte Herrn Scribe meine Bewunderung aus für Das, was an seinem Stück wirklich zu bewundern ist, und hätte mich gern gegen ihn über einige deutsche Analogieen ausgesprochen, die bei uns die Epoche der Mittelmäßigkeit bezeichnen, aber Herr Scribe wußte gar nichts von Deutschland, und scheint sich sehr wohl dabei zu befinden. Er kennt von Deutschland nichts als Herrn Meyerbeer, für den er wieder einen neuen

Operntext schreibt, und Herrn — Theodor Hell, dessen Name wirklich zu ihm gedrungen und den er auch ziemlich richtig auszusprechen wußte. Diese unermüdliche deutsche Uebersetzungsfirma seiner Stücke muß Herrn Scribe in der That gerührt haben und er sprach mit vieler Anerkennung von diesem Mann. Herr Scribe ist übrigens im Begriff, seine Capitalien noch durch einen neuen Anlagefonds bedeutend zu vermehren, indem er bisher eiu noch nicht rentbar gewesenes Talent in sich flüssig gemacht hat, nämlich das, Romane zu schreiben. Seine Novelle: la loge d'Opéra, in dem Journal La Presse, in der sie gegenwärtig fortgeht, hat einen außerordentlichen Erfolg hier in Paris, und diese neugegründete Zeitschrift soll seitdem um einige tausend Abonnenten zugenommen haben. —

Doch ich wünsche Ihnen einen guten Abend, Herr Scribe, es ist Zeit, zu den Huguenotten zurückzukehren! — Je mehr ich von dieser Musik höre, je mehr bewundere ich die reiche und geniale Arbeit daran, aber ich kann vor all dieser Arbeit nicht recht zu der eigentlichen Musik durchdringen. Die Musik erscheint mir als Arbeit, aber die Arbeit will mir nicht wieder zur Musik werden. Vielleicht verstehe ich aber auch diese Oper noch

gar nicht, oder es ist vielmehr die Musik darin auf einer höchsten und noch unbekannten Stufe der Vollendung angelangt, auf einer Stufe, wo sie gar nicht mehr Musik ist, und das ist eben das Eigenthümliche einer völlig neuen und höchst glänzenden Manier, die dem Temperament der Franzosen sehr zusagt, deren Erfolg aber in Deutschland noch keineswegs entschieden ist. Meyerbeer's Musik ist eine ächte pariser Musik, Meyerbeer hat sich in seiner Musik das Bürgerrecht von Paris erworben. Diese Musik ist Paris selbst, mit allem seinem ungeheuern Gewühl und großartigen Trödelkram, mit seinen labyrinthischen Lebenskrümmungen, vulcanischen Eruptionen, albernen Stutzersprüngen und hochtragischen Gespensterlarven; und da Meyerbeer mit Recht Paris als den Ausgangspunkt seiner europäischen Reputation genommen — denn wo sollte man in der Welt noch eine Reputation herbekommen, wenn nicht hier — so machte es sich wie von selbst, daß er die ganze Lebens- und Modestimmung von Paris in seiner Musik ausdrückte und wiedergab. Es kommt nun Alles darauf an, ob und wie Meyerbeer seine europäische Reputation, die er doch ja jetzt sicher hat, mit dem deutschen Künstler aussöhnen und in Einklang setzen werde, denn

da er alle Liebenswürdigkeit und Gemüthlichkeit des deutschen Menschen an sich behalten, so glaube ich auch noch an den deutschen Künstler in ihm. Voraussehen läßt es sich nicht, welche Bahnen sein reichbegabter Genius noch einschlagen wird, da er für so viele Richtungen zugleich empfänglich und angelegt scheint. Sehr viel erfinderischen Geist hat Meyerbeer in der Balletmusik gezeigt, und auch in der heutigen Aufführung der Huguenotten waren wieder mehrere neue Tänze von ihm eingelegt. Nur in seinen Chören muß er sich oft vor einem ganz seltsamen Typus in Acht nehmen. —

7.

Besuch bei Victor Hugo.

(27. April 1837.)

— In Paris gewesen, und Herrn Victor Hugo ohne Besuch vorübergegangen zu sein, hätte ich mir niemals vergeben können! Ich schlenderte daher heut die Boulevards entlang bis zum Bastilleplatz, und ließ mich dann nach dem Marais hinweisen, welches ein ganz eigenthümliches Stadtviertel von Paris ist. In demselben wohnt Victor Hugo, auf dem stillen, abgeschiedenen Place Royale, in einem alten Hause, das noch aus dem siebzehnten Jahrhundert herstammen soll. Ich hatte an ihn einen Empfehlungsbrief seines genauen Freundes, des Herrn Marquis von Custine, in der Tasche, und so durfte ich mir auf diese Einführung eine freundliche Aufnahme bei dem Oberhaupt der französischen Romantik versprechen, di-

mir denn auch zu Theil wurde. Es thut mir jedesmal selbst leid, wenn ich einem großen Mann auf die Stube gedrungen bin, aber was kann ich dafür, daß diese französischen Literaten alle so berühmt sind und so sehr Epoche gemacht haben, daß man sie nothwendig gesehen haben muß! Die französischen Schriftsteller werden von Besuchern aus allen Weltgegenden so überlaufen, jeder will einige Seiten seines Reisejournals mit ihnen ausfüllen, daß man es nicht verdenken kann, wenn sie so viel als möglich gegen Fremde sich absperren, und nur ausnahmsweise einen freundlichen Empfang mit herablassenden Magnatengesichtern bewilligen. Mancher, der sich in unserm armen Deutschland seinen Scheffel Lobsprüche eingesammelt und nun auch ein berühmter Mann zu sein glaubt, verlangt vielleicht noch gar, daß Victor Hugo, Lamartine oder Chateaubriand ihn kennen sollen, wenn er zu ihnen ins Zimmer tritt; der bedenkt nicht, daß ein Deutscher, der bei den Franzosen berühmt werden will, in Paris gänzlich von vorn anfangen muß! Ich glaube aber, daß viele mißliebige Urtheile in neuester Zeit wegen schlechter Aufnahme, die man hier fand oder gefunden zu haben glaubte, entstanden sind. Man muß nur den französischen Charakter nehmen, wie

er ist, und wird sich dann gewiß bei weitem weniger verletzt hier fühlen. Der Franzose sieht es recht gern, wenn man aus weiter Ferne angereist kommt, um ihm zu huldigen, er ist sogar oft großsinnig genug, einen solchen Besuch unter dem höchsten Gesichtspunkt anzusehn und darin eine Repräsentation zweier Nationen zu erblicken, die sich einen Augenblick lang in Sympathie becomplimentiren, mag es auch immerhin nur schöne Rhetorik sein, was er dabei Euch äußert. Demgemäß benimmt er sich aber auch würdevoll, freilich kalt, doch immer mit Rücksicht; und in dem Gefühl, sich selbst und seine Nation dem Fremden gegenüber zu repräsentiren, überläßt er sich einer gewissen Grandezza, die ihm sonst im Leben nicht gerade eignet. Man wird mit der Aufnahme eines Franzosen jedes Mal zufrieden sein, wenn man nur keine Hingebung, keine gevatterschaftliche Vertraulichkeit und Mittheilsamkeit von ihm begehrt. Der Franzose ist abgemessen und spärlich in den Zugeständnissen, die er einer fremden Persönlichkeit macht.

Herr Victor Hugo war sehr liebenswürdig. Er ist in seiner Häuslichkeit vornehm und elegant eingerichtet, was jedoch bald nicht mehr ein ausschließlicher Ruhm der französischen Autoren sein

wird, denn seit einiger Zeit fangen auch unsere deutschen Berühmtheiten an, sich auf einen glänzenderen Fuß als sonst zu stellen und im Schaugepränge der häuslichen Einrichtung den Franzosen nachzuahmen, nachdem deren glänzende Menagen so viel Lärm in den Zeitungen gemacht haben. Die deutsche Schlafrock- und Pantoffelwirthschaft gab sonst ein idyllisches Schauspiel ab in der Häuslichkeit manches berühmten Deutschen, den man besuchte; jetzt kommt eine Literaturzeit, wo die deutschen Schriftsteller sich von der gemüthseligen Dachstube emancipirt haben und es dafür den Banquiers gleichzuthun oder selbst Banquiers und Geschäftsleute zu werden trachten.

Victor Hugo hat etwas in seinem Wesen, das ihn von dem gewöhnlichen Typus der meisten andern Franzosen unterscheidet und dieser Unterschied muß namentlich jeden Deutschen wohlthuend ansprechen. Es ist etwas Stilles, Gediegenes, Gehaltenes in ihm, das vielleicht auch auf dem Bewußtsein seiner Größe beruht, denn ich vermuthe, daß sich Victor Hugo jetzt für den größten Dichter nicht nur Frankreichs, sondern ganz Europa's hält, und wenn man ihn sieht, scheint er sich immer wie auf dem Königsstuhl seines Dichterruhms zu schaukeln. Das Feierliche in seiner Erscheinung

ist aber auch als ein spanisches Element an ihm anzusehn, das ihm durch Einflüsse seiner Erziehung angeflogen sein mag, die er bekanntlich zum Theil in Madrid erhalten. Victor Hugo sieht jetzt etwas blaß aus und es tritt Anlage zum Fettwerden bei ihm hervor, was man seltsamer Weise öfter als Symptom alt werdender oder verfallender Notabilitäten beobachten kann, denn selbst die Freunde Victor Hugo's dürfen sich nicht läugnen, daß sein Dichterstern ziemlich aus dem Scheitelpunkte gewichen und andere Gestirne ihn in der letzten Zeit am Himmel Frankreichs überstrahlt haben. Victor Hugo ist zu sehr ein Dichter des bloßen Gefühls, der lyrischen Schönheit, der phantasievollen Anschauung, als daß er für die in der letzten Zeit so bedeutend gestiegenen und noch immer steigenden Geistesbedürfnisse der Franzosen nachhaltig ausreichen könnte. Frankreich bedurfte der lyrischen Jugendkraft, der naturfrischen Phantasie dieses Dichters, um sich daran sein poetisches Leben zu erneuern und den Klassicismus, der starr und hart wie der Winter auf ihm gelegen, in einen neuen Frühling aufzulösen. Diesen Frühling empfand der junge Victor Hugo am stürmischsten in seiner Brust und bot gewaltig alle Frühlingsblumen und alle Frühlingskobolde auf, um den klas-

sischen Winter zu verscheuchen. Es war damals ein großes Leben, und der Romanticismus rief selbst vom deutschen Mai einige Blocksbergsfrazzen herüber, um hoffmannische Gespenster gegen die Gespenster des Klassicismus zu hetzen. Aber das französische Leben dreht sich so mächtig schnell um seine eigene Axe, daß ein Zustand immer sogleich einen andern bei ihm hervorbringt, und so hatte Victor Hugo kaum sein Blüthenfüllhorn ausgeschüttet, als auch schon die Zeit des Frühlings wieder vorüber war und andere Geister und Dämonen in Frankreich regierten. Denn die romantischen Bewegungsschauer waren nur eine rasche Durchgangsperiode für den französischen Geist. Der Romanticismus hatte die Nationalpoesie wieder auf eine reale Lebenswirklichkeit hinzuwenden gesucht, aber die Tiefen und Dimensionen, der eigentliche Inhalt dieser Wirklichkeit waren noch nicht von Victor Hugo und seinen Mitstrebenden ergriffen. Weit größer als Erscheinung und Leistung sind daher die Schriften von George Sand, die, wenn auch mit skeptischer Speculation, doch das ganze Wesen der Lebensrealität in der Poesie aufgenommen haben, während Victor Hugo meistens nur in lyrischen Formen und Allgemeinheiten die Wirklichkeit umschreibt. Victor Hugo ist

ein schöner Nachtfalter, der mit den Frühlings-
lüften kost und spielt, bald auch mit grauen
Nachtgespenstern buhlt, aber in die tieferen Nacht-
geheimnisse des Lebens ist er nicht eingedrungen.

Ein Kreis von jungen Leuten, die ihm ihren
unbedingten Weihrauch zufächeln, bildet jetzt mei-
stentheils die Umgebung dieses Großmeisters der
neufranzösischen Poesie. Victor Hugo will aber
nun zu seinem Ruhm noch einen neuen Thurm
anbauen, indem er auf das Gebiet der Politik
und der Tagesdebatte hinauszutreten beabsichtigt,
und mit diesem zerbrechlichen Thurm könnte sein
ganzer Ruhm leicht vollends zusammenstürzen.
Als ich ihn sprach, machte er sich Rechnung dar-
auf, in die Deputirtenkammer einzutreten, und
erging sich viel in Aeußerungen, welche feste
und entschiedene Stellung er darin einzunehmen
gedenke. Soviel ich jetzt von der Sache ver-
stehe, muß ich glauben, daß diese parlamentarische
Stellung Victor Hugo's doch am Ende nur ein
schönes rhetorisches Justemilieu abgeben würde.
Die raisonnirenden Artikel, welche er in der letz-
ten Zeit zuweilen für das Journal **La Paix** ge-
schrieben, tragen eine sehr schillernde Farbe an
sich, es ist ein doctrinairer Verstand und ein roya-
listisches Herz darin, denn man darf nicht glau-

ben, daß dies letztere gänzlich aufgehört hätte, in Victor Hugo's Brust zu schlagen. Dies royalistische Herz, mit welchem der französische Romanticismus zuerst in die Schranken trat, hatte bei Hugo gewiß die größte Aechtheit gehabt, denn seine Königssympathieen waren ihm schon mit der Milch seiner Mutter eingeflößt. Es lag freilich in der Natur der Sache, daß die romantische Bewegungspartei bald eine liberale Wendung nehmen mußte, da ihre Wirkung an sich schon für die Freiheit war und auf eine Erlösung der Gesinnung zielte. Bei Victor Hugo selbst traten zuerst statt der königlichen Sympathieen kaiserliche ein, indem er sich, wie er es selbst damals ausdrückte, zum Memnon der Sonne Napoleons in seinen Gedichten machte. Mit der Julirevolution ging aber alle und jede politische Bedeutung des Romanticismus verloren, und es gab keinen Romanticismus mehr, der theils als Dünger der Zeiten verbraucht worden war, theils mit dem Positiven, das er wirklich an sich hatte, in die Gewohnheit des Lebens und der Nation überging. Victor Hugo, der jetzt kein Romantiker mehr ist, wird vielleicht ein Doctrinair werden, der zuweilen alte royalistische Herzensbeklemmungen hat.

Von der Politik kamen wir auf den gegen-

wärtigen Einfluß der Poesie zu sprechen, und Herr Victor Hugo behauptete, daß noch zu keiner Epoche der Einfluß der Poesie auf die Zeitverhältnisse so groß und bedeutend gewesen sei als in der unsrigen, was für Frankreich — und ein Franzose denkt immer nur an Frankreich bei allen seinen historischen Anschauungen — gewiß eine unläugbare Richtigkeit hat. Denn wenn ein Poet jetzt lediglich wegen seines Dichteransehens hoffen darf, in die Deputirtenkammer gesetzt zu werden, so stellt sich ihm ein doppelter Einfluß dar, den er durch sein Talent gewinnt, indem er nicht nur durch den Zauber seiner Dichtungen gewaltig auf die Stimmung seiner Nation einwirken kann, sondern auch auf dem praktischen und bürgerlichen Wege die unmittelbare Wirksamkeit auf den Staat sich ihm eröffnet. In der That, die Dichter haben jetzt in Frankreich eine bedeutende Stellung gewonnen, und während sie Ludwig dem Vierzehnten noch unterwürfig schmeichelten und um sein Lächeln buhlten, bekümmert sich jetzt Louis-Philipp ängstlich um das Lächeln der Dichter und möchte wohl gern Schildwachten an den Rändern ihrer Tintenfässer aufstellen. Louis-Philipp versteht sich aber auch auf seinen Vortheil, und er läßt

manchen Dichter ruhig in die Deputirtenkammer gelangen, denn diese ist jetzt eine Anstalt, wo die schönsten Talente unschädlich gemacht werden. Aber trotz aller gegenwärtigen Paralysirungen der Verhältnisse in Frankreich läßt es sich doch nicht läugnen, daß Victor Hugo mit seiner Behauptung Recht behält, denn die öffentliche Meinung ist in diesem Lande außerordentlich empfänglich und geschmeidig dafür, sich nach poetischen und literarischen Einflüssen zu bewegen. Einem Deutschen dreht sich dabei das Herz im Leibe um, vor Neid und Wehmuth. Früher war der Literat in Deutschland ein verachteter armer Teufel und das war noch seine schönste und blühendste Periode. Jetzt, wo der Literat bei uns zu größerem Ansehn gelangt ist und man ihn nicht mehr für einen armen Teufel hält, hält man ihn für einen wahren Teufel und für den leibhaften Beelzebub selbst, der nichts Geringeres im Sinne hat, als mit seinen Schriften die Religion, die guten Sitten und die Ordnung des Staats zu zerstören. Und doch wird die Literatur, die so verdächtig sein soll, nur unter Aufsicht des Staats bei dieser Nation gedruckt, und hat für sich selbst gar keine eigene Stätte und Heimath. Die schöne Literatur hat aber in Deutschland noch einen andern Feind, der

zu ihrer Verachtung beiträgt, dies ist seltsamer Weise die Fachgelehrsamkeit. Ihr glaubt nicht gute Franzosen, wie sehr erhaben sich bei uns in Deutschland ein großer Fachgelehrter, hätte er auch sein Lebelang nur lateinische Partikeln mit seinen Elephantenfüßen getreten, über einen Dichter dünkt! Bei Euch in Frankreich wendet sich auch die Gelehrsamkeit bei weitem mehr zur schönen Literatur, um von deren Schönheit der Darstellung auch für die Wissenschaft etwas zu gewinnen, und das ist beiden Theilen vortheilhaft und gibt eine heilsame Mischung für die ganze Nationalbildung.

Victor Hugo sprach viel mit mir über den deutschen Charakter und drückte seine Vorliebe für denselben auf eine sehr schöne Weise aus. Er sagte auch, was mir auffiel, daß das französische Wesen ihm oft gar zu frivol und leger vorkomme, und er vermisse zuweilen schmerzhaft den tiefern Ernst in seiner Nation, den er für etwas Großes und Heiliges halte an Deutschland. — Es wäre doch wahrhaftig ein Spaß, wenn auch die Franzosen einmal sich in den Kopf setzten, daß sie zu frivol und leichtsinnig wären, sowie sich auch neuerdings thörichter Weise manche Deutsche in den Kopf gesetzt haben, daß der deutsche Na-

tionalcharakter zu ernst und idealistisch sei. Was gibt es denn noch Idealistisches in Deutschland? Wir haben im Gegentheil alle Ideale bei uns aufgegeben und sind mit dem Allergemeinsten und Alltäglichsten um uns her zufrieden. Eine so schneidende Bewußtwerdung der eigenen Widersprüche, wie sie in der deutschen Nationalität sich geltend gemacht hat, wird aber schwerlich in der französischen jemals aufkommen, die Franzosen müßten denn aufhören, Franzosen zu sein, wozu sie sich aber wohl nicht so leicht verstehen werden wie die Deutschen, die aus Irrthum und mancherlei Nöthen wohl von Zeit zu Zeit sich wünschen, keine Deutschen zu sein.

Victor Hugo hat schon oft eine Reise nach Deutschland machen wollen, und denkt nächstens wenigstens bis an den Rhein zu gehen, zu einer voyage de fantaisie, wie er es nannte. Dieser sinnige Dichter liebt sehr unsre deutschen Bauwerke und schwärmt für den wunderbaren Geist dieser mittelalterlichen Architektur, zu deren wahrer Auffassung er in der That unter allen Franzosen die größte Befähigung der Phantasie hat. Seine Notre-Dame de Paris ist eine Architekturdichtung im erhabensten Stil, und ich sagte ihm, er möchte einen Roman, wie Notre Dame, auch

für die deutschen Bauwerke schreiben. Ich machte mir den Spaß, ihn zu fragen, ob ihm nicht der deutsche Roman: Erwin von Steinbach, von Theodor Melas, bekannt sei, in welchem bereits etwas Aehnliches geleistet worden? Denn da wir jeden schlechten Roman, der in Frankreich erscheint, kennen und lesen, so wäre es ja nicht unmöglich gewesen, daß Victor Hugo von diesem guten, der in Deutschland erschienen, wenigstens gehört hätte, denn man sagt ja jetzt allgemein, daß die deutsche Literatur in Frankreich große Fortschritte mache! Es kann aber nichts Komischeres geben, als einen deutschen Diogenes, der in Paris die deutsche Literatur mit der Laterne sucht. Ich erzählte Herrn Victor Hugo, daß der Verfasser des Erwin von Steinbach eigentlich Theodor Schwarz heiße, daß dieser Schriftsteller die liebenswürdigste deutsche Persönlichkeit habe, voll edler Einfachheit und kraftvoll ausgedrückter Gemüthlichkeit, mit einer Gestalt, wie sie nur in unserm Deutschland zu Hause gehöre; daß er Landprediger sei zu Wiek in Wittow auf der schönen ossianischen Insel Rügen. Victor Hugo wußte ebenso wenig etwas vom Erwin von Steinbach, als von Wiek in Wittow auf Rügen, und nachher sagte ich ihm, daß es nur ein Scherz von mir gewesen, ihm alles dies zu erzählen,

um zu sehen, wie die deutsche Literatur einen der größten Franzosen, der bei uns in Deutschland ebenso populair sei als in Frankreich, langweile! —

Herr Victor Hugo besitzt das größte Glück, das einem Poeten eigen sein kann, eine herrliche Frau. Sein häusliches Verhältniß, das eine Zeitlang gestört war, ist jetzt wieder vollkommen hergestellt, und Victor Hugo hat sich mit seiner Gattin durch das schöne Gedicht: **Date Lilia**, welches sich in seinen **Chants du crépuscule** findet (**Oeuvres complètes de V. Hugo, Tom. V. p. 325**) versöhnt. Diese lyrisch-gemüthliche Wiedereinrichtung einer gebrochenen französischen Ehe ist gewiß nicht häufig in Paris und bezeichnet den liebenswürdigen Sinn dieses Dichters, dem nur einige Schauspielerinnen am Theatre français gefährlich geworden waren, darunter die verführerische Madame Dorval, die auch in der That eine gar zu üppige Gestalt hat. Victor Hugo's Gattin ist eine geborne Foucher, eine Schwester des bekannten Paul Foucher, und war schon eine Gespielin und Jugendgeliebte ihres Dichters im Kloster der Feuillantiner, in dem Hugo als Kind wohnte. —

8.

Salon und Theater

(28. April 1837.)

— In Paris läßt es die eigenthümliche Art der Geselligkeit zu, Gesellschaft und Theater bequem an einem Abend zu vereinigen, so daß man aus den Theatern in die Salons, und aus den Salons wieder in die Theater fährt, ohne weder hier noch da das Ende abzuwarten, und ein fashionabler Mensch besucht in der Regel an einem Abend mehrere Gesellschaften und mehrere Theater zugleich. Diese Vielthuerei des gesellschaftlichen Lebens ist nur in Paris möglich. In England wäre eine solche Allerweltsgesellschaftlichkeit gewissermaßen gegen die Keuschheit und Strenge des Familienumgangs, und der freie französische

Verkehr, dies improvisirte Zusammenkommen und Auseinandergehen, wird dort niemals in Aufnahme gerathen, denn die Engländer lieben keine ungebetenen Gäste in ihren Salons, und schon dadurch, daß man bei ihnen in einer Gesellschaft der Einladung für werth gehalten worden, bringt man eine Garantie mit und einen Stempel, unter dem man mit einer gewissen Gültigkeit auftritt, während man sich in einer französischen Gesellschaft jede Geltung erst durch sein Auftreten erobern muß. In Deutschland ist jene Vielgesellschaftlichkeit, die aus einem Salon in den andern läuft, noch weniger an ihrer Stelle, das tägliche Dasein zeigt sich hier zu arm an Stoffen und die Mittel des Verkehrs sind zu beschränkt, um einen so schnellbeweglichen Umsatz des Tagescapitals nöthig und möglich zu machen, denn in Paris ist es das wuchernde Capital des Tages, das sich mit dieser reißenden Geschäftigkeit vertheilt, es sind die Dröhnungen der ganzen öffentlichen Lebensbewegung, die in den Gruppen der Salons unaufhörlich nachzittern. Die deutsche Gesellschaft ist charakterlos, weil sie keine Stoffe hat, die englische gleicht einer Freimaurerloge, wo man erst geprüft, verbrieft und versiegelt sein muß, um Zutritt zu haben, aber die französische Salongesellschaft hört

auf eine Gesellschaft zu sein und nähert sich in der Regel, indem sie keine umschlossenen Gränzen und gar keine Beziehung auf die Häuslichkeit hat, einer öffentlichen Versammlung an. Die politischen Formen und Bedürfnisse Frankreichs haben ohne Zweifel auch auf sein Gesellschaftsleben den größten Einfluß geübt, und um die Losungen der Tagesdebatte auswechseln, behorchen und vertheilen zu können, schlagen sich diese Salons wie offene und leichte Zelte auf, in denen man ohne Vorbereitung und mit schneller Berührung zusammen- und auseinanderstiebt. Man fährt an einem Abend in sechs Salons, kann in wenigen Stunden alle seine Freunde, Bekannte und Parteigänger sprechen, gewinnt einen raschen Ueberblik über den Stand der Dinge nach einer ganzen Richtung hin, und trifft noch gegen elf Uhr zu rechter Zeit in einem Theater ein, um das letzte Stück mitanzusehn und am andern Tage von dessen Erfolg reden zu können. Bequemlichkeit, Nutzen und Behagen an der Ungebundenheit sind bei dieser Geselligkeitsweise in die Augen springend, nicht minder anzuschlagen ist aber die Zeitersparniß, die sich dadurch ergibt. Die deutsche Geselligkeit ist auch hinsichtlich des Zeitaufwandes viel kostspieliger als die franz[illegible] welche letztere

bei weitem nicht so anspruchsvoll ist, indem ihr die Wichtigkeit des Inhalts durchaus über die ceremonielle Form geht. Die lästigen und philisterhaften Vormittagsvisiten nehmen in Deutschland so viel schöne Zeit weg und sind doch dort so nöthig, daß jeder Freigeist, der sich darüber hinwegsetzt, allmälig aus dem socialen Verbande herausfällt und als ein Abtrünniger und Ausgestoßener niemals wieder zum Thee eingeladen wird. Der Pariser erweist seine groß- und weltstädtische Natur zuerst dadurch, daß er alle diese lächerlichen Verpflichtungen, mit welchen der Deutsche sein Gesellschaftsleben belastet hat, gar nicht kennt, und es gibt im Grunde keine gesellschaftliche Verpflichtung in Paris. Man wird im Salon zum ersten Mal vorgestellt, man erscheint im Salon wieder an dem anempfohlenen Tage, wo Salon ist, man wird zu besonderen Gesellschaften besonders eingeladen, aber der Franzose ist nie so kleinlich, Euch nachzurechnen, ob Ihr ihm eine Visite schuldig seid, denn er selbst glaubt Euch keine schuldig zu sein. Wenn man einen treuherzigen Deutschen sieht, wie er in seiner heimischen Gewohnheit den Franzosen mit Vormittagsvisiten angestürmt kommt, so muß man ihn und die Franzosen beklagen. Denn

um die Zeit, wo sich ein redlicher Deutscher bei sich zu Hause in Frack wirft, um im Schweiß seines Angesichtes auf Visiten auszuziehen, ist der Franzose gewöhnlich beschäftigt und arbeitet ämsig, denn an keinem Ort in der Welt wird vielleicht so viel gearbeitet als in Paris, und wer kann auch zu etwas kommen, ohne zu arbeiten? Der Deutsche ist auch ein fleißiges Volk, aber es arbeitet sich immer zur unrechten Stunde und am unrechten Orte ab, das beweist seine ganze Geschichte. Der Deutsche verbringt zu viel Zeit mit seinen conventionnellen Morgenvisiten, darum hält man ihn vielleicht am Abende aller Geschichte für einen Tagedieb, der nichts gethan und nichts geleistet. Was er bei der Nachtlampe Mühsames und Großes zusammenstudirt, wird am Ende gar nicht angenommen. Dann wird er sich auf alle die Häuser berufen, in denen er eingeführt war, und wo auf jede Tasse Thee, die er erhielt, drei freiwillige Vormittagsvisiten kamen. In Paris ist es aber beim besten und redlichsten Willen schwer, seine Frühbesuche an den Mann sowohl wie an die Frau zu bringen, und mancher Deutsche mag sich schon in Verzweiflung von dieser gesellschaftlichen Barbarei abgewandt haben, denn als solche scheint es ihm anfangs. Ein Franzose ist selten

für solche Gäste zu Hause, manche haben bestimmte Sprechstunden, gewöhnlich zu einer sehr unbequemen Zeit, und von andern, wenn man den Portier fragt, heißt es sogar: Monsieur n'a pas d'heures. Bei Damen Visite zu machen, ist noch schwieriger, die meisten nehmen grundsätzlich gar keine Vormittagsbesuche an, einige lassen sich um elf Uhr sprechen, sind aber schon zwei Minuten nach Elf ausgefahren.

Der Pariser spart und nutzt unendlich viel Zeit durch die zweckmäßige Tageseinrichtung, die er getroffen! Man hat in Paris sehr viel Zeit, weil man durchaus an keine Bedingung der Stunde gebunden ist, indem man, wenn man will, frühmorgens zu Mittag essen und Abends frühstücken kann, und überall Alles zu jeder Tageszeit bereit findet. So nur ist es möglich, daß der Zeitgeist hier ungestört und unaufhaltsam seinen beständigen Geschäften und Tumulten nachgehen kann, weil er nicht nöthig hat, wie in Deutschland, zu einer bestimmten Stunde zu Mittag zu essen und dann das träge Verdauungsfieber zu bekommen. Von einer Siesta bemerkt man zu keiner Stunde des Tages etwas auf den Straßen von Paris, es ist immer dasselbe Gewühl der Massen, sie mögen sich nun mit leerem oder gefülltem Magen

hinausschieben. Charakteristisch scheint es zu sein, daß vor der Revolution die Tageszeiten in Paris verändert waren. Man speiste unter dem alten Regime früher zu Mittag, die Gesellschaften und Theater nahmen früher ihren Anfang, und selbst die große Oper begann schon bald nach fünf Uhr. Der Zeitgeist konnte damals eher den Tag vertrödeln, er wirthschaftete nicht so im Großen und hatte nicht alle Hände voll zu thun, wie jetzt. Seitdem aber die Revolutionen in Frankreich ein ganz anderes politisches und öffentliches Leben geschaffen haben, bedarf dieser ungeheure Prozeß, der sich täglich in Paris vollbringen muß, einer willkürlicheren Ausdehnung der Stunden, und die Existenz muß sich nun hier bis spät in die Nacht verlängern, um mit Allem fertig werden zu können. Die große Oper und die italienische Oper beginnen jetzt um 8 Uhr, das Theatre français gegen 7 Uhr, die Opera-Comique um 6½, die vornehmeren Boulevards- und Vaudeville-Theater nicht vor 6, die Porte- St. Martin, ihrer endlosen Schauderstücke wegen, gewöhnlich bald nach 5, und selbst die kleinsten Winkeltheater für das arme Vorstadtvolk haben heutzutage ihre Anfangszeit in der Regel nicht früher, als unter dem alten Regime die große Oper. In

erwarten, daß durch das Julikönigthum, das sich in so manchen Dingen der alten Zeit Frankreichs wieder angenähert hat, auch in den Tageszeiten von Paris wieder Aenderungen eintreten werden, und die Theater dürften wieder genöthigt sein, früher anzufangen, weil man ihnen wahrscheinlich verbieten wird, so spät in die Nacht hinein zu spielen, was auch in der That die Nerven der ganzen Beölkerung zu zerstören droht *).

Paris könnte jedoch ohne seine Theater ebenso wenig bestehen wie ohne seine Salons. Die Theater sind die Abzugscanäle, durch welche das pariser Leben mit seinen tausend verschiedenartigen Elementen sich ergießt und in diesen Röhren abläuft, um nicht an seiner eigenen Massenhaftigkeit sich zu verstopfen. Die pariser Theater sind die beständig bewegten Blasebälge, durch welche die athemlose Stadt sich in ruhigeren Zwischenpausen Luft zufächelt und zur Besinnung zu bringen sucht. Sie sind die Poren und Schwitzlöcher, durch welche der große Riese Paris seine Transpiration vollbringt, um leichteren Blutumlauf danach zu haben. Sie sind Rettungsanstalten für die Gesellschaft, indem sie den Leichtsinn, den

*) Der Polizei-Präfect von Paris hat seitdem wirklich ein solches Verbot erlassen.

Müßiggang, die Leidenschaften und das Verbrechen mehrere Stunden lang unschädlich machen oder ihm Zerstreuung verschaffen. Sie sind Tempel eines künstlichen Friedens, worin die kranken Gewissen sich einen Augenblick hindurch beschwichtigen, wo das Unglück sich eine Ecke zum Ausruhen und Vergessen sucht, und die Liederlichkeit einen schönen Vorwand findet, um die Zeit hinzutäuschen. Die Theater sind auch hier alle, bis auf das kleinste und erbärmlichste, jeden Abend so angefüllt, daß selbst bei unbedeutenderen Gelegenheiten oft ihre Räume nicht ausreichen, trotzdem, daß die Zahl der pariser Theater jetzt mehrere zwanzig beträgt. Schon dadurch erweisen sie sich als das nothwendigste Auskunftsmittel, dessen die einheimische Bevölkerung sowohl als die Uebermasse der Fremden bedarf, um sich zu sondern, zu vertheilen, und für das Tagesleben eine bestimmte Pointe zu gewinnen. Sind die Theater gegenwärtig die Abzugscanäle, so sind dagegen die Salons die Springröhren des öffentlichen und politischen Lebens von Paris. In ihnen sprudelt oft aus der ersten Quelle das Wasser, welches nachher zur Woge des Tages wird und meist gerade Die verschlingt, welche es mit ihrem Zauberstab aus dem Felsen herausgeschlagen

haben. Die Salons sind das Uhrzifferblatt des Staatslebens, worauf man sehen kann, was es geschlagen hat und schlagen wird, noch ehe der Pendel der großen Glocke selbst laut geworden. Die Salons haben aber in diesem Augenblick mehr ein theatralisches als ein politisches Interesse, indem die Parteinüancen, deren positive Aeußerungen fast gänzlich gelähmt sind, mehr in einem ceremoniellen Gepränge darin aufmarschiren, um wenigstens durch Repräsentation zu zeigen, daß sie noch da sind. Die verschiedenen Meinungen befinden sich nur wie auf der Lauer, selbst bei verwandten Richtungen belauscht eine Gruppe mißtrauisch die andere, aber keine einzige Nüance zeigt sich in einer thatsächlichen Bewegung, und selbst die Verabredungen, die getroffen werden, richten das Handeln nach diplomatischer Beobachtung der Gegenmeinungen ein. Der gegenwärtige Zeitpunkt der Politik, die Wintersonne Louis-Philipp im Zeichen des Ministeriums Molé, hat alles Leben der Parteien erstarren und einfrieren lassen, aus den Meinungen ist ein Glatteis geworden, auf dem es unangenehm ist große Sprünge zu machen, und nur der Bürgerkönig selbst versteht es, geschickt darüber hinzugleiten wie ein großer Schlittschuhläufer. —

Bei aller Freiheit des französischen Salonlebens fehlt ihm jedoch auch keineswegs jene gesellschaftliche Pruderie, ohne welche die Formen des geselligen Verkehrs nirgend bestehen können, die aber in Paris mit einer strengeren Ausschließlichkeit auftritt als man vielleicht, wenn man nicht in diesen Sphären gelebt hat, sich vorstellen mag. Die pariser Gesellschaft ist nichts weniger als ein freier Tummelplatz willkürlich zusammengeschobener Elemente, und wie elastisch sie auch sein mag, auf die ungezwungenste Weise alle möglichen Bestandtheile in sich aufzunehmen, um so hartnäckiger und peinlicher ist sie auch wieder in der Ausschließung solcher Gestalten, die vor dem Richterstuhl der gesellschaftlichen Pruderie nicht bestehen können. Die höhere pariser Gesellschaft will nur Personen in ihrem Kreise sehn, die wenigstens den Schein der Makellosigkeit als einen glänzenden Firniß aufzulegen wissen, mögen sie auch sonst in ihren verborgenen Verhältnissen der allgemeinen Depravation hingegeben sein, auf welche Weise sie wollen. Wer aber jemals auf eine auffallende Art mit der sogenannten öffentlichen Moral oder der traditionnellen Sitte gebrochen hat, ist hier für die Gesellschaft so gut wie abgethan und man läßt ihn nicht mehr in das Allerheiligste des

pariser Lebens, den Salon, eintreten. Eine Frau, die sich einmal hat entführen lassen, die offenkundig in einem ungesetzmäßigen Verhältniß lebt oder der irgend eine sociale Lächerlichkeit und Unregelmäßigkeit anhaftet, ist in Paris keine geeignete gesellschaftliche Erscheinung mehr, mag sie auch noch so geistreich, liebenswürdig und trefflich von Charakter sein. Es ist selbst möglich, daß man außerhalb der Gesellschaft mit ihr umgeht, daß man sie sucht und mit ihr in freundschaftlicher Beziehung steht, aber man wird sie niemals einladen, wenn man Gesellschaft bei sich hat. Herr Jules Janin ist für seine Person gewiß in jedem Salon willkommen, nur nicht am Arm seiner schönen Marquise, die wieder für ihre eigene Person alle Achtung verdient, aber ihres Verhältnisses wegen nicht in den Salons erscheinen kann. Ein berühmter deutscher Arzt, der seit elf Jahren in Paris lebt und mit seiner Praxis fast nur in den höchsten Zirkeln sich bewegt, darf nicht einmal seine eigene Frau in die Gesellschaft führen, und diese wird in den vornehmeren Salons niemals miteingeladen, weil auf dieser bekannten Heirathsgeschichte eine gewisse Lächerlichkeit ruht. Madame Dudevant, der die naseweise Ethik des jungen Nisard und neuerdings

die aristokratische Pedanterie eines Comte Walsh gewissermaßen einen moralischen Steckbrief vor aller Welt ausgefertigt, hat ihre Person mit einem eigenen interessanten Kreis umgeben, der aus den glänzendsten Geistern und Talenten besteht, aber mit Dem, was man hier in Paris die Gesellschaft nennt, lebt sie ebenfalls auf einem gespannten Fuße. Indessen spricht man jetzt viel von ihrer gänzlichen Bekehrung, die durch ihren Umgang mit dem Abbé de la Mennais bewerkstelligt worden sein soll und welche sich, wie man sagt, gegenwärtig in einer bestimmten christlichen und christkatholischen Richtung bei ihr verräth. Die Spuren davon sind auch in der That unverkennbar in den fünf Briefen, welche sie neuerdings in des Abbé de la Mennais Journal: Le Monde mitgetheilt hat, und schon in der Erzählung: le dieu inconnu, welche die Andeutung einer solchen Wendung ist, scheint dieser Einfluß bei ihr zu beginnen. Dies Trachten nach Versöhnung, in welchem ihre gesellschaftlichen Zerwürfnisse jetzt Frieden zu schließen sich sehnen, ist gewiß keine Schwäche, sondern es entspringt aus einer liebenswürdigen Eigenschaft, die man oft an dem Schriftsteller George Sand verkannt, nämlich aus dem ächt weiblichen Gemüth, das allen ihren

Darstellungen und ihrer ganzen Weltansicht immer zum Grunde gelegen, und das vorhanden ist trotz der Beinkleider und der Redingote, in denen sie zuweilen am Arme eines Freundes in das Boulevardsgetümmel sich mischt. Ihre Weiblichkeit ist es, die sie jetzt zur Versöhnung hindrängt, denn auch das heldenmüthigste Weib weiß zuletzt nichts Schöneres als den Frieden, und gibt sich gefangen an den Zauber der Ruhe. Sie muß immer eine Brust haben, an die sie sich mit aller Gewalt ihrer Seele anklammern und festhängen kann. Die Dudevant hatte erst ihre Schmerzen und Zweifel, an deren Brust sie sich mit Leidenschaft geworfen, es war ihre erste Liebesinbrunst, mit der sie ihre schöne Stirn gegen die Dornen des Lebens drückte. Jetzt, nachdem das Feuer ihrer Jugendschmerzen erkaltet, fängt ihr die Dornenkrone vielleicht an langweilig zu werden, oder ihr Blick fällt plötzlich wie erstaunt auf die Rosen, die neben den Dornen hängen und die sie bis dahin gar nicht beachtet hatte. Es sind die Rosen der Gläubigkeit und Harmlosigkeit, mit denen sie sich jetzt freudig schmückt, und wer möchte sie darüber tadeln, daß sie auf Einmal glücklich wird? In ihren neuesten Romanen hat sie die socialen Kämpfe ganz unterlassen, sie will

mit ihren Darstellungen sich selbst und die Andern geistreich und anmuthig unterhalten, sie will weiter nichts und sie hat Recht. Jetzt wird man vielleicht in der Gesellschaft ihre neubeginnende Ungefährlichkeit ebenso belächeln, wie man früher die Gefährlichkeit ihrer Schriften und ihres persönlichen Beispiels rügte, und beidemal verübt man Unrecht an ihr. Wer könnte aber auch mit der Gesellschaft so stehen, daß man Recht in ihr behielte? Man wird sich gegen die Gesellschaft immer im Nachtheil befinden mit seinem individuellen Recht, denn die Gesellschaft darf von der Persönlichkeit Opfer verlangen, welche diese nicht verweigern kann, ohne sich in einen Bann zu begeben. —

Die Absperrung der höheren französischen Salonwelt ist besonders für Reisende, die nur kurze Zeit verweilen, empfindlich, denn es ist durchaus nicht Stil, viele Fremde in den hiesigen Gesellschaften zu haben, und für einen Ankömmling, den nicht eine besondere Stellung auszeichnet, ist es in der Regel besser, an irgend einen Epicier oder kleinen Gewürzkrämer empfohlen zu sein, der alle seine Gastfreundlichkeit aufbieten wird, um Euch in einem großen Lichte zu erscheinen, als an eine pariser Celebrität, in deren Kreise es

nicht Mode ist, sich viel mit Fremden zu befassen. Engländer und vornehme Russen sind diejenigen ausländischen Gestalten, welchen man am häufigsten in den Salons begegnet, und besonders sind die Russen jetzt sehr bevorzugt in der hiesigen höheren Gesellschaft, der sie sich mit ebenbürtiger Eleganz angeschmiegt haben. Es zeigt sich also, daß man auch in Paris keineswegs über gesellschaftliche Vorurtheile erhaben ist, und man wird deren immer mehrere hier entdecken, je länger man dies Leben und Treiben nach allen seinen Richtungen hin verfolgt. Gerade je mehr das französische Leben zu einer kopfüber schlagenden Vermischung aller Elemente hingedrängt hat, um so eifersüchtiger hütete die Gesellschaft ihre Gränzen und wehrte sich gegen jede Zumuthung, durch die sie in den chaotischen Strudel mitfortgerissen werden könnte. Auf die Gemäldeausstellung im Louvre begebe ich mich oft, um mich an dieser bunten Combination aller Stände, die sich hier durcheinander tummelt, zu ergötzen, aber ich schlage diese brüderliche Ständevermischung jetzt nicht mehr so hoch an, seitdem ich weiß, daß es einen Tag in der Woche gibt, wo der Salon keineswegs jedem Fiacrekutscher und jeder Duchesse mit gleichem Recht und zu gleicher Zeit offensteht. Den Sonn-

abend in jeder Woche hat sich die ausgewähltere Gesellschaft für ihre Gemäldeschau vorzugsweise freibehalten, und man kann an diesem Tage nur gegen eine Karte eintreten, die man sich vorher verschaffen muß und die freilich ebenfalls unentgeldlich ausgegeben wird, wenn auch durchaus nicht an Jedermann. An diesen Sonnabenden aber trifft man dann die fashionablesten Gestalten von Paris in dem Salon des Louvre, und sucht vergeblich das arme Gesindel, das sich sonst in der Woche auch schaulustig vor diesen Bildern drängt. —

Man spricht davon, daß die spanischen Tänze, die jetzt hier so beliebt geworden, aus den Theatern in die Salons übergehen sollen und in einigen der elegantesten Zirkel ist, wie man sagt, bereits die Cachucha als Gesellschaftstanz eingeführt. Ein schöner spanischer Tanz sind auch **Las Manchegas di Lapia**, ein Madrider Hoftanz, den ich neulich von der Spanierin Dolorès-Serral auf dem Theater ausführen sah, und dessen Pointe darin besteht, daß sich am Schluß desselben endlich die Geliebte ihrem Freunde ergibt, nachdem sich beide in allen Stellungen lange herumgehascht, gesucht und gemieden haben. Sie ergibt sich kniend und er umfängt sie mit einem

graciösen Pas. Nur die spanischen Tänze sind wahrhafter Tanz, weil sie immer ein charakteristisches Verhältniß der Tanzenden zu einander ausdrücken und auf einer eigenthümlichen Gegenseitigkeit der Geschlechter beruhen, aus der im Grunde alles Tanzen entstanden ist. Die spanischen Tänze sind Tänze der Liebe, und darum kann ich mir gar nicht denken, daß selbst die harmlosesten derselben hier oder anderswo in der Gesellschaft eingebürgert werden könnten. Fanny Elsler hat nicht nur in der großen Oper, sondern auch auf einigen Privatbällen die Cachucha mit wahrhaft spanischem Blut getanzt, aber Eure ganze mühsam zusammengehaltene Gesellschaftsordnung müßte ja zusammenbrechen, wenn Ihr das spanische Tanzen auf Euern Dielen heimisch machen wollt! Kommt dies von hier aus in Mode, so wird es der spanische Tanz sein, welcher eine gesellschaftliche Revolution zu Stande bringt, die dem St. Simonismus nicht gelingen konnte. Wenn man aber sieht, wie die Französinnen tanzen, so wird man nicht daran glauben, daß sie es jemals dem Tanz verstatten werden, die kalte gesellschaftliche Convenienz zu überschreiten. Die Französinnen repräsentiren sich im Tanze mehr als daß sie wirklich tanzen, sie repräsentiren sich mit der feinsten Grazie, aber sie

meiden jede Leidenschaft und Gluth der Bewegung mit frostiger Etiquette. In Deutschland könnte der spanische Tanz eher auch in die Gesellschaft verpflanzt werden, weil die Deutschen mit einer Inbrunst und Hingebung zu tanzen verstehn, von der die Franzosen in der Regel keinen Begriff haben. Es gibt deutsche Mädchen, die im Stande sind, sich zu Tode zu tanzen, was einer Französin nicht so leicht begegnen wird. Die deutschen Frauen deuten oft nur im Tanz die ganze Gluth an, deren ihre Seele fähig ist, und die sie in der gewöhnlichen Lebensbewegung sorgfältig hüten; darum zeigt sich auch Jede in der Art und Weise des Tanzes von einem verschiedenen und individuellen Ausdruck, während es in der französischen Damenwelt mehr einen allgemeinen Typus gibt, nach dem sich Jede bewegt. Die Franzosen würden den Tanz gänzlich entbehren können und ihr gesellschaftliches Leben bliebe dasselbe, ebenso arm und ebenso reich, ebenso bewegt und ebenso heiter. Man könnte vielleicht in Paris selbst Bälle ohne Tanz veranstalten. In Deutschland aber würde eine große Veränderung der Gesellschaft vorgehen, wenn es keinen Tanz gäbe; in vielen deutschen Städten ist es nur der Walzer, der die Menschen und Geschlechter einigermaßen aneinan-

der kettet, und den deutschen Mädchen und Frauen wäre fast der einzige Schauplatz ihrer Thaten, auf dem sie sich bewegen können, genommen. Die Ressourcen- und Gesellschafts-Bälle, die Kirchweihfeste und Volksbälle sind daher in Deutschland vorzugsweise ein nationales Hab und Gut, und es gibt außer diesen wenig Nationalbewegungen mehr, die eine so nothwendige Stelle in der Gesellschaft hätten. In Frankreich ist es nur die Provinz, welche einigermaßen eine charakteristische Bedeutung der Volksfeste aufbewahrt hat; was man in Paris selbst von Volksbällen sieht, ist nüchtern, bedeutungslos oder raffinirt genug. Neulich wagte ich mich hier auf einen der niedrigsten Volksbälle, die es in Paris gibt, in der Rue St. Honoré Nr. 216, gegenüber dem Palais-Royal, wo man das Sonntagsvergnügen der niedrigsten und ärmsten Klassen der hiesigen Bevölkerung beobachten konnte. Denn der Zutritt kostet in diesem Tanzsalon nur 50 Centimes, wovon noch die Hälfte en consommation gegeben wird, wie es auch in Berlin an solchen geringeren Volksörtern der Fall ist, doch sind in Paris außerdem noch die Tänze frei, während ein armer deutscher Handwerksbursche, der sich mit seiner Liebsten im Walzer oder Galopp dreht,

jeden Augenblick nach der verhängnißvollen Klingel hören muß, die ihn an das Bezahlen seines Tanzes mahnt. Hier in der Rue St. Honoré gab es gewissermaßen ein Oberhaus und ein Unterhaus des Tanzes, indem nämlich im obern und untern Stockwerke zugleich getanzt wurde, wie man es in Süddeutschland, namentlich in München, häufig an solchen Vergnügungsörtern antrifft. Im Oberhause ging es etwas fashionabler her; ein Buckliger bewegte sich hier im Contretanz mit der bewunderswürdigsten Zierlichkeit und trug offenbar, was den Anstand betraf, den Sieg über alle Andern davon. Arme Handarbeiterinnen im bescheidensten Putz drehten sich um ihn her, und zwei Tanzmeister, mit scharlachrothen Bändern geziert, vertheilten an die Schönen Preise, welche hier von einer noch mit dem Eintrittsgelde verbundenen Lotterie gewonnen worden. Es war dies jedoch der letzte Ball, der in dieser Saison hier stattfand, aber gegen den Schluß trat noch der Wirth auf und hielt eine Rede, um seine Gäste noch zu einem feierlichen Schlußbanquet auf Subscription zu veranlassen. Dies wurde einstimmig genehmigt. Einer der Gäste, ein wahrer Lump, der mit einem erbärmlichen Rock angethan war, erhob sich jedoch

noch und machte die Proposition, daß man zu diesem Banquet nicht anders als im Costüm zugelassen werden solle. Dies wurde ebenfalls genehmigt. Uebrigens ist das Benehmen der pariser Volksklassen gegen Fremde, die sich bei solchen Gelegenheiten als Zuschauer eingemischt haben, sehr lobenswerth und beweist einen außerordentlichen Takt, welcher den gemeinen Mann in Frankreich überhaupt auszeichnet. Sie scheinen einen solchen Zuschauer gar nicht zu bemerken, oder es kommt ihnen darauf an, gerade ihm zu zeigen, daß sie so viel gute Lebensart verstehen, um einen Fremden auch nicht durch einen Blick zu belästigen. —

Jemehr sich in neuester Zeit die sogenannte gebildete Gesellschaft von dem Volksleben abgekehrt und getrennt hat, je ehrgeiziger scheint das Volk selbst geworden, und dieser Ehrgeiz verschuldet leider den immer mehr sichtbar werdenden Verfall aller Volksthümlichkeit im modernen Leben. Was sonst das Poetische am Volksleben war, diese Abgränzung auf einem eigenthümlich für sich bestehenden Gebiet von Ideen, Gewohnheiten und Sitten, wird jetzt vom Volke selbst nur als Schranke empfunden, die es von den Genüssen und Vortheilen der bevorzugten Gesellschaft

trennt, und statt der poetischen Seite des Volksthümlichen fängt allmälig eine **politische** Frage daraus zu entstehen an. Die höhere Gesellschaft ist jetzt eine ganz eigene Welt für sich, die sich in allen Ländern und unter allen Verhältnissen ziemlich ähnlich sieht, weil sie überall dasselbe conventionnelle Uebereinkommen, dem Volksleben gegenüber, getroffen hat. Das Volk dagegen beginnt seine Volksthümlichkeit als eine Zurücksetzung und Ausschließung sich zum Bewußtsein zu bringen, und trachtet danach, dasjenige loszuwerden, wodurch es auf diese Weise gesondert und bezeichnet dasteht. Dies kann man jetzt namentlich in Paris vielfältig beobachten, wo z. B. die kleinen Volkstheater, welche das interessanteste Bild gewähren könnten, blos deshalb so schlecht sind, weil sie es den großen Theatern gleich zu thun suchen, statt lediglich Stücke für das Volk und aus den Sphären desselben aufzuführen. Die Theater des Luxembourg, der Vorstadt St. Antoine, die Folies-dramatiques und viele andere dieser Art würden Volkstheater sein, wenn sie mit ihren Darstellungen mehr im Kreise des bürgerlichen und örtlichen Lebens verweilten, statt es auf große Spectakelstücke und Schauermelodramen abzusehen. Auch in das Am-

bigu-Comique, wo es einige gute Sänger für das Vaudeville gibt, ist jetzt der dumpfe geschraubte Ton von der benachbarten Porte St. Martin eingedrungen. Parterre und Logen sind in diesen Theatern gewöhnlich von der ärmeren Bevölkerung dieser Stadttheile besetzt, doch in der Avantscene und den Sperrsitzen des ersten Ranges findet sich zuweilen ein vornehmeres Publikum ein, das aber in der Regel nur hiehergeht, um sich zu moquiren und lustig zu machen, und den harten provinziellen Dialekt, den diese aus der Provinz gekommenen Schauspieler und Schauspielerinnen meistentheils noch an sich tragen, fast laut nachzuschnarren, worin sich besonders der pariser Kleinkrämerdandy aus der Straße St. Denis, der mit seiner Maitresse im ersten Rang sitzt, auszeichnen wird. Wie aber das arme Volk in seinen Theatern sich gewissermaßen über seine eigene Sphäre zu erheben sucht, so zeigt es auch bei allen andern Gelegenheiten einen ähnlichen Hang, so viel wie möglich das Vornehmere sich anzueignen. In seinen kleinen Winkelrestaurants macht es für wenige Sous dieselben Gänge und Schüsseln nach, die in der fashionablen Welt üblich sind, und es muß auf seiner Speisecarte Beefsteak, Volauvents, Pasteten und dergleichen haben, aus

wie jämmerlichen Stoffen diese auch zusammengebacken sein mögen. So verdirbt sich das pariser Volk vorläufig noch den Magen an diesen Versuchen, es der höheren Gesellschaft gleich zu thun; es wird schlimm sein, wenn es einmal heftiges Magenweh danach bekommt.

9.

Pariser Parterre

(30. April 1837.)

— In Deutschland wie in Frankreich sind in neuester Zeit Theatersucht und Gesellschaftssucht beide zu einem Gipfel gestiegen, auf dem sie sich meines Wissens vorher noch nie in der Welt befunden haben; und dies ist ein um so merkwürdigeres Symptom, da es weder für die Höhe der theatralischen Kunst noch für den fortschreitenden Geist der Gesellschaft etwas beweist. Im Gegentheil ist die Gesellschaft mehr als je zur abstracten Form geworden, und die Theater sind immer mehr zu einem blos gesellschaftlichen Interesse herabgesunken, das mit den eigentlichen Musen wenig mehr gemein hat. Es wäre daher zu wünschen, daß auf der Stufe, wo die Theater gegenwärtig bei uns stehen, sie sich völlig gesellschaftlich einrichten möchten, wie in Italien,

wo man in den Theaterlogen mit seinen Freunden zusammentrifft und seine Soiréen hält. Die deutsche Bühne wenigstens dürfte auf diese Weise um Vieles erträglicher gemacht werden, sobald man nicht nöthig hat, immerfort nur nach den Schauspielern zu sehn, und es würde längst dahin gekommen sein, wenn der Deutsche reicher wäre, aber bis jetzt liegt es in seiner Natur, redlich auszuhalten für sein Geld und kein Wort von dem Stück zu verlieren, wie sehr es ihn auch langweilen mag. Dennoch ist auch in Deutschland das Theaterinteresse nur ein gesellschaftliches; es ist ein gesellschaftliches Mittel, die Zeit hinzubringen, in einer homöopathischen Anwendung der Langenweile gegen die Langeweile. So sind es auch jetzt mehr die Persönlichkeiten der Schauspieler und Schauspielerinnen, die ein Band zwischen ihnen und dem Publikum unterhalten, als strenggenommen ihre Kunstleistung selbst. Die Griechen, die als rückwärts liegende Ideale in jeder Art der Bildung so unerreichbar hinter uns stehen, kannten weder Theatersucht noch Gesellschaftssucht in ihrem Leben, obwohl sie zuweilen ganze Tage lang Tragödie und Komödie spielten und in ihren Symposien stundenlange Reden gehalten haben. Die Griechen kannten aber auch das moderne Bedürfniß nach Zer-
ng nicht, das bei uns unbewußt aus einer Un-

ruhe und einem Schmerz und aus dem Nichthaben jenes Mittelpunktes hervorgeht, der dem antiken Dasein in allen seinen Ausstrahlungen eine nationale Fülle und Inhalt verlieh. Wir laufen heut wie besessen durch alle unsere Theater und Gesellschaften, wir wissen was uns fehlt, aber wir verstehen weder das Suchen noch das Finden, und so bleibt es bei der geschäftigen Langenweile, bei dieser Vielthuerei des Nichts, die uns verzehrt. Die Alten waren besonders dadurch groß, daß sie Alles das nicht hatten, was wir haben. —

Wer sich gesellschaftlich zerstreuen will, kann es aber nicht besser thun, als in der bunten Welt eines pariser Parterre. Dies Getümmel gewährt zugleich einen treuen Abdruck der jedesmaligen Tagesstimmung, wenn dieselbe nicht etwa so charakterlos ist, wie es gegenwärtig der Fall. Jetzt erregen die Abendjournale, die gegen acht Uhr im Parterre der Theater ausgerufen werden, wohl noch eine augenblickliche Bewegung, man zahlt die wenigen Sous dafür, liest sie herzlich gähnend während des Zwischenacts durch, lorgnettirt dabei abwechselnd nach den schönen Damenköpfen in den Logenreihen, zerknittert das Blatt endlich ärgerlich in seiner Tasche, und dreht sich ungeduldig nach dem Vorhang um, dessen Wiederaufgehen stürmisch gefordert wird.

Wenn die schnarrenden Ausrufer der Zeitungen, der kleinen Theaterblätter und der Piece selbst, die aufgeführt wird, einen Augenblick verstummt sind, kommen die Verkäufer von Erfrischungen, die mit gellender Stimme ihre Waaren ausschreien und wie geschickte Seiltänzer über die Bänke weghüpfen, oder es entsteht auf einmal ein Jubel und Gelächter im ganzen Publikum, Alle sehen auf einen Punkt hin, und endlich gewahrt man einen Mann, der sich aus einer der mittlern Logen herausgelegt hat und Gesichter schneidet, die in der That merkwürdig sind. Es gibt solcher Grimassiers von Profession eine ziemliche Anzahl in Paris, sie zeigen ihre ordentlichen Vorstellungen gewöhnlich Sonntags in den Champs-Elisées, und suchen zuweilen das Theater-Publikum in den Zwischenacten freiwillig zu unterhalten. Es war in dem Theater des Palais-Royal, wo ich einen solchen Gesichterschneider plötzlich die wunderbarsten Frazzen in das Publikum hineinwerfen sah, so daß man meinen konnte, Visionen des französischen Zeitgeistes zu haben; aber ich glaube, daß in den größeren und vornehmern Theatern dergleichen nicht leicht vorkommen wird.

Das französische Parterre hat aber noch bestimmte Sympathieen, die ehrenwerth sind und es in einer gewissen Verbindung mit dem guten Geschmack er-

halten. Diese Sympathieen sind freilich jetzt nur noch überlieferte und halb verblaßte Erinnerungen aus der glorreichen Vergangenheit des französischen Theaters, aber sie bestehen doch noch als Denkmäler derselben und wirken bei manchen Gelegenheiten wieder frisch lebendig. Das Theatre français ist freilich in der letzten Zeit ziemlich in Verfall gerathen, seine großartigen Kräfte für die Tragödie sind theils ausgestorben, theils alt geworden, und für die Komödie haben sich nur wenige bedeutende und jugendliche Talente neu hinzugefunden. Nichtsdestoweniger kann man zuweilen noch vortrefflichen Darstellungen des Molière auf dieser Bühne beiwohnen, und Molière ist die eine jener Sympathieen, durch welche der Geschmack des heutigen pariser Parterres sich noch merkwürdig auszeichnet. Ich sah eine meisterhafte Vorstellung des Tartuffe, die so gelungen, abgerundet und genial durchdacht erschien, wie ich bis dahin noch nie etwas Aehnliches auf einer Bühne erlebt. Hr. Périer gab den Tartuffe, diesen Urtypus aller Heuchelei und des Muckerthums der modernen Zeitgeschichte, mit einer außerordentlichen Vollendung bis auf die kleinste Gebärde herab. Dieser ausgezeichnete Schauspieler schien wie zu seiner Rolle geboren, und man hätte schwören können, nur eine solche Gestalt, nur

ein solches Gesicht, nur einen solchen Blick und nur einen solchen Ton der Stimme kann ein Tartuffe gehabt haben. Périer gab den Tartuffe zugleich mit einer gewissen modernen Anmuth, die durchaus an ihrer Stelle war, denn es ist zugleich nicht zu verkennen, auf welche merkwürdige Weise Molière selbst ein großes Interesse für den Tartuffe zu erregen gesucht hat. Dies Stück ist unsterblich, und wird nie veralten, weil der moderne Tartuffismus selbst sich beständig neu hervorbringt von Geschlecht zu Geschlecht. Jede Zeit hat eine Richtung, in der Tartuffe wiedererscheint, und gewöhnlich kommt er in unsern heutigen Zuständen keineswegs so schlecht fort, wie bei Molière, der ihn mit naiver Gerechtigkeit der Polizei überliefert. Im Gegentheil lebt er bei uns heutzutage meist in sehr bedeutenden Verbindungen, was in der Regel daran hindert, ihn zu demaskiren. Tartuffe ist ein ächt modernes Individuum, die Alten kannten ihn ebenso wenig, wie sie unser Gesellschaftswesen kannten, und Molière hat ihn gar nicht national, sondern so allgemein menschlich gehalten, als wäre er dabei von einer prophetischen Ahnung über die welthistorische Bedeutung dieser Figur befallen gewesen. Merkwürdig ist aber ebenfalls das Bezeigen des französischen Publikums bei solchen Vorstellungen, und Molière wird wie ein

halten. Diese Sympathieen sind freilich jetzt nur noch überlieferte und halb verblaßte Erinnerungen aus der glorreichen Vergangenheit des französischen Theaters, aber sie bestehen doch noch als Denkmäler derselben und wirken bei manchen Gelegenheiten wieder frisch lebendig. Das Theatre français ist freilich in der letzten Zeit ziemlich in Verfall gerathen, seine großartigen Kräfte für die Tragödie sind theils ausgestorben, theils alt geworden, und für die Komödie haben sich nur wenige bedeutende und jugendliche Talente neu hinzugefunden. Nichtsdestoweniger kann man zuweilen noch vortrefflichen Darstellungen des Molière auf dieser Bühne beiwohnen, und Molière ist die eine jener Sympathieen, durch welche der Geschmack des heutigen pariser Parterres sich noch merkwürdig auszeichnet. Ich sah eine meisterhafte Vorstellung des Tartuffe, die so gelungen, abgerundet und genial durchdacht erschien, wie ich bis dahin noch nie etwas Aehnliches auf einer Bühne erlebt. Hr. Périer gab den Tartuffe, diesen Urtypus aller Heuchelei und des Muckerthums der modernen Zeitgeschichte, mit einer außerordentlichen Vollendung bis auf die kleinste Gebärde herab. Dieser ausgezeichnete Schauspieler schien wie zu seiner Rolle geboren, und man hätte schwören können, nur eine solche Gestalt, nur

ein solches Gesicht, nur einen solchen Blick und nur einen solchen Ton der Stimme kann ein Tartuffe gehabt haben. Périer gab den Tartuffe zugleich mit einer gewissen modernen Anmuth, die durchaus an ihrer Stelle war, denn es ist zugleich nicht zu verkennen, auf welche merkwürdige Weise Molière selbst ein großes Interesse für den Tartuffe zu erregen gesucht hat. Dies Stück ist unsterblich, und wird nie veralten, weil der moderne Tartuffismus selbst sich beständig neu hervorbringt von Geschlecht zu Geschlecht. Jede Zeit hat eine Richtung, in der Tartuffe wiedererscheint, und gewöhnlich kommt er in unsern heutigen Zuständen keineswegs so schlecht fort, wie bei Molière, der ihn mit naiver Gerechtigkeit der Polizei überliefert. Im Gegentheil lebt er bei uns heutzutage meist in sehr bedeutenden Verbindungen, was in der Regel daran hindert, ihn zu demaskiren. Tartuffe ist ein ächt modernes Individuum, die Alten kannten ihn ebenso wenig, wie sie unser Gesellschaftswesen kannten, und Molière hat ihn gar nicht national, sondern so allgemein menschlich gehalten, als wäre er dabei von einer prophetischen Ahnung über die welthistorische Bedeutung dieser Figur befallen gewesen. Merkwürdig ist aber ebenfalls das Bezeigen des französischen Publikums bei solchen Vorstellungen, und Molière wird wie ein

ihrer alten Tragödie mit nationalen Sympathieen da, und betrachten sie als ein Monument ihrer Geschichte, zu dem ihr Stolz ebenso gern wallfahrtet als zu jedem andern Triumphbogen, den Siege und Schlachten ihres Volkes sich errichtet. So langweilt man sich hier im Théatre français des Nationalruhms wegen fürchterlich, und selbst der zerstreute Dandy findet sich regelmäßig vor Corneille und Racine ein, um gähnend den Stolz jener großen Glanzepoche seines Volks zu genießen, die sich ihm hier noch einmal repräsentirt. Diese Darstellungen würden aber noch mehr lebendiges Interesse auch für den Augenblick darbieten, wenn die jetzt darin beschäftigten Schauspieler bedeutender und dafür geeigneter wären. Der leider schon hochbejahrte Joanny ist fast noch der einzige, der die alte Tragödienaufführung würdig und in manchen Momenten wahrhaft großartig vertritt. Es ist aber seit langer Zeit im Parterre des Théatre français hergebracht, gewisse Stellen in Corneille und Racine mit dem äußersten Enthusiasmus zu beklatschen, und so bringt das Publikum an solchen Abenden, wo der Kunstgenuß überhaupt mit der Tradition gemischt ist, auch für den Beifall, den es an den Tag legt, schon eine gewisse Ueberlieferung mit. Ein solches Stichwort für den Beifall ist z. B. im Cinna die berühmte

wo man in den Theaterlogen mit seinen Freunden zusammentrifft und seine Soiréen hält. Die deutsche Bühne wenigstens dürfte auf diese Weise um Vieles erträglicher gemacht werden, sobald man nicht nöthig hat, immerfort nur nach den Schauspielern zu sehn, und es würde längst dahin gekommen sein, wenn der Deutsche reicher wäre, aber bis jetzt liegt es in seiner Natur, redlich auszuhalten für sein Geld und kein Wort von dem Stück zu verlieren, wie sehr es ihn auch langweilen mag. Dennoch ist auch in Deutschland das Theaterinteresse nur ein gesellschaftliches; es ist ein gesellschaftliches Mittel, die Zeit hinzubringen, in einer homöopathischen Anwendung der Langenweile gegen die Langeweile. So sind es auch jetzt mehr die Persönlichkeiten der Schauspieler und Schauspielerinnen, die ein Band zwischen ihnen und dem Publikum unterhalten, als strenggenommen ihre Kunstleistung selbst. Die Griechen, die als rückwärts liegende Ideale in jeder Art der Bildung so unerreichbar hinter uns stehen, kannten weder Theatersucht noch Gesellschaftssucht in ihrem Leben, obwohl sie zuweilen ganze Tage lang Tragödie und Komödie spielten und in ihren Symposien stundenlange Reden gehalten haben. Die Griechen kannten aber auch das moderne Bedürfniß nach Zerstreuung nicht, das bei uns unbewußt aus einer Un-

spielen, sollen eigentlich Schulen zur Heranbildung von Schauspielern sein, aber die Speculation der Unternehmer ist wohl die Hauptsache dabei, denn aus den armen Geschöpfen, die hier ihre Kinderzeit zum Opfer bringen müssen, mag wohl selten etwas Tüchtiges und Ausgezeichnetes hervorgehen, weil die Schule sie schon zu Grunde richten muß, noch ehe sie Meister werden können. Die Mehrzahl wird hier schon im Kindesalter in ihren jungen Kräften so verbraucht und abgerieben, daß kaum noch Etwas an ihnen übrig bleiben kann, um sich später als herangewachsene Künstler auszuzeichnen, aber das Publikum, das in der ganzen Welt, besonders jedoch in Paris, eine Hinneigung zur Grausamkeit verräth, erfreut sich an diesen Spielen der lieben Unschuld, die in der That oft überraschend gut ausfallen. Diese Bühnen bilden eine Art dramatisches Findelhaus, und wenn man bedenkt, daß die hier zusammengerafften Kinder vielleicht größtentheils als Vagabunden auf den Straßen umherlaufen und betteln würden, so läßt sich der Sache außer dem ästhetischen allerdings noch ein anderer Gesichtspunkt abgewinnen. Wie man in unserm Vaterlande Anstalten zur Besserung sittlich verwahrloseter Kinder gegründet hat, so sind aber diese Theater, wie es mir

scheint, Anstalten zu einer sittlichen und physischen Verderbniß der Kinder, die dort zu Schauspielern gebildet werden schon in der ersten sonnigen Frühe ihres Lebens. Man sieht oft sehr schöne und liebenswürdige Kinder beiderlei Geschlechts darunter, in einem Alter von vier, fünf bis zu neunzehn Jahren, auch noch ältere, da einige Rollen immer von Erwachsenen gespielt werden. Aber schon die Theaterschminke auf den Wangen der sechsjährigen Unschuld zu sehen, ist ein widerwärtiger und ekelhafter Anblick, und nimmt gegen diese ganze Unternehmung ein. Die Wahl der Stücke, welche man gibt, ist sonst insofern vernünftig, als sie immer dem kindlichen Alter angemessen sind und meistentheils auf Verhältnisse aus der Kinderwelt sich beziehen. Ich sah auf dem Theater in der Passage Choiseul ein Stück, le Mari de cinq ans, das sehr artig gespielt wurde. Zwei Kleinen, die sich lieb haben, sehen nicht ein, warum man nicht auch Kinder mit einander verheirathe, und wenden sich deshalb an ihren Großvater, der mit einer weisen Laune darauf eingeht, mit der Bitte, sie beide zu Eheleuten zu machen, sowie es die großen Leute untereinander thun. Der Großvater veranstaltet ihnen also ein förmliches Hochzeitsfest, alle Kinder der Nachbar-

schaft werden dazu eingeladen, man beglückwünscht sie als Mann und Frau, und nach vollzogener Feier läßt man sie miteinander allein. Die Kleinen sehen sich verwundert an und fragen sich, warum man sie allein gelassen. In dieser Scene fallen, wie man sich denken kann, einige choquante Anspielungen vor. Sie wissen endlich gar nicht, was sie anfangen sollen, und gähnen herzlich. Da werden ihnen Rechnungen gebracht, das Hochzeitsfest, das ordentlich mit einem Balle gefeiert worden, hat sehr viel Geld gekostet, und sie sollen so und so viel hundert Francs dafür bezahlen. Vergeblich verweisen sie die Schuldner an ihren Großvater. Dieser bezahlt nur so lange, als der kleine Mann noch Garçon war, aber für den Verheiratheten, für den mari, weigert er sich auch der geringsten Auslage. Das junge Ehepaar ist in der größten Verlegenheit und Rathlosigkeit, und sagt endlich, es werde später bezahlen. Man läßt es nun wieder miteinander allein. Der fünfjährige Ehemann schlägt vor, einen Spaziergang in einen öffentlichen Garten zu unternehmen, um sich zu zerstreuen, aber die junge Frau meint, das werde aller Welt verrathen, daß sie sich schon am ersten Tage der Ehe so schrecklich mitsammen langweilten. Sie

nehmen darauf die Puppe vor, entzweien sich über dieselbe, und prügeln sich am Ende tüchtig ab. Der Großvater kommt dazu und trennt ihre Ehe wieder, indem er sie belehrt, warum Kinder noch nicht heirathen können. Diese Moral fällt freilich sehr lahm aus; der gute Großvater meint: weil sie ihre Schulden noch nicht selbst bezahlen können, indem sie noch nichts zu erwerben im Stande seien. Nach einigen andern Stücken folgte an demselben Abend noch ein Ballet, denn auch zu einem Ballet enfantin haben es schon diese Theater gebracht, in welchem man alle Pirouetten und Entrechats des großen Opernballets in einer Miniaturüppigkeit wiedergenießen kann. Besonders ist auf dem Théatre des jeunes élèves die kleine Beatrice als Tänzerin berühmt, und sie wird auf dem Anschlagezettel gewöhnlich als „Taglioni de six ans" angekündigt. In diesem Ballet enfantin geht doch wohl Alles verloren, was man aus einem philanthropischen Gesichtspunkte zur Entschuldigung dieser pariser Kindertheater sagen könnte! Im Privatleben Kinderbälle zu geben, was neuerdings auch in Deutschland sehr in Mode gekommen, mag eher hingehen, obwohl es widerwärtig und dem kindlichen Lebensalter unangemessen genug ist. In einer Zeit, wo es so viel abstracte und hoch-

müthige Moral gibt, daß man selbst einer kräftigen und natürlichen Sinnlichkeit sich schämt, sollte man doch diese Kinderbreisinnlichkeit mindestens ekelhaft finden. Vielleicht habe ich aber auch diese ganze Sache zu ernsthaft genommen.

In diese Kindertheater gehen aber die pariser Mütter und Gouvernanten, meistentheils der Bourgeoisie angehörig, mit ihren Kindern, um ihnen eine Freude zu machen. Wie in Paris Alle Alles haben können, so haben auch die Kinder hier ihre Kinder-Primadonna, ihr Kinder-Ballet, ihr Kinder-Vaudeville und ihre Taglioni von sechs Jahren! —

* * *

— Ich werde kein besonderes Tagebuch mehr führen, und wenn Sie wissen wollen, theuerste ***, was mir in Paris den Monat Mai über an seltsamen Begebenheiten und Gestalten vorgekommen, so lesen Sie die Briefe, die ich an meinen Freund, den deutschen Kleinstädter, während jener Zeit geschrieben und worin ich getreulich Alles niedergelegt habe. Ich werde sie Ihnen nächstens übersenden, und bitte

Sie im Voraus um Entschuldigung, wenn es in diesem Mai von Paris noch stark hagelt und schneit, denn ich habe das Wetter nicht gemacht und es ist jetzt in der ganzen Welt verdorben. God bless you! —

Druckfehler.

S. 99. Z. 8. v. u. lies: Murillos statt Murillo.
S. 209. Z. 10. v. u. lies: Pantheon st. Panthon.
S. 232. Z. 7. v. o. in einigen Exempl. lies: sie st. sich.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Der 3. und 4. Band enthält den in Frankreich mit ungetheiltem Beifalle aufgenommenen Roman:

Reich und Arm

(Preis 2 Rthlr. 8 Gr.) und wird hiermit allen denen, welche eine geistreiche und unterhaltende Lectüre wünschen, dringend empfohlen, da in neuester Zeit nichts Aehnliches erschienen ist.

Der 5. und 6. Band enthält:

Das rothe Haus

2 Bände

von höchst interessantem Inhalte.

Eine Fortsetzung von E. Souvestre's Schriften folgt ehestens, da die günstige Aufnahme unserer Uebersetzung dazu auffordert.

Die typographische Ausstattung kann wohl mit Recht ausgezeichnet genannt werden.

Erinnerungen

aus meinem Leben

in kleinen Bildern

von

Amalie Schoppe, geb. Weise.

2 Bände. 8. geh. 3 Thlr.

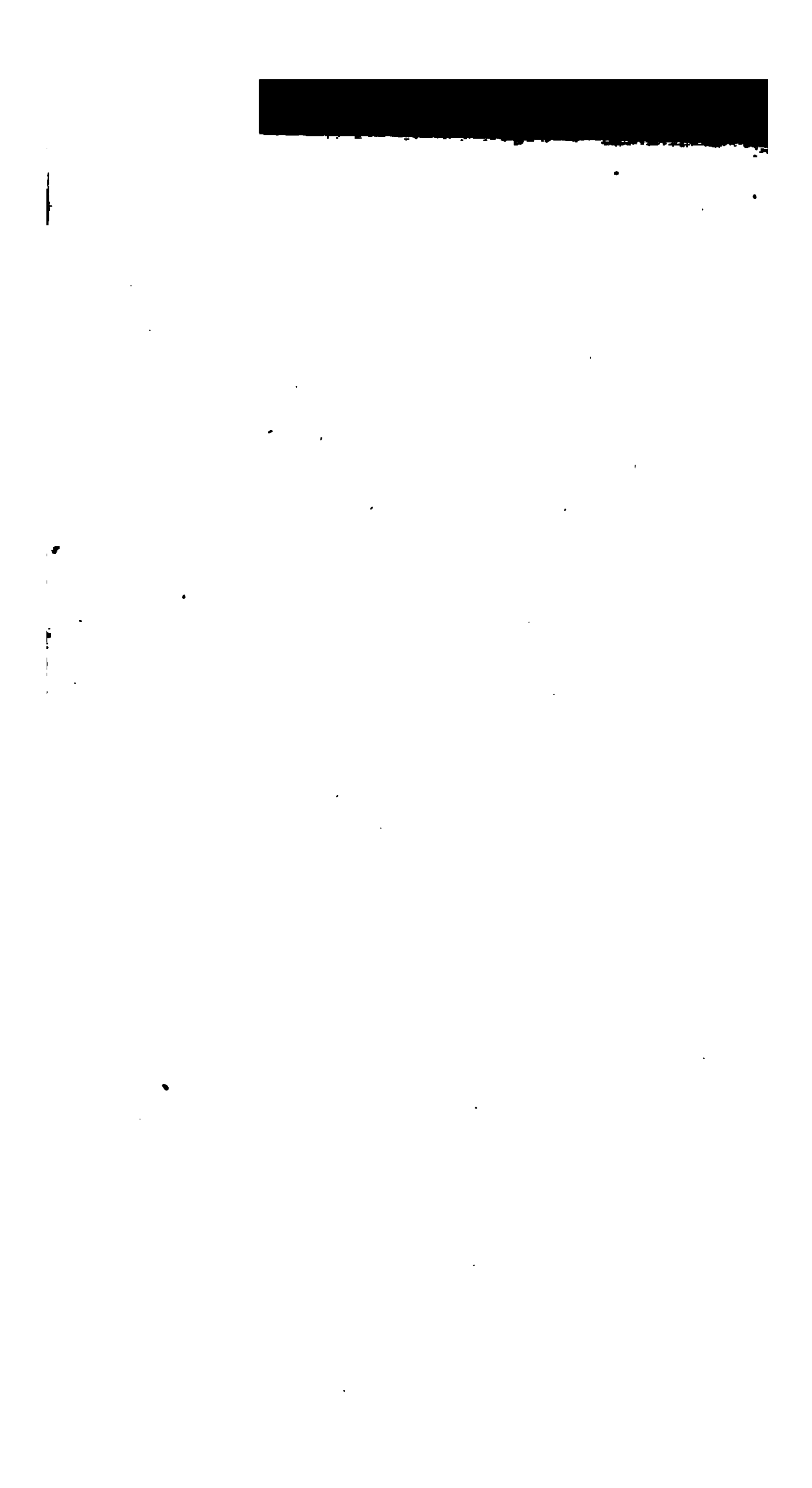
Wer wäre nicht begierig auf die Erinnerungen aus dem Leben einer unserer beliebtesten Schriftstellerinnen? Amalie Schoppe hat durch ihre zahlreichen Schriften sich in allen Theilen Deutschlands Freunde und Verehrer erworben und sie wird der kleinen Zahl talentvoller und geistreicher Schriftstellerinnen zugezählt. Die jetzt erschienenen Erinnerungen verdienen die ganze Aufmerksamkeit des lesenden Publicums; die trefflichsten Schilderungen von Ereignissen und merkwürdigen Charakteren reihen sich an einander, und geben von Neuem ein Zeugniß von der großen Welt- und Seelenkenntniß der Verfasserin. Die gewandte einfach schöne Sprache beurkundet das vortreffliche Talent der Erzählerinn und fesseln den Leser bis zu Ende. Die Ausstattung ist schön zu nennen.

Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Zweiter Band.



Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Band.

I. Deutschland in Frankreich.
II. Meerfahrt.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1838.

müthige Moral gibt, daß man selbst einer kräftigen und natürlichen Sinnlichkeit sich schämt, sollte man doch diese Kinderbreisinnlichkeit mindestens ekelhaft finden. Vielleicht habe ich aber auch diese ganze Sache zu ernsthaft genommen.

In diese Kindertheater gehen aber die pariser Mütter und Gouvernanten, meistentheils der Bourgeoisie angehörig, mit ihren Kindern, um ihnen eine Freude zu machen. Wie in Paris Alle Alles haben können, so haben auch die Kinder hier ihre Kinder-Primadonna, ihr Kinder-Ballet, ihr Kinder-Vaudeville und ihre Taglioni von sechs Jahren! —

* * *

— Ich werde kein besonderes Tagebuch mehr führen, und wenn Sie wissen wollen, theuerste ***, was mir in Paris den Monat Mai über an seltsamen Begebenheiten und Gestalten vorgekommen, so lesen Sie die Briefe, die ich an meinen Freund, den deutschen Kleinstädter, während jener Zeit geschrieben und worin ich getreulich Alles niedergelegt habe. Ich werde sie Ihnen nächstens übersenden, und bitte

Der 3. und 4. Band enthält den in Frankreich mit ungetheiltem Beifalle aufgenommenen Roman:

Reich und Arm

(Preis 2 Rthlr. 8 Gr.) und wird hiermit allen denen, welche eine geistreiche und unterhaltende Lectüre wünschen, dringend empfohlen, da in neuester Zeit nichts Aehnliches erschienen ist.

Der 5. und 6. Band enthält:

Das rothe Haus

2 Bände

von höchst interessantem Inhalte.

Eine Fortsetzung von E. Souvestre's Schriften folgt ehestens, da die günstige Aufnahme unserer Uebersetzung dazu auffordert.

Die typographische Ausstattung kann wohl mit Recht ausgezeichnet genannt werden.

Erinnerungen

aus meinem Leben

in kleinen Bildern

von

Amalie Schoppe, geb. Weise.

2 Bände. 8. geh. 3 Thlr.

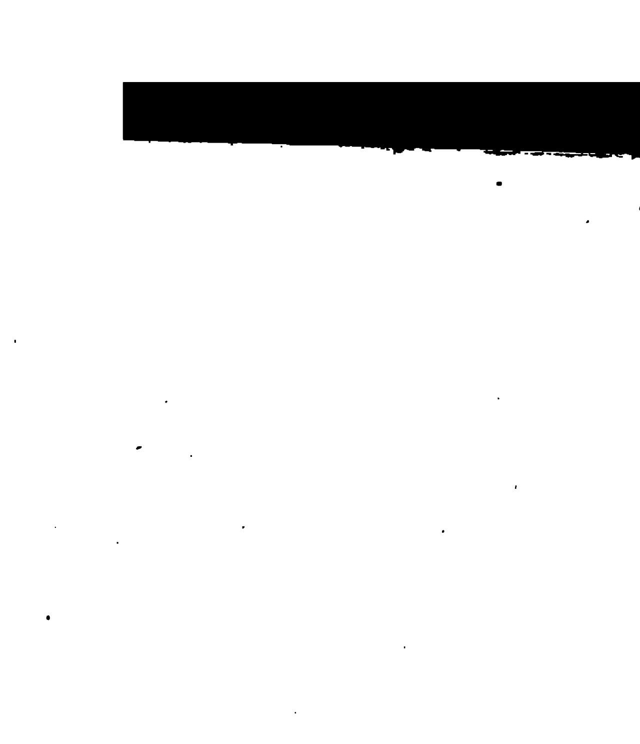
Wer wäre nicht begierig auf die Erinnerungen aus dem Leben einer unserer beliebtesten Schriftstellerinnen? Amalie Schoppe hat durch ihre zahlreichen Schriften sich in allen Theilen Deutschlands Freunde und Verehrer erworben und sie wird der kleinen Zahl talentvoller und geistreicher Schriftstellerinnen zugezählt. Die jetzt erschienenen Erinnerungen verdienen die ganze Aufmerksamkeit des lesenden Publicums; die trefflichsten Schilderungen von Ereignissen und merkwürdigen Charakteren reihen sich an einander, und geben von Neuem ein Zeugniß von der großen Welt- und Seelenkenntniß der Verfasserin. Die gewandte einfach schöne Sprache beurkundet das vortreffliche Talent der Erzählerinn und fesseln den Leser bis zu Ende. Die Ausstattung ist schön zu nennen.

Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Zweiter Band.



Spaziergänge

und

Weltfahrten.

von

Theodor Mundt.

Zweiter Band.

I. Deutschland in Frankreich.
II. Meerfahrt.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1838.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Deutschland in Frankreich.

Briefe an einen deutschen Kleinstädter.

1.

Paris, den 1. Mai 1837.

— Mein trauter Kleinstädter! Es ist recht gut, daß Sie Ihre Absicht noch nicht ausgeführt haben, Ihr Kleinweltwinkel zu verlassen und hieher nach Paris zu kommen. Denn obwohl Frankreich gegenwärtig um Deutschland freit, ich meine nicht etwa eine Literaturhochzeit beider Völker, sondern einen wirklichen Brautgang um Fleisch und Blut, und zwar um eine Prinzessin aus einer kleinen deutschen Stadt — ich möchte sehen wie Sie sich freuen, Kleinstädter! — so ist doch bis auf diesen Augenblick noch nicht Ihre Epoche hier in Paris gekommen. Bisjetzt wehrt sich noch ganz Paris aus Leibeskräften gegen alles Gute und Schöne, das ihm aus einer kleinen deutschen Stadt kommen soll, und Sie können unter einem Volke, das durch seine Galanterie berühmt ist, gegenwärtig in allen Gesellschaften

und Journalen die beleidigendsten Ausfälle gegen unsere deutsche Kleinstädterwirthschaft und gegen kleinstädtische deutsche Liebe hören. Es wäre also jetzt eine schlimme Zeit für Sie und Sie dürften hier in den Salons nicht anders als mit verstopften Ohren erscheinen, wenn Sie nicht die bittersten Sarkasmen gegen Alles, was Sie bei sich zu Hause und hinter Ihrem Ofen lieb haben, vernehmen wollen. Aber warten Sie nur, bis die schöne Prinzessin Helene selbst hier angelangt ist, dann wird sich plötzlich die ganze Scene in Paris verändern, und die Franzosen, die es jetzt mit Ludwigslust so machen, wie vorzeiten die Juden mit Bethlehem, werden aufhören zu fragen: was kann uns Großes kommen aus Ludwigslust? Helene wird kommen, gesehen werden und siegen! —

Sie haben Recht, mein Freund, mit Ihrer Behauptung, daß es Pflicht und Schuldigkeit der Weltgeschichte sei, sich auch einmal in den kleinen Städten niederzulassen, und ich glaube sogar, daß bald eine historische Nothwendigkeit dafür eintreten wird, da es gegenwärtig in den großen Hauptstädten Europa's fast gar keine Geschichte mehr giebt und man dort mit allen Dingen in der Welt beschäftigt ist, nur nicht damit, Geschichte zu machen. Der Zeitgeist geht jetzt als verlorner Sohn der Weltgeschichte umher; wann

wird er wieder zu seiner Mutter zurückkehren und sich an ihren Busen werfen? Aber geben Sie Acht, wenn Sie jetzt des Morgens, mit Ihren Acten unter dem Arm, durch die kleinen, freundlichen, blumenduftigen Straßen Ihres Städtchens gehen, ob Sie nicht vielleicht unversehens der Weltgeschichte begegnen werden? Da die Geschichte offenbar im Begriff ist sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, so wird sie vielleicht Eremit in Pommern oder Dekonomierath in Mecklenburg werden, wie Sie, mein Freund, und Sie können dann Ihren alten Lieblingswunsch erfüllt sehen, daß Sie mit der Geschichte Arm in Arm durch Ihr ochsenäugiges Stadtthor ziehen, ihr alle Merkwürdigkeiten von Kleinweltwinkel zeigen, am friedfertigen Predigerhäuschen mit ihr vorüberwandeln, auf Ihren idyllischen Taubenschlag mit ihr klettern und mit ihr das Provinzialwochenblatt lesen. Im Ernste, ich glaube mit Ihnen, daß auch die kleinen Städte und selbst die Dörfer noch an die Reihe kommen müssen, historisch zu werden, und ist denn nicht vonjeher an kleinen Oertern das Größte geschehen? Christus wurde auf einem Dorfe geboren, und die neue Thronerbin Frankreichs hat das Licht der Welt in Mecklenburg erblickt und verbrachte den größten Theil ihres Lebens in Ludwigslust!

---

lichen Rücksichten erhabene Mutter Natur verliehen, bei weitem. Ich habe einige schöne Tage in Ludwigslust verlebt, mein Freund, und Sie können sich daher denken, wie mitleidig ich die Achseln zucke über die Angriffe der französischen Journale auf unser Ludwigslust. Unser Ludwigslust, mein Theuerster, ist ein reizendes Städtchen, das ich noch in der Erinnerung gern feiere, in dessen stille zierliche Straßen mit den kleinen holländischen Häusern und den symmetrischen Kettenguirlanden vor der Thür ich mich noch oft versetze. Eine gewisse kühle und kleinliche Vornehmheit weht durch die Straßen, es ist wahr, und verräth den Hofflecken, der in den Geographieen gewöhnlich nur als Marktflecken aufgeführt steht. *) Aber Sie müssen in den Schloßpark spazieren und in dessen Alleen sich das herrliche Bildniß der Prinzessin Helene vergegenwärtigen, die hier oft ihren Fuß setzte, dort auf der Terrasse in Rahel's Briefen las und dort am See ein sinniges Gedicht in ihr perlenbesponnenes Portefeuille eintrug. Dieser Schloßpark von Ludwigslust ist die Musenstätte der gebildetsten Fürstentochter Deutschlands, Helenen's hoher und edler

*) Seitdem ist die Residenz von Ludwigslust nach Schwerin verlegt worden.

Geist hat sich da entfaltet und mit allen Musen und Grazien sich besprochen. In Ludwigslust kann man außerdem Alles haben, besonders was eßbare Gegenstände anbetrifft, und wenn man der Gegenwart hier überdrüßig ist, kann man das Alterthum studiren in dem Friderico-Franciseeum, wo eine höchst merkwürdige Sammlung von mecklenburgischen Alterthümern aufgehäuft ist. Auf dem Schlosse ist auch eine Gemälde-Galerie, wo man mit den Bildern sich unterhalten kann, im Fall man zu wenig Menschen in Ludwigslust findet, und wenn Sie schöne Todesgedanken haben wollen, so wallfahrten Sie mit mir nach dem Schweizerhause an das Grab der Herzogin Louise, das von dem Geist anmuthiger Elegieen umschwebt ist. Und in der Nähe finden Sie das Dorf Wöbbelin, da haben Sie schon gleich ein historisches Dorf, wo die Geschichte, als sie Mecklenburg flüchtig anstreifte, dem gefallenen Theodor Körner ein Denkmal gesetzt hat. Was will man denn mehr? —

Sie sehen, auch ich habe Sinn für deutsche Kleinstädte und Dörfer, und ich begreife Ihren Haß gegen die großen Hauptstädte, wie sie heutzutage sind, insofern dieselben auf einem gespannten oder vielmehr abgespannten Fuß mit der Geschichte leben. Die großen Städte sind gegenwärtig nichts Anderes

als die raffinirten und künstlich zurechtgemachten Producte des gesammten Nationalcharakters eines Volkes, das hier den urspünglichen Kern seines Wesens kaum mehr wiedererkennt. Dieser verbirgt und bewegt sich oft noch in seiner Unmittelbarkeit in dem provinziellen Leben, und zuweilen wäre es einer Nationalität allerdings gesund, wenn sie sich noch einmal in ihre eigenen Provinzialelemente zurückbilden könnte, um sich wieder an ihrer Wurzel zu stärken und zu erfrischen. Deutschland verdankt seinen kleinen und mittlern Städten unendlich Vieles, und es wäre längst in sich selber zu Grunde gegangen, wenn Das, was sein Gift ist, diese Kleinstädterei, nicht auch wieder eine Heilkraft in sich trüge, die wenigstens einen Ersatz für die Gesundheit darbietet. Schlägt nicht der deutsche Geist in Blüthe aus an allen Ecken und Enden, soweit nur unser liebes Vaterland reicht, und wird er sich nicht noch auf den kleinsten Puncten, auf die er zurückgedrängt ist, um so mächtiger geltend machen? Die kleinen deutschen Städte sind die elektrischen Verbindungslinien des deutschen Charakters, auf denen er immer in stillen Flämmchen und Feuerzeichen auf- und abwandelt und hier aufblitzt, wenn er dort erloschen. Eine deutsche Bevölkerung wird niemals so leicht zu unterjochen sein, als die eingestaltige fran-

zösische, denn ein Deutscher ist gewohnt, in einer Kammer zu hausen, wenn er aus der Stube herausgeworfen wird, aber in seiner Kammer — nun, was denn? — ja, in seiner Kammer wird er sich alles Mögliche denken! Die kleinen Universitätsstädte in Deutschland haben gerade deshalb, weil sie kleine Städte sind, eine so große geschichtliche Bedeutsamkeit, und können mit ihrem Sonnensystem Intelligenz, in eine unabhängige Diogenestonne gesperrt, noch immer größere erwerben. Manche kluge Franzosen haben in letzter Zeit ebenfalls angefangen, mit der Provinz sich zu beschäftigen und diesem Aschenbrödel von Frankreich zu einer Ebenbürtigkeit mit ihrer stolzen Schwester Paris zu verhelfen. Staatsmänner, wie Guizot, haben an der Decentralisation von Frankreich gearbeitet, um der Spinne Politik, die Alles aussaugt, das Netz zu zerreißen, denn man kann, glaube ich, die Bestrebungen Guizot's zur Pacification des Landes nicht besser charakterisiren, als wenn man sie antipolitische nennt. Diese Bemühung, die Provinz zu einem wesentlicheren Element in der Geschichte von Frankreich zu machen, ist jedoch als eine Abstraction stehen geblieben, und hat weder in Paris noch in der Provinz selbst einen nachhaltigen Anklang gefunden. Die Provinz schnappt nach wie vor nach Paris, wie

die Mücke nach dem Licht, und Paris dreht sich in einem diabolischen Selbstbewußtsein um seine eigene Axe. Der Journalist Fonfrède ist seit einer Reihe von Jahren fast die einzige Celebrität der Provinz gewesen und auch er begab sich endlich nach Paris, um seinen Ruf zu einem hauptstädtischen zu machen.

So wenig aber die Franzosen begreifen mögen, daß in Valenciennes auch nur ein erträglicher Romanschreiber leben könne, ebenso wenig mögen sie sich noch immer dazu verstehen, große Hoffnungen auf Das zu setzen, was ihnen jetzt aus Ludwigslust kommen soll, und man gebärdet sich dabei allgemein so seltsam, wie ich es in meinem Leben noch nicht mitangesehn. Die Notabilitäten des alten Adels im Faubourg St. Germain beweisen sich sehr ungebärdig und namentlich haben es die Herzogin von Broglie und die Prinzessin von Tremouille ausgeschlagen, die Stellen einer Ehrendame bei der künftigen Königin von Frankreich anzunehmen. Jetzt hat sich die Mareschallin von Lobau, ein Name von neuer Celebrität, zu diesem Ehrenposten verstanden, und sie wird nun zu Denen gehören, welche der Prinzessin Helene bis an die Gränze entgegenreisen sollen. Noch schlimmer zeigt sich in ihrem großartigen Bettelstolz die Gazette de France, die freilich

zösische, denn ein Deutscher ist gewohnt, in einer Kammer zu hausen, wenn er aus der Stube herausgeworfen wird, aber in seiner Kammer — nun, was denn? — ja, in seiner Kammer wird er sich alles Mögliche denken! Die kleinen Universitätsstädte in Deutschland haben gerade deshalb, weil sie kleine Städte sind, eine so große geschichtliche Bedeutsamkeit, und können mit ihrem Sonnensystem Intelligenz, in eine unabhängige Diogenestonne gesperrt, noch immer größere erwerben. Manche kluge Franzosen haben in letzter Zeit ebenfalls angefangen, mit der Provinz sich zu beschäftigen und diesem Aschenbrödel von Frankreich zu einer Ebenbürtigkeit mit ihrer stolzen Schwester Paris zu verhelfen. Staatsmänner, wie Guizot, haben an der Decentralisation von Frankreich gearbeitet, um der Spinne Politik, die Alles aussaugt, das Netz zu zerreißen, denn man kann, glaube ich, die Bestrebungen Guizot's zur Pacification des Landes nicht besser charakterisiren, als wenn man sie antipolitische nennt. Diese Bemühung, die Provinz zu einem wesentlicheren Element in der Geschichte von Frankreich zu machen, ist jedoch als eine Abstraction stehen geblieben, und hat weder in Paris noch in der Provinz selbst einen nachhaltigen Anklang gefunden. Die Provinz schnappt nach wie vor nach Paris, wie

die Mücke nach dem Licht, und Paris dreht sich in einem diabolischen Selbstbewußtsein um seine eigene Axe. Der Journalist Fonfrède ist seit einer Reihe von Jahren fast die einzige Celebrität der Provinz gewesen und auch er begab sich endlich nach Paris, um seinen Ruf zu einem hauptstädtischen zu machen.

So wenig aber die Franzosen begreifen mögen, daß in Valenciennes auch nur ein erträglicher Romanschreiber leben könne, ebenso wenig mögen sie sich noch immer dazu verstehen, große Hoffnungen auf Das zu setzen, was ihnen jetzt aus Ludwigslust kommen soll, und man gebärdet sich dabei allgemein so seltsam, wie ich es in meinem Leben noch nicht mitangesehn. Die Notabilitäten des alten Adels im Faubourg St. Germain beweisen sich sehr ungebärdig und namentlich haben es die Herzogin von Broglie und die Prinzessin von Tremouille ausgeschlagen, die Stellen einer Ehrendame bei der künftigen Königin von Frankreich anzunehmen. Jetzt hat sich die Mareschallin von Lobau, ein Name von neuer Celebrität, zu diesem Ehrenposten verstanden, und sie wird nun zu Denen gehören, welche der Prinzessin Helene bis an die Gränze entgegenreisen sollen. Noch schlimmer zeigt sich in ihrem großartigen Bettelstolz die Gazette de France, die freilich

bei dieser Gelegenheit beweisen muß, daß sie der Ehrenwächter Frankreichs ist, der für den Ruhm der Dynastie und der alten Ahnen ficht, und während das Journal des Débats der Braut des Herzogs von Orleans die Bezeichnung „Königliche Hoheit" giebt, nennt die erbitterte Gazette sie schlechtweg nur das Fräulein von Schwerin (**Mademoiselle de Schwerin**). Wenn sich aber das allgemeinere öffentliche Urtheil noch etwas verstimmt zeigt bei diesen bräutlichen Wirren der Juliregierung, so hat Louis-Philipp selber durch das Apanagegesetz für seine Söhne den größten Anstoß dazu gegeben. Die Verhandlungen darüber in der Kammer und in den Journalen haben dem Bürgerkönig selbst außerordentlich in den Augen der Bevölkerung geschadet; denn besonders dem gemeinen Franzosen ist Geiz ungemein verhaßt und Uneigennützigkeit gilt ihm als die erste königliche Tugend. Man hebt hier überall den großen Reichthum Louis-Philipp's hervor und verargt es ihm, daß ein so reicher Mann so Viel für die Aussteuer seiner Söhne gefordert. In diese schlimme Krise sind nun auch die Unterhandlungen über den Brautschatz der Prinzessin Helene hineingezogen worden. Das Apanagegesetz für den Herzog von Orleans wurde indeß, wie bekannt, glücklich in der Kammer votirt, und das Charivari hat ausgerechnet,

daß, wenn die 3 Millionen, welche das Land bei Gelegenheit dieser Heirath zahlen müsse, in Fünffrankstücken auseinandergelegt würden, man damit das ganze Großherzogthum „Mechant-Bourg-Serin“ zehnmal würde pflastern können. Alle diese schnöden Stimmen werden schweigen und einer allgemeinen Begeisterung Raum geben, wenn nur erst das junge Ludwigslust sich in Frankreich befindet und Helene Französin geworden ist. Dann aber wird bei Ihnen in Mecklenburg der Schloßgärtner von Ludwigslust, der aus alter Anhänglichkeit noch den Namen Helene auf einem Blumenbeet pflanzt, mit langer Nase abziehen müssen, als wäre er ein Hochverräther.

Neulich war ich in einer Soirée bei Herrn Thiers, wo fast den ganzen Abend nur von der schönen Prinzessin Helene die Rede war und Jeder fragt mich, ob sie denn auch wirklich schön sei, sodaß ich mir durch meine Erzählungen gegenwärtig eine große Wichtigkeit in den pariser Salons erwerben könnte, — denken Sie sich, Kleinstädter! Manche sind der Meinung, Helene sei rothhaarig, Andere haben gehört, sie hinke, und ein dritter Franzose behauptet mir gerade ins Gesicht, sie habe einen unförmlich gestalteten Vorderzahn im Munde. Stellen Sie sich vor, mein Herzensfreund, mit welchen Schwierigkeiten ich hier als Deutscher zu kämpfen

habe, um die tadellose Liebenswürdigkeit einer deutschen Prinzessin zu verfechten. Indeß ist man der neuen Thronerbin in dem Zirkel des Herrn Thiers im Ganzen sehr günstig, während man dagegen in den Soiréen des Faubourg St. Germain auf jede Weise seine Abneigung gegen diese **petite et protestante princesse** ausmalt. Thiers ist auch gewissermaßen der diplomatische Altarzeuge dieser Heirath gewesen, da noch unter seinem Ministerium die Unterhandlungen darüber zwischen Frankreich und dem König von Preußen, der diese Angelegenheit mit besonderer Vorliebe betrieben, angeknüpft wurden. An der Kaminseite neben Madame Thiers saß Herr Victor Cousin, der mir in den Salons immer eine komische Erscheinung ist, indem seine sonst etwas bärenhafte Gestaltung in den seidenen Strümpfen und Schuhen, durch die er sich gesellschaftlich fashionable macht, gar zu wunderlich dahingleitet. Herr Cousin behauptete in dieser Soirée, es werde wenigstens hinsichtlich der Etiquette immer fühlbar werden und als Verlegenheit erscheinen, daß die Prinzessin protestantisch sei. Auch dies wollte Thiers, der mit seinen Händen in den Seitentaschen unerschütterlich jedem Argument gegenübersteht, nicht gelten lassen, und meinte, dieser Anstoß werde bald so spurlos verschwinden, daß es nach wenigen Mo-

naten Niemanden in Frankreich mehr einfallen würde, an den protestantischen Glauben der Prinzessin zu denken. Und er kann Recht haben, denn Thiers, dieser personificirte Zeitteufel, hat in vielen Stücken Recht, und vielleicht selbst da, wo er nicht recht thut. Ich werde Ihnen später noch Mehreres über Thiers schreiben, in dem ich den Charakter der ganzen französischen Politik, diese ganze dialektische Koboldsphilosophie, in einem so frappanten Spiegelbild ausgedrückt finde, wie bei keinem andern Franzosen, seinen Lehrer und Meister Talleyrand natürlich ausgenommen, diesen alten Hexenmeister der Politik, welcher der ewige Jude von Frankreich zu sein scheint. Kommt es Ihnen aber nicht spaßhaft vor, daß die Franzosen, die nämlichen, welche die Aufhebung der Staatsreligion feierlich erklärt haben, sich jetzt so viel Sorgen über den protestantischen Glauben einer Prinzessin machen? —

Ich sah die künftige Erbin des Throns der Franzosen vor einigen Jahren sehr häufig in einer kleinen deutschen Stadt, wo sie Botanik und Philosophie studirte, schöne Spaziergänge über die Berge machte, Gespräche über die neueste Literatur liebte, zur Abwechselung einem Maler zu ihrem Bilde saß, das leider ziemlich mittelmäßig ausfiel, und sich bei Gelegenheit auch einen jungen deutschen Literaten vor-

stellen ließ, der sich gerade dort aufhielt. Diese kleine Stadt war eine kleine deutsche Universitätsstadt, das bergumkränzte **Jena**, das sich mit seinem unscheinbaren und dürftigen Häuserhaufen an den malerischen Ufern der Saale hingelagert hat und ein herrliches, trauliches, gemüthvolles und geistig bewegtes Leben hinter grauen Mauern verbirgt. Es war damals in Jena allgemein Mode geworden unter den Frauen, Botanik zu studiren, und man konnte keiner Jenenserin auf der Straße begegnen, die nicht irgend eine Pflanze in der Hand getragen oder tiefsinnig vor sich hin gebückt einen lateinischen Namen auf den Lippen bewegt hätte. Ich muß annehmen, daß mich das Schicksal zum künftigen Geschichtschreiber dieser wichtigen Begebenheiten auserwählt, indem es mich als Augenzeugen daran theilhaben ließ, und schon damals mußte ich mir sagen, daß diese Prinzessin, die selbst deutsche Professorenköpfe und jenensische Mädchen in eine aufregende Begeisterung versetzte, noch zu großen Dingen in der Welt berufen sein würde! Und sie zählte damals erst neunzehn Jahre! Es war aber zu dieser Zeit noch um zwei Verse von **Goethe** eine große Bewegung in allen Köpfen und Gemüthern von Jena entstanden, und was nur dort zur guten Gesellschaft gehörte, war einige Tage lang außer sich. Es giebt nämlich in Jena einen recht

anmuthigen Garten, welcher der Prinzessinnengarten heißt, in dem sich ein kleines Monument mit einer Inschrift befindet, die von Goethe ist und auch sogleich an seinen Geist wie an seine Manier unverkennbar erinnert.

„Zierlich denken, süß erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern.“ —

Diesen auf den ersten Anblick vielleicht etwas hieroglyphischen Versen begegnete damals Helene auf einem Spaziergang durch den Prinzessinnengarten und griff sie in ihrer sinnig lebhaften Weise sogleich für das Gespräch und für die anmuthig grübelnde Dialektik auf. Diese goethe'schen Zeilen hatten bisher hinter den dunkeln Gartengebüschen so gut wie geschlummert und in ganz Jena war Niemand gewesen, der diese träumenden Kinder der Weisheit aus ihrem Versteck hervorgezogen hätte. Nun ging es plötzlich an ein Deuten, Auslegen, Streiten, Zweifeln und Verzweifeln darüber, denn es gab unversehens einige Freigeister, die auf die schreckliche Idee kamen, daß jene Verse baarer Unsinn wären. Und doch ging das wieder nicht, denn sie waren ja von Goethe und man befand sich noch dazu hier auf großherzoglich weimarischem Gebiet. Jemehr man über dies zierliche Denken nachzudenken anfing, um so heilloser verwickelten sich Herren sowohl wie Da-

men in ihrem nichts weniger als zierlich ausfallenden Denken, und man begriff den Spruch nicht, weil man die Sache selbst, das Leben im tiefsten Innern, nicht begriff. Aber die Prinzessin Helene begriff und erklärte ihn, und wenn man sie reden hörte, verstand man was zierlich Denken heißt, man sah in ihren eigenen Augen, was süß erinnern ist, und man fühlte das Leben in seinem tiefsten Innern. Der alte Goethe wird doch noch auf großherzoglich weimarischem Gebiet verstanden werden können! —

Sie irren sich aber sehr, Kleinstädter, wenn Sie glauben, daß die Prinzessin Helene, die Braut des Herzogs von Orleans, eine Kleinstädterin ist! Sie besitzt vielmehr, trotz Jena und Ludwigslust, die großweltlichste Bildung, sie hat einen umfassenden Weltsinn, und ist zum Herrschen über große Verhältnisse geboren. Ihr schlanker und königlicher Wuchs drückt etwas Stolzes aus, aber es ist der Stolz einer edeln und alles Gemeine besiegenden Seele. Sie hat blaue Augen, dunkelblondes Haar und ein anmuthiges Profil, die Franzosen mögen sagen, was sie wollen! Sie spricht das Französische vortrefflich und dies stellt ihr in einem Lande, wo die Sprache Alles ist, schon von vorn herein ein günstiges Horoscop, und wenn noch die leiseste Spur von einem deutschen Accent hörbar sein sollte, wofür

der Franzose ein so scharfes und unerbittliches Ohr hat, so wird vielleicht durch sie dieser deutsche Accent in Paris mehr zu Ehren kommen, als es bisher der Fall gewesen. Sie wird bei ihrem hiesigen Erscheinen gewiß vielfach mit ihren sinnreichen Einfällen debutiren, die sie immer mit einer gewissen piquanten Absichtlichkeit heraussagt, und wovon dann die Zeitungen voll sein werden. Nur über ihren Einfluß auf die Anerkennung deutscher Literatur in Frankreich muß man die Achsel zucken, wenn man manchen armen Teufel von Deutschen, der hier für 30 Sous die Sprache Thuiskon's an die Gallier verkauft, darüber in schönen Phrasen ausbrechen hört. Sie wissen, daß ich die deutsche Literatur in Frankreich für ein fabelhaftes Geschöpf halte, das gar nicht existirt und von dessen Leben nur wir Deutsche selbst in unserm lächerlichen Schnappen nach dem Auslande einen so großen Lärm erhoben haben. Wenn Sie hieher kommen, so werden Sie sich überzeugen, daß die deutsche Literatur hier nur die zweideutigsten Lebenszeichen von sich giebt und daß sie noch keineswegs Mode geworden, weil in der guten Gesellschaft auch nicht die geringste Sympathie für sie vorhanden ist. Die englische Sprache und Literatur gehört hier gegenwärtig zum guten Ton, aber die deutsche wird es schwerlich jemals dahin bringen, in Paris fashio-

nable zu werden, ebenso wenig als die hier lebenden Deutschen selbst. Die Prinzessin Helene wird daher auch nichts Eifrigeres hier zu thun haben, als ganz und gar Französin zu werden, und wenn ihr der deutsche Vetter Michel in Paris begegnet, wird sie zu ihm sagen: **Monsieur, parlons bas! — Pauvre garçon, que je te plains!**

— Ich will Ihnen zum Schluß noch etwas über Victor Cousin schreiben, da wir hier einmal auf die Vermählungspräliminarien zwischen Frankreich und Deutschland zu reden gekommen, und Cousin ein alter Ehestandscandidat der deutschen Wissenschaft ist. Dieser unglückliche Liebhaber haust in der finstern Sorbonne und ich fand ihn in einem kleinen Kabinet sitzen, das täuschend einem Käfig glich, worin man zum Spaß eine Nachteule gefangen hält: ein passendes Bild der Weisheit, um die es sich Cousin in seiner Philosophie so ernstlich hat angelegen sein lassen. Er ist eine dunkle und hagere Gestalt, und nahm mich für seine Weise wohlwollend genug auf, aber er hat eine seltsame Art das Französische mit den ihn besuchenden Deutschen zu sprechen. Um dem schwerfälligen Ohr des Ausländers sehr deutlich zu werden, bemüht er sich gewaltig zu schreien und zu gleicher Zeit feierlich, langsam und gemessen zu reden, so daß man mit einem grollenden

Donnerwetter, das in eine Schlafmütze einschlägt, zu thun zu haben glaubt. Durch diese Manier, mit Deutschen zu reden, zeigt dann Herr Cousin, daß er selbst in Deutschland gewesen und das deutsche Naturell zu behandeln versteht. Er erkundigte sich bei mir lebhaft nach der berliner Universität, und nach den Schicksalen der hegel'schen Philosophenschule, auf die er gegenwärtig sehr ergrimmt zu sein scheint, weil sein eigener Eklekticismus, oder vielmehr die Brosamen, die er in Berlin von den Tischen der Reichen gesammelt und wovon er in Frankreich eine ganz neue Pastete der Philosophie gebakken, von den Berlinern nicht anders als verhöhnt worden. Cousin hatte auch schon von der neuen pietistischen Nüance der hegel'schen Philosophie gehört, konnte aber unmöglich den Namen Göschel über seine Zunge bringen, den auszusprechen er mehrmals ansetzte, immer wieder stolperte und endlich, alle seine Germanomanie bei Seite lassend, von dem unmöglichen Beginnen abstand. **C'est Mr. Göschel**, fiel ich endlich ein, **qui a tâché de reconcilier le hegelianisme avec la bible et la tradition. — Qu'est-ce que cela signifie, Mr. le Docteur?** fragte mich Victor Cousin, denn er beweist seine Kenntniß von Deutschland auch darin, daß er beim Titel nennt, was einem andern Franzosen, der nicht

in Deutschland gewesen und nicht deutschgelehrt ist, natürlich nicht einfallen kann. — **Cela signifie quelque chose de triste et bien ridicule, Monsieur Cousin!** antwortete ich ihm schlechtweg, denn mir fiel in der Geschwindigkeit nicht gleich sein Titel bei. — **Oui, oui, Monsieur Cousin,** fuhr ich fort, **on s'occupe vraiment de telles absurdités en Allemagne!** — Aber Cousin wollte das ganze Unternehmen der göschel'schen Speculation nicht recht begreifen, und schüttelte den Kopf auf eine Weise dazu, daß mir dadurch klar wurde, der eigentliche Mittelpunct des deutschen Philosophirens sei ihm fremd geblieben, denn nur wer den Sinn verstanden hat, kann auch den Unsinn fassen. Ich erzählte ihm darauf von dem Buche des Professors Gans: „Rückblicke auf Personen und Zustände," welches beweise, wie heimisch die Deutschen in neuester Zeit in Paris geworden und wie sie mit einer glänzenden Leichtigkeit, die von den Franzosen als ebenbürtig anerkannt zu werden verdiene, ihre Ansichten von Frankreich hinstellten. Victor Cousin aber meinte, daß Herr Gans Paris noch lange nicht kenne, das gehe nicht so schnell und lasse sich nicht auf einigen Promenaden durch die Salons und über die Boulevards erwerben. —

Da haben Sie auch noch meinen Besuch bei

Cousin, von dem es mir leid thut, daß er etwas ironisch ausgefallen zu sein scheint, weil es schon gar zu häufig vorgekommen, daß man sich über diesen Mann lustig gemacht. Ich muß jetzt nach den Tuilerieen und den Champs-Elisées eilen, denn heut ist der Namenstag Louis-Philipp's, man bereitet große Festlichkeiten und fürchtet Unruhen. Ein unendliches Getümmel wogt und drängt über die Straßen. Ich werde Ihnen morgen schreiben, was es gegeben hat. —

2.

Paris, den 2. Mai 1837.

— Werden Sie es glauben? Während noch vor wenigen Stunden und Tagen aller Anschein der öffentlichen Meinung gegen Louis-Philipp gekehrt war, hat er durch einen einzigen Tag, durch seinen gestrigen Namenstag, unerwartet wieder an neuer Sympathie gewonnen bei den Franzosen. Und wissen Sie wodurch? Weil an seinem Namenstage schönes Wetter war. Es war gestern in der That der erste wahrhaft schöne Lenztag in diesem kalten regnerischen Frühjahr, von welchem alle Welt nicht weniger hat ausstehen müssen als von den langweiligen Nebelgespenstern der gegenwärtigen Tagespolitik. Fast einen ganzen Monat hintereinander hat es hier in Paris geregnet, auch heut macht der Himmel schon wieder ein trauriges Aschermittwochsgesicht, aber gestern, am Tage des Bürger-

königs, spannte er sich lächelnd und ätherklar mit einer wahren Maisonne über die pariser Bevölkerung aus. Schon am frühen Morgen blitzte die Sonne mit siegerischem Stolz aus den Wolken hervor und verbreitete eine ungewöhnliche Wärme, wie wir sie seit lange hier nicht empfanden. Ich fühlte mich wohl, segnete den Tag Louis-Philipp's, bestellte den Garçon ab, der mir eine neue Lieferung Holz zum Einheizen bringen wollte, und als ich in den Tuilerieen anlangte, sah ich, daß an diesem einen Tage die Bäume merklich ein dichteres und volleres Grün angesetzt hatten. Das Volk war schon von Mittag an in ungeheuerer Masse auf den Beinen, und strömte die Quais entlang durch den Tuilerieengarten in die Champs-Elisées hinein, wo es Tanzorchester gab, Kletterstangen mit ausgesetzten Preisen, zwei Pantomimentheater mit Militairgefechten, Türkenkriegen, Wildentänzen und sonstigen Kämpfen aus der neueren Geschichte, in denen aber die Franzosen jederzeit Sieger blieben; dann Gaukler, wilde Männer und Frauen, Herkulesse, Künstler, Boutiquen und Gelage aller Art.

Wäre wieder schlechtes Wetter gewesen, so hätten die Franzosen, die alles Unangenehme jedesmal dem König und dem Ministerium aufbürden, es ohne Zweifel dem Louis-Philipp in die Schuhe ge-

schoben und so gethan, als sei seine Regierung Schuld daran; in diesem Betracht ist das französische Volk wie die Kinder und wird es bleiben. Nun aber, da der Sonnenschein selbst so glänzend das Fest verherrlichte, der Sonnenschein, für den die Franzosen so empfänglich sind, mußte davon auch auf Louis-Philipp ein Wiederstrahl zurückfallen, er mußte in diesem günstigen Lichte seines Namenstages einigermaßen wieder an Popularität gewinnen. In einem Lande wie Frankreich kommt Alles auf die Beleuchtung und die Perspective an, und eine ganze Lebensrichtung kann hier durch ein Sonnenstäubchen mehr oder weniger in ihr Gegentheil umgeschlagen erscheinen.

Die Sonne sah auch wirklich so heiter drein, daß man sich nicht erwehren konnte, auf gute, versöhnliche und himmelblaue Gedanken zu kommen, was mir, wie Sie wissen, häufig bei ihrem Schein begegnet, und wann sie untergegangen ist, wird man wieder melancholisch. Ich wundere mich freilich auch oft über den unbegreiflichen Leichtsinn der Sonne, daß sie manchen Tag mit so lustigen Strahlen aufgehen kann und über dies graue Gewühl und Zeitgetümmel, das andern Leuten so viel Herzweh verursacht, einen spielenden und tändelnden Schimmer ausbreitet, als sei Alles gut! So ging auch am

Louis-Philipp's-Tage die Sonne auf, als sei Alles gut, trotzdem, daß in der Mehrzahl der pariser Journale geschrieben stand, es sei Alles schlecht. Und nachdem die Sonne wieder untergegangen war, gab es im großen Carré des Tuilerieengartens ein Concert, und als ich Louis-Philipp, von seinen Hofleuten und Generälen umgeben, oben auf dem Balcon stehen sah, auf den er dankend hinausgetreten war, glaubte ich meinen Ohren kaum zu trauen, da ich unten, einige Schritte von mir, von dem aufgestellten Orchester wirklich die Marseillaise spielen hörte! Ja, liebster Kleinstädter, die Marseillaise, die sich Louis-Philipp an seinem Ehrentage vorspielen ließ, und welche man ohne seine ausdrückliche Bestellung gewiß nicht aufgeführt hätte! Diese sonst ins Blut stechende Melodie ging aber diesmal ganz eindruckslos vorüber und fand unter den versammelten Volkshaufen auch nicht den geringsten Anklang, sowie man vor einem alten Heiligenbilde keine Anbetung mehr fühlt, das ein Wucherer zum Verkauf ausstellt, während man es nur damals anbetete, als es noch in seiner geweihten Nische die ihm naturgemäße Stelle behauptete. Der Anblick des Tuilerieengartens aber, der inzwischen malerisch erleuchtet worden, gewährte ein wahrhaft erhabenes Schauspiel, und nachdem die Marseillaise fertig war, wen-

dete sich das Volk wie mechanisch zu den Feuerwerken, deren zwei an diesem Abend abgebrannt werden sollten. Das eine war auf dem Quai d'Orsay bestellt und das andere fand an der Barrière du Trône statt, wo man der dort wohnenden unruhigen und aufgeregten Bevölkerung, namentlich aber dem jetzt gänzlich verarmten Stadtviertel des Faubourg St. Antoine, ein besonderes Vergnügen bereitet hatte, um es dadurch abzuleiten und von den Tuilerieen zurückzuhalten. Ich sah das Feuerwerk am Quai d'Orsay, die bald in Nacht, bald in Gluth getauchte Seine, die in heller Lohe aufgehende Landschaft, das brennende Hotel der Invaliden, die mit Feuer übergossene leuchtende Deputirtenkammer und das Tuilerieenschloß, das hinten im Wiederschein aller dieser tausend Raketen, Schwärmer und Feuerräder flammte; und dann folgte ich wieder der wogenden Menge, die von neuem in die elysäischen Felder zurückströmte und in den feenhaften Lichterreihen sich hintummelte bis zum Arc de Triomphe, der sich wie ein majestätisches Nachtbild mit Napoleon's Großthaten dagegen abzeichnete. Alles ging ruhig den ganzen Tag bis in die späte Nacht, nirgends äußerte sich auch nur ein zweideutiger Laut unter den Volksmassen, nicht einmal ein heftiges Gedränge entstand irgendwo, man konnte mitten im Tumult über Louis-

Philipp und die Juliregierung nachdenken, ohne dabei weder von der Linken noch von der Rechten Rippenstöße zu bekommen.

Was hilft aber alles Nachdenken über Louis-Philipp und die Juliregierung? Die größten Weisen unserer Zeiten müssen über dies Thema zu Schanden werden, denn es ist ein Chamäleon, dessen Farbe und Bedeutung man nie erkennen kann! Louis-Philipp selbst ist der einzige Mann in Frankreich, der aus der Julirevolution klug geworden zu sein scheint, er allein weiß genau was er will, und das ist vielleicht der Grund, weshalb es die Uebrigen nicht wissen. Das ganze dialektische Gespinnst der neuesten Geschichte ist in Louis-Philipp zur Person geworden, und darum schlägt unter dieser Regierung jedes Ding, jede Meinung, jedes Ereigniß in sein Gegentheil um. Der König versteht sogar aus Unglück Glück zu machen und aus Mordattentaten sich ein neues Leben zu bereiten. Durch die rührende Begnadigung des Königsmörders Meunier hat er letzthin sogar in das sentimentale Genre hinübergespielt. Meunier war nur ein armseliger Dilettant, und in seinen Antworten und Aeußerungen, die er vor dem Pairshofe abgab, benahm er sich wie ein Schulknabe, der kein Talent hat. Die Franzosen hatten ihn schon vor Beginn seines langweiligen

Processes durch ein Bonmot beseitigt, welches hier immer die wirksamste Hinrichtung ist. Man sagte nämlich, daß derjenige zu bedauern sei, der auf Meunier folgen würde, weil er bei der Hinrichtung auf demselben Blutgerüste die Gefahr einer Ansteckung liefe; denn Meunier litt an Aussatz und Epilepsie. Louis-Philipp aber, um seinen künftigen Mörder nicht zum Voraus abzuschrecken, hat diese Ansteckung zu verhüten gesucht, indem er den Meunier zur Deportation begnadigte: das Klügste, was er wohl überhaupt thun konnte, da sich diese Attentate so volksthümlich ausbeuten ließen. Unsere Geschichtsperiode ist die Periode der welthistorischen Burleske. Was sonst Tragödie war unter den Völkern und tragisch nachwirkte im Herzen des ganzen Universums, das nimmt heutzutage so leicht einen niedrigkomischen Charakter an und zerfließt in das Possirliche. In den Geschichten aller Völker erscheint der Königsmörder als eine hochtragische Gestalt, den Eumeniden ist sein entsetzliches Haupt verfallen und die Erde selbst scheint unter seinen Gespenstertritten zu weichen. Im Volksbewußtsein lebte eine unheimliche Scheu vor dem Königsmörder und man wandte sich vor ihm zurück, um von den Flüchen des Schicksals, die ihn umwehten, nicht berührt zu werden. Trägt schon jeder gewöhnliche Mörder das Kains-

zeichen an seiner Stirn, so schien doch der Himmel dem Königsmörder noch einen besonderen Stempel des Vorwurfs aufgedrückt zu haben, vor dem das ganze Menschengeschlecht erschrak. Unter Louis-Philipp aber hat diese fluchbeladene Figur der Geschichte zum Theil einen wahrhaft burlesken Anstrich bekommen, das pariser Volk macht Witze und Bonmots, die Journale Carikaturen dazu, und man spricht hier von einem neuen Königsmörder wie von einem neuen Schauspieler oder Sänger, der entweder Furore oder Fiasco macht. Die große Menge dieser Personen in der letzten Zeit hat ihr Handwerk so sehr heruntergebracht, und durch die schönerwähnte Dialektik der Louis-Philipp's-Periode ist der alte Fluch des Königsmörders jetzt in den entgegengesetzten umgeschlagen, daß dabei gar keine geschichtliche oder sonst eine Bedeutung mehr herauskommt, wenn ein solcher Attentatmacher auf die Bühne tritt. Hat er eine angemessene Persönlichkeit oder andere Talente und Eigenschaften, die ihn über das Gewöhnliche hinausheben, so gewährt sein Prozeß und sein Tod wenigstens ein theatralisches Schauspiel und ein Königsmörder kann es jetzt, wenn auch nicht mehr zum tragischen Entsetzen, doch dahin bringen, daß er als Galanteriesache verarbeitet und auf modischen Schnupftabaksdosen abgebildet wird; und es

fehlte bloß noch, Fieschi's Bild von den pariser Damen als Regardez-Moi getragen zu sehn. Ist aber ein solcher Regicide talentlos, unbedeutend und armselig, wie Meunier, so bleiben die Tribunen des Pairshofes leer, und man giebt sich nicht einmal mehr die Mühe, ihn zu tödten, sondern er wird zur Strafe, daß er in das Königsmörderhandwerk hineingepfuscht hat, begnadigt. Hier tritt das Burleske in dem vergeblichen Bemühen, es zur Tragik oder auch nur zu einem Henkertod zu bringen, vielleicht am grellsten hervor. Und doch umschwebt noch heut den schönsten und prächtigsten Platz von Paris das Gedächtniß eines Königsmordes, welcher der grausamste Act der neuern Geschichte und der Culminationspunct der modernen Geschichtstragödie ist: eines Königsmordes, dessen Erinnerungen noch zuweilen umgehn in dem verhängnißvollen Getümmel der Stadt und aus der Vergangenheit schwarze Schatten zurückwerfen auf ein ganzes Volk. Ich wüßte keinen Platz in der Welt, von dem man eine schönere Aussicht genösse, wenn man ihn von der Höhe eines Blutgerüstes übersieht, als den Platz Ludwig's XV., welches eigentlich der Platz Ludwig's XVI. ist, denn hier fiel das Haupt dieses Königs, der hingerichtet wurde, nicht um seine Verbrechen, sondern weil er ein König war, und der, das Opferlamm der Revo-

lution, die Sünden der ganzen französischen Geschichte auf seine Schulter nehmen mußte, um damit in den Tod zu gehn. Die Franzosen haben diesen Platz später umgetauft und nennen ihn Place de la Concorde, um an gar keinen Ludwig mehr an dieser Stätte zu erinnern, aber wenn man in der Mitte dieses großartigen und zugleich zierlich umgränzten Raumes steht, wenn man die Augen bald zu den elysäischen Feldern hinüberschweifen läßt und dort auf der Straße von Neuilly die stattlichen Wagen und Reiter in ihrem Lauf verfolgt, bald wieder mit seinen Blicken nachdenklich auf der Säulenhalle der Deputirtenkammer ruht, die ihr erhabenes Portal uns entgegenbreitet, bald die Tuilerieen sucht, deren unermeßliche Häuserreihe sich halb zeigt, halb verbirgt: dann vermag man, im Mittelpunct des französischen Lebens sich befindend, unter so vielen historischen Mahnungen der Vergangenheit und Gegenwart, auch des Gedankens sich nicht zu erwehren, daß die Geschichte diese Stelle, wo man steht, mit heißem Blut getränkt hat, mit dem Blut der Unschuld. Selbst wenn der heiterste Sonnenschein über dem Concordeplatz liegt, glaubt man zuweilen in seinen dampfenden Strahlen jenes Wehen zu spüren, das wie ein unablässiger Geist der Erinnerung diesen Platz umdüstert, und nachher muß man

lächeln über seine eigene Phantasie, wenn man sich wieder fortgerissen sieht von dem glänzenden und leichtsinnig frohen Treiben, das hier zu Fuß und zu Roß und in allen Aufzügen und Kostümen des lebendigen Lebens sich vorüberbewegt. Die Gegenwart ist leichtsinnig und muß es sein, denn wie könnte man ohne Leichtsinn leben? — und nichts kommt dabei heraus, wenn man traurig wird über das unschuldige Blut, das die Geschichte vergossen. Die Geschichte ist begierig nach unschuldigem Blut und sie stillt ihren Vampyrdurst an der Brust der Könige wie der Bettler. Man muß die Geschichte mit Eisen und Feuer, aber nicht mit Thränen schreiben, denn sie läßt keinen versöhnlichen Gesichtspunct zu. Auf dem Platz, wo den guten und unschuldigen Ludwig die Guillotine, dies Nationalbarbiermesser, getroffen, hatten die Franzosen ihm schon längst ein versöhnendes Monument aufrichten wollen, aber es kam nie zu Stande und seit der Julirevolution hat man, mit zu vielen andern Dingen beschäftigt, nicht mehr daran gedacht. Die Juliregierung hat bloß den Obelisk von Luxor hiehergestellt, dessen Hieroglyphen an alte längstverstorbene Könige Aegyptens erinnern, an Rhamses und Sesostris, aber an keinen Ludwig. Dem letzteren hat eine große Seele in Frankreich Elegieen gewidmet, die erhabener und

großartiger tönen als alles Erz der Monumente, und zwar in Bekenntnissen eines Königsmörders, worin alles Hochtragische und Gespensterhafte, das in diese Sphäre des menschlichen Bewußtseins fällt, mit dem Griffel eines Meisters abgebildet ist. Diese Darstellungen werden Ihnen vielleicht noch nicht bekannt sein, da sie selbst in Frankreich nur den allerkleinsten Leserkreis zählen und niemals in die eigentliche große Welt von Paris hinausgetreten sind aus ihrer gedankenstillen Klause. Denn sie sind von dem Philosophen Ballanche, dessen tiefsinnige Weisheit hier in Paris wie ein verlassener Eremit umhergeht, aber freilich wie ein stolzer Eremit, denn sie ist ein ächtes Kind des Himmels und hat außerdem noch ein carlistisches Herz. Ich werde Ihnen später noch Manches über Ballanche schreiben; heut mache ich Sie nur auf seine Psychologie eines Königsmörders aufmerksam, die er in seiner Schrift: l'homme sans nom geliefert hat, denn der religiös-politischen Keuschheit seiner Vorstellung erscheint dieser Verbrecher als der namenlose und unnennbare Mensch, den mit dem rechten Wort zu bezeichnen selbst die Sprache Scheu trägt. Es ist ein Mitglied des Nationalconvents, dessen Reue, Buße und Seelengeständnisse Ballanche an uns vorübergehen läßt und in dem sich die Schuld der gan-

zen Nation als individuelles Gewissen zusammenfaßt, das die Anklage des Königsmordes mit lautem Jammer erhebt. Ballanche ist zwar geneigt, das französische Volk von einer immerwährenden Buße für diese historische Schuld freizusprechen, aber er verfolgt im Individuum, das daran sein Theil hat, die Qual und Rache des sündhaften Bewußtseins bis auf die leiseste Zuckung, die sich in das menschliche Herz versteckt. Er macht sich hier zugleich zum Beichtvater und zum Richter des Königsmordes und spricht dabei als Apologet das gefallene Opfer selig, indem er den Heiligenschein aufzeigt, der das blutige Haupt Ludwig's XVI. umschwebte. Der elegische Nimbus, in den diese ganze Darstellung getaucht ist, hat etwas Ergreifendes, es tönt sich in diesen Zeilen eine historische Wehmuth aus, die aus einem religiösen Standpunct der modernen Geschichtsbetrachtung hervorgeht. Ich hatte nicht geglaubt, daß ein Franzose des neunzehnten Jahrhunderts dergleichen schreiben könnte! Auf eine seltsame Art aber ließen sich diese Elegieen persifliren, wenn man sie einem verunglückten Königsmörder aus der Periode Louis-Philipp's in den Mund legen wollte! Da würde statt eines großen Pathos der menschlichen Leidenschaft überall die Frivolität einer schaalen politischen Komödie sich offenbaren. —

Wenn man auf dem Place de la Concorde steht, und diese Dinge sich unwillkürlich durch das Gedächtniß schieben, muß man auch lächeln über den Namen, mit dem die Franzosen in einem etwas flatterhaften Versöhnungseifer diese bluttriefendste Stelle der Revolution umgetauft haben! Welch eine himmelschreiende Gutmüthigkeit, diese Stelle zu einem Platz der Eintracht zu stempeln, der Eintracht und der Einigkeit, zu der das französische Volk wenigstens durch den Tod Ludwig's XVI. gewiß nicht gelangte, und deren es sich selbst seit der Zeit, wo die Charte eine Wahrheit ist, noch nicht rühmen kann und auch niemals zu rühmen haben wird! Oder wären Sie etwa geneigt, mit Herrn Guizot anzunehmen, daß die Franzosen jetzt wirklich die Resultate und Früchte der Revolution geerntet hätten, und daß diese Resultate in der That da wären, zum Glück und Heil der Nation, die sich ihrer nur zu bemächtigen brauche? Der große Beschwichtigungsmann Guizot hat dies neulich in der Kammer behauptet, und die doctrinaire Beschwichtigung ist die ätzende Weisheit der heutigen politischen Epoche, nach der Revolution die größte Zuchtruthe der Menschheit. Die Bezwingung der Revolution durch die Doctrin hat sich gewiß von viel nachtheiligeren Folgen erwiesen als die Revolution

selbst, die sogar in ihrem schrecklichsten Walten noch ein göttliches Element in sich behält, aus dem sich am Ende der neue moralische Zustand als ein Berechtigtes emporbildet. Aber die Doctrin fällt in alte Fehler zurück, um neue zu vermeiden, und anstatt ein ächtes System der Weisheit im Staatsleben zu begründen, sieht sie sich doch endlich zu kleinen Taschenspielerkunststücken genöthigt, die den eigentlichen Geist ihrer Politik ausmachen. Casimir Périer war noch ein zu leidenschaftlicher Heros dieses Beschwichtigungssystems, das er erfunden hat, es gehört eine kalte und affectlose Seele dazu, um mit diesem Gliedermännchen, dem Doctrinarismus, zu buhlen. Darum ärgerte sich Casimir Périer an dieser Beschwichtigung der historischen Elemente zu Tode, er ist das erste und wahrhaft tragische Opfer dieser Periode der Politik. Louis-Philipp dagegen ist der einzige Mann seiner Zeit, der sich nicht geärgert hat; er ärgert sich nicht an der Weltgeschichte und das ist seine Größe. Alle Parteien ärgern sich jetzt mehr oder weniger an der Weltgeschichte zu Schanden; Louis-Philipp allein ärgert sich nicht und darin beruht sein Geheimniß, daß er über allen Parteien zu stehen scheint, und allen Parteien doch am Ende, er allein, überlegen ist. So ist Louis-Philipp der größte Philosoph seines Jahrhunderts,

denn welche größere Philosophie kann es geben als die, sich an der Geschichte nicht zu ärgern? Man sprach in diesen Tagen davon, daß der Bürgerkönig beabsichtige, die Residenz wieder nach Versailles zu verlegen, und dort, unter den langgeschnittenen Gartenwänden der altfranzösischen Zeit, auf idyllischen Spaziergängen durch den Park in Gedanken an das ancien Regime sich vertiefend, würde er ohne Zweifel noch ruhiger von allen Anfechtungen eines politischen Aergers seine Tage hinbringen, denn dies wäre ein neuer und bedeutender Schritt zur Decentralisation von Paris, die von der Doctrin ja ebenfalls als ein Mittel angegeben worden, den wilden Renner Revolution abzuzäumen und sodann zu einem lahmen Klepper zu machen. In einigen Tagen will ich wieder nach Versailles fahren, um der Namensfeier Louis-Philipp's beizuwohnen, die auch dort in dem weltberühmten Park durch nachträgliche Festlichkeiten, und zwar mit einer ächten Vergnügung aus dem alten Regime, den Wasserspielen, begangen werden soll. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, mir gefällt es in Versailles und so oft ich bis jetzt dagewesen, durchwanderte ich mit eigenen Empfindungen die schöne Stadt, die herrlichen Straßen mit den symmetrischen hohen großartigen Häusern, den Schloßpark, diesen Bazar der Sünden und Ver-

gnügungen des alten Frankreichs, in dessen Grün und Laub jedes Frühjahr wieder neulebendig die Erinnerungen des ancien Regime ausschlagen. Die erhabene Unnatur dieses Parks von Versailles, die sich mit dem Geschmack der altfranzösischen Tragödie vergleichen läßt, hat doch auch, wie diese, ihre innere Größe, ihre poetische Hoheit an sich, die man sich vergeblich daraus wegläugnen wird. Diese großartige Kleinlichkeit in der Anlage des ganzen Gartens ist doch wahrhaft ein lebensgetreues Bild dieser vergangenen Zeit, und kein anderes Monument derselben schildert sie so genau und kritisch ab als dieser Park, durch dessen kerzengerade Alleen der heutige Pariser nur mit frivoler Bewunderung schlendert, indem er bei jedem Schritt, vor jeder Cascade, vor jeder Marmorgruppe, die ungeheuern Summen ermißt, die hier verwandt worden sind. Es ist ein Favoritgedanke jeder Despotie, das Unmögliche möglich machen zu können, und in diesem Sinne ist auch der Park von Versailles ein wahrhaft despotisches Meisterstück in seiner Anlage, denn sein Plan ist auf das Verwirklichen von lauter riesenhaften Unmöglichkeiten gegründet. Dem Wasser wurde nämlich in diesem Park eine so große Rolle zugetheilt, weil Versailles selbst gänzlich wasserlos ist und alles, dessen es bedarf, sich erst mehrere Lieues weit auf

mechanischem Wege herbeischaffen muß. Es ist aber schön von Louis-Philipp, daß er diese Wasserkünste des ancien Regime nicht in Verfall gerathen läßt, obwohl es ihn jedesmal mehr als 30,000 Frcs. kosten soll, wenn sie spielen, was gewöhnlich an seinem Namenstage geschieht; und Einige rechnen dies seinem antiquarischen und künstlerischen Sinn, Andere seinen neuerwachten, altdynastischen Sympathieen zur hohen Ehre an. Dennoch ist, wie man sagt, der große Dragon entzweigegangen und wird diesmal nicht spielen. Diese Wasserkünste mögen einzig in ihrer Art sein, und werden vielleicht nur durch die, welche ich in Oesterreich in Hellbrunn gesehen, an Sinnigkeit und Mannichfaltigkeit, wenn auch nicht an großartiger Pracht übertroffen. Dies rauschende, zischende, sprudelnde und strahlende Prachtschauspiel macht jedoch bald, wie der ganze Park von Versailles, die Miene einer erhabenen Langenweile, und man versetzt sich hier mit einem colossalen Gähnen in den Glanz des alten Hoflebens zurück. Diese Verschwisterung von Genuß und Peinlichkeit, von Ueppigkeit und Pedanterie, wie sie in der Physiognomie dieses Parks und in den Annalen dieses ancien Regime sich gleicherweise charakterisiren, ist uns doch heutzutage zu raffinirt für unsere Nerven wie für unsere Grundsätze, und es läßt sich nicht

läugnen, daß unser Jahrhundert selbst noch in der Wollust eine gewisse moralische Freiheit anzustreben gesucht hat, die zur Zeit Ludwig's XIV. der Ehrfurcht gegen das Staatsoberhaupt zuwider gewesen wäre. Damals nahmen auch die Liebe und das Vergnügen einen servilen Charakter an und die Wollust wurde dadurch noch verheerender, daß sie absolutistisch war und im Genuß ihres Gegenstandes zugleich ein Feudalrecht ausübte. Im Park von Versailles trägt auch Alles den Anschein dieser ehrerbietig wollüstigen Servilität, es ist eine absolutistische Grazie, zu der die Bäume und Laubgänge mit symmetrischer Scheere zugeschnitten sind, und die Gesträuche und Blätterwände, die ihr natürliches Gelock nicht frei schütteln dürfen, stehen alle wie unterthänige Diener an der Seite, um eine Hofgesellschaft durchzulassen. Alles ist hier künstlich und selbst die romantische Wildheit, wo sie absichtlich angelegt ist, trägt doch unverkennbar eine Peruque. Dieser Garten liegt wie ein versteinertes Feenmärchen da, es spielt eine wundersame Magie durch das Ganze wie in seinen Theilen, aber der Zauber ist hier dem Schöpfer gewissermaßen unter den Händen erstarrt zu einem prächtigen Gesellschaftssalon, in den die grüne Natur sich verwandelt hat. Wäre der Zauber vollendet, so müßten Blumen von Gold und Diamanten,

Bäume mit Tressen und Ordenssternen, Cascaden, die sinnreiche Hofschmeicheleien von sich spritzen, Blüthenhecken und Gesträuche, die sich fußfällig vor den Schritten eines großen Herrn zu neigen verstehn, in diesem Park von Versailles prangen! Aber bis zu dieser Stufe, die Natur abzurichten und zu verwandeln, hatte es das alte Regime doch nicht gebracht, und so ist die Schöpfung eigentlich nur halb in diesen Lustgärten der Despotie, weil die Unnatur noch nicht zum Reich der Wunder gelangt ist, das nach Aufhören der Natur beginnen müßte. Selbst die weißen Nymphen im Bosquet, die von Meisterhand in Stein gehauen, mögen hier oft begehrlich auf das Wunder geharrt haben, wünschend, daß ihr kalter Marmor ihnen in Fleisch und Blut aufgehe, denn wie viel Dinge von Fleisch und Blut haben nicht die Nymphen in dem Park von Versailles mitangesehn, Dinge, die einem Stein wohl heiß machen konnten, und das wenigstens ist ein Wunder, daß sie hier Nymphen geblieben! —

Versailles hat jetzt ein Nationalmuseum erhalten, ein neuer Beweis der Aufmerksamkeit und Sympathie, den Louis-Philipp für diese geweihte Stätte des alten Frankreichs an den Tag legt. Diese historische Rumpelkammer der französischen Geschichte, eine Idee der Juliregierung, entspricht dem eklekti-

schen Charakter, den überhaupt der Thron Louis-Philipp's angenommen, und der sich in der Politik immer mehr in einem Zusammensuchen und Auslesen aller möglichen Meinungsbestandtheile verrathen hat. Wie die Trümmer und Fetzen der verschiedenartigsten politischen Grundsätze von der Julieregierung combinirt worden, und diese Combination ist nichts Anderes als die Doctrin, so sind auch in diesem Nationalmuseum, wie es scheint, Ruinen und Denkzeichen aller Epochen auf einen geordneten Haufen zusammengebracht. Die feierliche Eröffnung dieses Museums war schon für den diesmaligen Namenstag des Königs bestimmt, aber sie ist wieder hinausgeschoben worden, um bei den Vermählungsfestlichkeiten des Herzogs von Orleans mit der Prinzessin Helene stattzufinden, und so muß man noch der Dinge harren, die da kommen sollen. Inzwischen gewinnt Louis-Philipp jetzt die Miene einer neuen Popularität sowohl durch die Anstalten zu dieser Hochzeit als durch manches Andere, was bei dieser Gelegenheit politisch nebenhergehen wird. Auch macht man viel Wesens davon, daß er bei der Bildung des neuen Cabinets, von dem Guizot gänzlich ausgeschlossen worden, die Doctrinairs bei Seite geschoben, was Einige so ansehn, als ob damit ein entscheidender Moment zum Beginn einer

neuen Politik für Frankreich gegeben sei. Ich für mein Theil begreife weder, wie Louis-Philipp auf lange Zeit seiner getreuen Schildknappen, der Doctrinairs, wird entbehren können, noch sehe ich ein, wie er jemals eine Politik zu ändern vermag, die wesentlich auf eine Vernichtung aller Politik abzielt. Damit hat sich auch Guizot in der letzten Zeit beständig getragen, das politische Interesse in Frankreich zu ertödten und an die Stelle des politischen das literarische Element zu pflanzen, in welchem Sinne jetzt unter seinen Auspizien ein neues Journal begründet werden soll, für das auch mehrere Deutsche zum Mitarbeiten aufgefordert worden. Diese literarische und wissenschaftliche Pacification des Landes gehört überhaupt unter jene deutschthümlichen und deutschthümelnden Elemente, mit denen sich der französische Doctrinarismus versetzt hat.

Wenn aber Louis-Philipp die Doctrinairs beseitigte, so hat er es sich selbst vorbehalten, ganz allein die Doctrin zu sein, und dies kann ihm auch nicht fehlschlagen bei der Eigenschaft des neuen Ministeriums, welches das Ministerium der Unbedeutendheit ist, und von keiner einzigen energischen und selbständigen Persönlichkeit getragen wird. Der jetzige Conseilspräsident Molé hat durchaus die Art und Weise eines vollendeten Hofmanns, sein

kalischer Schluß bei Ihnen das diabolische Gelächter, welches die Tagespolitik Ihnen abzuzwingen pflegt. Ich für mein Theil habe diesen Segen der Besänftigung oft empfunden, wenn ich in die Sonntagsconcerte des Conservatoire ging, um hier in das Himmelsgetümmel und den Weltgerichtsjubel einer Symphonie von Beethoven mich zu verlieren. Oft lechzte mein mattgewordenes Herz viele Tage lang vergebens nach Trost und Erlösung, wie ein lächerlich gestalteter Eisklumpen lag mich anschauernd die ganze Welt vor mir, und mich peinigte das Bewußtsein, daß ein einziger Hauch der Wahrheit, welcher auf diesen Eisklumpen, diese erstarrte Lüge eindränge, Alles in einen großen Dunst auflösen würde! Wenn Sie solche Stimmungen haben, so rathe ich Ihnen, etwas von Beethoven zu hören, aber dies wird Ihnen freilich in der ganzen Welt nicht so geboten werden, als hier von den Schülern des Conservatoire, die in der Ausführung dieser Symphonieen das Höchste und Bewundernswürdigste leisten. Diese Concerte finden Mittags von zwei bis vier Uhr statt und versammeln ein musikandächtiges und auserlesenes Publikum, denn es ist fast eine Gunst hier den Zutritt zu erhalten, da der kleine Saal nur eine geringe Anzahl von Zuhörern faßt und deshalb oft für vieles Geld kein Platz

mehr erlangt werden kann. In diesem Saal herrscht eine Weihe und ein edler Enthusiasmus, der mit der Frivolität des französischen Tageslebens wieder versöhnen kann, und die Wunder des Gemüths, die man hier erlebt, sind um so größer, da es etwas Unbegreifliches hat, daß die Franzosen, bei denen sonst die deutsche Musik so wenig einzudringen vermochte, gerade Beethoven's auf eine so meisterhafte und sympathievolle Art sich bemächtigt haben. In dieser Ausführung seiner Symphonieen im Conservatoire ist zuerst vornehmlich die ebenso geistreiche als geistverwandte Auffassung des Ganzen hervorstechend, und dann muß man die bis zu einer unglaublichen Vollendung gebrachte Technik des Spiels bewundern, die den materiellen Körper der Instrumente überwunden und zu Geisterstimmen verklärt zu haben scheint, ganz wie es Beethoven verlangt. Herr Habeneck führt wie ein Zauberer das Orchester, ein Klang löst sich aus dem andern wie spielend los und ein Ton hebt den andern in geistiger Gemeinschaft zur Himmelfahrt empor. Alte Musikgefühle aus meiner frühen Jugend erwachen in mir bei diesem Spiel, es löst sich so manche hartnäckige Verstocktheit, die man im Herzen mit sich herumträgt, wieder einmal in Wohlgefallen auf, und, die karge und hatte Realität unserer Zeit zu-

rücklassend, labt man sich an der himmelstürmenden und zugleich gläubigen Kraft, mit welcher der transcendente Beethoven sich das Jenseits anbaute. Es sind lauter idealistische Illusionen, aus denen diese kühne Musik zusammengewebt ist, aber ist es denn nicht ein Glück, daß man eben bei einem so großen Genius alle die unschätzbaren menschlichen Illusionen wiederfindet, die uns das Leben entrissen und die man aufgegeben hatte aus Verzweiflung am Leben? Hier bei Beethoven strömen noch in geheimnißvollen Quellen die Thränen der Menschheit und es weint das Entzücken und das Leid sich aus zu Gott dem Herrn, der die liebebedürftige Creatur umschlungen an seinem Busen hält. Hier bei Beethoven singen alle die leisen Zuckungen des Herzens, denen man heut in der Welt keine Gerechtigkeit mehr geben will, ihren frommen Hymnus in die Schöpfung hinein, und die Natur, die alte Mutter Natur, donnert und rauscht auf seinen Saiten mit bangen Frühlingsstürmen. Als ich ein Kind war, hatte ich Andacht zu den Sternen, die am hohen Himmel standen wie Liebesaugen und mich damals glücklich machten wie nachher kein anderes Auge der Liebe, und als ich ein gebildeter Mensch wurde, verlor ich die Sterne aus dem Gesicht. Eine Symphonie von Beethoven macht mich auch wieder zum Kind, und schenkt mir

die Illusion an den Sternen und Liebesaugen der ganzen Welt wieder. Engel, an die man aufgehört hatte zu glauben, steigen aus den glühenden Abendwolken herab, und beginnen mit der Menschenseele holde Spiele und tändeln sich mit ihr träumend in Unsterblichkeit und Ewigkeit hinein. Oder es ergreift den Meister der Töne seine bacchantische Wuth, die ihn zuerst wie ein riesenhafter Zorn über die Nichtigkeit der Erde befällt und in der seine Klänge das flammende Schwert der Cherubim schwingen, daß man die Zerstörung des ganzen Alls wie eine himmlische Wollust in allen Nerven empfindet. Dann lodert der Lebenstraum in einem ungeheuern Weltbrand empor, Alles stürzt in ein schreiendes Chaos durcheinander, die süßesten Stimmen des Daseins ersticken und ersterben, aber ein Harfenton, der am anhaltendsten und wunderbarsten das ganze Getümmel durchzittert, scheint den Tod der ganzen Welt zu überleben und kommt in den Himmel, es ist die Liebe. Aber auch an der Glorie der Liebe hängen schwere Thränentropfen der Erde und das Ganze war ein Schmerz. —

Wenn man sich im Saal des pariser Conservatoire solchen Phantasieen überläßt, ist man wohl davor gesichert, nicht allzusehr in eine transcendente

und überirdische Sphäre zu verschweben, denn wie merkwürdig und lauter hier auch die Begeisterung des französischen Publikums für diese Musik sich ausspricht, so ist es doch fast unmöglich, daß ein Concert in Paris ohne lächerliche Störungen ablaufe, wodurch man dann oft aus der höchsten Höhe seiner Kunstgenüsse plötzlich wieder auf den platten Erdboden hinabgeworfen wird. Das letzte Concert, das in dieser Saison im Conservatoire gegeben wurde, war besonders erhaben durch die Musikaufführung und besonders lächerlich durch einige Störungen. Man hatte eben das Duett der Höllenscene aus Gluck's Armide beendigt, in der zwei schöne junge Französinnen den Haß und die Liebe vorstellten, und wobei sich zeigte, daß Gluck's Musik für französische Kehlen eine Unmöglichkeit ist, als plötzlich, indem eben eine beethoven'sche Symphonie beginnen sollte, im Parquet eine unruhige Bewegung entstand. Der Kronleuchter hatte angefangen zu tröpfeln, und drohte auf eine unbarmherzige Weise alle Toiletten zu verderben, die gerade unter diesem gefährlichen Scheitelpunct saßen. Es entstand ein Gespräch zwischen dem Publikum und dem Dirigenten, der Rath ertheilte und die schnellste Abhülfe versprach. Bald darauf ward eine Servante in ihrem Küchenanzuge sichtbar, die, mit einem groß-

mächtigen Wischlappen versehen, mitten unter das elegante Publikum hineinkletterte; sie ward ihres Aufzuges wegen mit lautem Gelächter und einem Beifallsklatschen empfangen. Mittlerweile tröpfelte aber das Oel immer fort, bei der großen Ueberfüllung des Saals war es schwer auszuweichen, einige Damen hatten ihre Regenschirme aufgespannt und dabei gab es ein beständiges Lachen, Witzeln und lustiges Getümmel. Der Kronleuchter mußte heruntergelassen werden, um die Lampen anders zu befestigen, und dann ging es an ein Aufwischen von den Bänken. Endlich hat die Servante mit dem riesenmäßigen Wischlappen ihr Werk vollendet, sie lächelt, und wird mit einem allgemeinen Applaus wieder entlassen. Nun wird Ruhe gezischt und der göttliche Beethoven kommt an die Reihe. Solche Störungen sind hier gewissermaßen normal und ein französisches Publikum ist so sehr an dieselben gewöhnt, daß es sie sehr leicht nimmt und eine heitere Unterbrechung darin findet. Das deutsche Publikum ist in derartigen Dingen ernsthafter und versteht darin weniger Spaß; es ereignet sich ihm auch seltner, weil die Bedienung bei solchen öffentlichen Anstalten in Deutschland sorgfältiger und strenger gehalten ist. In Paris aber zeigt sich bei der Bedienung außer

der Nachlässigkeit oft auch noch ein schadenfroh[illegible]
Geist, dem es Vergnügen macht, den allgem[illegible]
nen Tumult durch eine kleine Nachwirkung [illegible]
vermehren. —

3.

Paris, den [illegible] Mai 1837.

— Der Mai hat noch immer nicht den Lenz gebracht, aber er bringt wenigstens allmählig die neuen Frühlingsmoden, die in den Gärten und auf den Spaziergängen von Paris ihre bunten Aufzüge halten. Die veränderte Mode der Anzüge ist das erste Frühlingszeichen in Paris, doch ist man hier in Verzweiflung, wenn das Wetter nicht auch gleichzeitig in den Tuilerieen die Blumen und Blüthen hervortreibt, damit man daran ein Relief habe für die Schaustellung der Toiletten auf den Mittagsspaziergängen. Die große Modenpromenade nach Longchamp, die schon im März stattfindet, und auf der die elegante Welt zuerst die neue Frühjahrsgesetzgebung der Toilette proclamirt, war diesmal viel zu voreilig gewesen und mußte bei der größten Kälte in verschlossenen Wagen und mit A

geschehen, sodaß man sowohl um die Grazien des Frühlings wie der Moden dabei betrogen wurde. Dies ist heuer ein Jahr ohne Frühling, ein Jahr, in dem es gar nichts giebt, keine Politik, keine Geschichte, keinen Haß und keine Liebe, und nun auch keinen Frühling! Wenn bei dieser langen Kälte nur die Geschichte litte und einfröre, das hätte weniger zu sagen, aber daß auch nicht einmal die Mode sich frei entfalten kann bei einer so ungünstigen Jahreszeit, das ist schlimmer als Alles und beeinträchtigt die ganze Lebensbewegung. In Frankreich ist die Mode ebenso wichtig als die Politik und vielleicht wird die französische Mode länger die Welt beherrschen als die französische Politik, welche letztere an ihrer europäischen Bedeutung immer mehr einbüßt. Die Mode ist eine Potenz in der Weltgeschichte, die man noch zu wenig unter einem höheren Gesichtspunct gewürdigt hat. Man hat bisjetzt das Philosophische in der Weltgeschichte zu hoch angeschlagen und dagegen das Philosophische in der Mode zu gering geschätzt; die Mode wird sich dafür an der heutigen Menschheit rächen durch eine Universalherrschaft, die sie sogar über die Prinzipien der Welt davonzutragen im Begriff steht. Die Mode wird sich Alles unterwerfen, das innere und das äußere Leben dieser Zeit, und sie hat einen solchen Erobe-

rungsact an dem heutigen Geschlecht schon begonnen. Es wird bald auch in der Meinungswelt nur noch Moden geben statt der Gedanken, vorgeschriebene Costüme statt der innern Ueberzeugung, eine hübsche Toilettenzucht der Grundsätze, die sich anstandsgemäß geschniegelt und gebügelt haben. Die politischen Meinungen machen ihre Toilette in der Deputirtenkammer und in den Journalen, die Prinzipien sind hier alle verbraucht und abgestorben, aber man behängt sich noch mit den aufgestutzten Formen und Zierrathen derselben und kleidet sich in das Tricot irgend einer Meinung, um Glück und Effect zu machen. Es ist, wohin man auch sieht, mehr die Mode als das Prinzip, welches regiert, und daher kommt Alles darauf an, ob man ein Mann nach der Mode ist. Die Mode macht jetzt merkwürdige Fortschritte oder vielmehr Rückschritte in der Welt, denn alle Schnitte und Trachten streben wieder nach vergangener und mittelalterlicher Zeit zurück, und ich bin dessen gewissermaßen froh, denn wenn mein Haar, wegen der vielen Zeitsorgen, früher ergrauen sollte als anständig ist, so hoffe ich, daß bis dahin allgemein Puder und Peruque aus dem ancien Regime wieder in Mode sein werden. Die Mode ist stärker als Sitte, Gesetz, Liebe und Geschichte; beschäftigen Sie Sich doch mit der Philosophie der Mode! —

Etwas wärmer wehen heut doch schon die Lüfte des Mai's, und vor den Caféhäusern des Palais Royal werden Stühle ins Freie hinausgesetzt, was ebenfalls zu den Zeichen des Frühlings in Paris gehört. Viele Salons haben sich schon aufgelöst und man fängt jetzt an mit Begierde das Landleben aufzusuchen, das auch eine unumgängliche Sache der Mode für den Franzosen ist. Es ist der Ueberdruß an dem gefräßigen Ungeheuer Paris, das mit den ersten lauen Winden des Frühjahrs Jeden von dannen treibt, der nur irgend der Stadt entkommen kann, und doch zieht dieser magische Drache noch vor Beginn des Herbstes unwiderstehlich Alles, was ihm gehört, wieder in sein Bereich zurück. Aber nur bei heiterm Wetter und unter heitern Umgebungen vermag der Franzose das Landleben zu ertragen; düstere Romantik sagt ihm wohl bei der Lecture seiner neumodischen Schriftsteller zu, aber im praktischen Leben widerstrebt sie seiner ganzen Sinnesart, und auf seinen Landsitzen wird man meistentheils alle Naturmelancholie vermieden finden. Die Naturempfindung ist dem französischen Gemüth keineswegs fremd, ja sie äußert sich in ihm oft auf eine sehr reichliche und sentimentale Weise, doch steht der Franzose auch gern mit der Natur mehr nur auf einem gesellschaftlichen Fuß, wo ein leichtes Behagen

herauskommt, als daß er sich jemals im Umgang mit ihr das Herz sollte schwer machen lassen. Um meine Sinne in reinere Frühlingslüfte zu tauchen und den grünen Lenzflor zu suchen zur Labung der Augen, ging ich heut zum ersten Mal in den herrlichen Jardin des Plantes, und machte dort eine Bekanntschaft, die von großem Einfluß für mich zu werden anfängt, denn sie hat mir seitdem einen unerschöpflichen Stoff zu Betrachtungen und eine Reihe von Anschauungen über unsere Zeit geliefert, in die ich mich immer mehr vertiefe und von denen Einiges in dies Schreiben an Sie, theuerster Freund, überfließen soll.

Dies ist meine Bekanntschaft mit der berühmten Giraffe.

Wenn ich gewußt hätte, daß diese wunderbare und räthselhafte Giraffe mir so Viel zu denken geben könne, ich würde ihren Umgang nicht so lange über den französischen Politikern und Schöngeistern versäumt haben, denn ich fand die Bekanntschaft dieser afrikanischen Celebrität in der That für mich ergiebiger als die mancher pariser.

Was ist aber eine Giraffe?

Diese Frage zu beantworten ist schwierig und kann die größten Naturforscher in Verlegenheit setzen, denn es läßt sich wirklich gar nicht sagen, was die

Giraffe Alles ist! Die Giraffe ist nicht das, was sie scheint, und scheint nicht das, was sie ist, noch ist sie das nicht, was sie nicht ist, sondern sie ist Alles und Nichts zu gleicher Zeit, was Ihnen immer klarer werden wird, je mehr Sie Sich in das Anschauen ihrer außerordentlichen und geheimnißvollen Gestalt versenken. Die Giraffe ist die kunterbunte Zeit selbst, in ihrem Schein und Sein, in ihrem Alles und. Nichts, in ihrem gaukelnden Formenwechsel, in ihrer lächerlichen Durcheinandermischung widerstreitender Gebilde. Darum ist es charakteristisch genug, daß die Giraffe in neuester Zeit französische Modesache geworden, und Paris kann nicht mehr ohne die Giraffe, sein Symbol, bestehen, sondern dies heilige Thier, das schon in uralten Zeiten eine fabelhafte Bedeutung hatte, ist gewissermaßen ein Attribut geworden für Frankreich, wie die Schlange für Aegypten.

Sie werden glauben, dies sind Phantasieen, aber Sie müssen herkommen, um die Giraffe zu sehen, mit der Giraffe sich in einen näheren Bezug zu setzen, die Giraffe in den eigenthümlichen Offenbarungen ihres Wesens zu belauschen, und dann werden Sie mit Erstaunen erkennen, welch ein Zeitbild die Giraffe ist, und wie es einem ironischen Wunder gleichsieht, daß dies Thier, nachdem es

viele Jahrhunderte lang gleichsam verschwunden gewesen, in neuester Zeit plötzlich wieder nach Paris kommt und hier, sobald es nur aufgetaucht ist, eine wahrhafte Wahlverwandtschaft bei der ganzen Bevölkerung findet. Und die Giraffe selbst scheint sich auch nur in Paris an das europäische Klima zu gewöhnen, während die nach England gekommene bald dahinstarb.

Sobald nur der Frühling mit einigen wärmeren Sonnenstrahlen da ist, wird die Giraffe im Jardin des Plantes herausgelassen und spaziert während einigen Stunden des Tages in dem geräumigen Vorhofe vor ihrem Wohnhause aufundnieder. Dann steht an der Umzäunung jedesmal eine zahlreiche Schaar ihrer Freunde aus allen Ständen und Klassen der Gesellschaft, man begrüßt sich mit der Giraffe und sieht ihren eigenthümlichen Bewegungen mit einer feierlich schweigenden Verwunderung zu, was die Giraffe ebenfalls mit einem feierlichen Schweigen, mit dem sie sich zu den Franzosen hinneigt, beantwortet. In diesen Stunden, wo die Giraffe gewissermaßen öffentliche Audienz ertheilt, knüpft sie ihr magisches Band mit der pariser Bevölkerung immer fester und fester, und man geht von ihr, wie von einem weisen Mann, bei dem man sich Rath und Trost über die Leiden der Zeit geholt hat. Und

wenn man die ganze großartige Menagerie in dem Schweizerthal des Pflanzengartens durchschreitet, wenn man mit den beiden Elephanten aus Asien und Afrika die anziehendste Unterhaltung anknüpft, wenn man in den Bärengruben dem Brummbären Martin, dem Liebling der pariser Kinder, für einige Sous Kuchen kauft und dafür von ihm durch einige unübertreffliche Sprünge belohnt wird, wenn man mit dem schwanzlosen Geier vom Senegal, mit dem afrikanischen Hammel, den indischen Kühen und den aus Algier als neue Colonialsöhne herübergekommenen Löwen mysteriöse Zeichen wechselt, so wird man doch bei allen diesen Thiergestalten wahrnehmen, welch ein Unterschied zwischen ihnen und der Giraffe ist, und man wird stets mit um so größerer Sehnsucht und mit neuem Reiz zu der einzigen Giraffe wieder zurückkehren. Was Einem die Giraffe gewährt, ist ganz und gar etwas Anderes, als was Elephanten, Bären, Löwen, Condors und alle andern Thiere, wären sie auch der seltensten Art, zu gewähren vermögen! Diese Ausbeute für das Herz, für das Gemüth, für das Verständniß der ganzen Zeit, kann man nur der Giraffe abgewinnen, denn sie allein trägt in ihrer ganzen Gestaltung jenes unnennbare und anheimelnde Etwas an sich, welches man das Moderne nennt. Nehmen Sie alles

Charakteristische zusammen, was Sie an der Giraffe sehen werden, und Sie müssen, gleich mir, ausrufen: Ja, die Giraffe, dieses fabelhafte Geschöpf, dies göttliche Thier, mit seiner seltsamen zweideutigen Gestaltung, ist der wahre Repräsentant der heutigen modernen Bildung, das Symbol aller modernen Tendenzen, die sich leibhaft in ihm ausdrücken!!

Sie lachen, und ich muß auch lachen, wenn ich die Gestalt der Giraffe ansehe, und mir dabei Alles in Gedanken kommt, was die ganze Zeit bewegt und nicht bewegt, und wovon sie die unbestreitbarsten Merkmale an sich trägt.

Was in aller Welt ist denn nun aber eine Giraffe?

Man weiß nicht, ob es ein Thier oder ein Mensch, ein Dämon, ein Zauberer und Weissager, ein verwünschter Gott oder ein verkleideter Teufel ist.

Die Giraffe ist Kameel, Affe, Hirsch, Pferd, Vogel, Tänzer, Hofmann, Theaterrecensent, Philosoph, Humorist, Pedant, Schulmeister, Diplomat, Dandy, und noch viel mehr und Alles zusammengenommen. Alle diese Eindrücke bringt es buchstäblich durch die eigenthümlichen Stellungen und Bewegungen hervor, die es von Zeit zu Zeit auf

die unbegreiflichste Weise annimmt. Zuweilen muß man sagen, daß die Giraffe offenbar den Bau eines Storches verräth, aus dem aber ein Zebra geworden ist, während in demselben Augenblick dieses Werdens die Natur noch wieder geschwankt zu haben scheint, ob sie nicht lieber einen Affen oder auch einen Menschen aus diesem Wesen gestalten solle; und es wäre gewiß ein Mensch aus der Giraffe geworden, wenn nicht die mit Seltsamkeiten kreisende Schöpfung auch wieder zu gleicher Zeit auf den Einfall gekommen wäre, ein Kameel zu machen. Von allen diesen Velleitäten der Natur trägt die arme Giraffe Etwas an sich, — doch warum arm? — sie scheint vielmehr stolz darauf zu sein, sie ist ein gutmüthig fröhliches Thier und entfaltet, wenn man ihr zusieht, mit einer leutseeligen Coquetterie alle ihre Eigenschaften. Niemals hat die Natur auf eine so frappante Art Lächerlichkeit und Erhabenheit, Schönheit und Häßlichkeit zu Einem Bilde zusammengethan, als in diesem in der That wunderbaren Geschöpf, und sie hat es nicht bloß äußerlich zusammengethan, sondern wirklich eine Einheit, einen bestimmten malerischen Typus daraus geschaffen. Linné hat die Giraffe, die zunächst allerdings als ein vierfüßiges und hirschähnliches Säugethier sich darstellt, unter die Klasse der Hirsche gezählt,

aber was ist ein bloßer Hirsch gegen den vielartigen, umfassenden und universalen Begriff einer Giraffe, die schon durch die Aeußerlichkeit ihres Baues alle Gattungsbestimmungen der Naturforscher zu Schanden macht und bei der das Geistige, Gemüthliche und Geheimnißvolle ihres Wesens mit in Anschlag gebracht werden muß, wenn man sagen und beurtheilen will, was eine Giraffe ist! Der Kopf ist allerdings hirschähnlich, aber schon die merkwürdigen kegelförmigen Hörner auf ihrer haarigen Stirn, die in dieser Weise einzig in der ganzen Thierwelt sind, geben der Giraffe eine abweichende und fabelhafte Gestaltung. Dann sieht man auch sogleich, daß sie die Ohren einer Kuh hat, und wenn man ihre Füße bis zu den Hufen hinab anblickt, glaubt man einen Augenblick lang ein Pferd zu sehen. Dagegen möchte man schwören, daß es ein Panther ist, wenn man die weißgraue und gelbliche Grundfarbe der Haut, die von zierlichen dunkelbraunen Flecken durchpunctirt ist, betrachtet. Was aber das Wesentlichste an der Bildung der Giraffe ist, das ist ihr prächtiger und ungeheuerer Hals, der eigentlich erst die Giraffe zu Dem macht, was sie darstellt. Diesem Hals ist eine elastische Beweglichkeit und eine Mannigfaltigkeit des Ausdrucks zugetheilt, die das größte Erstaunen erregen muß, und der man

seine aufrichtige Bewunderung nicht versagen könnte, wenn man nicht zugleich durch die tolle Bizarrerie dieses Halses zu einem unauslöschlichen Gelächter gereizt würde. Durch diesen Hals vermag die Giraffe, wenn sie sich vollkommen emporrichtet, mit ihrer Vorderhälfte eine Höhe von 18 bis 20 Fuß zu erreichen, während dagegen der hintere Theil ihrer Gestalt kaum die Hälfte von dieser Höhe mißt, was die Seltsamkeit der ganzen Erscheinung in manchen Augenblicken bis auf das Abenteuerlichste erhöht. Alle Majestät und alle Lächerlichkeit der Giraffe beruht in diesem wunderlichen Gegensatz ihrer beiden ungleichen Hälften, aus denen sie durch einen Scherz der Natur verbunden wurde und deren Eindruck, je nachdem sie mit den Bewegungen des Halses wechselt, ein verschiedener ist. Der Hals der Giraffe ist ihr Zauberstab, durch den sie sich selbst in alle mögliche Gestalten, die sie nur annehmen will, verzaubern kann, und wodurch sie allen Naturforschern ein Schnippchen schlägt, indem sie mit Hülfe desselben fast alle andere Gattungen und Formen der Thiere nachahmen kann. Die Giraffe hebt ihren Hals hoch, unendlich hoch, und gewinnt durchaus das Ansehen eines vornehmen Mannes, indem sie mit einem unverkennbaren aristokratischen Stolz die Menge um sich her mustert; dann senkt sie plötzlich den Hals

wieder tief zur Erde herab und giebt sich recht beflissen die Miene eines Servilen, eines Hofmannes, mit pietistischer Demuth im Gesicht, wie sie jetzt an manchen Orten Mode sind. Nun aber setzt sich die Giraffe in Bewegung, es ist eine unnachahmlich zierliche Pedanterie, mit der sie auftritt, und wenn sie mit ihren zarten, schlanken, leisen Füßen dahinschlenkert, bleibt uns kein Zweifel übrig, daß die Giraffe ein Diplomat ist, der Alles durch das Schaukelsystem der Unterhandlung zu überwinden und zu vermitteln glaubt. Jetzt steht sie wieder still, sie besinnt sich, ihr Vorderkörper richtet sich himmelan, und sie macht auf das Täuschendste die Stellung eines Vogels nach, der eben aufzufliegen im Begriff ist. Dann kaut sie mit einem besonderen Ausdruck von Würde ihre Gräser und Blätter, von denen sie sich nährt, die Giraffe kaut überhaupt beständig, und thut dies auf eine so tiefsinnige Weise, daß sie darin vollständig den Charakter des Philosophen, des Wiederkäuers der Schöpfung, behauptet. Ein liebenswürdiger Zug von der Giraffe ist ferner, daß sie die Sonne über Alles liebt, und darin verräth sie oft alle dichterischen Gefühle, die in ihr schlummern. Wenn zuweilen die Sonne plötzlich untertaucht, hebt sie ihren Hals höher als jemals, ihn mit einer erstaunlichen Wendung fast über ihr Gitter hinüber-

werfend, die dunkeln glänzenden Augen treten ihr lebhafter hervor, und zuletzt läßt sie den Kopf mit Wehmuth hintenüber fallen. Sie würde vielleicht nicht so sentimental sein, wenn sie nicht beständig frieren müßte, was selbst beim wärmsten Schein der europäischen Sonne noch einigermaßen bei ihr der Fall sein mag, aber sie drückt auch sogar durch dieses beständige Frösteln die Eigenthümlichkeit moderner Zustände aus. Die unendliche Zartheit der Giraffe hat sie hier in Paris zum Damenliebling gemacht, und es giebt Leute, die Stunden lang vor ihr stillstehen und ihr in den kauenden Mund blicken können; und ich selbst gehöre von jetzt an zu diesen. Die Giraffe fühlt es auch sehr wohl, was sie hier bedeutet, und sie scheint zu wissen, wie schön und liebenswürdig man sie findet. Sie stellt sich zuweilen mit dem selbstzufriedenen Bewußtsein eines Dandy dar, und es ist nicht zu läugnen, daß die Giraffe es in der Zeichnung ihres Fells mit jedem Fashionable, der nach dem neuesten Modejournal gekleidet geht, aufnehmen kann. Zwei außereuropäische Ochsen befinden sich in demselben Raum mit der Giraffe und bilden gewissermaßen ihren Hofstaat; sie scheint sich mit diesen am besten zu vertragen und betrachtet sie nur zuweilen von ihrem höheren Standpunct aus mit der possirlichen Ueber-

legenheit eines Recensenten, der seiner Sache gewiß ist. Die beiden Ochsen lassen sich dies ruhig gefallen, und starren die Giraffe den ganzen Tag mit stiller Bewunderung als ein höheres Wesen an. Die Giraffe wohnt übrigens sehr anständig in dem Jardin des Plantes und hat hier eine Residenz, die es verhältnißmäßig fast mit den Tuilerieen aufnehmen kann. Eines weiß ich nicht, ob sie auch darin ein Symbol unserer Zeit vorstellt, daß sie tonlos ist, denn bisjetzt habe ich noch keine Stimme von der Giraffe vernommen.

Es soll mir jedoch heut nicht darauf ankommen, an der Giraffe ausführlich nachzuweisen, was Alles an ihr zeitgemäß ist, noch an der Zeit, was Alles an ihr giraffenartig ist. Vielleicht werde ich einen meiner nächsten Briefe, die ich von hier aus an Sie schreibe, dazu bestimmen, Ihnen den Giraffencharakter unserer Zeit mit einigen weiteren Anwendungen auf die hiesigen Verhältnisse auszumalen. Meine erste Begegnung mit der Giraffe verschaffte mir übrigens noch die Gelegenheit, den Bürgerkönig Louis-Philipp mir in der Nähe betrachten zu dürfen, denn als ich ganz vertieft stand in die Studien dieses Thieres, wurde ich plötzlich durch die unerwartete Erscheinung des Königs überrascht, der seinen ersten Frühlingsspaziergang durch den Pflanzengarten

machte, und zwar ganz frei, zu Fuß und in Begleitung sehr weniger Personen, was das größte Aufsehen erregte. Denn es war seit langer Zeit das erste Mal, daß Louis-Philipp die Bedenklichkeit der Umstände, die sein freies Erscheinen im Publikum zu begleiten pflegen, überwand und im Vertrauen auf die neubeginnende Periode seiner Volksthümlichkeit sich öffentlich zeigte. Die große Sorglosigkeit, die er auf diesem ersten Ausflug in die Oeffentlichkeit bei der Wahl seiner Umgebung an den Tag legte, war zwar ebenfalls nichts weniger als unabsichtlich und diente gewissermaßen als ein stilles Reizmittel zur Belebung der Sympathieen, auf die es ihm jetzt anzukommen scheint. Er stand einen Augenblick vor der Giraffe still, und diese trat ihm mit der seltsamsten Halsbewegung, die ich je an ihr gesehen, entgegen. —

Doch genug und abermals genug von der Giraffe, liebster Freund! Ich will Ihnen nur noch über die gestrige feierliche Sitzung des **Institut de France** Etwas schreiben, welcher ich beiwohnte und in der alle fünf Akademieen vereinigt ihr Jahresfest begingen. Die Mehrzahl des zugelassenen Publikums béstand aus Damen, wie es häufig bei solchen Gelegenheiten in Paris der Fall ist, und zwar aus sehr schönen und fashionablen, die den lebhaftesten

Antheil an den gelehrten Verhandlungen nahmen. Die Damen klatschen hier eifrig zu den gehaltenen Vorträgen, und selbst zu einem geologischen sah ich mehrere schöne Hände sich rühren. Es scheint ihnen dabei weniger auf den Inhalt als auf die richtige Behauptung der Idee anzukommen, daß die Frauen die besten Preise auszutheilen haben zur Belohnung der Musen, welches Recht auszuüben ihnen denn auch nicht bestritten wird, am allerwenigsten in dem **Institut de France**, wo man jede eintretende Dame durch einen feierlich gekleideten und besonders dazu bestellten Huissier empfängt, der sie mit dem größten Ceremoniell auf ihren Platz führt. Was die Akademiker selbst anbetrifft, so erschienen die meisten in ihren Uniformen, was eigentlich der Vorschrift gemäß ist, obwohl sich sehr viele eine Ausnahme davon gestatten. Charles Dupin, der Mann mit dem sinnenden schlauen casuistischen Gesicht, hielt den Einleitungsdiscours, in welchem er einige allgemeine Blicke auf unsere Zeit warf, die ganz in der Weise seines scharfen und dialektisch spielenden Geistes waren. Unter Anderm sagte er auch: unsere Zeit sei die Zeit der Systeme! — ein Satz, bei dem man laut hätte aufschreien können, wenn man gewollt hätte. Dieser Satz enthält eine philosophische Schönrednerei, in der die Franzosen

große Stärke besitzen und die sie schon zu manchen gleißnerischen Abstractionen in ihrer Politik verführt hat. Es ließen sich viele Bücher darüber schreiben, ob unsere Zeit Systeme hat oder nicht; ein ganzes und allgemeines System, wie das Alterthum und das Mittelalter in ihrer fertigen Umschlossenheit es hatten, hat sie gewiß nicht. Unsere Zeit ist die Zeit der Meinungszersplitterung, und wer hat noch aus Splittern, Trümmern und Glasscherben, die jetzt überall in uns und neben uns umherliegen, jemals ein System sich erheben sehn? In Frankreich giebt es trotz der gegenwärtigen Abstumpfung aller Meinungsspitzen allerdings noch immer Parteien, aber einmal sind Parteien keine Systeme, und dann existirt jetzt nach keiner Seite hin eine Partei, die noch im Besitz ihres ursprünglichen Systems wäre, von dem sie beim Beginn des Kampfes ausgegangen. Systeme streben zu einer organischen Einheit hin sie erkennen ein Allgemeines an, zu dessen Verwirklichung sie sich bewegen, aber die Parteien in Frankreich haben jetzt offenbar eine desorganisirende Richtung, indem sie, erschlaffend in ihrem System, sich selbst vernichten, ohne den allgemeinen Zustand zu fördern. Nach Dupin ließ sich Lacretelle, der Verfasser der **histoire universelle**, ein Mann mit einem feinen vornehmen Gesicht, vernehmen, und trug

eine Vergleichung Napoleon's mit Cromwell vor, die eine schöne Rhetorik und einzelne glänzende Wendungen hatte, aber in den allgemeinen Gesichtspuncten mir etwas beschränkten Geistes erschien.

Doch ich will Sie nicht zwingen, die ganze Stufenleiter der akademischen Langenweile mit mir heranzuklimmen. Auch hörte ich zuletzt wenig mehr auf die Vorträge, sondern beschäftigte mich in Gedanken mit Lamartine's Gesicht, das ich in den Reihen der Akademiker wahrnahm. Es ist das gutmüthigste und ehrlichste Gesicht, das man in ganz Frankreich sehen kann, und Sie würden es vielleicht ein deutsches Gesicht nennen, so sehr hat es von einem gewissen Schlage an sich, dem man sonst in Paris selten begegnet. Mir fiel diese Physiognomie als charakteristisch auf für diejenigen Bestrebungen, denen sich Lamartine neuerdings in der Politik zugewandt hat, und die nach dem Abgang der Doctrinairs wahrscheinlich zu einem herrschenden Typus hier ausschlagen werden. Dies ist die Physiognomie, die es mit Keinem verderben will, also in der That eine ächt deutsche Physiognomie, die Unsereinen anheimeln muß, weshalb sich denn auch in der Akademie meine Blicke immer wieder auf Lamartine's Gesicht zurücklenkten. Lamartine ist gewiß nur ein

mittelmäßiger Kopf, und doch kann er gegenwärtig eine glänzende Stelle unter den pariser Berühmtheiten behaupten, aber Das, wodurch er sich seinen großen Ruhm erwarb und erhielt, ist sein Herz. Lamartine ist ein berühmtes Herz und alle feinfühlenden Damen in Frankreich bilden seine Partei, eine Partei von großem Einfluß, die ihren Dichter in jeder Weise zu ehren und zu heben sucht. Er hat jetzt seinen ganzen Sinn darauf gesetzt, ein großer Politiker zu sein, und wie er in der Poesie vorzugsweise der Damendichter ist, so scheint er auch hier die Rolle eines Damenpolitikers sich auszubilden, indem er mit einem gewissen sentimentalen Anstrich sich wie ein Schooßhündchen allen Parteien an die Brust legt und ihnen liebkost. Lamartine wollte eine ganz neue Stellung in Frankreich einnehmen und begründen, seitdem er in die Deputirtenkammer getreten, und nimmt deshalb, wie es zu erwarten stand, darin gar keine Stellung ein. Er hat sich allerdings bei mehreren Gelegenheiten das Verdienst erworben, unparteiisch zu sein, indem er in der Kammer ohne Unterschied bald der linken, bald der rechten Seite zu Gunsten sich ausgesprochen. Dies Streben, einen Standpunct über allen Parteien einzunehmen und beim Abgeben seiner Mei-

nung jedesmal nur der innern und allgemeinvernünftigen Ueberzeugung zu folgen, ist edelmüthig genug, wenn es auch gar keinen ritterlichen Eindruck macht. Wenn man Lamartine als Politiker in der Deputirtenkammer reden hört, sollte man glauben, er habe unsere deutschen Familienromane von Lafontaine fleißig studirt, oder er sei ein edler Familienvater aus einem Stück von Iffland, der jetzt in Frankreich Deputirter geworden, um alle Parteien zu sänftigen. Auf eine gewisse politische Rührung scheint es Lamartine als Redner abzusehen, ich sah neulich, als er für das Disjunctionsgesetz sprach, alle Augenblicke nach der Damentribune hinauf, ob nicht die schönen Augen alle sich in den Schnupftüchern verhüllten, aber es scheint doch, als wäre die Epoche der politischen Sentimentalität noch nicht ganz vollkommen ausgebildet in Frankreich, wieviel auch Louis-Philipp selbst schon dazu beigetragen haben mag. Gäbe es viele Geister, wie Lamartine, in Paris, so würde sich bald hier Alles in Wohlgefallen auflösen, denn auch die neosociale Schlange hat dieser Dichter neuerdings in einen harmonischen und frommen Schlaf einzulullen gesucht. Der gute Lamartine, man muß ihn liebgewinnen! —

4.

Paris, den 5. Mai 1837.

— Lieber Freund! Ich streue Ihnen einige gelbe Immortellenblätter auf meinen heutigen Brief, denn es ist der fünfte Mai und der Todestag Napoleons! Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen erzähle, wo, wie und auf welche Weise ich diese Todesfeier beging; hören Sie darum mein Abenteuer!

Ich schlenderte heut zur Porte St. Martin hinaus, bei der mir immer die benachbarten dramatischen Gräuel der romantischen Schule zu meinem Leidwesen einfallen, und suchte dann in dem gewerbtreibenden Faubourg St. Martin die Hausnummer 59 zu erreichen. Dort ist die neufranzösische Kirche des Abbé Chatel, die église catholique française, in welcher heut Mittag ein feierliches Todtenamt für Napoleon gehalten werden sollte. Man tritt in ein Haus, an dem neben andern Schildern von Schuh-

machern und Mützenfabrikanten auch ein Schild: Eglise catholique française hing. Ich fragte in dem Mützenladen, wo hier die Kirche sei, und man wies mich mit großer Gefälligkeit auf den Hof. Dort fand ich auch, vis-à-vis von einem Hufschmidt, den Eingang zur Kirche, über dem eine dreifarbige Fahne flatterte. An der Thür standen einige Mädchen, welche die Immortelle du Grand Napoléon mit lautem Geschrei zum Verkauf ausboten, und da ich sah, daß alle Gläubigen, welche hineintraten, sich mit dieser schönen Blume zierten, so that auch ich desgleichen und steckte mir die Immortelle des großen Napoleon in mein Knopfloch. Im Innern der Kirche sieht man noch deutlich an allen Spuren, daß hier eine Scheune zum Tempel benutzt worden, und wenn man dies trostlose Innere oder vielmehr Aeußere der neufranzösischen Kirche betrachtet, so begreift man, warum diese so außerordentlich vernünftige Gemeinde, die den Papst nicht anerkennt, noch den Bischof von Paris, und welche die Messe in französischer Sprache hält, keinen größern Erfolg in Paris hat davontragen können. Was bei den Franzosen nicht fashionable aufzutreten vermag, hat von vorn herein die Partie verloren, wenn der Kern der Sache auch noch so vortrefflich ist. Man ist hier in Paris im Stande, auf neue und große Ideen sich

einzulassen, aber die größte Idee geht hier verloren, wenn sie in einem bettelhaften Aufzuge hervortritt. Der Abbé Chatel hat den großen Fehler begangen, daß er es bei der Gründung seiner neuen Kirche versäumte, sich mit reichen Banquiers in Verbindung zu setzen, um den Fortschritt der Vernunft durch Capitalien zu unterstützen. Wehe dem Reformator der Welt, der heutzutage nicht zugleich ein finanzielles Talent besitzt! Selbst ein Luther würde unter den heutigen Weltzuständen nichts ausrichten, wenn er nicht zu gleicher Zeit Banquier wäre!

Die neufranzösische Kirche hätte vielleicht längst dem römischen Katholizismus bedeutende Gefahr gedroht, wenn sie — Geld besäße! Jetzt aber wohnt sie verborgen und zurückgezogen in einem dunkeln Stalle, dessen kahle Holzwände grell genug gegen alle römisch-katholische Glorie protestiren, und wo sich als Gemeinde meistentheils nur ein armes zerlumptes Vorstadtpublikum, Soldaten, Kinder und alte Frauen, versammelt. An den Wänden hängen einige wenige Bilder vom geringsten Werth umher, statt des Altargemäldes erblickt man einen Kupferstich, dem zu beiden Seiten mit großen Buchstaben die Inschriften: **Gloire et Patrie** auf einer Fläche von Papparbeit prangen. Eine kleine hölzerne Kanzel und gegenüber eine Miniaturorgel hat die fran-

zösisch-katholische Kirche erreicht. Heut sah man noch in der Mitte des Saales einen schwarzen Katafalk aufgerichtet, mit Adlern und Fahnen umgeben und der Inschrift: **Le Grand Napoléon.** Auf dem Sarge erblickte man den kaiserlichen Hut und Degen, und außerdem war in jeder Ecke und auf jedem Tuchzipfelchen, wo sich nur Platz dazu fand, der Buchstabe N angebracht. Nachdem die ziemlich unruhige Gemeinde sich einigermaßen gesammelt und auf ihren Sitzen eingerichtet hatte, trat endlich der Abbé Chatel mit noch einem andern Priester und den Chorknaben aus einem Verschlag heraus, welcher zur Sacristei zu dienen schien. Chatel ist ein Mann mit einfachen kräftigen Zügen, einer stolzgehobenen Gestalt und nicht ohne Würde in seinem Auftreten. Mit einer eisernen, energischen Stimme begann er das Gebet und hielt dann die Todtenmesse für den großen Napoleon ab, die in bestimmten Formen in dem Eucologe dieser Kirche vorgeschrieben ist und an jedem Jahrestage dieser Feier regelmäßig wiederkehrt, denn die neufranzösische Kirche hat sich den Napoleon zu ihrem eigentlichen Patron und Schutzheiligen erkoren. Ich will Ihnen diese Messe mittheilen, wie sie sich in dem **Nouvel Eucologe à l'usage de l'église catholique** française angegeben findet.

Zuerst beginnt das Eingangsgebet:

Père de tous les hommes! protecteur des nations! par ton pouvoir, au siècle dernier, un grand homme apparut parmi nous! par toi, il fut destiné à faire le bonheur de la France! Son vaste génie devait la rendre célèbre et déjà, du couchant à l'aurore, on l'appelait la grande nation! — Si le noble tâche du grand homme n'a pu s'accomplir, il a du moins donné le noble signal d'une haute civilisation, et les peuples l'ont compris! — Gloire te soit rendue pour tes bienfaits.

Darauf das Gebet der Gemeinde:

Sur son front s'entassèrent les couronnes, et ces brillans fardeaux ne firent point courber sa noble tête! Tu soutenais sa force, ô Seigneur! car il porta longtemps sans faiblir ce poids accablant, et tu le protégeais pour le bonheur de la France! Que nous t'en rendons grâces, ô Seigneur adoré!

Nun beginnt die Epitre aux Chretiens:

Mes frères, célébrons l'anniversaire de l'homme le plus grand peut-être qui soit jamais sorti des mains du Créateur! Sa renommée nous apparait étincelante de cette gloire humaine que dispense à son gré celui qui est la source feconde de toute gloire et de toutes vertus! Toulon! Lodi! Arcole! Montebello! Pyramides! Marengo! Ulm! Austerlitz! Eylau! Friedland! Essling! Wagram!

chacun de ces mots sonores forme un des principaux rayons de son éclatante auréole, et retrace, à nos coeurs français, le souvenir d'une victoire! Quelques rayons obscurcis nous offrent, il est vrai, les mots sinistres d'invasion et de Waterloo, mais, malgré le crèpe funèbre qui les couvre, Fleurus et Montmirail leur reflètent assez de gloire, pour éclipser encore celle de tous les ennemis qui se réunirent pour renverser le grand homme, et employèrent tant de honteux moyens pour accabler cet être prodigieux dont le pied foula si souvent leurs couronnes; qui, s'il n'eût jamais commandé qu'à des Français, eût soumis le monde et assuré le bonheur des peuples, idée sublime que caressait sa grande âme, et que son génie et son mâle courage eussent réalisée, si l'affreuse trahison de ceux qui lui étaient le plus chers ne fût venue borner, dans sa course immense, le grand, l'immortel Napoléon! Il était homme; comme tel, il commit des fautes, et ces fautes, ô mes Frères, ont été grandes; mais opposons-leur son génie, le Code civil, le port de Cherbourg, celui d'Anvers, les routes miraculeuses du mont-Cenis, celle du Simplon, la France, si grande et si glorieuse, quand il la conduisait à la victoire, et croyons que si ses grandes actions et ses fautes ont été pesées

dans l'immortelle balance, l'âme du grand Napoléon doit jouir dans le sein de Dieu, du bonheur qui récompense la vertu dans le céleste séjour!

Dann der Gesang der Gemeinde, der in der That etwas Rührendes hatte:

Napoléon n'est plus, une froide poussière
Est ce qui reste, hélas! à cet illustre nom!
Français! ce roi des rois n'est plus qu'un peu de terre!
Donnons un souvenir au grand Napoléon!

A tes mânes, salut! toi qui fis de la France,
Quand tu la gouvernas, la grande nation!
Les coeurs de tes hauts faits gardent la souvenance,
Et disent: Gloire, honneur au grand Napoléon!

Si tu fus un héros dans les champs de carnage,
Ton coeur connut aussi la douce émotion
Que cause le bienfait quand il est notre ouvrage!
Tendre et doux souvenir au grand Napoléon!

Quand les aigles du tien furent les tributaires,
Aux peuples, de tes lois ta main offrit le don;
Et ceux pour qui brillaient leurs clartés tutélaires,
S'écriaient: Gloire, honneur au grand Napoléon!

Trahi, persécuté par un destin barbare,
Sur un rocher désert un cruel abandon
A fait briller en toi la grandeur la plus rare!
Honneur, cent fois honneur au grand Napoléon!

Ah! puissions-nous bientôt au pied de ta Colonne
Sur ton urne funèbre inclinant notre front,
Répéter, en t'offrant une simple couronne:
Eternel souvenir au grand Napoléon!...

Darauf folgt wieder ein Gebet:

O mon Dieu! tu proportionnes les forces de l'homme au fardeau que tu lui destines, quand il vient remplir sa carrière mortelle! Si Napoléon a dépassé les bornes dans lesquelles le génie qu'il tenait de ta bonté aurait dû se renfermer, daigne le lui pardonner, ô mon Dieu! et ne l'attribuer qu'à l'imperfection de notre nature!

Alsdann wird die Stelle aus dem Evangelium des Marcus verlesen: Wahrlich, ich sage euch, Einer unter euch, der mit mir isset, wird mich verrathen! woran eine Auslegung in Bezug auf Napoleon geknüpft wird, die etwas bei den Haaren herangezogen erscheint. Gebete und Lieder, von demselben Zuschnitt und Inhalt, wie die bereits angeführten, beschließen diese feierliche Todtenmesse für den großen Napoleon. —

Bei aller Widersetzlichkeit gegen den Papst hat der Abbé Chatel doch nicht verschmäht, der römisch-katholischen Kirche einige Lichtereffecte abzuborgen, die freilich zu der sonstigen protestantischen Dürftigkeit seines Tempels einen etwas lächerlichen Contrast machen. Er hat nämlich in dem Dache einige Klappen angebracht, die von Zeit zu Zeit aufundzugezogen wurden, um bei besonders feierlichen Stellen der Messe eine magische Beleuchtung zu verbreiten.

Alsdann bestieg Abbé Chatel die Kanzel und begann die **Oraison funèbre du grand Capitaine** zu halten. Er fing damit an zu behaupten, daß Das, was den großen Napoleon so groß gemacht, außer seinem Genie, besonders der Glaube gewesen sei! Napoleon habe zwar nicht Alles geglaubt, was die Priester von Damals und Heut gepredigt, und darin habe er Recht gehabt, darin sei er eben der große Napoleon gewesen! Napoleon habe sich, wie im Handeln, so auch stark und groß im Glauben bewiesen und er habe gestrebt, den Katholizismus auf die wahre und einfache Basis des Christianismus zurückzuführen! Darin sei Napoleon unser Vorbild, das Vorbild der französisch-katholischen Gemeinde, und sein großes Muster fordere uns auf, ebenso stark und muthig, wie er jederzeit war, unsern Widersachern, die in unserm Werk uns hindern wollten, zu widerstehen. Die französisch-katholische Kirche führe also eigentlich aus, was der große Napoleon gewollt habe! Dann folgte ein Vergleich Napoleon's mit Christus; auch Napoleon sei **presque divin**. Napoleon habe durch seinen Gedanken einer Universalmonarchie in politischer Hinsicht ein gleiches Ziel angestrebt, wie Christus, der in der Idee seiner göttlichen Natur das ganze Reich der Welt aufzulösen und zu concentriren getrachtet und gelehrt habe.

So wird denn Napoleon gewissermaßen zum Christus der Politik, aber der Redner hütete sich wohl, sich dabei in mystische Gedankenspielereien zu verlieren. Er ging vielmehr plötzlich in einem etwas prosaischen Tone auf die äußern Schicksale und ökonomischen Verhältnisse der neufranzösischen Kirche über, und meinte, daß die Gemeinde in der letzten Zeit doch nur Fortschritte gemacht. Diese Behauptung fiel mir auf, weil ich kurz zuvor gehört hatte, daß der Abbé Chatel die Miethe nicht mehr bezahlen könne für seine Kirche, und er deshalb eine Subscriptionsliste bei seinen Anhängern umhergehen lasse, weil der Eigenthümer des Saales gedroht, den **temple catholique français primatial** zu schließen. Indeß zeigte Chatel wenigstens hier auf der Kanzel noch einen ziemlichen Muth, und kündigte an, daß die Behörde ihnen jetzt erlaubt habe, einen größeren Tempel zu bauen, wenn es die eigenen Mittel der Gemeinde gestatteten. Zugleich bemerkte er, daß in der Sacristei dieser Kirche, sowie auch in den Departements, Subscriptionslisten ausgelegt seien, auf denen sich jeder ihrer Anhänger einzeichnen solle, um die Zahl ihrer Gemeindemitglieder dadurch festzustellen. Er fügte hinzu, die französisch-katholische Kirche habe es nie darauf abgesehen, Proselyten zu machen, doch habe man die erfreuliche Wahrnehmung

machen können, daß einzelne Personen und ganze Familien aus den entlegensten Vierteln der Stadt, ja mehrere Lieues weit aus der Umgegend, regelmäßig alle Sonntage herkämen, um den gottesdienstlichen Versammlungen in dieser Kirche beizuwohnen. Es sei freilich gesagt worden, daß die Besucher ihrer Kirche mehr aus Neugierde, als aus einer innern Ueberzeugung und Bedürfniß hier einträten. Er bitte aber Jeden, in dem Raum, in dem sie sich befänden, sich recht umzuschauen, und zu urtheilen, ob man hier zur Befriedigung seiner Neugierde sich einfinden könne? Dies sei hier ihre Primatialkirche, ihre Kathedrale, ein wahres Bethlehem, in dem Christus auf armseliger Krippe geboren wurde! Hier entstand eine allgemeine Heiterkeit in der Kirche, diese Wendung machte durch die ironische Größe ihrer Selbstverläugnung Glück, und man lachte laut, ohne gerade Rücksicht darauf zu nehmen, daß man sich in einem Tempel befand. Zum Schluß entschuldigte sich noch der Abbé Chatel, daß er diese seine Rede habe improvisiren müssen, weil er allzusehr beschäftigt sei, um sich vorbereiten zu können, indem der ganze Confirmandenunterricht und so viele andere Mühwaltungen der Gemeinde allein auf ihm lasteten. —

Es ging in der Kirche sehr unruhig zu und man

wurde in der Aufmerksamkeit und Andacht für die Predigt dieses radicalen Propheten mehrmals unterbrochen. Alle Augenblicke mußte man Geld bezahlen; erst zwei Sous für den Stuhl, den man einnahm, was von einem nicht gerade sehr feierlich angezogenen Dienstmädchen gesammelt wurde, dann kam ein anderes viel hübscheres und sehr elegant gekleidetes Mädchen, das ein seidenes Mützchen umhertrug, worin sie abermals Geld einforderte, ich weiß nicht wofür, vielleicht um die Miethe der französisch-katholischen Kirche zu bezahlen. Dann wurde für die Armen Geld eingesammelt und zuletzt mußte man noch für die neufranzösische Kirche etwas in eine Büchse werfen. Nach Beendigung seiner Predigt aber trat der Abbé wieder vor den Altar, und begann von dort aus die feierliche Handlung für den großen Napoleon, indem er sich in Prozession mit einem andern Priester und den Chorknaben dem Sarkophag näherte. Vor diesem wurde nun ein feierliches Gebet gesprochen und nachher der Sarg von vier Seiten durch die Priester geweiht. Darauf gingen die anwesenden Gemeindemitglieder in festlichem Aufzuge dem Sarkophag vorüber, indem jeder das Weihrauchfaß in die Hand nahm und einen vorn am Sarge angebrachten Kupferstich (oder Lithographie), worauf der Kaiser zu Pferde abgebildet

war, bestreute. Ich bemerkte doch einige alte Soldaten, welche Thränen in den Augen hatten und augenscheinlich von gewaltiger Erinnerung befallen waren: charakteristische Häupter von des Kaisers Garde, deren Gesichterschnitte so gut historisch geworden sind wie ihre Thaten, und die man in dieser Andacht für ihren Kaiser, der ihr einziger und alleiniger Gott war, nicht ohne Rührung betrachten konnte. —

Als ich die Kirche des Abbé Chatel wieder verließ, mußte ich mir gestehen, daß sie ein besseres Schicksal verdiente, als auf diese Weise in einem entlegenen Winkeldasein zu verkommen, was doch bei ihrer Abgetrenntheit von dem eigentlichen französischen Leben gegenwärtig ihr Loos zu werden scheint. Chatel ist allerdings ein bloß praktischer Kopf von einer einfachen und volksthümlichen Bildung, und er verstand es entweder nicht oder er hat es verschmäht, seine Kirche mit eigentlichen Zeittendenzen, mit speculativen, neusocialen und st. simonistischen Richtungen in einen Zusammenhang zu setzen, ob sich gleich das Gebetbuch der von ihm gestifteten Gemeinde auf dem Titel als „**Reforme radicale**" ankündigte. Es ist ein einfacher gesunder Liberalismus, der sich im Abbé Chatel auf die Religion angewandt hat, um die Folgen der Julirevolu-

tion in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche hinüberzuleiten, die natürlich dann aufhören mußte, eine alleinseligmachende zu sein. Dies Werk verrichtete er, zwar mit großer Kühnheit, aber zugleich auf eine so naive und unbefangene Weise, als könne es gar nicht anders sein und als sei weiter kein Aufhebens davon zu machen, daß er den Papst und das ganze römische Wesen durch einen Schlag beseitigte. Die demokratisch-katholische Kirche, wie sie der Abbé de la Mennais mit Papst sich geträumt, zeigt sich jetzt auf dem Faubourg St. Martin ohne Papst verwirklicht, aber weder diese noch jene Erfindung will hier Glück machen, und während die religiöse Demokratie des La Mennais in einen transcendenten und idealen Nebel sich verflüchtigt, muß die des Abbé Chatel, die den Boden der Wirklichkeit erreicht hat, in dieser Wirklichkeit Hungers sterben und in einer armseligen Hofwohnung verschmachten. Chatel ging auf die einfachste Weise von der Idee der bürgerlichen Freiheit aus und suchte danach das Reich Gottes auf Erden zu gestalten, indem er an die Stelle des Papstes gewissermaßen die Volkssouverainetät als das höchste Recht und die höchste Macht auch in den göttlichen Dingen setzte. So brach er mit den wesentlichsten römisch-katholischen Traditionen und der Papst schleuderte einen Bannstrahl gegen die neue

Kirche, deren erste Eröffnung im August 1830 geschah. Theilweise verbündete sich auch damals die französische Oppositionspresse mit der Freiheit der Kirche, welche der Abbé Chatel predigte, und er fand einige Journale, die seine Auflehnung gegen den Papst, und was daraus folgte, verfochten und unterstützten. Diese Sympathie mit der Tagespolitik hätte der neue Reformator durchgreifender benutzen und ausbeuten müssen, um seiner Kirche eine mächtige und nothwendige Grundlage in der Zeit zu verschaffen. Man muß erstaunen, wenn man in der Confession dieser kleinen französisch-katholischen Gemeinde bereits die wichtigsten Fortschritte des menschlichen Geistes als eine Thatsache in das kirchliche Leben aufgenommen findet, wenn man darin den Cölibat, die Ohrenbeichte, das Fasten, die Verehrung der Heiligen vernichtet, das Latein aus Rom beim Gottesdienste abgeschafft und die individuelle Vernunft in ihren verschiedenartigen Offenbarungen als das höchste Gesetz des Glaubens anerkannt sieht. Wenn man aber betrachtet, wie vereinzelt und dürftig diese Heerde mit ihrem musterhaften Glaubensbekenntniß in Frankreich lebt, so muß man sich sagen, daß es unserer Zeit nicht darauf ankommt, eine neue Erfindung in der Gestaltung des kirchlichen Lebens zu machen, sondern daß ihr über der specu-

lativen Bewegung des religiösen Geistes, um die es ihr jetzt wesentlich zu thun ist, die Ausbesserung des sichtbaren Wohnhauses, in dem unser Glauben bisher zur Miethe wohnte, gleichgültig geworden. Auch hat namentlich in Frankreich das religiöse Bedürfniß mit dem politischen keineswegs gleichen Schritt gehalten, sondern die Politik hat vielmehr auch die Religion in sich verschlungen und aufgesogen, ohne freilich noch jene beseligende und Alles durchdringende Einheit im Staatsleben zu gewähren, welche ihrerseits die Religion zur Zeit, als sie im Mittelalter die Welt beherrschte, den Gemüthern der Menschheit darbot. Die Sehnsucht nach Erlösung ist aber in der Politik jetzt stärker geworden als in der Religion; vielleicht daß durch alle diese Bestrebungen endlich ein organischer Zustand hervorgerufen wird, in dem die politische Freiheit wieder der Religion bedarf, um sich die höchste sittliche Ausbildung zu geben. Dasjenige religiöse Element aber, welches der politischen Freiheit widerstrebt, wird dabei für immer ausgeschmolzen werden aus dem Herzen der Menschheit, und Gott offenbart sich lieber freien und glücklichen Creaturen, als verzagten und verkommenen, die den Stempel der Schande an der Stirn tragen. Diejenigen Franzosen jedoch, die noch heutzutage lebhaften religiösen Sinn und ein wesentliches Bedürf-

niß nach der Kirche haben, sind alle ächte Katholiken, welche auch noch der römischen Hierarchie eine höhere Bedeutung abzugewinnen verstehen und deshalb der protestantisch gearteten und illusionslosen Kirche des Abbé Chatel niemals eine Annäherung an sich verstatten werden. Diese französisch-katholische Kirche ist daher dem eigentlich religiösen Theil der französischen Bevölkerung fremd geblieben und wird von demselben als eine gewissermaßen unanständige Neuerung verachtet. Dem von Frömmigkeit erfüllten Franzosen kann man in seinen katholischen Kirchen, namentlich in der am zahlreichsten besuchten **Eglise St. Roche**, eine große Inbrunst der Andacht ansehen und er bedarf dabei jener dunkeln und geheimnißvollen Region der Gefühle, wie sie der Katholizismus ihm aufschließt, und in die er sich vor der Wirklichkeit hineinrettet und einhüllt. Die Frivolität und Zerstreuung des Lebens hat hier auf der andern Seite einen so absoluten Gegenhalt nöthig, als der Katholizismus ist, der den leeren Herzen und den mattgestürmten Nerven wenigstens einen religiösen Schauer einjagt und die Sünde in den Beichtstuhl nimmt, um ihr ihre Last abzuheben und sie zu stärken zu neuem Lebenstaumel. Darum findet auch die Neuerung des Abbé Chatel, die Messe in französischer Sprache zu lesen, weniger Anklang

als man sich denken sollte, denn das religiöse französische Gemüth, das in der Kirche einer ganz andern Welt begegnen will als draußen in seinem gewohnten Leben, hört sich an dem Latein aus Rom eine mystische Andacht heraus, in welcher ihn der Klang seiner täglichen Umgangssprache, der ihn wieder an seine Sünden, Genüsse und Beschäftigungen draußen mahnt, stören würde. Und doch hat auch die französische Sprache ihre religiösen Klänge, denen man das Erbauliche gewiß nicht absprechen kann. —

Diese Gedanken, wie ich sie Ihnen hier mittheile, äußerte ich ungefähr gegen Herrn Mignet, dem ich heut meinen Besuch machte, nachdem ich die Kirche des Abbé Chatel verlassen, und der das Gespräch von selbst auf diese Gegenstände brachte, da er jetzt mit einer ausführlichen Geschichte der Reformation beschäftigt ist. Dies wird ein großes historisches Werk werden, das in zehn Bänden erscheinen soll, wovon der erste lediglich zur Einleitung eine allgemeine Geschichte des Christianismus in seiner kirchlichen und politischen Entwickelung befassen wird. Man muß gestehen, diese Aufgabe hat für einen Franzosen etwas Riesenhaftes, besonders wenn sie bloß im pragmatischen Geiste ausgeführt werden soll, wie dies von Herrn Mignet nicht anders zu erwarten ist. Die Reformation ist

keine Epoche für den französischen Geist wie für den deutschen, dem sie etwas innerlich Einwohnendes ist, ein incisiver Einschnitt in das Leben seiner Geschichte, durch den ganz neue Gestaltungen des deutschen Daseins, wenn auch keineswegs glücklichere, entstanden. Die Reformation hat in Deutschland mehr eine politische und intellectuelle, als eine religiöse und christliche Bedeutung. Ihren volksthümlich liberalen Charakter kann man nicht hoch genug anschlagen, besonders da er unter dem religiösen Stempel sogar die deutschen Fürsten beschlich und sie zu einer nationalen Begeisterung entflammte. Die Reformation schlang das erste freie und geistige Band zwischen Fürst und Volk in Deutschland, und träufelte das erste ätzende Gift der Intelligenz auf den feudalen Geist, um ihn zu zerstören. Der dritte Stand der Gesellschaft in Deutschland wurde durch die Reformation bei weitem früher zu einem selbständigen Bewußtsein angeregt, als in Frankreich, wo er die Sünden des Adels und des Clerus länger auf seinem Nacken trug, ohne an Freiheit weder in seinem Glauben noch in seinem Handeln zu denken. Die Völker hätten frei werden können durch den Protestantismus, ohne auf die französische Revolution zu warten, die den dritten Stand in die Schranken der Geschichte rief. Aber das politische

Element des Protestantismus bildete sich zu langsam und unentschieden aus, und ein neues Uebel, das die deutsche Reformation hervorgebracht, der protestantische Pietismus, lullte die Gemüther wieder in süßen Schlaf der Knechtschaft, indem die reale Gegenwart mit ihren Rechten zurücktreten mußte gegen einen jenseitigen Himmel, auf den alles Gute und Schöne verschoben war. Man muß das unglückliche historische Naturell der Deutschen, die Macht des deutschen Familienlebens, die Schwäche und Größe des deutschen Herzens, die Gewalt der wissenschaftlichen Vertiefung in diesem Volkscharakter ermessen und beurtheilen können, um eine Geschichte der Reformation zu schreiben, die Deutschland als den Ausgangspunct einer Bewegung nimmt, welche überall nur fragmentarische Resultate erzeugt hat. Es gehört tiefe Gelehrsamkeit, philosophischer Witz und eine großartige historische Wehmuth dazu, um eine Geschichte der Reformation zu schreiben und die tragischen Velleitäten des menschlichen Geschlechts darin abzuzeichnen. Aber im bloß pragmatischen Sinne auseinandergelegt, muß sie lediglich eine langweilige und gräuelvolle Schattenseite der Weltgeschichte darstellen, doch giebt es in dem außerordentlichen Talent des Herrn Mignet eine Eigenschaft, durch welche er oft das zu ersetzen vermag,

was ihm an philosophischem Geist in seinen Geschichtsdarstellungen gebricht. Zwar fehlt ihm bei seiner Unkenntniß unserer Sprache sehr bedeutend der Ertrag deutscher Wissenschaft und Forschung, obwohl er durch einige junge Hülfsarbeiter, die ihm zur Seite stehen, sich mehrere deutsche historische Werke zu seinem gegenwärtigen Zweck übersetzen und ausziehen läßt, aber es ist ganz etwas Anderes, wodurch Mignet seiner Geschichtschreibung einen eigenthümlichen Gewinn zuführt, die oft überraschende Resultate gewährt. Dies ist die große Kunst der Darstellung, die ihm eigen ist, und wodurch er sich auf eine schöpferische Weise so sehr zum Dichter seines Stoffes macht, daß er zugleich der Herr aller Elemente desselben zu werden scheint, mögen dieselben auch noch so sehr in der Tiefe verborgen liegen. Es ist nämlich nicht zu läugnen, daß die Symmetrie, mit welcher er seinen Stoff zerlegt, und die nicht bloß etwas Aeußerliches ist, sondern auch eine innere Bedeutung gewinnt, das Philosophische bei ihm oft auf eine eigenthümliche Weise erreicht und vertritt. Denn diese Symmetrie, wenn sie die Theile ihres Gegenstandes wirklich dergestalt ordnet, daß jedem durch seine Stelle auch sein inneres Recht erschöpfend widerfährt, kann allerdings zu etwas Logischem wer-

den, das auch den geistigen Verhältnissen des Stoffes genugthut; aber es ist immer mißlich, wenn der zufälligen Geschicklichkeit des Talents Das überlassen bleibt, was die Sache des Prinzips sein soll. Doch muß man sich verwundern, was das Talent Alles vermag, wenn man Mignet's Schriften unter dem Gesichtspunct, den ich bezeichnete, ansieht. —

Mignet ist bei uns in Deutschland als Historiker fast berühmter als in Frankreich, obwohl er hier, als Vorsteher des Archivs, eine herrliche und bedeutende Stellung einnimmt. Er wohnt in der **Rue des Capucines**, in einem Hause, welches Napoleon als erster Consul bewohnt hat, nahe dem Place Vendôme, der jetzt die schöne Säule des Kaisers trägt. Ich wüßte kaum einen liebenswürdigeren Franzosen als Herrn Mignet, dessen Persönlichkeit von der einnehmendsten Art ist; er ist ein Mann mit einem schönen und charaktervollen Kopf, der ihm etwas außerordentlich Anziehendes giebt, und alle seine Gebärden tragen den Stempel einer geistvollen Freundlichkeit. Unsere Unterhaltung fiel zuletzt auf die Sprache und namentlich auf die Geeigentheit der französischen für die Geschichtschreibung. Herr Mignet ist ein Orthodox in der Sprache, und hält die neuesten Abweichungen und Freiheiten, die sich darin in Frankreich kundgegeben, keineswegs für

einen Fortschritt, sondern vielmehr für eine tadelnswerthe Ausartung von dem ursprünglichen Organismus. Er behauptet, die französische Sprache habe sich in ihrem eigensten Wesen durchaus nicht verändert und müsse auch in dieser ihrer Unantastbarkeit aufrecht erhalten werden. Eine Prosa, wie sie Balzac schreibt, wo deutsche Unbestimmtheit und vague Allgemeinheit des Ausdrucks in die französische Sprache einzubringen anfängt, gilt ihm für eine Neuerung, die über das Naturell der Sprache hinausgeht, und dasselbe abschwächt und verzerrt, aber nicht kräftigt. Die logische und individuelle Bestimmtheit der französischen Sprache hat allerdings große Vorzüge voraus vor der deutschen, die so vielfach schillernd und verallgemeinernd ist wie der deutsche Charakter; diese Vorzüge soll man nicht verloren gehen lassen durch eine phantastische Zerflossenheit in der Behandlung der Sprache, aber es fragt sich, ob die Begränztheit, die ebenfalls darin liegt, nicht aufgehoben werden kann durch die geniale Willkür des Gedankens, die sich mit den Sprachgesetzen vermählt? Ein anderes Mal mehr über diesen Gegenstand! —

schränkten und nationalen Charakter annehmen und aus dem höchsten Gesichtspunct gegeben werden, auf dem jede bloß persönliche Stimmung aufhört, sonst verliert sie ganz und gar ihre Bedeutung für den allgemeinen Zustand und erniedrigt Die, welche dadurch aufgerichtet werden sollen.

Unserer Zeit kommt es zu, Amnestieen zu ertheilen, und ihr eigener Vortheil erheischt es, mit den Elementen, aus deren Streit sie hervorgegangen und sich gebildet hat, nicht als grausamer Henker zu rechten, sondern sich derselben vielmehr durch Versöhnung zu versichern. Die Amnestie muß als Friedensregenbogen über einer Zeit aufgerichtet werden, in der Keiner so rein ist, daß er den ersten Stein aufheben kann und die uns alle durch die Nemesis der Gegensätze bezwingt, welche uns unter den Händen und in unseren eigenen Herzen umschlagen. Die Regierungen müssen sich zu keinem Duell mit den Personen herabwürdigen, wo es sich um Ideen gehandelt hat, denn wo soll unsere Ehrfurcht vor den Autoritäten herkommen, wenn sich dieselben niedrigen Leidenschaften der Rachsucht überlassen, die unter allen Umständen gegen die Humanität unseres Jahrhunderts ist? Eine Bürgschaft für die höhere Natur des Menschen wird es sein, die Dialektik der geschichtlichen Elemente und die Personen, die in

dilsthränen aus Aerger. Gott weiß es, warum sich die Doctrinairs so unzufrieden anstellen mit einer Handlung der königlichen Großmuth, gegen die sich ihre eigene Theorie zwar lange genug gesperrt hat, die aber doch auch den Nachfolgern der Doctrin keinen großen Stein im Brette schaffen wird, sondern jetzt lediglich der Person des Königs zugutkommen soll, der gegenwärtig als Hochzeitsbitter bei der Vermählung des Herzogs von Orleans fröhliche Gesichter erblicken will im Garten der Tuilerieen, wenn er zum Fenster hinaussieht. Der Abbé de la Mennais behauptete aber in seinem Journal **Le Monde**, es sei keine Amnestie, sondern nur eine Gnade, was Louis-Philipp bewilligt habe, und das Charivari jubelt ganz ausgelassen darüber, daß wir doch nun endlich im Jahre der Gnade 1837 lebten! Eine Amnestie ist es allerdings nicht, weil nicht alle politischen Verbrecher, die an den Sünden dieser Zeit zu Sündern geworden, darin eingeschlossen sind, sondern nur diejenigen, welche sich dermalen in den Gefängnissen in Haft befinden und ihr Urtheil erhalten haben. Alle Anderen, die flüchtig geworden und ausgewandert auf fremder Erde leben, haben seltsamer Weise keinen Anspruch auf diese Hofgunst, der man den Namen Amnestie gegeben. Eine Amnestie aber muß einen unum-

schränkten und nationalen Charakter annehmen und aus dem höchsten Gesichtspunct gegeben werden, auf dem jede bloß persönliche Stimmung aufhört, sonst verliert sie ganz und gar ihre Bedeutung für den allgemeinen Zustand und erniedrigt Die, welche dadurch aufgerichtet werden sollen.

Unserer Zeit kommt es zu, Amnestieen zu ertheilen, und ihr eigener Vortheil erheischt es, mit den Elementen, aus deren Streit sie hervorgegangen und sich gebildet hat, nicht als grausamer Henker zu rechten, sondern sich derselben vielmehr durch Versöhnung zu versichern. Die Amnestie muß als Friedensregenbogen über einer Zeit aufgerichtet werden, in der Keiner so rein ist, daß er den ersten Stein aufheben kann und die uns alle durch die Nemesis der Gegensätze bezwingt, welche uns unter den Händen und in unseren eigenen Herzen umschlagen. Die Regierungen müssen sich zu keinem Duell mit den Personen herabwürdigen, wo es sich um Ideen gehandelt hat, denn wo soll unsere Ehrfurcht vor den Autoritäten herkommen, wenn sich dieselben niedrigen Leidenschaften der Rachsucht überlassen, die unter allen Umständen gegen die Humanität unseres Jahrhunderts ist? Eine Bürgschaft für die höhere Natur des Menschen wird es sein, die Dialektik der geschichtlichen Elemente und die Personen, die in

lanten Deputirtenkammer, denn überall steht es angeschlagen: **les premiers bancs sont reservés pour les Dames.** Man findet sich mit Operngucker und Lorgnette ein, und die Deputirten selbst bedienen sich dergleichen, um von ihren Plätzen aus während irgend einer langweiligen Debatte und Rede nach den Damentribunen hinaufzulugen. Indessen ist es spät geworden, Manche im Publikum haben sich der Lecture ergeben und durchblättern einen Roman oder eine Zeitung. Mittlerweile bemerkt man im Centrum vor den mit weißen Pulten versehenen Ministerbänken allmählig einzelne Gruppen von Deputirten. Dort tritt auch Herr Thiers herein, sieht sich nach dem Präsidentenstuhl um, der noch leer steht, lacht nach seiner Weise und dreht sich wieder um und geht. Nach einiger Zeit kommt er wieder und nimmt seinen Platz im linken Centrum ein, über der ersten Ministerbank. Nun haben sich nach und nach die Plätze gefüllt, Dieser sitzt und schreibt, Jener sieht Brochuren durch, Andere sprechen und gesticuliren in lebhaften Gruppen, der Lärm beginnt und das Publikum wird immer aufmerksamer. Da sehen Sie auch Herrn Guizot auf seinem alten Deputirtensitz, zu dem er sich mit stolzen Schritten heranbewegt hat, nachdem er gleichwohl an seinen Nachfolgern im Regiment mit freundlicher Be-

grüßung vorbeigegangen und ihnen die Hände ge-schüttelt. Endlich schreitet Herr Dupin heran und nimmt in seiner imponirenden Ruhe den Präsidentenstuhl ein, wodurch die Sitzung eröffnet ist. Peruque und Brille schattiren seltsam sein nicht einnehmendes aber frappirendes Gesicht, das streng, entschieden, überlegend, klug, denkend und handelnd zugleich aussieht. Er durchläuft einige Papiere, schreibt und unterzeichnet, während das Geschrei der Huissiers: **en place, Messieurs!** unzählige Male und mit schmetternden Stimmen ertönt, das aber von Niemanden gehört zu werden scheint. Nun schüttelt Dupin seine ungeheure Glocke, wendet sich dann wieder gleichgültig zu seinen Papieren, und der Lärm und die Privatgespräche der Deputirten dauern fort. Die beiden neben ihm stehenden Huissiers aber brüllen unaufhörlich: **Silence, Messieurs! Silence, Messieurs!** Der Präsident schüttelt noch einmal fürchterlich seine Klingel und wirft einen langen Blick auf die Versammlung, worauf endlich sich soviel Ruhe herstellt, um die Sitzung beginnen zu können. Es ist nicht zu läugnen, daß die Kammer sich zu wenig selbst disciplinirt und beherrscht und daß sie dadurch eine gewisse Würde einbüßt, die für eine constitutionnelle Volksversammlung wünschenswerth ist, aber man darf die Aeußerungen

der französischen Individualität nicht nach deutschen Maßstäben und Gewohnheiten beurtheilen, was freilich unsere Landsleute hier oft genug thun. Eine Art von Grausamkeit aber verräth sich in der französischen Deputirtenkammer durch ein förmliches System der Anarchie, das man annimmt, um durch Husten, Schnauben und Privatconversationen solche Redner oder solche Meinungsäußerungen, die man nicht aufkommen lassen will, von vornherein zu vernichten. Manche Redner hört die Kammer niemals an und es giebt freilich immer privilegirt langweilige Redner, die ein solches Schicksal verdienen. Ein derartiges Schlachtopfer besteigt gewöhnlich mit einem unendlich dicken Manuscript, dessen Anblick schon Schauder erregt, die Tribune, trinkt mindestens fünf Gläser Zuckerwasser bei seinem mehrere Stunden langen Vortrag aus, und läßt sich gar nicht stören, wenn auch die Unruhe in der Kammer alles Maaß übersteigt. Das eintönige: **Silence, Messieurs!** der Huissiers verklingt nutzlos dazwischen, Herr Dupin steht mechanisch alle zehn Minuten auf, klingelt und setzt sich wieder, wenige Secunden lang wird es danach ruhig, der Redner hat unterdeß sein Glas Zuckerwasser geleert, neugestärkt nimmt er sein Manuscript wieder vor, schnarrt weiter und der Lärm fängt mit dem Gegenstand von

Neuem an. Andere Redner, die wirklich etwas zu sagen haben, aber aus irgend einem Grunde keine Macht über die Kammer gewinnen können, bieten in dieser Weise ein ernsthafteres tragisches Schauspiel dar, das dem grausamen Anblick einer Thierhetze gleichkommt.

Diese Kammer hat jetzt in der öffentlichen Meinung ganz und gar ihren Credit verloren, und im Theater beklatscht man bei der Aufführung von Scribe's Camaraderie jedesmal mit einem stürmischen Enthusiasmus die Stelle, wo Edmond Deputirter werden soll und mit Besorgniß ausruft: cette position demande un si grand talent, worauf die muthwillige Zoe erwidert: vous n'avez donc jamais été à la chambre? Aber dieser Mißcredit der Kammer liegt in der ganzen gegenwärtigen Stellung der politischen Parteien, die ein gleißnerisches Nichts ist, und auch die nächste Deputirtenkammer, aus welchen persönlichen Elementen sie auch immer gemischt sein mag, wird das gesunkene moralische Ansehen der Debatte nicht wiederbefestigen können. Dazu kommt, daß sich immer mehr eine gewisse schöngeistige Charlatanerie des Parlamentskörpers hier bemächtigt und dadurch geht die Würde der Politik Frankreichs vollends in die Pilze. Es giebt jetzt keinen Schöngeist und Feuilletonisten in Paris,

welcher zu einigem Namen in den Journalen und Salons gelangt, der es nicht auch für Pflicht und Beruf erachten sollte und ein **point d'honneur** darein setzte, sich in die Kammer wählen zu lassen. Selbst das Männchen Jules Janin hebt sich jetzt auf seinen großen Zehen und schaut sehnsüchtig die Treppenstufen zu dem Palais Bourbon hinan, in dem er durch die neuen Wahlen Sitz und Stimme zu erlangen sich einbildet. Was soll aus der constitutionellen Debatte in Frankreich werden, wenn sie auch noch Theaterrecensionen in sich aufnimmt? Für mich giebt es wahrlich nichts Traurigeres, als die augenblickliche französische Politik, in der sich zugleich soviel leere und windige Eitelkeit ausspricht, und ich glaube, diese Politik ist das Unglück von ganz Europa! Welch ein Jammer, daß wir unser eigenes politisches Bedürfniß und unsern Mangel an thatsächlicher Geschichte damit beschwichtigen müssen, die Debatte der großen Nüancen zwischen Guizot, Thiers, dem Tiers-Parti, den Doctrinairs und dem verantwortlichen und unverantwortlichen Minister-Conseil der Franzosen zu lesen? Diese dialektischen Zergereien zwischen den verschiedenen Meinungsnüancen, deren doch keine einzige mehr eine Substanz in sich hat, sind unsere politische Nahrung, mit der wir abgespeist werden und von

der wir nun schon seit Jahren fett werden sollen. Diese Dialektik hat aufgehört geschichtlich zu sein, wozu sie noch vor einigen Jahren den Anschein hatte, und ist jetzt nichts mehr als eine öffentliche Onanie der Politik, ein aus Schwachheit vollbrachter Selbstmord der Geschichte. In allen Aeußerüngen, durch welche sich jetzt die französische Deputirtenkammer manifestirt, liegt etwas Grimassirendes, etwas von jener Natur der Giraffe, über die ich Ihnen neulich geschrieben habe, und deren symbolische Gestalt mir nun einmal an allen Orten hier aufstößt. Was in früherer Zeit die Maitressenwirthschaft in Frankreich gewesen, dies organisirte System von Buhlerei und Intrigue, das ist unter dem heutigen Regime die Dialektik der Parteien geworden, die eine psychologische Buhlerei mit den Verhältnissen und Grundsätzen an die Tagesordnung gerufen hat. Es ist dadurch eine Intrigue der Prinzipien aufgekommen, die nicht nur demoralisirend auf die öffentliche Meinung zurückwirkt, sondern schon an und für sich selbst die große Lüge bildet, welche man jetzt in der Welt die öffentliche Meinung nennt. Die Sophistik der Gegensätze welche jetzt nicht einmal mehr ächte Gegensätze sind, buhlt toller darauf los mit Volk und Staat und, umgarnt ränkesüchtiger Gesetz und Freiheit, als es

jemals eine Maitresse Ludwig's XIV. durch die ganze diabolische Komödie ihrer Reize gethan. Woran aber unser ganzes Zeitalter krankt, dies Uebel hat sich gegenwärtig in Frankreich gewissermaßen zu einem systematischen Zustand ausgebildet. Es ist dies, daß wir kein Gewissen für die Nachwelt haben, und daher auch nicht für uns selbst. Darum verfälschen wir unsere Gegenwart durch tausend Schwarzkünsteleien, die wir an den heiligsten Dingen und Gestalten verüben, und überliefern der Geschichte eine verzerrte Epoche, die über sich selbst ein heuchlerisch künstliches Netz gesponnen. Das Bestreben, zu verfälschen, ist so groß bei uns, daß man im Stande ist, Biographieen und Nachlasse unserer ausgezeichneten Männer herauszugeben, in denen die wahre Gestalt derselben gar nicht vorhanden ist, sondern wo ihr eigenstes Wesen zu einem zahmen Philisterbilde zugestutzt erscheint, das jeder Bureaubeamte ohne Erröthen in seiner Stube aufhängen kann. Wenn die früheren Zeiten sich ebenso tartuffisch in sich selbst eingehüllt hätten, was wäre dann aus uns geworden, aus unserer Bildung und aus unserm Verhältniß zur Geschichte? Die öffentliche Meinung ist corrumpirt in unserer Zeit, darin liegt das ganze Unglück, und in Frankreich tragen jetzt der Journalismus und die Tagesdebatte, die ihr

eigentlich zum unmittelbarsten Träger und Ausdruck dienen, am meisten zu ihrer Verfälschung bei, indem sie eine trügerische Repräsentation von ihr abgeben. Man hat kürzlich gesagt, der Journalismus habe in Frankreich seine Macht verloren, und sei theils durch seine äußern Verhältnisse, theils durch die Mißachtung paralysirt, in welche die Presse als ein corrumpirtes Organ der öffentlichen Stimme gerathen. Aber man irrt sich darin in mehrfacher Hinsicht. Die Journale werden hier immer die beweglichsten Hebel des Tages bleiben, und haben schon an der bloßen Lesesucht, die hier selbst unter dem niedrigsten Volke herrscht und dort bei weitem mehr als in Deutschland, eine gewaltige Stütze. Alles liest hier in Paris Journale, jeder Omnibus dient fast zugleich zu einem Lesecabinet, jeder Stiefelputzer bietet das neueste Zeitungsblatt zur Unterhaltung dar, indeß man sich von ihm säubern läßt; während ich die Lesesucht bei dem gemeinen Mann in Deutschland überall so gering gefunden habe, daß sich seine Lectüre in der Regel nicht über das Bereich der Localanzeigen in den Blättern hinauserstreckt. Je mehr daher der französische Journalismus innerlich und moralisch sinkt, desto mehr Macht gewinnt er nur, anstatt sie zu verlieren, indem er nur um so aufregender sein treibendes Quecksilber in alle Adern der Bevölkerung strömt. Aber

man wäre thöricht, wenn man die Preßfreiheit als solche darum anklagen wollte, da es in den Ländern, welche keine Preßfreiheit haben, noch bei weitem schlimmer steht mit der Verfälschung der öffentlichen Meinung. In Frankreich liegt das Unglück in der ganzen Constellation des gegenwärtigen Staatslebens, in dem Mißverhältniß der positiven und negativen Resultate, in der skeptischen Stellung zu den Ergebnissen der Revolution und in einer gewissen allgemeinen Organisation des Nationalcharakters.

Wenn man aufrichtig sich selbst gestehen will, was man beobachtet, so muß man sagen, daß in diesem Augenblick das französische Volk durchaus prinziplos ist, denn man durchmustere und prüfe alle Prinzipien des Tages, die jetzt noch in offener oder geheimer Bewegung gegen einander spielen, und man wird sie sämmtlich verbraucht und abgerieben finden! Bei dieser ohnmächtigen Anarchie der Meinungen kann man daher auf den Gedanken kommen, daß in Frankreich die Revolution ihr Ende erreicht hat und daß das Land keiner Revolutionnirung aus einem bestimmten Prinzip mehr fähig ist, sondern, statt der Revolution, lediglich noch eine Dissolution ihm gefahrdrohend vorschwebt. Zwar wird die Emeute in Paris jeden Tag neu geboren, sobald die Sonne aufgeht und gewisse Gesichter bescheint,

die dann aus ihren Winkeln und Nachtverstecken hervorkriechen, mit einer Physiognomie, der Sie nichts Aehnliches in der ganzen Welt erblicken können. Diese Volksgesichter, die sich hier auf manchen Straßen umhertummeln, haben eine physische und moralische Zeichnung, vor der man mit Erstaunen stillstehen muß und die man auf den ersten Blick als die Teufelsanwalte der Revolution erkennt. Es sind hohnlachende aber charaktervolle Frazzen, die nur aus der verzauberten Erde von Paris emporsteigen können, Köpfe, die unversehens überall auftauchen, wo es etwas zu sehen und zu hören giebt, und die uns durch ihre Verworfenheit und Gleichgültigkeit und zugleich durch den wunderbaren Ausdruck ihrer Entschlossenheit erschrecken, durch den Schmutz des Elends aber, der ihnen anklebt, zu schauerlichem Mitleid bewegen möchten. In einer Stadt, wo unzählige solche Gesichter umherlaufen, denen schreiend an der Stirn geschrieben steht, daß sie nichts mehr zu verlieren haben, da ist Alles möglich jeden Augenblick, und es kommt hier nur darauf an, welche Partei das meiste Geld auszuwerfen hat, um jene Schnapphähne des Aufruhrs an ihre Schritte zu fesseln. Diese volksthümlichen Elemente der Zerstörung, die Frankreich beständig an seinem Busen wiegt, sind daher keineswegs anundfürsich revolu-

tionnairen und demokratischen Ursprungs, sondern die legitimen und absoluten Gewalten haben sich ihrer ebenso oft bedient, um zu ihren Gunsten das Unheil des Straßenaufruhrs damit heraufzubeschwören.

Die Demokratie ist ein heiliges Räthsel der Zukunft, das man nicht entstellen muß durch Vermengung mit Elementen, die den Sünden aller Parteien angehören und keineswegs der Demokratie allein. Der Pöbel ist der allgemeine Schleim in der Geschichte, der allen ihren Bewegungen anklebt und den sie nicht von ihren Organen abzustreifen vermag, weil sie selbst nur eine irdische und fleischliche Geburt ist. Aber der Absolutismus hat bei weitem mehr auf den Pöbel zu rechnen als die Demokratie, denn es liegt schon in dem Prinzip einer Volksherrschaft, daß sie sich bemühen wird, die gefährlichen Elemente in ihrem Schooße zu veredeln und zu dem Begriff einer Gleichheit auch geistig heranzubilden, während die absolute Gewalt an einem Pöbel, dessen Begriffe nicht entwickelt und dessen Bewußtsein sich blindlings unterwirft, den nothwendigen Bestandtheil seines eigenen Daseins hat. Das Demokratische in der modern bürgerlichen Gesellschaft ist etwas ganz Neues, das noch so wenig zu einer positiven Erscheinung gediehen, es ist ein so räthselhafter und

schüchterner Fingerzeig der Geschichte, eine so junge grüne Saatspitze, daß schon die Ehrfurcht vor dem Walten eines höhern Geistes in unsern Schicksalen gebietet, nicht mit Gensd'armen und Hellebarden loszureiten gegen d'e schwankende Frühlingsblume. Es ist das erste Augenaufschlagen des Tiers-Etat, vor dem die neuere Geschichte zusammengefahren ist, und man kennt noch lange nicht das ganze Herz des Volkes, was es ist und will, man hat sich noch nicht die Mühe gegeben, die Schläge dieses armen großen Herzens zu verstehen. Was die Aristokratie ist? das weiß man nun schon seit Jahrhunderten, der Adel hat sich so genau in effigie in der Geschichte abgezeichnet, daß man diese Seite des Menschengeschlechts, welche bis 1789 die bevorrechtete war, ganz-undgar kennt. Aber das Volk kennt man noch nicht, und man kennt nicht, was Alles in dem Volke schlummert! Was ein Adeliger ist, wußte man im achtzehnten Jahrhundert aufs Haar, und auf die Frage: qu'est-ce qu'un noble? antwortete bekanntlich Beaumarchais: un homme qui s'est donné la peine de naitre! Nur Eines vergaß man damals, daß man nicht die Physiker durch eine Preisaufgabe veranlaßte, das B l u t des Adels chemisch zu untersuchen, um wissenschaftlich anzugeben, worin sich eigentlich dessen Substanzen von dem geringeren

Blut des Volkes unterscheiden? Denn daß der Adel schon aus den Händen des Schöpfers mit einem gänzlich anders genaturten Blut hervorgegangen, hat die Aristokratie, und besonders die französische, entschieden genug behauptet, und dieser Gedanke ist so unausrottbar in allen aristokratischen Tendenzen, daß er in neuester Zeit selbst dem Fürsten Pückler mitten in Afrika wieder eingefallen, indem er von dort aus schreibt, daß nur auf physischem Wege durch die Erzeugung einer gänzlich edlen Race, die schon durch die Reinheit ihres Blutes das Höchste darstelle in der Gesellschaft, der Menschheit wieder-aufzuhelfen sei. Ich halte dies nämlich für den vollkommenen Ernst des Fürsten, obwohl ich weiß, daß er im Stande ist, diesen seinen eigenen Gedanken selbst auszulachen. Aber als das bevorrechtete und privilegirte Blut unter den Guillotinen der Revolution dampfte, fand man noch nicht den Unterschied heraus zwischen den physischen Substanzen des Adels und des Volkes. Man war begierig geworden nach dem Blut des Adels, um seine Beschaffenheit, von der so viel Lärm in der Geschichte gemacht worden, endlich einmal an das Tageslicht zu ziehn, diese grausame Neugierde hatte die Aristokratie selbst dem Volke eingegeben und eingetrieben, und siehe, als man das anders genaturte Blut vergoß, war es ro-

thes, feuchtes, armes Menschenblut, Bruderblut, vor dem Die, welche es vergossen, zurückschaudern mußten!

Für das volksthümliche Element der Gesellschaft ist bisjetzt weder die moralische noch die politische Form gefunden worden, sondern, trotz aller Repräsentativverfassung, tritt das Demokratische noch immer nur als eine bloße Negation gegen das Bevorrechtete im Staatsleben auf, aber noch keineswegs als etwas Daseiendes im Staate. Der Mann aus dem Volke, der vor der Revolution ein homme de rien war, ist auch heutzutage noch kein organisch mitlebender Theil des Ganzen, denn dazu gehört politische Bildung und Erziehung auf der einen, und auf der andern Seite ein gesundes Gleichgewicht des allgemeinen Zustandes. Alle Revolutionen in der neuern Geschichte geschehen gewissermaßen von Oben herab und nicht von Unten herauf, denn der dritte Stand, der in seiner unfreien Massenhaftigkeit versteinert steht, verharrt so lange unbeweglich, bis er von den ihm gegenübergesetzten Staatsgewalten einen unnatürlichen Reiz empfängt, der ihn endlich aus seiner duldenden Ruhe emporschleudert. Die bevorrechteten Klassen sind es, welche alle Revolutionen anzetteln, indem sie durch ein tolles Ueberbieten ihrer Privilegien die Vernunft des

Tiers = Etat erwecken, die sonst noch lange ohne Thatäußerung geschlummert haben würde, aber dann zeigt es sich als rächende Nemesis, wie ungebildet und roh die Vernunft des dritten Standes geblieben, und seine erste historische Offenbarung ist der Jacobinismus. Dies ist die Rache, die sich bei allen politischen Bewegungen der modernen Geschichte geltend macht, die Rache, daß man nichts für die staatliche Erziehung des gemeinen Mannes gethan und ihn ferngehalten von aller Ausbildung seiner politischen Begriffe. So wurde Ludwig XVI. mit aller Gewalt dem Tiers = Etat in die Hände getrieben, und der König selbst war es, der das Volk, das ihn richtete, auf den Schauplatz der Geschichte berief, indem er Hülfe bei ihm suchte gegen Adel und Clerus und es selbst zu einer ständischen Vertretung befähigte.

Aus der Persönlichkeit des französischen Nationalcharakters aber erklärt es sich, daß gerade hier eine so gewaltige Kluft sich aufgethan hatte zwischen den bevorrechteten Klassen und dem belasteten dritten Stand, ein Abgrund mitten auf der ebenen Bahn der Gesellschaft, in den endlich der ganze Staat kopfüber hinabstürzen mußte. Dies persönliche Wesen der französischen Nation muß man auf den pariser Straßen und Plätzen, in den Theatern und Soi=

reen, an der Table d'hôte und auf der Kunstausstellung, bei Very und Tortoni, in der Deputirtenkammer und auf den Carnevalsbällen und bei allen Gelegenheiten studiren, um die neuere Geschichte ganzundgar zu verstehen. Egoismus und Herrschsucht in der französischen Individualität bilden auf der einen Seite die schneidende Trennung in der Gesellschaft, die nirgends so gefährlich eingerissen war als hier, und auf der andern Seite ist es die außerordentliche Elastizität und geistige Springkraft des Volkscharakters, eine gewisse Fähigkeit zu einer allgemeinen gesellschaftlichen und politischen Bildung, die jedem Franzosen gleichmäßig inwohnt, welche jener Trennung gegenüber ein harmonisches Gleichgewicht des Lebens herstellen und erzwingen möchte. Diese allgemeine Bildungsfähigkeit des französischen Volkes, dieser scharfe intellectuelle Sinn für Form und Inhalt selbst bei dem Geringsten, ist das mächtigste demokratische Werkzeug, um fortwährend alle Scheidewände niederzurennen, welche die Aristokratie zwischen sich und dem Volke aufrichtet. Dies gewaltige demokratische Organ in Frankreich ist die Sprache, die hier eine größere Nivellirung und Ausgleichung der Unterschiede zu Stande bringt als alle liberalen Systeme der Politik. Obwohl unter den Einflüssen der absoluten Staatsgewalten, der

aristokratischen und exclusiven Richtungen, gebildet, hat die französische Sprache gerade dadurch ein Gepräge erhalten, unter welchem sie mit Leichtigkeit alle Klassen der Gesellschaft von der obersten bis zur untersten durchlaufen konnte, und indem die Wendung, mit der man das Gute, Edle, Schöne und Rechte in ihr sagen mußte, gewissermaßen etwas Befohlenes war, vermochte selbst der Plebejer um so eher diesen vorgeschriebenen Ausdruck und mit ihm etwas von dem Gedanken sich anzueignen. Der Franzose bildet sich von Außen nach Innen, er lebt sich erst von der Form aus in einen Inhalt hinein, und darum ist ein so entwickeltes und fertig überliefertes Organ, wie das der Sprache, für die ganze Nationalbildung so wesentlich, weil das Formelle hier zugleich das Geistige auf eine allgemeingültige Weise vermittelt. Der Bildungsgang der deutschen Natur ist im Allgemeinen der umgekehrte, hier ist die innere Bewegung die ursprüngliche, die von dem Gedanken aus in die Sprache sich hineinlebt, und sich erst ein Organ gestaltet, indem sie vom Inhalt überläuft. Darum war bisjetzt in Deutschland in der Regel nur Der, welcher einen Antheil hatte an dem sich fortbildenden Gedankenleben der Nation, auch im Besitz der höheren Fähigkeiten der Sprache, die in dem gemeinen deutschen Mann noch unentwickelt

schlummern und eine scharfe Gränzlinie ziehen zwischen ihm und der allgemeinen Bildung. Die Sprache ist in Deutschland noch immer ein bevorzugtes Organ gewesen, das die höhere Entfaltung der demokratischen Elemente hinderte, aber man kann nicht verkennen, daß auch in Deutschland bereits das Organ der Rede zu einer neuen und folgereichen Ausbildung, die einen volksthümlichen Charakter annehmen wird, sich angeschickt hat. Das französische Volk dagegen befindet sich durch seine Sprache wie im Kreise einer elektrischen Strömung, die es in einer magnetischen Berührung erhält mit allen wesentlichen Lebenselementen, die das Dasein der Nation ausmachen. Die französische Sprache überliefert durch ihre brillante Verstandeslogik und durch ihre ideengemäßen Formen, die jedes populaire Bewußtsein sich aneignen und auswendig lernen kann, eine gewisse Macht und Beweglichkeit des Denkens auch dem Volke. Wie des ganzen Körpers Blutsystem im Herzen sich ausmündet, so ist die Sprache das eigentliche Herz der französischen Nation, in dem es seine ganze Lebensthätigkeit vermittelt und ausbreitet. In Frankreich ist die Sprache Alles und Alles wird zur Sprache, die feinste Meinungsnüance vermag sich hier sogleich in die Rede umzusetzen, und diesem außerordentlichen Gewinn

für die allgemeine Bildung haftet vielleicht nur der eine Nachtheil an, daß die Individualität dabei an ihrem Werth verliert und daß da, wo Alles Rede ist, leicht Alles zur Redensart wird. Mit der Uebergewalt der Sprache beginnt die Allgewalt der Phrase, und es giebt unter dem alten wie unter dem neuen Regime Phrasen, welche in ihren Banden den Zustand der Nation gefangen halten. Die Phrase der Debatte ist es, welche das heutige Frankreich zähmt und abstumpft, aber das ursprünglich Gedankenmäßige wird man in keiner einzigen französischen Phrase übersehen dürfen!

Man muß erstaunen über das schöne Sprechen, über den logischen Vortrag, wenn man das gemeine französische Volk hier reden hört! Wie viel anmuthige, edle und geistreiche Beziehungen sind nicht in seiner Gewalt bloß durch den Talisman des gebildeten und elastischen Sprachausdrucks, der auch in die geistigen Gebiete wie eine Wünschelruthe hineinreicht! In der Eigenthümlichkeit der französischen Sprache liegen alle Elemente des Nationalcharakters selbst wie in einem klaren Spiegel ausgedrückt; es ist erstens das intellectuelle, dann das ritterliche und chevalereske, und drittens auch das schauspielernde und charlatanartige Wesen, das sich darin seinen persönlichen und nationellen Typus geschaffen hat.

Die Intelligenz der französischen Persönlichkeit tritt auf eine überraschende Weise in der Sprache hervor, und Sie können von Angelegenheiten des Geistes und Herzens Unterhaltungen beginnen mit einem französischen Handwerker, die einem deutschen Handschuhmacher oder Schneider in derselben Weise nur lächerlich vorkommen würden, bei jenem aber mit einem gewissen Sentiment und einer rednerischen Emphase Anklang und Aufnahme finden: ein Unterschied, der wesentlich in der Sprache begründet liegt. Das Symmetrische, das in dem französischen Sprachausdruck überall sich geltend macht, entspricht ebenfalls einem gewissen mathematischen Sinn, den man bei dem französischen Volke vielfältig beobachten kann und der sich bei den gewöhnlichsten Gelegenheiten, wo man sich auf der Straße zurechtweisen oder die Lage eines bestimmten Punctes beschreiben läßt, auf eine bewundernswürdige Weise verräth. Der chevalereske Klang dieser Sprache bezeichnet ferner eine Nationalität, der man den persönlichen Muth bei aller Gelegenheit zugestehen muß, denn der gewöhnlichste Franzose nimmt oft etwas Ritterliches an durch den schlagfertigen Muth, mit dem er sich zu vertreten, geltend zu machen und die leiseste Ehrwidrigkeit von sich abzuweisen versteht. Die schauspielernde Virtuosität der französischen Sprache cha-

rakterisirt aber auch endlich eine Persönlichkeit, die durch Wort und Rede Alles aufbietet, um ihren eigenen Werth genugsam hervorzuheben, und die Alles, was in ihr ist, heraussagt und an das Tageslicht schleppt. Dies ist jedoch das ächt französische Lebensprinzip in allen Dingen und Beziehungen. In Frankreich ist man nicht Das, was man wirklich ist, sondern man ist nur Das, was man leistet, was man von sich aussagt und bekennt, was man durch die Aeußerung geltend macht. Was in Frankreich nicht äußerlich wird durch das Heraustreten in die Sprache, in eine Form, das ist auch nicht da und geht für die Andern verloren. Dagegen besitzt man bei uns in Deutschland einen andern nicht genug zu schätzenden Sinn, nämlich den, auch in das Stille einer Persönlichkeit einzugehn und auch das zu würdigen, was nicht an ihr laut geworden und was ein schüchternes Seelengeheimniß in den Tiefen der menschlichen Natur geblieben. Dieser Sinn und diese Sinnigkeit prägt sich in den Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache ebenso charakteristiisch aus, als das Gegentheil in der französischen. Die zarte Verschwiegenheit der deutschen Sprache, dies andeutende Augenblinken unserer Rede machen gewiß dem deutschen Charakter und Herzen Ehre, und während man den Franzosen Alles das zuerkennen muß, was

man von ihnen sieht und hört, wird man der deutschen Nation dagegen das ganze unendliche Reich des Unausgesprochenen einzuräumen haben.

Ich bemerkte Ihnen aber schon vorhin, daß mit der deutschen Sprache eine bedeutende Umwälzung vorgeht, wodurch sie ebenfalls zu einem allgemeineren volksthümlichen Organ sich auszubilden im Begriff steht! Man wird dies vielleicht erst dann allgemein wahrnehmen und anerkennen, wenn die Resultate davon unabläugbar in der Nationalbildung Fleisch und Blut angenommen haben. Dies ist die bedeutsame Ausbildung der deutschen Prosa, durch welche unsere Sprache zu einem demokratischen Organ sich entwickeln wird, zu einem gleichmäßig durchdringenden und umfassenden Element, das durch seine gedankenvolle Geschmeidigkeit alle Trennungen in der Gesellschaft und in der Nationalbildung unwillkürlich überwinden wird. Die gesellschaftliche und volksthümliche Entwickelung der deutschen Prosa ist ein verjüngendes Freiheitselement, das Segen und Leben auch in die Adern des armen und ungelehrten Theils der Nation ausschütten wird, indem es die Resultate der Wissenschaft populair macht und dadurch in gewinnender Form die Bildung verallgemeinert. Das Streben nach Popularisirung des wissenschaftlichen Besitz-

thumes der deutschen Nation hat in der letzten Zeit die ausgezeichnetsten Köpfe bei uns ergriffen, und man hat vielleicht noch nicht ganz berechnet, welchen Einfluß diese assimilirende und Alles verarbeitende Darstellungskunst auf die Sprache als National-organ ausüben muß und wie dadurch ganz neue Mächte in das Leben der Sprache gebracht werden! Es bereitet sich dadurch gegenwärtig das Gepräge eines Ausdruckes, an dessen Formen und Wendungen schon die Bezüge des Gedankens haften, es entsteht ein fertiges Sprachorgan, das nicht nur wegen seiner Allgemeingültigkeit die Ideen schneller umsetzt als jemals, sondern auch selbst Ideen zu geben und im Volke zu entwickeln vermag. Und wenn man der Literaturepoche, die nach Lessing, Goethe, Herder und Schiller in Deutschland heraufkommt, in ihrer anarchischen Vielthuerei keinen andern individuellen Werth zugestehen will, so wird man ihr doch den nicht bestreiten können, daß sie im Ganzen mit einer durchaus volksthümlichen und allgemeinnützigen Arbeit beschäftigt ist, und daß diese Arbeit den unabläugbaren Erfolg hat, durch eine schlagende Virtuosität der Sprache alle die vergrabenen Schätze des deutschen Wissens zu heben, zur Erscheinung zu bringen und in die tausend Canäle des Nationallebens zu vertreiben.

Sie wissen, um dies große Ziel, die Weltbildung und Volksbedeutung der deutschen Sprache, zu verwirklichen, hat man nicht nöthig, sie zu französiren, denn französisches und deutsches Naturell, die auf einer dynamischen Grundverschiedenheit beruhen, werden sich niemals verbinden lassen, und man thut wohl, auch den germanisirenden Franzosen diesen Wahn zu benehmen. Vielleicht ist es überhaupt wieder an der Zeit, die deutschen und französischen Bildungsinteressen insofern zu trennen, als man von Neuem anfangen sollte, die Positivität des deutschen Charakters in sich selbst zu erfassen und dem französischen Wesen gegenüber als eine für sich bestehende Natur, der nur aus ihr selbst geholfen werden kann, festzuhalten. Wenn man die Franzosen betrachtet, was aus ihnen geworden und wie sie sind, so muß man auf den Gedanken kommen, daß diese herrliche und in der That große Nation doch am Ende dem Schicksal erliegen kann, in sich selbst zu Grunde zu gehn, an einer anarchischen Subjectivität sich hinzubringen und erobert zu werden, wie die Polen. Hat Börne, zum Theil mit dem bedeutsamsten Erfolg, die negativen Seiten des deutschen Charakters zum Bewußtsein gebracht, so müssen wir doch, nachdem dieser hohe ideale Geist seine Schmerzensmission erfüllte, wieder an den Ele-

menten in uns anknüpfen, die uns am besten unser eigenes Bestehen verbürgen oder bei denen wir wenigstens die Ehre haben, nur durch uns selbst zu verderben. Alle Formen der modernen politischen Freiheit sind wesentlich germanisch, und wir können unser eigenstes Wesen dazu ausbilden, ohne daß wir nöthig haben, mit den alten Mächten unseres Daseins zu brechen, die einmal unsere Bildung als eine gänzlich verschiedene und anders genaturte von der französischen stempeln. Mir stehen die Haare zu Berge vor Grausen und Langeweile, wenn ich die gänzlich sophistische Dialektik zwischen Conservatismus und Liberalismus täglich weiter ausspinnen höre, und mit Recht hat sich Rotteck neulich, wie ich in einer deutschen Zeitung gelesen, in der badischen Kammer einen Conservativen für alles Gute und Rechte genannt! Welcher ehrliche Mann muß nicht conservativ sein, und welcher ehrliche Mann ist nicht liberal? Die Geschichte wendet sich nach einer ganz andern Richtung hin, als nach diesem veralteten Gegensatz der conservativen und liberalen Elemente, der sich für die Debatte ebenso unfruchtbar erweist als für die Zustände, indem aus dieser Dialektik gar nichts Thatsächliches entsprungen ...! Aber diese niederträchtigen dialektischen Nüancen scheinen eben der Fluch unserer Zeit zu sein, und wir sind

noch nicht so weit gekommen, daß uns die politische Freiheit als ein Einfaches heraustritt. Wir müssen jedoch überall wieder auf die einfachsten Lebensverhältnisse zurückgehn, um zu dieser natürlichen Anschauung zu gelangen, und jemehr wir unsere eigene Bildung mit der Erziehung des Volkes verknüpfen, desto näher kommen wir der einfachen und harmonischen Gesundheit, in der sich die Freiheit als Natur und nicht als künstliche Mischung erzeugen muß.

Reißende Fortschritte hat der dritte Stand in Frankreich gemacht, und es ist sonderbar, daß wir in neuester Zeit zum Theil die Hand dazu bieten mußten durch das Beispiel unserer deutschen Volksschulen. Die steigende Bildung und das gesteigerte Bewußtsein des gemeinen französischen Volkes reizen aber auch immer mehr das Ehrgefühl dieser ohne Zweifel übervortheilten Klasse der Gesellschaft auf. Dies hat auf der einen Seite wohlthätig gewirkt in Bezug auf die Verminderung der Verbrechen, deren Zahl hier bei weitem geringer ist als in England, wo man an dem Volke nicht denselben Stachel des Ehrgefühls, der das Laster verhütet, bemerken kann. Dies französische Ehrgefühl aber führt zu einer andern Verwirrung, die mit einem ganzen Räthsel in der modernen Civilisation zusammenhängt. Es wird

nämlich bald auch in Frankreich, wie bereits in Amerika, keine Bedienung mehr geben, und dies Verhältniß, das sehr wesentlich ist für die ganze Gesellschaftseinrichtung, hat hier schon einen bemerkenswerthen Umschlag erlitten. Was in Frankreich den Diener macht, ist nur das Geld, aber nicht die Gesinnung, und natürlich kann man zunächst nichts dagegen haben, sondern muß es als einen edlen Charakterzug anerkennen, wenn man in einem Lande keiner Bedientengesinnung begegnet. Denn man kann es der Schöpfung nicht geradezu nachweisen, daß sie auch Bedienten geboren werden läßt, sowie Poeten geboren werden oder allenfalls auch Könige. Es ist keine Frage, daß Der, welcher nicht nöthig hat Bedienter zu sein, besser daran thut es nicht zu sein, aber wem einmal durch Zufall oder Schickung der Beruf geworden, die Kleider und Schuhe seiner Nebenmenschen zu reinigen und nach der Klingel zu hören, welche von ungeduldiger Herrenhand geschellt wird, der muß auch seinen Stand ebenso treu erfüllen als wenn er auf den höchsten Punct in der Gesellschaft gestellt wäre. Ein Stiefelputzer muß seine Sache ebenso genau machen, wie ein Feldherr, der ein Heer zu befehligen hat, oder wie ein großer Virtuose, der ein Concert giebt und der auch nicht durch das Fehl-

greifen einer einzigen Note unsern Ohren wehethun darf, denn wir haben das Vergnügen bei ihm bezahlt. Ich will nicht das Pietätsverhältniß zwischen Herrn und Diener, das in unserm Deutschland noch in vielen Häusern angetroffen wird, als etwas außerordentlich Moralisches berühmen, denn es macht sich am Ende von selbst, wo auf beiden Seiten guter Wille ist, aber in Frankreich existirt es in dieser Sphäre fast gar nicht mehr oder ist nur höchst selten auf eine erfreuliche Weise anzutreffen. Das Volk drängt und stößt hier von allen Seiten, um dem Zustand des Dienens sich zu entwinden oder die Abhängigkeit darin zu einer illusorischen zu machen, und so entsteht fürjetzt durch diese immer mehr zunehmende Selbständigkeit und Ehrsucht des gemeinen Mannes ein gereiztes Verhältniß zwischen Herrn und Diener, das leicht einen unsittlichen Charakter annimmt. Wer einen Diener hat, wird sich hier immer in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß zu ihm befinden, denn er hat vor allen Dingen darauf zu achten, daß ihm die Dienste, die er verlangt, nicht etwa auf eine benachtheiligende und schädliche Weise erzeigt werden. Es ist hier in Paris vorgekommen, daß ein Bedienter seinen Herrn zum Duell herausforderte, weil ihn dieser nicht anständig genug behandelte, und die Ausforderung mochte

etwa lauten: „Mein Herr, Sie haben mich wie einen Bedienten behandelt, Sie sind mir Genugthuung schuldig!“ Man hat auch hier in der Umgangssprache ein gewisses Uebereinkommen getroffen, das, wie es scheint, dazu dienen soll, den Ehrgeiz der untergebenen Klasse zu beschwichtigen, denn man wird nicht leicht einem Diener etwas befehlen, ohne die zufriedenstellende Phrase: s'il vous plait! hinzuzufügen. Diese etwas ridicule Beschwichtigung, die aber hier gängundgäbe ist, läßt dem Bedienten allerdings die Illusion, daß er in dem Befehl nur seinen eigenen Willen vollstreckt, und es ist ganz richtig, daß auch ein Bedienter Das bleiben lassen kann, was er nicht gerade thun will, denn er braucht ja nur aus dem Dienst zu gehn. Aber es ihm bei jedem Käse, den er auf den Tisch setzen soll, als Trost in die Ohren zu raunen, das scheint mir ein komischer Gesellschaftsvertrag, der unwillkürlich an so vieles Künstliche und mühsam Zusammengehaltene in den heutigen französischen Verhältnissen erinnert, so unwillkürlich, daß man wehmüthig lächeln muß. Die Bedienten selbst aber spitzen eifersüchtig die Ohren auf dieses S'il Vous plait, in dem sie die Assecuranz ihrer Menschenwürde erblicken und durch dessen Gewährung man selbst einen beinahe sublimen Anstrich von Humanität gewinnt. Aller

dieser unendlichen **S'il Vous plait** ungeachtet, kann doch die dienende Klasse hier selten einen geheimen Groll gegen die Herrschaft verläugnen, der lediglich in dem drückenden Gefühl der Dienstbarkeit und in dem Stolz des Volkscharakters seine Ursachen hat. Versteht man nicht diesen Stolz zu schonen, so ist man besonders als Fremder in Paris den größten Benachtheiligungen von seiner Bedienung ausgesetzt, und es ist bekannt, daß die Garçons in den Hôtels sehr oft systematisch darauf ausgehen, die Kleider ihrer Herren beim Reinigen zu zerreißen und zu beschmutzen, anstatt sie zu säubern. Diese Weise der Domestiquen, an den Kleidern und Sachen ihren Unmuth und ihre Rache auszulassen, sieht man hier auch zuweilen auf der Bühne zu possirlichen Scenen benutzt, unter andern in dem artigen Vaudeville **La Comtesse du Tonneau**, das im Palais Royal jetzt fast alle Tage gegeben wird. Ich kenne einen hier lebenden deutschen Maler, der vielleicht den allerhöchsten Grad der Verzweiflung an der französischen Bedienung darbietet. Er wäscht sich nämlich sogar seine Wäsche selbst, um sie nicht in einem unbrauchbaren Zustande wiederzubekommen, und es war allerdings eine malerische Arbeit, ich versichere Sie, bei der ich ihn in dieser Erfüllung einer so ernsthaften Nothwendigkeit neulich überraschte.

Andere Fremde giebt es, die sich wenigstens ihre Kleider selbst bürsten, um sie nicht zu frühzeitig das Schicksal der Endlichkeit aller irdischen Dinge erfahren zu lassen. Wenn man Ursache hat, mit der Bedienung in seinem Hôtel nicht zufrieden zu sein, so thut man in der Regel am besten, sich einen domestique de place eigens anzunehmen, den man täglich besoldet und von dem man weniger abhängig wird, weil man ihn jeden Augenblick entlassen kann. Von diesen wird man meistentheils vortrefflich bedient und sie sind zugleich an Allbeweglichkeit und Allbrauchbarkeit der wahre Ariel in dem Lustspiel von Paris, wenn auch etwas weniger elfenhafter und mehr sündhafter Natur; aber auf die Länge möchte es freilich sehr kostspielig werden, sie zu gebrauchen.

Am zweckmäßigsten ist es, daß man in den Ehrgeiz des französischen Volkscharakters eingehen und ihm eine erträgliche Seite abgewinnen lernt. Wenn man dieser Sucht des gemeinen Mannes, ebenso viel gelten zu wollen als jeder Andere, einige Zugeständnisse macht, wie man es denn auch muß in jeder Hinsicht, so wird man bald seinen Trotz in eine gewisse Geschmeidigkeit und ein anständiges Zuvorkommen verwandelt sehen, das ebenfalls einen wesentlichen nationalen Zug hier bildet. Der Hoch-

muth des gemeinen Mannes in Frankreich nimmt allerdings oft einen zu herausfordernden Charakter an und zieht es in den meisten Fällen vor, durch den Contrast seiner Ansprüche zu beleidigen, anstatt denselben Geltung zu erschmeicheln. Ein französisches Dienstmädchen, mit dem man zusammen auf der Diligence fährt, will vollgültig als Dame behandelt sein und macht auf Höflichkeitsbezeugungen Ansprüche, die sich der arme bescheidene deutsche Dienstbotenstand noch kaum einfallen läßt. Der schmierigste Tagarbeiter, der einige Sous mehr als sonst verdient hat, scheut sich nicht in das erste Caféhaus von Paris einzutreten, wenn es ihm einmal darauf ankommt, zu zeigen, daß er ein rechter Mann sei und daß er seine Tasse Café trinken könne wo es ihm beliebe und so gut wie ein Anderer, der in einem modischen Cabriolet angefahren kommt. Man hat auch nicht das Herz, etwas Erhebliches gegen diese Eroberungen zu sagen oder zu denken, welche der Tiers-Etat hier täglich bei allen Gelegenheiten und auf seine eigene Hand unternimmt, und man muß sie ruhig als Symptome einer noch dunkeln Entwickelung der Zukunft auf sich wirken lassen, aber nicht sie zu unterdrücken suchen. Komisch ist es aber, wenn man mitansieht, welches gegenseitige Uebereinkommen hier oft die Domestiquen treffen, um sich

ihrer Herrschaft gegenüber das größtmöglichste Ansehen zu verschaffen. Wenn zwei Bonnen in einem und demselben Hause sind, so läßt sich die Aeltere, auch wenn sie noch sehr jung ist, von der andern Madame nennen und die Jüngere muß sie in jeder Art bedienen, sodaß dadurch in einem solchen Haushalt gewissermaßen ein Staat im Staate entsteht. In den Tagesanzeigen bieten Kutscher und Hausknechte ihre Dienste aus, indem sie von sich selbst sagen: **Monsieur Edmond, âgé 23 ans, désire avoir une place** u. s. w. Man kann über alle diese kleinen Flammenzeichen einer großen Weltveränderung, die im Anzuge ist, lächeln, aber dies Lächeln ist ein ebenso wohlfeiles als bedenkliches Mittel sich selbst zu täuschen über eine ganz neue Macht, welche die unaufhörlich gebärende Geschichte, bisjetzt noch mit lakonischem Schweigen, ins Feld stellt. Alle diese Hausknechte und Dienstmädchen, die als Herren und Damen behandelt sein wollen, prophezeien ein neues Weltalter, aber man muß erstaunen über den gravitätischen Ernst dieser Posse, welche sie hier auf dem unterminirten Boden der Gesellschaft aufführen. Diese Zeichen von unten herauf sind um so merkwürdiger, als von oben herab eine neue Hofaristokratie sich zu bilden beginnt, die Aristokratie der Julieregierung, die aber noch immer

gar nicht imponirt, denn man belächelt sie von allen Seiten. Der gemeine Mann von Paris ist darin ein wahrer Diogenes, indem ihn äußerer Glanz, an den sich weiter nichts knüpft, so wenig blendet, daß er sich vielmehr gern darüber lustig macht, während er selbst sehr genügsam sich zeigt in seiner äußern Erscheinung, die oft schmutzig genug ist. Nicht in der Kleidung will der Plebejer von Paris es den Vornehmen gleichthun, sondern in seiner Jacke und mit dem Schurzfell, so wie er ist, will er die Prinzipien gleichen und die Unterschiede und Bevorzugungen besiegen. Ich habe in dieser Hinsicht fast nur einen einzigen Ehrgeiz an dem pariser Volke bemerkt, dies ist der Ehrgeiz der blanken Stiefel. Der zerlumpteste Taglöhner setzt hier noch einen Stolz darein, immer nur mit blankgewichsten Stiefeln zu erscheinen und das Institut der Stiefelputzer auf den Straßen und Brücken ist daher ein durchaus volksthümliches. Selbst ein Bettler giebt seine paar Sous hin, um sich die Stiefel säubern zu lassen, sooft sie nur der Straßenkoth unansehnlich gemacht hat, und der arme Teufel fühlt sein Selbstbewußtsein erhöht, wenn er nur von unten herauf diesen Glanz an sich gewahrt, der ihn für seine übrigen Schattenseiten tröstet. Es ist eine rührende Bescheidenheit von der Demokratie, daß sie fürerst nur noch die Stiefel sich

wichst, um sich Ansehen zu geben, und mit möglichst reinen Füßen den Schauplatz der Geschichte zu betreten, was allerdings immer wünschenswerth bleibt. —

Ich will heut nicht in diesen allgemeinen Betrachtungen fortfahren, mein Freund! Es ist überhaupt ein Thema, auf das man jetzt an jeder Gassenecke wieder zurückkommt und das man nie aus den Augen verliert, weil es uns selbst nicht mehr aus den Augen läßt. Ich werde Ihnen heut noch etwas über Herrn von Eckstein aufschreiben, was Sie so dringend von mir verlangt haben. Mit La Mennais hat er sich jetzt wieder versöhnt, damit, wie er kluger Weise meinte, die Andern keinen Vortheil zögen aus der kleinen Veruneinigung, die sich zwischen beiden eingeschlichen hatte. Dies ist allerdings ein guter Grundsatz, den man leider nur zu häufig in der Welt anwenden muß, und besonders unter den zweideutigen Verhältnissen des heutigen gesellschaftlichen Verkehrs; darum verklebt und überkleistert man immer gern jede gesprungene Fensterscheibe seines Häuschens, anstatt sie auszustoßen und eine neue einzusetzen. Oft sollte man aber auch bedenken, daß bei einer erklecklichen und entschiedenen Feindschaft in vielen Fällen mehr herauskommt, als bei einer halben und mühsam zusammengekitteten

Freundschaft, aber die Liebe in persönlichen Verbindungen ist jetzt selten so ächt, daß sie nachher bei gegebener Nöthigung auch in einen ganzen und ächten Haß umschlüge. Es ist jetzt ein künstliches Flicken und Zusammennähen in die meisten Verhältnisse gekommen, weil sie nicht mehr, wie in einer einfacheren Zeit, auf rein gemüthlichem und persönlichem Grunde ruhen, sondern in diplomatische Nebenzwecke sich verlieren. Doch wo gerathe ich hin, ich wollte Ihnen etwas über Eckstein schreiben, und setze gar zu einer Abhandlung über Freundschaft und Liebe an. Baron Eckstein, ein Däne von Geburt, befindet sich, soviel ich weiß, schon seit dem Jahre 1818 hier in Paris, wo er jederzeit eine eigenthümliche und in gewisser Hinsicht gedoppelte Stellung, sowohl zu Deutschland als zu Frankreich, eingenommen hat. Unter der Restauration war er General-Commissair der geheimen Polizei in Paris, früher hatte er schon in Belgien in polizeilicher Wirksamkeit gestanden; seine katholischen Richtungen begann er erst später im Gefolge seiner politischen Zwecke, die auf einen jedoch mit Preßfreiheit begabten Absolutismus und auf mancherlei Anderes hinausliefen. Eckstein ist ein außerordentlich unterrichteter und vielseitig gebildeter Mann, der fast alle Gebiete des Wissens seiner Aufsicht unterworfen, auf

allen Höhepuncten und Warten der Zeit Bescheid weiß, die offenen und geheimen Signale aller Meinungen und die Hauptquartiere wie die Schlupfwinkel jeder Tagesrichtung kennt, ja aus aller dieser Kunde sich eine besondere Philosophie zusammengesetzt hat. Das Aeußere des Herrn von Eckstein ist charakteristisch für seine Bestrebungen, Sie sehen in ihm das gewählte und ausgesuchte Wesen eines Weltmannes, der diplomatische Feinheit und Beredsamkeit mit einer gewissen Würde und einem außerordentlich gewitzten, jederzeit schlagfertigen Verstande vereinigt. Eckstein lebt hier natürlich viel in der höheren Gesellschaft, Einer der wenigen Deutschen, die in Paris dazu gelangen, aber nicht in seiner Eigenschaft als Deutscher ist er hier in diese Aufnahme gekommen, sondern weil er längst als eingebürgerter Franzose betrachtet wird und es ihm gelungen ist, sich eine bestimmt pointirte Stellung zu einer sehr angesehenen Seite der hiesigen Salonwelt zu geben. Sein Talent, schön zu sprechen, ist nicht minder groß als sein bekanntes Beobachtungstalent, und man rühmt ihm hier in der französischen Gesellschaft nach, daß er nichts wie die Andern sage, sondern sich immer einen ganz eigenen und besonderen Ausdruck gebe. Seine katholischen Bestrebungen sind es gewiß weniger, die ihm hier eine Bedeutung

erhalten, denn diesen schenkt man in Paris nur eine sehr geringe Aufmerksamkeit, und der philosophisch-absolutistische Katholizismus des Herrn von Eckstein trägt auch in sich selbst nicht die Popularität, welche La Mennais an die Spitze gestellt hat. Die Mischung katholischer, philosophischer und polizeilicher Elemente bildet allerdings in Eckstein's Erscheinung ein merkwürdiges Naturphänomen, aber ohne individuelle Bizarrerie, sondern durch klugen Weltverstand zusammengetragen, vertuscht, und zugespitzt in die feinste Bildung. Es ist dies eine dieser durchtriebenen Bildungen unserer Zeit, die Alles in sich verarbeitet haben, und in denen Widerspruch und zweifach schillerndes Prinzip gewissermaßen zu einer Idealität sich aufschwingen, die in der vollendeten Meisterschaft über sich selbst und über alle Grundsätze besteht. Dieses glänzende Schattenspielertalent kann besonders in der Wirksamkeit eines Tagesschriftstellers von dem schlagendsten Effect werden, und paßt unsern modernen Verhältnissen so naturgemäß an. Versteht man noch zu diesen meisterlichen Illusionen der Beleuchtung einen halbdunkeln speculativen Hintergrund zu zeigen, wie Herr von Eckstein in seinen Zeitungsartikeln, so entsteht ein bewundernswürdiges System von Wahrheit und Täuschung, welches unter jedem Gesichtspunct charakte-

ristisch ist für das Leben des Tages, und zu dem sich der Abfasser sogar mit einer gewissen Ehrlichkeit bekennen kann, wenn es ihm gelingt, recht geschickt das Zweideutige in die Objectivität der Verhältnisse selbst zu verstößen. Was geben Sie sich soviel Mühe, werden Sie mir sagen, diese Virtuosität anschaulich zu machen; nennen Sie doch das Ding beim rechten Namen, und schreiben Sie das alte gute Wort Jesuitismus auf die Ringe der neumodischen Schlange. Liebster Freund, dieser moderne Jesuitismus ist noch etwas Höheres und Verwickelteres als der alte, welcher nur den einfachen Grundsatz hatte, die Mittel würden immer geheiligt durch den Zweck. Die neueste zeitgemäße Kunst besteht aber darin, heilige Mittel zu jedem Zweck, auch dem unheiligsten, so zu gebrauchen, daß weder ein äußerer noch ein innerer Widerspruch dabei sichtbar wird und man mit schimmernder und stolzer Purpurfarbe ein Gebilde hinzuzeichnen weiß, dessen Einheit so kunstvoll und so augenscheinlich ist, um auch an die Wahrheit der einzelnen Bestandtheile glauben zu machen. Dies ist die Kunst, offiziell zu wirken, indem man den Auftrag zur Ueberzeugung, und die Ueberzeugung zum Auftrag stempelt, sodaß Niemand mehr weiß, wo die eine anfängt und der andere aufhört, und unstreitig ein Ganzes vorliegt,

dessen feingesponnenen Zusammenhang man nicht mehr aufzutrennen vermag. Diese Kunst ist gewiß groß, denn sie setzt die Fähigkeit voraus, die Gesinnung zu einer Sache des Talents zu machen, und das Talent zu drehen und zu wenden, bis sein blitzender Schein die Bedeutsamkeit der Gesinnung erlangt. Das heißt, Engel des Lichts miethen, um zur Hölle auf ihnen zu reiten.

Die Correspondenzartikel des Herrn von Eckstein in der Allgemeinen Zeitung sind in manchem Betracht Meisterwerke, sie haben eine schlagende Kraft und oft sogar den originellsten Tiefsinn der Anschauung, dabei spielt ihre Sprache in den feurigsten Farben des Witzes, die Bilder sind ätzende Inschriften in das empfindlichste Wesen der Dinge, der Stil fädelt sich einundaus mit einer bewundernswürdigen Feinheit und Zierlichkeit, mit einer diplomatisch gemessenen Melodie, mit lächelnden Schlangenaugen, in die man sich verlieben könnte, und wüßte man auch, daß man zum Teufel daran fahren müßte! Wenn Eckstein diese Artikel sammeln und in eine aneinanderhängende Reihe zusammenstellen wollte, würde man an ihnen eine Bildergalerie französischer Zustände haben, die an Gründlichkeit, wahrem Wissen, durchdringender Ironie und selbst im Waffengeschmeide der Darstellung noch die berühmten Aufsätze

von Heine übertreffen würden. Diesen Werth muß man den eckstein'schen Artikeln sonderbarer Weise zugestehn, trotzdem daß sie oft unter Einflüssen und nach einer Richtung hin geschrieben scheinen, womit zu sympathisiren man sich nicht berufen fühlt, aber dies ist eben die Höhe ihrer Vollendung, daß sie für den Kundigen eine Wahrheit behalten, auch indem sie ein falsches Gesicht machen, und zwar eine sehr scharfe und zweischneidige Wahrheit. Die Stellung dieser Artikel zu der Juliregierung ist aber gewiß die richtige und einzig ersprießliche und ich kenne keine schlagendere Beurtheilung dieser ganzen Epoche, keine erschöpfendere Beschreibung aller ihrer offenen und geheimen Kennzeichen.

Eckstein ist auch für die französischen Journale thätig, besonders an der neuen Revue française et etrangère, für die er in diesem Augenblick einen Artikel über das Leben Jesu von Strauß schreibt, um die Franzosen, die bisjetzt noch gar keine Notiz von diesem Buch genommen, mit dessen Ergebnissen bekannt zu machen. Nach einer Unterhaltung, die ich neulich darüber mit Herrn von Eckstein hatte, muß ich aber schließen, daß er selbst zu dem Werke von Strauß nicht den richtigen Standpunct hat, indem ihm die neueste Speculation in Deutschland völlig unbekannt geblieben, und er namentlich in der

hegel'schen Philosophie, deren Voraussetzung man bei Strauß keineswegs umgehen darf, nicht über die Schwierigkeiten der Sprache hinausgekommen. Eckstein meinte, Strauß ermangele alles Begriffes des Uebersinnlichen und habe deshalb auch einen ganz falschen Maaßstab an die Abfassung der Evangelien gelegt; Strauß thue so, als seien die Evangelien zu einer Zeit abgefaßt worden, in der man, wie heutzutage, Polizei und Zeitungen gehabt, und wo durch diese dann alle Vorgänge, die sich als wahr erweisen sollten, hätten constatirt werden müssen; da dies aber nicht geschehen, so seien die Berichte unwahr. Diese Bemerkung ist witzig genug, aber ein so seichter Rationalist ist Strauß nun und nimmermehr. Uebrigens wird es eine undankbare Mühe sein, den Franzosen von diesem Buche Kenntniß zu geben, weil in Frankreich zum Glück die ganze deutsche Theologie sogut wie unbekannt ist und gerade in der Kritik und Revision derselben, in dieser tapfern und freisinnigen Polemik gegen die Hexenprocesse der theologischen Meinungen, ein Hauptverdienst von Strauß besteht. Dem größten Theil der Franzosen wird jedoch auch diese strenge wissenschaftliche Ruhe und Würde, in der Strauß den Ton seines ganzen Werkes gehalten, nicht zusagen; Mehrere, die ich darüber sprach, hatten Scandal gehofft, als

sie die Resultate des Buches erfuhren, und fanden sich dann schon beim Beginn des Lesens getäuscht. Uebrigens ist auch die religiöse Skepsis gegenwärtig gar nicht zeitgemäß in Frankreich. Man fängt im Gegentheil hier an, das Christenthum, so zu sagen, von Neuem fashionable zu machen, und es wird gewiß Niemand mehr in einer hiesigen Gesellschaft mit solchen freigeistigen Aeußerungen Glück machen, wie sie im vorigen Jahrhundert die pariser Salonwelt würzten. In mancher Hinsicht sieht es in der That so aus, als sollte in Paris der Katholizismus noch einmal in Mode kommen, als letzte Oelung für zerstreute, enttäuschte, leere und verzweifelte Gemüther oder als innerlicher Rettungsanker für manche große Seele, die hier mit der Gegenwart und Wirklichkeit zerfallen ist. —

Es war mir interessant, von Herrn von Eckstein, der das heutige französische Wesen so genau kennt, meine eigenen Ansichten bestätigt zu hören über das Verhältniß der Franzosen zur deutschen Literatur und Wissenschaft, über das sich die Deutschen selbst so viele Täuschungen vorgemacht haben. Eckstein äußerte unter Anderem sehr richtig, daß den Franzosen höchstens nur daran gelegen sein könne, die deutsche Literatur zu plündern, um sich dann mit der Beute, die sie ihr abgenommen, stolz über sie zu

erheben; keineswegs aber käme es ihnen darauf an, unsere Literatur als eine selbständige Welt kennen zu lernen und für sich bestehen zu lassen in ihrem eigenthümlichen Werth. Diese Meinung ist die einzig richtige, die sich bisjetzt über die deutschen Studien der Franzosen aufstellen läßt, und es ist noch dazu komisch, wenn das Wort Studien gebraucht wird, bei einer so stümperhaften und vorurtheilsvollen Kenntniß unseres Landes, unserer Sprache, unseres Charakters und unserer Sitten. Man gehe hier zu Herrn Guizot, der Etwas von Savigny und Eichhorn gehört hat, man unterhalte sich mit Herrn Lerminier, der kein Wort Deutsch versteht, über die philosophische Rechtsschule, bei welcher er in Berlin mehrmals zum Thee und Abendbrot gewesen, man spreche mit Herrn Victor Cousin, der auch nicht mehr von Hegel gehört hat, als Herr Guizot von Eichhorn und Savigny, oder als Herr Lerminier von Allen zusammengenommen; — und man wird erstaunen über die Gelehrsamkeit, welche diese Herren in allen Deutschland betreffenden Sachen zu besitzen glauben! Alle gegenwärtig in Paris lebenden Germanisten, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, haben bereits mit ihren Studien abgeschlossen, sie sind fertig, und meinen ganz

Deutschland schon so erschöpft und ausgebeutet zu haben, daß sie sich nun gar nicht mehr darum zu bekümmern brauchen. Herr von Eckstein äußerte einen sehr guten Gedanken gegen mich über Deutschland: er drückte seine beständigen Sympathieen für unser Vaterland aus, und meinte, es sei nur Schade, daß dort den bedeutenden Kräften niemals die Verhältnisse entsprächen, während umgekehrt in Frankreich die Verhältnisse oft die Kräfte machten und hervorriefen. Damit sind wir in der That verurtheilt.

Eckstein ist seit einiger Zeit mit einem größeren Werke über Indien beschäftigt, zu dem er die umfassendsten Studien treibt. Er hat seinen Plan besonders auf die Darstellung der religiösen Verhältnisse gerichtet, die in seiner Auffassung einen umfangsreichen Bezug auf die allgemeine Geschichte der Menschheit gewinnen werden. Bei seinen Forschungen, namentlich wo sie auf der Kenntniß des Sanskrit beruhen, steht ihm unser junger Landsmann P., den ich hier unvermuthet wiedergetroffen habe, hülfreich zur Seite. P. erzählte mir, in seiner geistreich naiven Weise, etwas ganz Besonderes von der Einwirkung des ungeheueren Scandals des pariser Lebens auf sein geistiges Vermögen. Im Anfang büßte er nämlich sein Gedächtniß hier ein,

sodaß er am Abend nicht mehr wußte, was er den Morgen vorher gethan. Auf diese Art vergaß er eine ganze Reise nach Konstantinopel, die er von Berlin aus hatte unternehmen wollen, und blieb in Paris sitzen. Mittlerweile hat er die Veda's herauszugeben und zu übersetzen angefangen. —

6.

Paris, den 10. Mai 1837.

— In diesen Tagen ist der Salon, d. h. die Kunstausstellung im Louvre, geschlossen worden, die Bilder der neuen Meister werden nun endlich von ihren Plätzen weichen, um den alten, die so lange darunter verborgen steckten, wieder das Tageslicht zu gönnen, denn es herrscht hier noch immer die leidige Gewohnheit, die alten Bilder des Louvre während der Ausstellung zu verhängen und die neuen darüber zu befestigen. Mit einem gewissen Triumph aber kommen dann stets wieder die italienischen, spanischen und niederländischen Schulen zum Vorschein, ihre Farben haben Monate lang nach dem Lichte schmachten müssen, und endlich erheben sie sich wieder in ihrer unvergänglichen Glorie aus der Finsterniß, in welche Boulanger, Delaroche, Gudin, Scheffer, Lehmann, Lessing, Bendemann, Begas

sie zurückgedrängt hatten. Die Bilder unserer deutschen Landsleute haben in dem diesjährigen Salon große Aufmerksamkeit erregt und die Kritik hat ihnen manche Vorzüge selbst vor den neuen französischen Leistungen eingeräumt, während man noch vor Kurzem hier den deutschen Malern sehr Geringes zutraute. Die öffentlichen Beurtheiler haben sich diesmal wenigstens unparteiisch und vorurtheilsfrei gezeigt, aber in der pariser Gesellschaft werden Sie dagegen noch auf mancherlei vorgefaßte Meinungen wider die Kunst unserer Landsleute stoßen. Eine französische Dame, die auf ihr Gesicht etwas hält, würde sich nicht leicht entschließen, einem deutschen Maler zu sitzen, von dem sie nur etwas Plumpes, aber keineswegs eine feine und graciöse Auffassung ihres Köpfchens, ein Aufspüren aller offenen und geheimen Reize in ihrer Miene, kurz ein mit Verstand und Gefühl ausgeführtes Bildniß erwartet. Wenigstens sage ich dies nach einem Vorgang, den ich hier selbst mitangesehen habe. Wie sehr ich aber auch für die Bestrebungen der neuesten deutschen Malerkunst patriotisch eingenommen bin und ihnen das Erreichen der höchsten Ziele wünsche, so bin ich doch hier nur von Neuem bestärkt worden in meiner früher nur gewagt ausgesprochenen Ansicht, daß die französischen Maler vor den deutschen mächtige Vor-

theile voraushaben, die ihnen bei weitem gegründetere Ansprüche auf höhere Meisterschaft und Vollendung geben. Nachdem sich die neueren französischen Maler lange in Extremen umherbewegt und von der strengen, harten, klassischen Manier der David'schen Schule durch den genialen Gros in eine entgegengesetzte Ausschweifung, die zügellose Freilassung der romantischen Phantasie, gerathen waren, hat sich in neuester Zeit besonders durch Horaze Vernet, den Favoritmaler des Julikönigthums, und durch Delaroche ein geläuterter Geschmack, ein festes schönes Maaß und eine gediegene Vollendung der Formen hergestellt, welche letztere vornehmlich diesen Malern und ihren Schulen eine bedeutende Höhe in der Kunst erworben hat. Namentlich zeichnet sich jetzt die Schule von Delaroche durch eine Technik aus, die nicht allein den Studien und dem Fleiß angehört, sondern auch Sache der Genialität ist und der heutigen deutschen Malerei als ein noch unerreichtes Muster entgegengehalten werden kann. Der außerordentliche Fleiß, dem man in den französischen Malerschulen begegnet, ist allerdings nicht minder in Anschlag zu bringen und es kann in mancher Hinsicht ungeheuer erscheinen, was hier in einem Atelier gearbeitet wird, wo die Schüler oft viele Jahre lang nur Studien zeichnen, ehe sie es unter-

nehmen, ein selbständiges Bild zu machen. In Deutschland geht man rascher und leichtsinniger auf die Production los, nach Verlauf von zwei Jahren ist schon jeder Schüler meisterkühn genug, sein eigenes Gemälde zu entwerfen, und man vertraut sich mit unsicherer Hand und unversuchtem Pinsel dem fortstürmenden Geist der Erfindung an. Die Erfindung ist allerdings bei den deutschen Malern größer und schöpferischer, sie hat einen innerlicheren Drang der Production an den Tag gelegt, als man bei den französischen gewahr werden kann, die dagegen in klarer Naturauffassung, tüchtigem Sinn für Wirklichkeit und einer heitern und kräftigen Behandlung der Realitäten ihre Ueberlegenheit behaupten. Was die Heranbildung der französischen Maler ferner sehr begünstigt, ist ein zunächst nur zufälliger Umstand, nämlich die Vortrefflichkeit der Modelle, die ihnen in Paris zu Gebote stehen, und man weiß, wie bedeutsam dies ist auch für den selbständigsten Künstler. Ein alter Italiener ist hier als Modellsteher besonders berühmt. Er hat zu der Statue Heinrich's IV. gestanden, die sich auf dem Pont=Neuf befindet, und seltsamer Weise besitzt er auch die Eigenthümlichkeit, gerade ein solches Gesicht machen zu können, wie dieser große König von Frankreich es in Wirklichkeit gehabt, worauf er

sich denn nicht wenig einbildet. Den Beruf aber, dem er sich gewidmet, erfüllt er nicht nur durch seinen herrlich begünstigten, muskelstarken und wunderbar elastischen Körper, sondern auch durch eine merkwürdig diesem Zweck entsprechende Empfindung. Wenn ihm die Maler eine Situation angeben, stellt er sie mit einer Begeisterung und einem Ausdruck dar, an den die Künstler häufig selbst nicht gedacht haben, und diese gewinnen oft auf eine überraschende Weise von ihm. Manches treffliche Bild der neuesten französischen Schule verdankt dem alten Italiener diesen oder jenen bedeutungsvollen Zug. Er ist schon sehr alt und zuweilen wird er jetzt in der Ausübung seines Berufes so müde, daß er nicht mehr stehen kann. Da haben die Schüler in dem Atelier des Delaroche ein Lied auf ihn gedichtet, das in einem Anruf sein lautes Lob, eine Feier seiner großen Verdienste enthält. Dies beginnen sie dann allesammt zu singen, um ihn aufzumuntern und anzufeuern. Sobald der Alte das Lied hört, fängt er an zu weinen, nachher wischt er sich die Thränen aus den Augen, lächelt, und eine neue Belebung hat sich durch alle seine Glieder verbreitet, sodaß er wohl noch eine gute Stunde lang ausdauern kann in der ihm aufgegebenen Stellung. Nicht minder giebt es unter den Frauen und Mädchen, die hier

vom Modellstehen leben, ausgezeichnete weibliche Gestalten, die wie geschaffen dazu erscheinen in jeder Hinsicht. Ein gutes Modell muß nämlich nicht nur mit dem für künstlerische Formen geeigneten Körper begabt sein, sondern es muß auch ein gebildetes Bewußtsein besitzen über seine eigene Schönheit und Harmonie, über den Gebrauch seiner Glieder und über das Maaß, innerhalb dessen seine Bewegungen schön bleiben. Dies künstlerische Bewußtsein über alle ihre Glieder ist aber bei den französischen Frauen in jeder Klasse am meisten geschärft und ausgebildet; und so haben die Maler hier sowohl für ihre Phantasie als für die Zeichnung eine so günstige Schule. —

Sie werden nicht von mir erwarten, daß ich Ihnen etwas über die Bilder des diesjährigen Salon schreibe, darüber haben Sie schon genug an andern Orten gelesen. Mit unserm Freund und Landsmann H., der hier sehr fett geworden ist, bin ich häufig durch diese Säle geschlendert und habe seltsame Unterhaltungen mit ihm gehabt. Unser Gespräch betraf nämlich meistentheils die Frage der Uebervölkerung, die sich uns hier in dem Salon im eigensten Sinne aufdrängte, denn ein so beispielloses Gedränge von Menschen, wie es sich hier stündlich aufundniederwälzt, haben Sie wohl nicht

leicht auf einer Ausstellung der schönen Künste gesehen. Für einen Fetten ist diese Frage von der Uebervölkerung, die jetzt als drohende Sphinx der Menschheit ihre lebensgefährlichen Räthsel aufgiebt, um so wichtiger und empfindlicher, und Sie können Sich denken, wie unser ohnehin schon besorglicher Freund seufzt und stöhnt, wenn er von diesem Räthsel der Civilisation auf allen Seiten Rippenstöße empfängt und der Athem ihm ausgehen will mitten unter diesem fürchterlichen Andrang einer tumultuarischen Bevölkerung. Oft ist dies beständige Schieben und Drängen in den überfüllten Sälen in der That so gräulich, daß es Jedermann unmöglich ist, stillzustehen und ein Bild zu betrachten, und dann kommt H. auf hypochondrisch-sociale Gedanken, vor deren Ansteckung ich mich außerordentlich in Acht nehmen muß. Er ängstigt sich nämlich mit dem Gedanken, daß es die letzte Bestimmung des Menschengeschlechts sei, sich untereinander mit Haut und Haaren zu verzehren, weil zuletzt Keiner vor dem Andern mehr Platz haben würde auf dieser kleinen Erde, und je fetter er selbst wird, desto mehr graut ihm hier vor diesem Gedränge, das ihn rücksichtslos in seine Mitte nimmt. Wir kamen dabei auf die Fortpflanzung des Geschlechts zu sprechen, der man in neuester Zeit willkürliche Gränzen zu stecken ge-

sucht hat durch ein Mittel, das gegenwärtig in England, Frankreich und Belgien ziemlich allgemein geübt wird, in Deutschland aber entweder noch nicht in dem Maaße bekannt oder wenigstens in den soliden Ehen verabscheut ist. Ein englischer Arzt hat vor einiger Zeit eine eigene Brochure darüber geschrieben und empfiehlt es der Menschheit als ein moralisch-ökonomisches Mittel, das ihr nur noch übrig bleibe, um nicht zu ersticken an der drohenden Massenanhäufung der Population. In Frankreich hört man auch in den anständigsten Familien ganz unumwunden sagen: „wir haben nicht mehr Kinder haben wollen als zwei!" Es ist jedoch eine Uebereinstimmung beider Gatten dazu erforderlich und manche Frauen wollen durchaus nicht darein willigen. In Belgien verbieten es die Priester als gottlos, und die ächt katholischen Ehen unterscheiden sich dort darin, daß sie diese willkürliche Beschränkung der Natur, die in andern üblich geworden, von sich weisen. A. in Brüssel, mit dem ich mich ebenfalls einmal über diesen Gegenstand unterhalten, sagte sehr richtig: die Vernunft sei ebenso gut ein Begriff, dem man folgen müsse als die Natur, von der das gewöhnliche Gerede gehe, daß ihr freier Lauf müsse gelassen werden! Es fragt sich da allerdings nur: was ist Natur? Läge der Begriff der Natur darin, daß

dem Organismus die ungehinderte Entwickelung aller seiner inwohnenden Fähigkeiten bis ins Unendliche freigelassen werden müsse, so würde bald aus jeder Production eine Hypervegetation und aus der Natur eine Unnatur werden. Wollte man der Natur immer freien Lauf lassen, so müßte man sich auch die Nägel und Haare wachsen lassen, so lang es diesem natürlichen und wilden Trieb des Organismus nur immer beliebt. Es ist gewiß nicht unsittlich, sich die Nägel zu beschneiden, obwohl es naturwidrig wäre, wenn man ganz und gar die Nägel und Haare an sich ausrotten wollte. Ich würde es freilich nicht wagen, die Sittlichkeit jenes „moralisch-ökonomischen Mittels," von dem wir vorhin sprachen, allgemein zu vertheidigen, weil dies, wie alles Moralische, Sache der Individualität ist, aber naturwidrig im wahrsten Sinne ist nur Das, was zugleich vernunftwidrig ist. —

7.

Paris, den 15. Mai 1837.

— Sie haben schon längst einen Brief von mir erwartet über H. Heine, mein Zusammentreffen mit ihm, wie ich ihn gefunden habe und was er Alles hier in Paris denkt und sagt. Es ist schwer, rhapsodische Bekenntnisse zu thun über Heine, der selbst da, wo man nicht mit ihm sympathisirt, immer ein außerordentliches Phänomen der Persönlichkeit bleibt und dessen Unterhaltungen mir unvergeßlich sein werden. Von meinem innern Verhältniß zu Heine könnte ich eine lange Geschichte schreiben und meine Liebe hat heftig genug mit dem Haß gerungen, ehe ein klarer Frieden des Urtheils sich mir gestalten wollte über diesen ebenso widerstrebenden als gewaltig anziehenden Geist. Sie wissen, daß ich nicht zu Denen gehörte, die Heine's Aufgang am Literaturhimmel enthusiastisch begrüßten, ich habe vor

mehreren Jahren herbe Kritiken über Heine drucken lassen, und Sie haben mich oft genug getadelt über den Tadel, den ich namentlich gegen seine Darstellungen der Philosophie und Religion nicht zurückhalten konnte. Ich wünsche auch noch, Heine wäre beständig Poet geblieben, anstatt sich mit Kritik und Speculation abzugeben, und obwohl er dadurch als Künstler der Prosa eine so große Bedeutsamkeit für die moderne Literatur gewonnen, so ist doch der entscheidende und epochemachende Einfluß auf die neueste Prosa ein Werk Börne's, dem man so spärlich dafür den Lorbeer geflochten hat. Indeß ist jetzt kein Zeitalter dazu, mit einem Genius, wie Heine, zu rechten oder ihm etwas von seinen Verdiensten abzuzwacken, es ist kein Zeitalter dazu, auf seine Nüancen und Unterschiede einzugehen, die von der gleichgültigen Menge nicht verstanden werden und welche einen vernichtenden Widerspruch gegen eine ganze Erscheinung herbeiführen könnten. Deutschland hat alle Ursache, hauszuhalten mit seinen ausgezeichneten Geistern und diejenigen nicht wegzuwerfen, die eine besondere Wendung seiner Cultur stempeln, wie Heine. Ich weiß allerdings sehr wohl, daß Heine nichts Anderes sein will als Heine, und daß man seine eigenste Natur mißkennt, wenn man ihn als absichtlichen Führer einer auf die Gesinnung

abzweckenden Propaganda betrachtet, was ihm ein viel zu Allgemeines wäre für seine absonderliche und epigrammatische Persönlichkeit. Aber gerade deshalb, weil Heine in seiner brillanten Subjectivität nichts Anderes ist als Heine, stellt er um so bestimmter ein ganz neues und seltsames Verhältniß zur Welt dar, das sich vor ihm noch in keiner ähnlichen Natur so entscheidend ausgedrückt hatte. Er würde auch gewiß sehr ärgerlich werden, wenn die Prinzipien, auf die er sich stützt und die er verficht, plötzlich allgemein werden sollten in der Welt, weil sich ihm dann das scharfgeschnittene Gepräge seiner Persönlichkeit verwischen müßte zu einer Jedermannssache, und Heine befindet sich persönlich ganz wohl bei allen seinen zweischneidigen Widersprüchen mit der bestehenden Weltordnung. Dies ist eben der neue Charakter seiner Stellung, daß er durch seinen ironischen Genius das Unglück einer zweifelhaften und zweideutigen Epoche bezeichnet, ohne selbst dabei unglücklich zu sein. Vielmehr gereicht ihm der Satz, daß diese Erde ein Jammerthal sei, zur außerordentlichen Heiterkeit und macht ihn auf die geistreichste Weise lustig. Heine ist nicht zerrissen, noch kommen die Zerwürfnisse, die in seinen Schriften sich darstellen, aus dem Drang einer dunkeln und dämonischen Natur heraus, wie es bei den so-

genannten unglücklichen Genies des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland der Fall war. Aber ich gestehe Ihnen, daß das unglückliche Geniethum, wegen seiner großen dämonischen Elemente, etwas Heiliges für mich hatte, während mir an Heine gerade das spielerische und doch egoistische Darüberstehen über dem Schmerz, diese sich selbst persiflirende Verzweiflung, die an kein ächtes menschliches Leid sich hingiebt, zuwider war. Und doch liegt eine große Weisheit in dem Humor dieser moralischen Apathie. Es ist die Weisheit einer neuen Weltgeneration, die den festen Entschluß gefaßt hat, glücklich zu werden, und da wäre es lächerlich, wenn Der, welcher das Glück predigt, sich selbst dadurch unglücklich machen wollte! Deshalb ist es gewiß ganz gegen Heine's Absicht, daß man ihn auf eine so strenge Weise verantwortlich gemacht hat für seine Schriften, denn es liegt durchaus nicht in seinem Plan und in seiner Weltansicht, zum Märtyrer zu werden, und er hat vollkommen Recht daran. Wie sich Heine in seiner Philosophie zu dem lieben Gott gestellt hat, so möchte er jetzt auch gern mit den Regierungen daran sein, und wer kann es ihm verdenken? Ich will nicht gerade sagen, daß er Gott einen guten Mann sein läßt, aber Heine's Opposition gegen Gottes Weltregierung trägt doch im

Grunde einen solchen Charakter, daß ihn Gott nicht füglich dafür unter das junge Deutschland werfen kann. Denn es liegt ja, wie gesagt, gar nicht in Heine's Philosophie, eine Opposition auf Leben und Tod und um Gut und Blut zu treiben, sondern selbst die Waffe der Opposition wird ihm zum Spielzeug des Genies, er zeigt auch damit, wie schlagfertig er fechten kann, aber er zeigt es mehr als daß er wirklich ficht. Zu den Prinzipien nimmt er oft dieselbe Stellung ein, wie die Katze zur Maus, in den anmuthigsten Bewegungen so lange damit herumspielend, bis er endlich plötzlich irgend einem Grundsatz den Kopf abbeißt, und wieder mit Anmuth und aus Witz. Was man an Heine noch zu wenig bemerkt hat, ist die unendliche Ruhe in ihm, die trotz alles Unstäten und Unruhigen dennoch in seiner Natur vorhanden ist und die bei ihm einen seltsamen Uebergangspunct andeutet, auf dem sich die moderne Blasirtheit wieder in die poetische Götternatur zurückzubilden versteht. Diese Ruhe in Heine ist der Genuß, in den sich seine ganze Lebensanschauung vertieft und verloren hat, und woraus sich eine humoristische Einheit von Himmel und Hölle in allen seinen Bildern, Maximen und Ansichten gestaltet, indem ihm die Hölle ebenso leicht zum Himmel als der Himmel zur Hölle werden kann. Dies ist eine

umgekehrte Art von himmelstürmendem Titan, aus dem Himmel Hölle zu bereiten, und doch ist wieder Himmel überall, wohin Heine das Frühlingsauge seiner Phantasie wendet. Um Heine's Seligkeit ist mir daher gar nicht bange, denn sein Genie reicht sogar so weit, daß er im Stande ist, auf seine eigene Hand selig zu sein, selbst mitten in der Hölle. Seitdem ich ihn von Person kenne, ist mir erst klar geworden, daß er mehr bon enfant als Dämon ist und daß er ein so gutes Gewissen hat, um in goldenen Träumen über Abgründe dahinschweben zu können. Das Trümmerhafte und Zerspaltene in seiner Natur ist als etwas Ursprüngliches darin vorhanden, es ist keineswegs aus den Stürmen und Kämpfen der Zeit hervorgegangen, und darum tritt es als glänzendes Naturell bei ihm auf, und macht den Eindruck eines Ganzen. Die Negation hat sich gewissermaßen in ihm organisirt, sie hat sich eine bestimmte Persönlichkeit gebildet, und macht dadurch Ansprüche auf positive Geltung. Heine giebt mit der einen Hand den Frieden, und mit der andern den Krieg, er schnellt beide lachend in die Lüfte, und oft kommt bei seinen Spielen ein merkwürdiger Ernst heraus und aus Liebesgeschichten werden Weltgeschichten. Aber Heine's ganze Erscheinung beruht in einem einzigen Moment, sie hat keine progressive Entwicke-

lung. In dieser Beziehung kann man das alte Wort auch von ihm sagen, daß er wie Minerva gleich ganz und fertig aus Jupiter's Haupt entsprungen, aber dies Fertige und Vollendete ist nur für Götter gut, bei Dichtern und Menschen hat es auch seine Nachtheile. Das, was Heine ist, ist ein einziges Moment seines Bewußtseins und seiner Weltstellung, in dem er sich gefaßt hat, sobald seine Wirksamkeit begann, und dies Moment muß man entweder wegwerfen oder anerkennen, man muß es entweder lieben oder hassen, etwas Anderes ist mit Heine nicht zu thun. Dies Moment der Weltstellung erschöpfend auszuprägen, diese Opposition als unmittelbares Naturell und als fertige Persönlichkeit aufzuzeigen, ist die einfache Aufgabe seines Genius, innerhalb deren sich seine blitzende Kraft bewegt und vollendet. Deshalb hat auch Heine seit der Zeit seines ersten Auftretens keine wesentlichen Entwickelungsstufen in seiner Erscheinung durchgelebt, sein Talent hat sich mit Hervorbringung objectiver Gestalten, die außer ihm selbst liegen, fast gar nicht eingelassen, sondern es hat sich beständig nur in jenes Moment seiner Persönlichkeit eingesponnen, worin ihm freilich ein Zauberkreis voll der wunderbarsten Dinge gegeben ist. —

Ich gerieth mit Heine zuerst in sehr scherzhafte

Berührungen, indem unsere Begegnung unwillkürlich zu Erörterungen Anlaß geben mußte über das sogenannte junge Deutschland, zu dem man uns mit noch einigen anderen Herren aneinandergeschirrt hatte, ein Joch, das ich seitdem getreulich fortgeschleppt habe. Heine fragte mich mit seiner allerliebsten Naivetät, warum ich es denn damals unterlassen, in der Allgemeinen Zeitung wie so manche Andere eine Erklärung abzugeben: daß ich gar nicht zu Jungdeutschland gehöre! Dies wäre durchaus gegen meine Art gewesen, da ich überhaupt kein Freund von Erklärungen bin und glaube, daß bei keiner Erklärung, eine Liebeserklärung vielleicht ausgenommen, etwas Gescheidtes herauskommen kann. Liebeserklärungen aber abzugeben fand ich mich damals nach keiner Seite hin ermüßigt. Wenn mich die ganze Welt für verrückt hält, so wäre es in der That die schönste Verrücktheit, der ganzen Welt gegenüber zu erklären, daß man vernünftig ist, sondern man ist lieber so gutmüthig und hält sich selbst eine Zeit lang für toll, oder wird es auch allenfalls. Das junge Deutschland ist aber doch ein gar zu lächerliches und miserables Institut gewesen, die gefährlichen Ideen desselben will ich gern, wenn ich einige freche Ideenlosigkeiten von Gutzkow ausnehme, auf meine Schulter laden,

aber ich will nur froh sein, wenn man mich von der Dummheit freispricht, die dazu gehören müßte, unter einem solchen Namen und mit solchen Mitteln eine so precaire Gesellschaft zu etabliren. Es soll mir Vergnügen machen, für einen bösen Kerl gehalten zu werden, wenn es nicht anders sein kann, aber für dumm und ungeschickt mag ich nicht angesehen werden. Heine theilte komischer Weise meinen Zorn, empfahl mir aber, es Gutzkow niemals entgelten zu lassen, daß durch ihn dieser schlimme Handel angezettelt worden, denn man dürfe ihn nicht allein in diesem Unglück stecken lassen, was freilich schon die Humanität gebietet. Ich will nur froh sein, wenn nicht der Verfasser der Wally noch einmal die Rolle seines Lehrmeisters Menzel in unserer Literatur wieder aufnimmt, denn er hat große Hinneigung und Anwartschaft dazu, diese zu spielen. Die Menzel'sche Natur steckt nun einmal in ihm, und der Bruch mit ihr, durch welchen eigentlich das junge Deutschland entstanden ist, war nur ein zufälliger, es war eine Ammennachlässigkeit Menzel's, daß er sein Kind Gutzkow nicht besser hütete.

Heine äußerte sich überhaupt in dem vortrefflichsten Sinne über diese ganze Angelegenheit und rieth zu einem versöhnlichen Verhalten von Seiten der

Angefochtenen in jeder Beziehung. Mir scheint es noch ehrlicher, gar kein bestimmtes Verhalten abzureden in Bezug auf ein Ereigniß, das man für keine innere und nothwendige Thatsache gelten lassen kann, sondern das aus einer zufälligen Combination der entgegengesetztesten Individuen entstanden. Fünf zusammengeschneite Personen zu einer solidarischen Verantwortlichkeit von Gedanken zu vereinigen, ist ein Mechanismus, der sich in einem Zeitalter der Idee nicht lange fortsetzen läßt. Auch scheint diese geschlossene Gesellschaft von Ideen unter sich selbst einen sehr lockern Zusammenhang zu haben, und es ist auch nicht anders möglich, denn wenn das junge Deutschland mit Leinwand oder in Baumwollenstoffen handelte, wäre wohl eine dauernde Association denkbar, aber im Reiche der Literatur läuft Alles auf die Individualität und den Charakter hinaus. Diese seine Individualität muß man im Zusammenhang mit dem Ganzen sich entwickeln lassen, aber man verliert sich selbst sowohl als das Ganze, wenn man von fremder Individualität Beigeschmäcke annehmen soll, die man nicht naturgemäß verwinden kann. Man soll nicht Schmalz und Butter auf eine und dieselbe Semmel streichen, sonst wird der ganze Bissen ungenießbar. —

Ueber sein eigenes Schaffen that mir Heine einige merkwürdige Bekenntnisse, die großen Anklang in meinem Herzen fanden. Er sprach während unseres Zusammenseins oft davon, wie hoch es an der Zeit sei, wieder etwas Positives zu geben in der Literatur und wie es ihn zu größeren Dichtungen hindränge. Er schien selbst große Lust zu haben, sich noch einmal der Bühne zuzuwenden, auf der die deutsche Poesie freilich das Höchste vollbringen könnte, wenn sie könnte. Sein Buch der Lieder, das ewige Schöpfungen enthält, war er am meisten geneigt, sich anzurechnen; den größeren Theil seiner übrigen Schriften, meinte er, habe er nur flüchtig und vorübergehend für den Moment gearbeitet. Seine Artikel über deutsche Philosophie und Religion entstanden vornehmlich auf Anregung der Vorträge, welche damals der geistvolle Ahrens, der sich gegenwärtig als Professor an der Universität in Brüssel befindet, im Auftrage des Gouvernements über diese Gegenstände in Paris gehalten. Heine selbst denkt sehr bescheiden von dieser Arbeit, aber aufrichtig gestanden, mir gefällt die Art nicht, tiefernste Gegenstände so hübsch und spaßhaft zuzurichten, daß selbst junge Pensionnairinnen und Nähmamsells es mit Vergnügen lesen und nachher sagen können: wir verstehen nun die ganze Philo-

sophie! Es waren freilich Franzosen, für welche Heine die deutsche Philosophie so beschrieb, und dies Publikum fordert in vielen Fällen die Rücksicht, ihm ein Ding so mundrecht zu machen, wie man Kindern und jungen Mädchen durch Bonbons und Knackmandeln den Schulgang versüßt. —

Da wir hier einmal auf die Philosophie gekommen, will ich Ihnen auch noch Bericht abstatten über ein ganz neues philosophisches Genre, das jetzt hier in Paris in gewissen Sphären der Gesellschaft viele Anhänger und Verbreiter findet; dies, mein Freund, ist die Philosophie der Déjazet. Die Bonmots dieser kleinen Schauspielerin erregen nämlich hier ein so großes Aufsehen, daß man sogar anfängt, sie zu sammeln, und es steckt in der That darin oft Weisheit genug, um der Déjazet Ansprüche auf einen Lehrstuhl an der Sorbonne zu erwerben, wo sie gewiß mehr wirken würde als die Philosophie des Herrn Cousin, die gar nicht mehr ziehen will. In ihren ohne Zweifel sehr geistreichen Witzworten spricht sich ein sinniges Gemüth aus, das die Gemeinheit der Sphäre, auf die es durch Beruf und Handwerk angewiesen, sich lachend veredelt; es ist eine Vaudevillephilosophie, in der sich oft auf eine burleske Art das Ernsteste spiegelt. Diese Göttin des fran-

zösischen Vaudeville sah ich zuerst auf dem Theater des Palais Royal, auf dem sie noch immer als eine hinreißende Erscheinung wirkt und an den Abenden, wo sie auftritt, volle Häuser macht. Nachher sah ich sie in einem Privatzirkel, und sie sagte, daß sie vielleicht noch einmal ihre Memoiren schreiben würde. An dem anziehendsten Stoffe dazu kann es ihr nicht gebrechen, obwohl ihr Witz und ihre Galanterie nie einen so glänzenden Lebenskreis um sie gezogen haben, als es im vorigen Jahrhundert durch einen ähnlichen Charakter der schönen und witzigen Sophie Arnould gelang, in deren Zirkel selbst Geister wie Diderot, d'Alembert und Rousseau sich gebannt fühlten. Virginie Déjazet ist eine kleine Gestalt, zierlich, aber ohne Fülle, und mit keinem für den ersten Augenblick bestechenden Reiz begabt. Ihr Gesicht ist nicht schön, aber eigenthümlich gebildet; es hat einen spitzen, eckigen Ausdruck, die Kopfbewegung ist keck und hintenüber, und der frisch-dreiste Blick des Auges nimmt oft etwas Sinniges an. In der Lebhaftigkeit des Gesprächs weiß sie sich aber auf eine merkwürdige Art zu verschönen, sowie sie auch auf der Bühne während des Spiels immer anmuthiger und graciöser wird; ja, was bei Andern Frechheit geblieben wäre, wird bei ihr oft

Laut auszupressen und die kleine Stoikerin dauerte mit der größten Gewalt über sich selbst bis zum Fallen des Vorhangs aus, ohne den Effect der Scene zu stören. Sobald die Gardine aber gefallen war, sank sie ohnmächtig zusammen. Diese Selbst-überwindung, die nachher auch in den Journalen verherrlicht wurde, verschaffte ihr damals eine große Gunst beim Publikum. Darauf machte sie ihre Laufbahn an einigen größern Theatern der Haupt-stadt, verweilte auch einige Zeit in der Provinz, namentlich auf den Theatern von Lyon und Bor-deaux, und kehrte dann wieder nach Paris zurück, wo sie seit mehreren Jahren die Massen elektrisirt. Noch größer aber ist vielleicht ihre Anziehung, die sie in einem bunten, leichtsinnigen und vielgestalti-gen Privatleben ausgeübt hat. Man sieht es diesem seltsamen Mädchen auf den ersten Blick an, daß sie witzbegabt ist, von sinnreichen Einfällen sprüht und ein ursprüngliches Leben in dem kleinen Köpfchen beherbergt. Ich habe Ihnen einen ganzen Schub ihrer Bonmots verdeutscht, so gut es damit in unse-rer Sprache gehen will; verkürzen Sie sich ein wenig die Zeit mit der Lebensphilosophie dieses durchtriebe-nen Weltkindes. Sie werden sich wundern, soviel Leichtsinn, Tiefe und Charakter in diesem Geschöpf vereinigt zu finden, das sich in seiner Naivetät einen

lachend darüberstehenden Standpunct über Leben und Zeit erobert hat. Sie sehen wieder, wie ein ewiger Geist die Welt so gut eingerichtet, daß Jeder in seiner Weise zu dem höchsten Standpunct gelangen kann. Und nun lachen und lesen Sie! — — —

8.

Paris, den 18. Mai 1837.

— Gestern besuchte ich Herrn Ballanche, dessen stille und sinnige Denkergestalt mir schon früher in Paris aufgestoßen war und der ganz abgesondert lebt von dem hiesigen Weltgetümmel, nur mit seinen großen Gedanken und Träumen beschäftigt. Er wohnt im Faubourg St. Germain, dem er auch seiner politischen Gesinnung nach zugehört, in der Rue de Sèvres, seiner Freundin Recamier in der bekannten **Abbaye aux bois** gegenüber. Durch zwei mit Büchern überfüllte Zimmer gelangte ich in ein kleines Kabinet, in dem sich nur Tisch und Bett befanden. Hier saß Herr Ballanche, ein schon bejahrter Mann mit ergrauten Haaren, aber ein Paar wunderschönen Augen, die den tiefen, süßen und theosophischen Sinn, die dichterische und gotterfüllte Weisheit seiner Philosophie, wiederzuspiegeln schei-

nen. Sein Aussehn ist etwas durch eine dicke Backe und eine Seitwärtsneigung des Kopfes entstellt, aber nichtsdestoweniger besitzt er eine persönliche Liebenswürdigkeit in seiner ganzen Erscheinung, in der sich die geweihte Stille des Denkers und Theosophen ausgeprägt hat. In Ballanche ist ein elegischer Carlismus zurückgeblieben, der seinem Wesen eine besondere Färbung giebt. Er hat seine philosophischen Arbeiten unter der Restauration begonnen und wurde durch die Julirevolution insofern darin gestört als unter andern Zeitumständen, die mehr wissenschaftliche Gunst gewährt hätten, er ohne Zweifel eine erfolgreichere Verbreitung seiner Schriften und Gedanken erlangen mußte. Er klagte gegen mich sehr über den Abbruch, welchen die Politik dem Aufkommen der Philosophie in Frankreich thue, sowie auch darüber, daß die Franzosen ihn nicht verständen und sich beständig über die Dunkelheit seines Stils beschwerten, obwohl er glaube, es liege nicht an ihm, sondern an der eigenthümlichen Natur seiner Landsleute, die, wie er meinte, an philosophischen Forschungen nur dann erst Antheil nehmen würden, wenn man die Kunst erfunden, sie ihnen wie einen Roman darzustellen. Ein systemgewöhnter Deutscher dagegen, der die Werke von Ballanche liest,

sollte glauben, daß dieser eine solche romanhafte Kunst für die Darstellung der Philosophie bereits erfunden, denn es ist darin eine Mischung von ächt speculativer Mystik und Popularphilosophie in einem poetischen Gewande, das oft sogar in die kunstvollsten Falten geworfen ist. Der Urborn der Philosophie von Ballanche ist die Begeisterung, in welche ihn ein tiefsinniges Anschauen von dem einheitlichen Grundzusammenhang aller Erscheinungen gesetzt hat. Es ist in ihm ein Spinozismus, der, statt der mathematischen Formel, sich den Mythus an die Hand genommen, um seine logischen Beweise durch Gebilde der wunderbaren Fabelwelt zu führen. Es ist eine mythologische Methode des Philosophirens, die oft ein erhabenes und prächtiges Schauspiel darbietet, und den Verstand zwingt, ihr dienstthuend zu gehorchen, indem sie hohe Dome der Phantasie in den Himmel hineinbaut, denn man kann diesen poetischen Schöpfungen des Denkens die strenge Organisation des Verstandes nicht abläugnen. Der religiös-geschichtliche Standpunct, von welchem die Philosophie des Herrn Ballanche ausgeht und auf den sie überall zurückkommt, befeuert seine Einbildungskraft nicht minder als sein Denken, um die höchste Formel zusammenzusetzen, die erschöpfend und uni-

versell den Sinn der ganzen Weltentwickelung ausdrücke. Ballanche steht in dieser Weise ganz eigenthümlich unter den modernen Philosophen da, und bei den Franzosen ist er eine fremde Gestalt, der man gar kein heimisches Gepräge absieht und sie deshalb einsam stehen läßt in ihrer absonderlichen Weisheit. Die Philosophie der Geschichte, namentlich wenn sie theosophisch betrieben wird, kann auch der praktischen Nationalität der Franzosen wenig zusagen, und darin liegt zum Theil eine große Tüchtigkeit und Gesundheit des französischen Naturells. Ein Volk, unter dem viel geschichtsphilosophischer Sinn herrscht, hat selten viel politischen Sinn, denn die Philosophie der Geschichte macht unsere Anschauungen zu universell und verallgemeinert die historischen Individualitäten, deren die politische Freiheit bedarf. Die politische Freiheit muß aus einem Kampf mit den individuellen Mächten der Gesellschaft hervorgehen, während die Philosophie der Geschichte zu einem Gottesfrieden des Allgemeinen hinstrebt. Bei keinem Volke ist in der letzten Zeit mehr Geschichtsphilosophie zum Vorschein gekommen als bei den Deutschen, und wir können nicht läugnen, daß es nicht bloß unsere Weisheit, sondern auch unsere Krankheit ist, welche, wie bei der Meeresmuschel, diese Perle aus uns hervortreibt.

Ballanche ist genöthigt gewesen, alle seine vortrefflichen Schriften auf seine Kosten herauszugeben, weil sich kein Verleger dazu finden wollte, denn bei allen großen Redensarten über den gegenwärtigen Fortschritt der Philosophie in Frankreich ist doch noch immer kein Publikum dafür vorhanden. Er ist jetzt damit beschäftigt, seine Werke noch einmal zu redigiren, sie in einen systematischen Zusammenhang zu bringen und dann von Neuem herauszugeben. Die auf die Geschichte sich beziehenden Partieen seiner Philosophie sollen noch die vollständigste Ausführung und Durcharbeitung erhalten. Ballanche geht bei allen seinen Geschichtsbetrachtungen von einem Urtypus der römischen Geschichte und des römischen Gesellschaftszustandes aus, und entwickelt daraus seine formule générale de l'histoire, wie er es nennt, auf eine Weise, die mir noch sehr problematisch und willkürlich erscheint. In der That aber ist diese allgemeine Geschichtsformel, welche er findet, nichts Anderes als ein Resumé der römischen Geschichte, das, in der tiefsinnigsten Form, und von dem hochpoetischen Schwung seiner Phantasie getragen, eine universelle Geltung erlangt. Wie er aber von einer ursprünglich gegebenen Einheit des G[illegible]szustandes ausgeht, so schwebt ihm [illegible]e Weltbewegung in der Zukunft

vor, die daran arbeitet, eine neue Einheit der menschengeschichtlichen Zustände zu erschaffen. Diese Arbeit hat nach ihm schon in der heutigen socialen Welt begonnen, aber es ist die Schöpfung einer neuen katholischen Einheit, auf die es ankommt. **Le monde social est en travail d'une nouvelle unité catholique.** Er glaubt, daß diese ungeheuere Revolution auch den Orient wieder in die Geschichte mit hineinziehen werde, aber er bestreitet, daß diese katholische Einheit des Weltzustandes, wovon seine gotttrunkenen Gedanken träumen, jemals zum Vortheil der Theokratie ausschlagen werde. Ballanche ist hier auf dem Wege, sich einen speculativen Katholizismus aufzubauen, wie wir ihn in Deutschland schon von mehreren und verschiedenen Seiten her entstehen sahen, aber er ist gänzlich unabhängig von diesen deutschen Bestrebungen, da er sich überhaupt von der in Frankreich zuletzt Mode gewordenen eklektischen Philosophie durch die selbständige und eigenthümliche Richtung seiner Originalnatur, die nur aus der Fülle ihrer selbst schöpft, unterscheidet. Ballanche ist mit einigen Hauptergebnissen der deutschen Philosophie und Wissenschaft nicht unbekannt geblieben, aber er hat gar keine eigenen Studien auf diesem Gebiet gemacht und die deutsche Sprache fehlt ihm gänzlich. So

Laut auszupressen und die kleine Stoikerin dauerte mit der größten Gewalt über sich selbst bis zum Fallen des Vorhangs aus, ohne den Effect der Scene zu stören. Sobald die Gardine aber gefallen war, sank sie ohnmächtig zusammen. Diese Selbstüberwindung, die nachher auch in den Journalen verherrlicht wurde, verschaffte ihr damals eine große Gunst beim Publikum. Darauf machte sie ihre Laufbahn an einigen größern Theatern der Hauptstadt, verweilte auch einige Zeit in der Provinz, namentlich auf den Theatern von Lyon und Bordeaux, und kehrte dann wieder nach Paris zurück, wo sie seit mehreren Jahren die Massen elektrisirt. Noch größer aber ist vielleicht ihre Anziehung, die sie in einem bunten, leichtsinnigen und vielgestaltigen Privatleben ausgeübt hat. Man sieht es diesem seltsamen Mädchen auf den ersten Blick an, daß sie witzbegabt ist, von sinnreichen Einfällen sprüht und ein ursprüngliches Leben in dem kleinen Köpfchen beherbergt. Ich habe Ihnen einen ganzen Schub ihrer Bonmots verdeutscht, so gut es damit in unserer Sprache gehen will; verkürzen Sie sich ein wenig die Zeit mit der Lebensphilosophie dieses durchtriebenen Weltkindes. Sie werden sich wundern, soviel Leichtsinn, Tiefe und Charakter in diesem Geschöpf vereinigt zu finden, das sich in seiner Naivetät einen

lachend darüberstehenden Standpunct über Leben und Zeit erobert hat. Sie sehen wieder, wie ein ewiger Geist die Welt so gut eingerichtet, daß Jeder in seiner Weise zu dem höchsten Standpunct gelangen kann. Und nun lachen und lesen Sie! — — —

Die Erinnerungen der Welt leben in den Künsten fort und dienen ihnen zur beständigen Begeisterung. Die alten Gedanken werden reproducirt in Marmor, Erz und auf der Leinwand. So gelangen die erloschenen Traditionen zu unaufhörlicher Wiedergeburt.

Folglich ist die Seele unsterblich.

Folglich ist das menschliche Geschlecht ein Eines und Einheitliches.

Folglich verliert sich das Individuum nicht in der allgemeinen Identität.

Der Mensch ist zugleich individuell und collectiv, wechselseitig verbürgt und auch wieder verantwortlich für seine eigenen Thaten, voller Willen und voller Verhängniß.

* * *

— Die Lüge beherrscht uns ebenso sehr wie die Wahrheit in den Berichten, welche die Geschichte auf uns bringt. Jene vorgebliche römische Freiheit, die so verschieden ist von der Gleichberechtigung in dem Freistaat der Athener, hat uns einen falschen Glauben auferlegt, sowie sie uns auch einen wahren hätte geben können. Man sehe die Tragödieen Voltaire's, die so sehr das Gepräge der historischen Vorurtheile seiner Zeit tragen; man sehe die Corneille's, welche auf gleiche Weise in einer Sphäre

darin stehen, die der Wahrheit völlig entgegengesetzt ist, sowie diese uns jetzt erscheint.

Ich habe schon bemerkt, daß der Mensch unaufhörlich beschäftigt ist, die Vergangenheit wiederzubilden, und die Vergangenheit gehört ihm mit demselben Rechte an als die Zukunft.

Es ist also das Werk des Menschen, die Vergangenheit zu enträthseln, sie wiederaufzubauen nach der Idee, welche in den Monumenten schlummert, nach dem allgemeinen Gesetz, das sich bei jeder Krise der historischen Wiedergeburt offenbart; und zu dieser Enträthselung dient ihm dieselbe Fähigkeit, welche ihm die Zukunft vorausahnen hilft. Die Gegenwart existirt nur unter der Bedingung der Vergangenheit und Zukunft oder ist vielmehr nur die geheimnißvolle Verschmelzung beider.

Die Idee der Gegenwart, im ächten Sinne gefaßt, würde uns die Idee einer allgemeinen Zeitgenossenschaft, das heißt: der Ewigkeit, geben.

Die Menschen vor uns, das sind wir; die Menschen um uns her, welche dieselbe Zeit mit uns theilen, das sind wir; die Menschen nach uns, das sind wir abermals.

Unsere Sympathieen bilden aus Jedem von uns das Menschengeschlecht selbst.

Man hat Mühe seinen eigenen Gedanken aus-

einanderzulegen, weil es ein individueller Gedanke ist; man hat auch Mühe, den Gedanken eines Andern auseinanderzulegen, aus demselben Grunde. Nicht so verhält es sich mit einem allgemeinen Gedanken. Dieser ist beständig klar, mag es auch oft unmöglich sein, ihn wörtlich auseinanderzusetzen, ihn in bestimmte Redeweisen einzuschließen.

Die Erfahrungen der französischen Revolution haben eine Fackel angezündet, welche weithin einen erhellenden Schein wirft über die alten Geschichten, sowie sie, in näherer Horizontalweite, die neueren Geschichten erhellt. —

* * *

— Das Ideal ist das Absolute und Allgemeine. Das Schöne im Menschen ist der Mensch, und nicht ein Mensch, in der Frau ist es die Frau, und nicht eine Frau. Es ist das Wesen in seiner Allgemeinheit, und nicht in seiner Individualität. Jemehr ein Individuum sich der also gefaßten Idee annähert, um so näher ist es dem Typus des Schönen gekommen. —

* * *

— Die Gesellschaft, wenn sie einmal in Versteinerung übergegangen, bewahrt doch noch, ich weiß nicht welche organische Bewegung, die dem Leben ähnelt, aber es doch nicht ist. Daraus entsteht eine

Art von Materialismus, von dem wir keine Vorstellung haben würden, wenn wir nichts von China wüßten. Hier sieht man, was aus der Gesellschaft werden kann, wenn sich alle Handlungen ihres öffentlichen und Privatlebens nicht anders als in fertig gemachten Formeln äußern und zu Gebräuchen werden, die mit der Genauigkeit einer geometrischen Figur abgezirkelt sind, wo die Poesie selbst geknebelt ist in lächerlichen Banden vorgeschriebener Reimsylben. Man stelle sich, wenn man kann, eine durch die Zeiten vertrocknete Mumie vor, in der eine unsterbliche Seele eingekerkert ist. Dennoch habe ich eine solche Idee von der menschlichen Seele und den Geschicken, die ihr verheißen sind, daß ich glaube, selbst diese wunderbare Mumie ist eine Chrysalide, und es wird einmal für sie ein Tag kommen, wo man sie aufsteigen sieht mit glänzenden Flügeln dem Sonnenlicht der Wiedergeburt entgegen. Nein, ich verzweifele selbst nicht an China! —

* * *

— Die Theokratie, wenn sie dazu gelangte, sich der Gesellschaft zu bemächtigen, würde doch ungeachtet ihres Prinzips nicht im Stande sein, sie vor Atheismus und Materialismus zu bewahren, denn der Glaube, auf stehende Gebräuche zurück-

einanderzulegen, weil es ein individueller Gedanke ist; man hat auch Mühe, den Gedanken eines Andern auseinanderzulegen, aus demselben Grunde. Nicht so verhält es sich mit einem allgemeinen Gedanken. Dieser ist beständig klar, mag es auch oft unmöglich sein, ihn wörtlich auseinanderzusetzen, ihn in bestimmte Redeweisen einzuschließen.

Die Erfahrungen der französischen Revolution haben eine Fackel angezündet, welche weithin einen erhellenden Schein wirft über die alten Geschichten, sowie sie, in näherer Horizontalweite, die neueren Geschichten erhellt. —

* * *

— Das Ideal ist das Absolute und Allgemeine. Das Schöne im Menschen ist der Mensch, und nicht ein Mensch, in der Frau ist es die Frau, und nicht eine Frau. Es ist das Wesen in seiner Allgemeinheit, und nicht in seiner Individualität. Je mehr ein Individuum sich der also gefaßten Idee annähert, um so näher ist es dem Typus des Schönen gekommen. —

* * *

— Die Gesellschaft, wenn sie einmal in Versteinerung übergegangen, bewahrt doch noch, ich weiß nicht welche organische Bewegung, die dem Leben ähnelt, aber es doch nicht ist. Daraus entsteht eine

Art von Materialismus, von dem wir keine Vorstellung haben würden, wenn wir nichts von China wüßten. Hier sieht man, was aus der Gesellschaft werden kann, wenn sich alle Handlungen ihres öffentlichen und Privatlebens nicht anders als in fertig gemachten Formeln äußern und zu Gebräuchen werden, die mit der Genauigkeit einer geometrischen Figur abgezirkelt sind, wo die Poesie selbst geknebelt ist in lächerlichen Banden vorgeschriebener Reimsylben. Man stelle sich, wenn man kann, eine durch die Zeiten vertrocknete Mumie vor, in der eine unsterbliche Seele eingekerkert ist. Dennoch habe ich eine solche Idee von der menschlichen Seele und den Geschicken, die ihr verheißen sind, daß ich glaube, selbst diese wunderbare Mumie ist eine Chrysalide, und es wird einmal für sie ein Tag kommen, wo man sie aufsteigen sieht mit glänzenden Flügeln dem Sonnenlicht der Wiedergeburt entgegen. Nein, ich verzweifele selbst nicht an China! —

* * *

— Die Theokratie, wenn sie dazu gelangte, sich der Gesellschaft zu bemächtigen, würde doch ungeachtet ihres Prinzips nicht im Stande sein, sie vor Atheismus und Materialismus zu bewahren, denn der Glaube, auf stehende Gebräuche zurück-

geführt, hört auf ein lebendiger zu sein. Die Vorsehung aber hat andere Mittel, um das Prinzip des Fortschritts mit dem Prinzip der Erhaltung zu versöhnen und einen Einklang hervorzubringen zwischen dem allgemeinen Gesetz, welches alle Geisteskräfte in einen gemeinsamen Zweck leitet, und dem Moralgesetz, das jedem Individuum die Fähigkeit ertheilt, Verdienst oder Verschuldung sich zu erwerben. Die theokratischen Machtansprüche sind immer bekämpft worden durch die Machtansprüche der Militairgewalt in der einen Zeit, und durch die bürgerliche oder gerichtliche Gewalt in einer andern Zeit. Die Nationalitäten haben immer den Universalitäten das Gegengewicht zu halten gesucht. Mag nun die bürgerliche oder, wenn man will, die weltliche Gewalt durch einen Fürsten oder durch einen Collectivkörper dargestellt sein, es hat immer dieselbe Bewandtniß. Wenn Gregor VII. seine großen Absichten hätte verwirklichen können, so würde Europa zum Orient geworden sein. Die gleichzeitigen Fürsten widerstanden, und widerstehen fortwährend. Dieser Kampf, den die Vorsehung gewollt, führt auf eine wunderbare Weise auf den Fortschritt des Menschengeistes hin. Durch diesen Kampf ist jene große plebejische Pflanze in Blüthe gestiegen, deren ganze Machtentfaltung wir in

unserer socialen Palingenesie zu zeigen Gelegenheit haben werden. Wir werden dann sehen, wie das Senfkorn zu einem unermeßlichen Baume geworden ist, der die Welt bedeckt.

Dies darf jedoch nicht hindern, dankbare Gefühle zu haben und zuerkennen zu geben gegen den Hohenpriester der Theokratie, dessen Gewalt die Völker befreite von der Macht, unter der sie sich zu beugen im Begriff standen.

Ich will nicht untersuchen, ob das Ansehen der beiden Mächte schon da war oder da sein konnte vor dem Christenthum, sondern ich will hier nur eine einzige Bemerkung machen. Der Ausdruck: weltliche Macht, ist, nach meiner Ansicht, die Quelle vieler Irrthümer gewesen. Die weltliche Macht ist nämlich auch an sich ebenfalls eine geistige Kraft, eine Intelligenz. Sonst müßte man ja sagen, daß, abgesondert von der geistlichen Gewalt, die Gesellschaft nichts als ein thierisches Ding, eine Brutalität sei. Dem ist aber nicht so. Die zeitliche Gewalt regiert diese Welt, aber eine Welt, die aus intelligenten Wesen besteht, welche sich organisch darstellen und geltend machen; die geistliche Gewalt aber bereitet uns vor zu einer zukünftigen Welt und betrachtet diese hier nur wie eine Prüfung. Es ist sicher, daß, wenn die weltliche Gewalt von der Art

wäre, wie gewisse Theologen oder eine sensualistische Philosophie sie bestimmt haben, man dann genöthigt sein würde den Ultramontanismus zu bekennen, weil er dann allein im Stande wäre, die Gesellschaft zu vergeistigen. Aber man muß die Ueberzeugung hegen, daß die weltliche Gewalt, welches auch immer ihre Gränzen sein mögen, doch hervorstechend durch das Geistige geleitet wird. Der Mensch erfüllt nicht sein ganzes Schicksal in dieser Welt; die Religion tritt mit Anbeginn des diesseitigen Lebens ein und führt ihn die Vorbereitungswege zur anderen Welt. Unser sterbliches Leben ist ein Mittel und nicht ein Endzweck. So ist auch die Gesellschaft nur ein Mittel und nicht ein Zweck. —

* * *

— Eine Zeit kennt sich nicht, aber das Gesetz, welches die Zeiten auf die Ewigkeit gegründet hat, weiß das Geheimniß der Zeit, die sich nicht kennt. Die Sprachen haben auch von sich selbst keine Kunde, aber der Geist, der in ihnen enthalten ist, entwickelt sich darin nach demselben Gesetz, welches den Ausdruck der menschlichen Intelligenz gestaltet.

Erfahrung und Analyse finden stets in der vollendeten Begebenheit das tiefe Mysterium der Spon-

taneität auf, welche die Handlung hervorgebracht hat.

Eine Zeit weiß nichts von sich, aber die Vorsehung leitet ihr Werk im Großen, im Allgemeinen, durch ein ursprüngliches Gesetz, das unbewußt ist den Menschen, die im Kleinen und Besonderen schauen und nur Eines nach dem Andern erkennen.

Eine Epoche weiß nichts von sich, das heißt: sie kennt den Gedanken nicht, der sie handeln macht, aber Gott kennt diesen Gedanken; er ist es, der ihn in die Sphäre der Thätigkeit des Menschen geworfen, damit dieser sich ihn unter gewissen Bedingungen aneigne.

Die menschlichen Leidenschaften, Gewaltsamkeit, Mord, dienen oft zur Hülle diesem Gedanken der Zukunft, der in der Gegenwart verborgen liegt; dieser Gedanke der Zukunft triumphirt durch Blut und Thränen, sowie der in dem Getraidekorn versteckte Keim sich den Sieg verschafft durch Zersprengung des Kornes selbst.

Eine Zeit weiß nichts von sich, doch ist sie begabt mit einem Instinct, der sie zum Handeln bestimmt.

Ein Mensch weiß nichts von sich, aber er hat auch jenen analogen Naturtrieb.

— Es giebt in jedem Gouvernement ein Prinzip, welches das hervorbringende und gesetzgebende Prinzip ist, das Prinzip der Bewegung. Dies ist das Prinzip, welches die Einheit bildet, und was diesem Prinzip gemäß ist, ist der wahre Ausdruck des allgemeinen Willens. Will man ihm einen Namen geben, so ist es der Name des Gesetzgebers. Alles, was sich von diesem Prinzip lostrennt, liegt außerhalb des allgemeinen Willens, außerhalb der gesetzlichen Freiheit, außerhalb der freien Unterwerfung der Individuen, außerhalb der Zurechnungsfähigkeit. Die Häupter des Gouvernements stehen in Sympathie mit diesem Prinzip, um das Band oder den Mittelpunct der Einheit zu knüpfen.

Goguet mißt den Orakeln die Ursache der allmählig aufeinanderfolgenden Revolutionen in Griechenland bei; es ist die geheime und unsichtbare Ursache, welche dieser Gelehrte den Orakeln beimißt. Diese Ursache finde ich für jede Nation in dem tiefinnerlichen Geist jeder Individualität.

Uebrigens stimmen Plato und Cicero überein hinsichts der Bedeutung der Orakel.

Die Entwickelung, die zu Rom stattfand, war, durch die Natur der Institution, von einer riesenhaften Excentricität; denn diese Institution war die stärkste und kräftigste Zusammenfassung des Orients,

der hier wie auf seiner höchsten Spitze sich gewaltig in Bewegung setzte, um die Entfaltung des Occidents hervorzubringen.

Hier ist also Kampf, ein schreckenerregender Kampf zwischen dem stationnairen und dem fortschreitenden Prinzip.

Ueberall, wo dieser Kampf aufhört, giebt es Stockung des Lebens, eine versteinerte oder stereotype Civilisation wie im Orient. Die Gesellschaft bleibt stets auf dem Punct, wo sie ist, wie in China.

Hier offenbart sich der große Beruf des Occidents.

Durch den Wetteifer der Kasten des alten Europa ist die Beweglichkeit Europas und sein Fortschritt hervorgebracht worden.

9.

Paris, den 21. Mai 1837.

— Gestern Abend war in dem Salon des Herrn Thiers einen Augenblick lang von einem preußischen Staatsmanne die Rede, dem Minister Ancillon, dessen kürzlich erfolgter Tod auch hier die Aufmerksamkeit auf ihn hinlenkte. Ancillon ist einer der wenigen, so zu sagen, politischen Charaktere Deutschlands, die man in Frankreich ziemlich allgemein kennt, obwohl Thiers gestern meinte, Ancillon sei nur ein literarischer Charakter gewesen, aber kein politischer, und das eigentlich praktische Wesen eines Staatsmannes habe ihm in der Manier, wie er öffentliche Dinge berührt und behandelt, gänzlich gefehlt. Thiers lobte übrigens bei dieser Gelegenheit durchaus die auswärtige Politik des preußischen Hofes, die er sincère in allen Stücken nannte; kein anderer Hof habe sich in sei-

ner Stellung zu den übrigen Mächten so consequent, fest und lauter gezeigt. Es ist selten, wenn sich hier in einer Gesellschaft das Gespräch vorübergehend auf deutsche Verhältnisse verirrt, da man beständig mit den einheimischen so viel zu schaffen hat, besonders bei Herrn Thiers, in dessen Salon jetzt eine gewisse vielgeschäftige Rathlosigkeit zu herrschen scheint. Denn der parti-Thiers, der sich jetzt zu einem kleinen Häuflein zusammengeschrumpft zeigt, befindet sich in der ärgerlichsten Verlegenheit hinsichts der Stellung, die er behaupten soll, und doch ist er nicht so demoralisirt und ehrlos, wie die pariser Journale sagen, um unter jeder Bedingung wieder zur Gewalt gelangen zu mögen. Thiers selbst steht jetzt lauernd wie ein Habicht, aber ruhig da, und sieht aus seiner Stoßvogelperspective den Begebenheiten zu, um ihnen den rechten Moment abzulauschen, der ihm wieder Einfluß auf die Bewegung der Dinge verspricht. Er mag sich jetzt nach keiner Seite hin neigen, wo er festkleben könnte wie der Vogel auf der Leimruthe, denn es ist jetzt ein fataler Augenblick für ihn wie für jedes Talent in der Welt. Man mag sich schwenken wie man will, es kommt überall die Neigung eines schiefen Wink[illegible] heraus. Ich glaube übrigens keineswe[illegible] Thiers seine Rolle ausgespielt ha[illegible]

Alles gethan, ihn zu lähmen und gewissermaßen zu einer unmöglichen Person zu machen. Thiers ist aber der wahre Quecksilberkobold der heutigen Politik, er kugelt sich jedesmal nur mit der Absicht zusammen, um desto elastischere Sprünge danach zu machen. Seit dem Sturz seines Ministeriums nimmt er nun einstweilen eine gediegene vornehme Haltung an, die ihm freilich etwas sonderbar zu seinem diabolischen Wesen steht, mir aber ganz richtig berechnet vorkommt, obwohl man nicht umhin kann darüber zu lächeln. Er beobachtet jetzt mit seinen kleinen stechenden Augen, die durch ein Paar große Brillengläser sehen, die allerleiseste Bewegung bei Hofe und sieht dabei mit seinen gespitzten Ohren aus, als könne er das Gras wachsen hören auf dem Tuilerieenhofe. Thiers äußert sich scheinbar noch sehr günstig über den Hof, oder streckt wenigstens nur eine mit Baumwolle umwickelte Kralle gegen denselben aus. Für den jungen Herzog von Orleans legt er einen völligen Enthusiasmus an den Tag; ob er aber mit der Zeit der ärgste Feind Louis-Philipp's werden wird, kommt ganz und allein auf Louis-Philipp an. Thiers' Ehre würde nichts dagegen haben, ein Hofmann der Juliregierung zu sein, aber sein Ehrgeiz als Staatsmann war doch noch stärker, und man muß sagen, daß

Thiers entweder zu viel oder zu wenig Teufel ist, um die moderne Vereinigung von Hofmann und Staatsmann glücklich treffen zu können. Deshalb überwarf er sich bei der spanischen Sache mit Louis-Philipp, was man nicht begreifen kann, wenn Thiers wirklich so charakterlos und grundsatzlos wäre, als er jetzt von allen Seiten dargestellt wird.

In seinen Soiréen wird sehr eifrig, scharf und verständig über die politischen Fragen des Tages hinundhergesprochen, und zuweilen rückt auch Madame Thiers ihre weibliche Batterie mit ins Feld. Thiers drückt in seiner äußern Erscheinung, so klein und unansehnlich er auch ist, doch eine besondere Energie und Spannkraft aus, die freilich mehr auf Brusquerie als auf Charakter zu beruhen scheint. In seiner Gewohnheit, mit den Händen in beide Seitentaschen zu fahren, nimmt er sich mitunter wie ein schlauer Kaufmann aus, der beständig Gewinn und Verlust berechnet. Wenn er spricht, hebt er sich etwas in die Höhe und seine verschlagene Gestalt nimmt einen charakteristischen Ausdruck an. Er spricht mit vieler Kaltblütigkeit, obwohl er mitten in seiner Rede äußerst lebhaft und leidenschaftlich werden kann. Die eigenthümliche Heiserkeit seiner Stimme schrillt dann wie ein unheilbedeutender

Schicksalsvogel. Um seine Lippen spielt eine moquante Bewegung, die zugleich Selbstbewußtsein, Unüberwindlichkeit und Vertrauen auf den Sieg der Rede verräth. Sein Haar ist schon etwas angegraut, doch glaube ich, daß Thiers noch nicht lange ein Vierziger geworden. Man hat sich in der letzten Zeit darin gefallen, Thiers als den Sündenbock der französischen Politik zu betrachten und es ist eine vernichtende Kritik über ihn in der französischen Journalwelt fast allgemein geworden, welche dann auch, wie es zu geschehen pflegt, in Deutschland ihre gedankenlosen Nachsprecher gefunden, sodaß sich jetzt überall eine ungerechte öffentliche Meinung über Thiers gebildet zu haben scheint. Man wirft ihm vor, daß er gar keinen sittlichen Kern in seinem öffentlichen und persönlichen Thun gezeigt, man schreit über die Perfidie und Inconsequenz der Meinungen, in die er als Minister verfallen, und macht ihn sogar lächerlich, als habe er sich im Privatleben zu einer Unmoralität forcirt, um dadurch etwas Geniales und Heroisches an den Tag zu legen. Es giebt kaum einen Staatsmann der neueren Zeit, welcher so vielfach geschmäht worden als Thiers, und das Schlimme liegt darin, daß das Unrecht, welches man gegen ihn begeht, im Einzelnen auf viele richtige Anklagen sich stützt, aber es bleibt den-

noch ein Unrecht. In der politischen Wirksamkeit ist freilich ein großes Talent mit einem kleinen Charakter ein Uebel, aber es giebt auch Zeitumstände, unter denen ein großer Charakter gar nichts ausrichtet und wo das seiltanzende Talent mit aller seiner Charlatanerie doch bedeutende Dinge zu Stande bringt. Die Verdienste aber, die sich Thiers als mitwirkendes Element in der Julirevolution erworben, sollte man nicht gänzlich vergessen wegen einiger Fehler, die er nachher im Widerspruch mit sich selbst als Minister beging. Wie kommen die Franzosen überhaupt dazu, plötzlich eine so strenge moralische Schneiderelle bei Thiers anzulegen und seine ganze Wirksamkeit danach auszumessen? Woher dieser Tugendeifer, unter der allgemeinen Perfidie der gegenwärtigen französischen Verhältnisse nur lautere Charaktere zu verlangen, die der Schlange in den Mund greifen sollen ohne sich zu vergiften? Thiers ist aber niemals schlechter gewesen als die Verhältnisse.

Zu einer zweideutig schillernden Persönlichkeit ist Thiers erst durch sein Ministerium geworden, denn ein Ministerium läßt sich nicht mit einfachen Grundsätzen verwalten, und dann durch seinen Lehrer Talleyrand, der dies ausgezeichnete Talent in die Schule nahm, um ihm die letzte und höchste Weihe in de

modernen Staatsweisheit nach seiner Art zu ertheilen. Meister Talleyrand dachte, daß es nicht gut sei, wenn seine Kunst verloren ginge, deshalb warb er sich zwei Zauberlehrlinge an, in denen seine Geheimnisse sich forterben sollten. Diese beiden Lehrlinge des alten Herenmeisters sind keine andern als Louis-Philipp und Thiers, die sich aber entzweiten trotz der Wahlverwandtschaft, auf die sie unläugbar gegenseitig angewiesen sind. Louis-Philipp hatte auch immer eine große Vorneigung gerade für Thiers gehabt und Thiers hing mit wahrer Jünglingsschwärmerei an dem gouvernement bourgeois, das er in seiner Flugschrift über die Julimonarchie so hochberedt feierte. In dieser Schrift, welche im Jahre 1831 erschien, rühmt Thiers freilich viele Dinge, welche man jetzt nicht ohne die größte Ironie zu lesen vermag, indem er unter Anderem von der Juliregierung sagt: **voilà un gouvernement qui sait exister sans un moyen violent, sans une seule loi d'exception**, während schon gleich das Jahr 1832 die wüthendsten Ausnahmegesetze brachte und Paris im Belagerungszustande zeigte. Mit Guizot und Thiers, diesen beiden feindlichen Dioskuren, sich dauernd zu einigen und aus ihnen eine Combination von Grundsätzen zur Regierung Frankreichs zu bilden, wäre vielleicht die einzig richtige Stellung

Louis-Philipp's gewesen, aber es gelang nicht, diese beiden stolzen und widerspenstigen Rosse zu einem friedfertigen Gespann anzuschirren. Mit Guizot und Thiers vereint hätte sich die Julíregierung ohne Gefahr in einem demokratischen Geleise fortbewegen können und ihr wäre die Volksthümlichkeit, von der sie ausgegangen, erhalten worden. Aber Thiers wurde schon in dem Ministerium vom 11. October 1832 sich selbst untreu, indem er, der noch kurze Zeit vorher den Constitutionnel und National geschrieben hatte, nun plötzlich die doctrinaire Nothflagge aufsteckte. Später trat er als Conseilspräsident des Ministeriums vom 22. Februar 1836 in die sophistische Núance des Tiers-Parti über, in der er zwar größere Kraftanstrengungen, aber mit Ungeschicklichkeit und Unklugheit, versuchte. Der Tiers-Parti ist die eigentliche Advocatenrichtung der neueren Politik, er hat mehr gesunden Verstand und noch mehr casuistische Spitzfindigkeit als das Justemilieu, aber ihm fehlt, wie diesem, der Muth, das zu sein, was er gern sein möchte. Das Justemilieu hat nicht den Muth gehabt, ganz absolutistisch zu werden, worauf es doch eigentlich Tag und Nacht gesonnen, und der Tiers-Parti hat nicht den Muth gehabt, ganz demokratisch zu werden, obwohl ihm die Neigung dazu in seinem Blut und Herkommen

gegeben war. So hat die Julirevolution zwei Bastarde zur Welt gebracht, den Doctrinarismus und den Tiers-Parti, feige Söhne einer hochherzigen Mutter, die das große Erbe, das sie zu verwalten bekamen, in unnützen und ruhmlosen Gelagen mit zweideutigen Spießgesellen verpraßten. Der Doctrinarismus und der Tiers-Parti haben in der That die Ideen der Julirevolution allmählig aufgezehrt und es ist durch sie ein politisches Hungerleiden entstanden, das alle Parteien zu Knochengerippen hat zusammenschrumpfen lassen. Das Justemilieu ist die Lüge des Absolutismus und der Tiers-Parti ist die Lüge des Demokratismus, beide sind nach den zwei wesentlichen Lebensseiten hin die Systeme des Rückzuges, welche eine Zeit, die auf der Flucht vor sich selbst begriffen, sich hastig zurechtgemacht. Ihre Feigheit aber beruht darin, daß sie den Kitzel des Verderbens, der sie beide drängt, sich verhalten und mit tugendhafter Miene der Welt Frieden vorgespiegelt haben zu einer Zeit, die sich noch nicht ausgeblutet hatte an ihren Kämpfen und deshalb krank war. Was hilft es, zu quacksalbern an frischen Völkerwunden mit Pflastern und Salben, und wohlriechende Essenzen darüber auszugießen?

Indeß muß man dem Tiers-Parti nachsagen, daß er oft edelmüthigere und heldenhaftere Anwan-

delungen gezeigt als das Justemilieu, Anwandelungen, in denen sich wenigstens einen Augenblick lang sein gutes Blut und Naturell geltend machen wollte. Der Tiers-Parti hat zu dem Lakaienmäßigen sich niemals verstehen können, in das der Doctrinarismus sich sobald einkleidete, und darin hat sich wenigstens seine demokratische Grundnatur einigermaßen aufrecht erhalten. Dupin, der dem Gedanken des Tiers-Parti sein erstes und ursprüngliches Leben gegeben, hat, wieoft ihm auch das Ministerium angetragen worden, nie ein Portefeuille annehmen wollen, solange die Blätter desselben von der sympathetischen Tinte des Königs als des eigentlichen Conseilspräsidenten beschrieben werden. Da kam Thiers, der Mann des Talents, der eben die Verschanzungen der Doctrinairs verlassen und eingesehen hatte, daß er sich aus den Mäuselöchern des Justemilieu wieder herausarbeiten müsse zu einer für seine Kraft und Natur gemäßeren Stellung, denn der Doctrinarismus hatte ihn fast schon zu einem alten Mann gemacht. Thiers hatte gewiß die redlichsten und auch muthigsten Absichten mit dem Tiers-Parti, als er einen Parti-Thiers daraus machte und auf den Sinn desselben ein Ministerium stützte, das vor allen Dingen die erloschene Thatkraft des Staates wiederbeleben und demselben einen neuen volks-

thümlichen Aufschwung geben sollte. Aber jetzt zerfiel der Tiers-Parti mit Louis-Philipp, weil er zum ersten Mal etwas Bestimmtes wurde und verlangte, und zwar, wie es schien, etwas Bestimmtes im Interesse der demokratischen Richtungen, denn die Intervention auf der pyrenäischen Halbinsel, von welcher das Ministerium des Tiers-Parti sein Bestehen abhängig machte, war ohne Zweifel nicht bloß eine Frage der auswärtigen Politik. Es war vielmehr eine Frage in demjenigen Sinne des Tiers-Parti, in dem der des Justemilieu überdrüßige Thiers wieder zu einer Uebereinstimmung mit sich selbst und seiner radicalen Natur zu gelangen gedachte, denn die Intervention in Spanien, hätte man sie unternommen, würde gewiß in Frankreich selbst eine demokratische Wirkung geäußert haben. Der kluge Bürgerkönig hütete sich daher wohl, diese feurigen Kohlen auf sein Haupt zu sammeln. Thiers aber gerieth nun in die gefährlichste Stellung, in der er sich noch je befunden, und während ihm daran liegen mußte, sich dem Hofe unentbehrlich zu machen, um sich zu erhalten, wandte man von der andern Seite Alles an, ihn durch die Presse moralisch vernichten zu lassen, um ihn nicht mehr nöthig zu haben. So ist Thiers gewissermaßen wieder in seinen Anfang zurückgekehrt oder vielmehr zurückge-

worfen durch die Nemesis, die seine Inconsequenzen wieder auf die Consequenz seiner ursprünglichen Natur zurückführte. Man erblickt ihn nun fast auf demselben Standpunct, den er früher als Journalist einnahm, und seine Feinde würden es gern sehen, wenn Thiers mit einem völligen Jacobinismus endete, wozu bei der Reizbarkeit seines Charakters nicht alle Aussicht fehlt. Aber man sollte bedenken, daß Thiers noch in den Mittelklassen und beim Volke einen außerordentlichen Anhang besitzt, und daß eine radicale und leidenschaftliche Wendung seines öffentlichen Charakters nicht geeignet sein dürfte, Rosen auf den Weg der Juliregierung zu streuen. Thiers aber hat Talleyrand's Schule nur halb durchgemacht, sonst würde er die Macht nicht so schnell aus den Händen verloren haben. Aus den untern Klassen der Gesellschaft hervorgegangen und aus den rohesten Stoffen des Radicalismus gebildet, hat Thiers nicht die feinen und geschmeidigen Bewegungen sich aneignen können, mit denen Talleyrand in allen seinen Schwenkungen das meisterliche Gleichgewicht und die Harmonie behauptete. In Thiers sind zu viel plumpe und materielle Bestandtheile unverarbeitet geblieben, die ihn hinderten, ein ganzer Talleyrand zu werden. Ihm fehlt in der Perfidie die Bonhommie, in der Zweideutigkeit der Witz, in

der Grundsatzlosigkeit ein moralisches Wichtigthun, in der Veränderlichkeit der historische Ernst, in der Heuchelei die Aufrichtigkeit, in der Frivolität die Würde, in der Treulosigkeit der philosophische Takt, und Alles dies sind Mischungen, aus denen Talleyrand diese einzige Gestalt in der Geschichte geworden ist. Thiers hat diese Mischungen nicht in sich verschmelzen können, darum kehrte er in seinen Widersprüchen nur schroffe und eckige Einzelnheiten heraus, wo Talleyrand aus eben diesen Widersprüchen eine glänzende Einheit zu schaffen verstand. Thiers hat durch dieselben Mittel verletzt, durch welche Talleyrand zu gewinnen wußte, und darum widerfährt dem Einen jetzt diese herbe Verurtheilung der öffentlichen Meinung, während der Andere noch tausend Eide brechen könnte, ohne die Achtung und Bewunderung seiner Zeitgenossen zu verlieren. Herrn Thiers ist man geneigt, als moralischen Makel anzurechnen, was in einer Erscheinung, wie Talleyrand, weit über den Moralgesichtspunct sich hinaushebt und zu einem höheren welthistorischen Standpunct wird. Talleyrand hat sich zu einem unsterblichen Heros gesündigt, Thiers ist aus einem Heros ein armer Sünder geworden. Talleyrand hat seine Treulosigkeiten der Geschichte selbst nachgemacht und darum hat er sich am Ende mit allen seinen ge-

brochenen Eiden fast einen Heiligenschein um sein Haupt gesammelt, er ist jetzt der ehrwürdige Talleyrand, der Patriarch aller welthistorischen Gaunerei, der Hohepriester der modernen Politik, in dem selbst die Perfidie der Zeiten sich geheiligt hat. Thiers, an einen kleinlicheren Spielraum der Verhältnisse gebannt, und seiner Natur nach mehr Advocat als Diplomat, mußte seine Talente verzetteln in einer armseligen Casuistik, die nie auf das hohe Meer der Geschichte hinausführte, und er scheiterte an seinem Ungestüm, Geschichte zu machen, während Talleyrand durch seine Milde siegte, mit der er sich der Geschichte nur in die Arme zu werfen brauchte.

Solchen schwankenden und schillernden Charakterbildern, wie die neuere Geschichte sie vorzugsweise hervorgerufen, sah man wohl auch andere Gestalten in einer beneidenswerthen Einfachheit und Consequenz der Richtung gegenüberstehen, wie Lafayette, Armand Carrel, Mauguin, die in ihrer Festigkeit ein antikes Gepräge zu haben scheinen, wenn man sie mit den ächt modernen Schwankungen eines Chateaubriand, Talleyrand, Thiers, La Mennais vergleicht. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß jene einen höhern Werth anzusprechen hätten als diese, die in ihrer Inconsequenz ebenso ächte Söhne und Träger ihrer Zeit sind und zum Theil mehr da-

hängigen Verhältnissen des Volkslebens und der Gesellschaft eine besondere Aufmerksamkeit darin widmen will. Custine gehört zu den Franzosen, in welchen sich eine noble legitime Gesinnung Hand in Hand erhalten hat mit strengem Katholizismus und diese religiöse Richtung ist bei ihm um so ernsthafter, als sie dazu dienen muß, einen Bruch mit der Gesellschaft in seinem Gemüth zu vermitteln und auszufüllen. Sein Roman **le Monde comme il est**, der bei uns in Deutschland fast bekannter geworden als in Frankreich, ist das Product einer solchen Weltstimmung, die sich isolirt gegen das hergebrachte sociale Treiben und sich in sich selbst zurückzieht, auf diese ihre Einsamkeit aber einen besonderen Werth legt.

Damit Sie aber, nach meinen früheren Bemerkungen über die sogenannten deutschen Studien in Frankreich, nicht gänzlich verzagen, will ich Sie noch mit einem französischen Literaten bekannt machen, der, obwohl nicht in dem Maße wie Custine, doch ebenfalls ein tüchtiger Kenner der deutschen Literatur und Sprache ist, ohne ein charlatanartiges Aufsehen davon gemacht zu haben. Dies ist Herr Hippolyte Carnot, der mit seinem Vater, dem großen Republikaner und berühmten Mitglied des Directoriums, eine Zeit seiner Jugend

in Deutschland zugebracht hatte. Er redigirte früher die Revue encyclopédique, die seitdem eingegangen ist, ein Journal, das in gewissem Sinne eine st. simonistische Richtung hatte. Der junge Carnot repräsentirt nämlich eine Nüance des Saint-Simonismus, welche man als die positive und vernünftige Fortgestaltung desselben betrachten kann und deren große Bedeutsamkeit Niemand verkennen wird, der eine umfassende Anschauung besitzt von der heutigen Weltbewegung. Herr Carnot beklagte sich öfters gegen mich, daß man in Deutschland eigentlich nur die kranke und chimärenhafte Seite des Saint-Simonismus vorzugsweise aufgefaßt und dieses System, denn ein solches sollte es werden, dort nur an den Ausschweifungen abgemessen habe, in denen es sich bei einigen erhitzten Köpfen gezeigt. Ich versicherte ihn indessen, daß es in Deutschland auch sehr vernünftige Ansichten über den Saint-Simonismus gäbe, die alle Thorheit und Weisheit dieser Doctrin zu würdigen und daraus ein Prognostikon für die Zukunft zu gestalten wüßten. Bei Carnot aber verwebt sich mit der saint-simonistischen Grundlage die lautere demokratische und radicale Tendenz, die bei ihm alle strenge Tugend des ächten Republikanismus entfaltet und worin man den angeerbten Charakter seines Vaters

an dem Sohn wiederfinden kann. Die demokratische Richtung hat ihn jetzt mit dem Monde des Abbé de la Mennais verbunden und Carnot hat seine Beiträge diesem Journal zugesagt, weil er an die Aufrichtigkeit des Radicalismus in demselben glaubt. Er ist jetzt mit einer eigenthümlichen Arbeit beschäftigt, die für einen Franzosen die größten Schwierigkeiten, aber auch die interessantesten Erfolge darbietet. Herr Carnot will nämlich in einem Buche darstellen, welchen Einfluß auf Ansicht, Stimmung und Zustände, besonders aber auf die öffentliche Meinung, die französische Revolution auch im Auslande, namentlich in Deutschland, hervorgebracht habe, während die Franzosen bisher nur die Geschichte der Revolution innerhalb Frankreich selbst kannten. In dem Zweck des Herrn Carnot liegt auch, dabei die ganze deutsche Literatur in ihren Entwickelungsphasen zu berühren, doch zweifele ich, ob dieser ganze Gegenstand, der so vielfältige örtliche Hülfsquellen und deutsche Materialien erfordert, sich in Paris wird ausarbeiten lassen. —

Thun Sie doch in Deutschland Etwas, um Unterzeichnungen für das Monument Börne's anzuregen, das David arbeiten will, zu dem aber die Kostenbestreitung noch nicht abzusehen.

ruht er noch unter einem einfachen weißen Kalkstein, der mit deutschen Buchstaben seinen Namen führt, aber Immortellen und Lorbeeren hängen, von Freundeshänden gelegt, zahlreich über dem Gitter seines Grabes, zu dem ein Deutscher mit besonderer Empfindung wallfahrtet. Auf einem der höchsten Berghügel des Père Lachaise gelegen, beherrscht es den ganzen Umkreis der Gegend, und unter ihm liegt das in seinen Dampf und Dunst eingehüllte Paris ausgebreitet, dessen unaufhörliches Lebensgetöse bis hieher in diese Grabesruhe dringt. Dies deutsche Grab in Frankreich muß als ein welthistorisches Moment würdig vertreten werden, es darf nicht spurlos verschwinden unter dem fremden Volke, denn es hat für uns eine Nationalbedeutung, es birgt den historischen Gram eines ganzen Stammes in seiner Tiefe. — —







II.

Meerfahrt.

Unterhaltungen auf der Esmeralda.



1. Theodicee auf dem Meere.

— Auf den Höhen von Boulogne schwebte die Nacht, allmählig kam die Fluth herauf und bespülte schon mit anplätschernder Woge den Kiel der Dampfschiffe, die im Hafen lagen zur Abfahrt nach England. Die Miß zitterte vor Frost und Unbehagen, sogar eine Stunde zu früh hatte man sie in unserm Gasthofe geweckt. Halb schlafend, halb scheltend stieg sie an meiner Hand auf das Verdeck der prächtigen Esmeralda, und sie gähnte nun herzlich in die erhabene Langeweile des Meeres hinaus. Das Meer aber erglänzte schon nachundnach in den silbernden Morgenstreifen, in seine aufschäumende Brandung sank ein Stern der Nacht nach dem andern hinab, und als es so hell war, daß die Miß lesen konnte, nahm sie vor sich auf den Schooß

ihren Byron, den sie in Boulogne für zwölf Francs gekauft hatte.

Mein Gott, Miß, das Meer, die Luft, der Morgen, der Sonnenaufgang! Rührt nicht einmal das Meer mit seiner Donnerstimme Ihr Herz, wie kann dann je ein Mensch mit seinem hinfälligen Baß oder Tenor hoffen, Sie zu erweichen?

Sie gähnte noch einmal, und legte mechanisch das Buch neben sich auf die Bank des Verdecks, wo wir saßen. Dann fragte sie gleichgültig: Was giebts?

Die Esmeralda hatte schon einige Meilen weit in die See hinausgestochen, das Meer wurde immer gewaltiger, und wechselte sich ab mit Jubel- und Schreckenstönen, und zerfloß heulend und seufzend in die trostlose Unendlichkeit.

Was soll es geben, Miß? Das Meer dichtet seine Welthymne und wir Beide fahren nach England! Weltandacht und Weltverzweiflung sind es, die in den Tiefen des Meeres brausen und miteinander zu kämpfen scheinen um die Wette. Es ist die alte ursprüngliche Wildheit der Schöpfung, in die wir hier wieder gerathen sind und die unser ermattetes und abgeplattetes Leben stärken und erfrischen soll mit den geheimnißvollen Schäumen, die sich über Himmel- und Erdenweite hinaus stürzen.

Denn es ist gut, daß man sich zuweilen wieder in seinen Ursprung aufgelöst fühle, welcher das uranfänglich Wilde und Heftige ist.

Sie lächelte und zog ihr Skizzenbuch hervor, in das sie, ich weiß nicht was für Striche und Entwürfe einzeichnete, indem sie mich zu gleicher Zeit bat, fortzufahren.

Das Meer lag jetzt still wie ein frommes Kind zu den Füßen des Universums und Lüfte und Wellen schienen ihr Morgengebet zu flüstern. Die Schatten des Himmels zerrannen vor den kräftigen Hauchen des Windes, der aber nicht maßlos stürmte, sondern mit friedlicher Gewalt und wie eine göttliche Melodie daherblies, daß man sich ihm hätte preisgeben und seinen Schwingen überlassen mögen, um mit ihm ein herrliches Luftleben zu führen ohne menschliche Qual und Gränze. Die Menschen würden alle freier und größer werden und aufhören, Unwürdiges zu dulden, wenn sie öfter über das Meer führen, um in Luft und Wasser das armselige Gepäck ihrer Lebenssorgen zu versenken. Die Luft ist das höchste Element alles Daseins, und sie ist der Geist Gottes, der über dem Meere schwebt, und den wir hier mit vollen Zügen in unsere Brust saugen, ein Labetrank aus den Quellen der Schöpfung.

Zähnen, strömte sie Wohllaut und eine Fülle von Gemüth und Seele aus.

Im Schlafe mag es Ihnen hingehn, so orthodox zu sein!

Sie wurde wieder ernsthaft, und ihre Blicke überflogen Meer und Himmel, Luft und Sonnenschein. Sie stand auf, und sah noch lange an meiner Seite in die brausenden Wasser hinaus. Ihre Gestalt war in stille Feier getaucht, sie schien unendlich viel zu empfinden. Das Meer hob seine Fluthen höher in den blauen Himmel und die Wellen tanzten wie Engel des Lichts in den heitern Tag hinein. Auf dem Schiffe begann mit raschen Takten eine lustige Melodie, denn wir hatten Musiker an Bord, wie dies auf den französischen Dampfböten gewöhnlich ist. —

2. Leben, Tod, Schönheit und Gott.

— Nach einigen Spaziergängen über das Verdeck trat ich wieder zu ihr und fand sie in ihrem kleinen vom Goldschnitt leuchtenden **Prayer-book** ihre Morgenandacht verrichten. In dem, was sie eben gelesen, hatte es sich um die Vorstellung gehandelt, daß erst der Tod zu Gott führe und daß der Tod mithin das größte Leben sei. Daran schloß sich denn die gewöhnliche christliche Unterweisung, immer mehr abzusterben, um des wahrhaften Lebens theilhaftig zu werden.

Ihre blauen Augen leuchteten dabei ein stilles Feuer der Verklärung aus, dann erröthete sie, als ich ihr sagte, daß ich von dem Allen nichts verstände. Sie sagte, sie könne mir dazu ein Beispiel geben, das aus dem Leben genommen sei und wel-

ches ihr eine wunderbare Gewißheit über die Aechtheit und Wahrheit dieser christlichen Vorstellung verschafft habe.

Ueberhaupt, mein Freund, fuhr sie fort, will ich Sie vorbereiten auf den religiösen Geist unseres Familienlebens, den Sie namentlich in dem Zirkel, in welchen wir Sie in London einführen, antreffen werden. Sie gab sich ordentlich ein wichtiges Ansehen, dabei sah sie wunderschön aus in dieser Mischung von Frömmigkeit, jungfräulicher Scham und derjenigen Schalkheit, die von einem heitern Mädchengesicht unzertrennlich ist.

Ich bat sie, mir zu erzählen. Ihr Beispiel und ihre Geschichte lautete folgendermaßen:

Wir haben in London eine Verwandte, hub sie an, dies ist eine seltsame alte Frau, die in ihrer Jugend außerordentlich schön gewesen und jetzt im Alter ein merkwürdiges Lebensbild abgiebt. Obschon man die Zahl ihrer Jahre ihr wohl ansieht, so hat sie doch noch fast unbegreiflicherweise in Formen und Zügen das Gesicht eines jungen Mädchens, mit frischglänzenden Augen, die aus der schönen Vergangenheit noch schön heraufzuklagen scheinen. Für mich giebt es nichts Rührenderes als diese alte Frau, die nicht vergessen kann, wie jung und schön sie einst gewesen, und die alle Tage weint über ihr Alter.

Sie zieht sich von den Menschen zurück und liebt nur wenige unter ihnen, um ihr Leid, alt zu sein, in der Einsamkeit zu verbergen. Früher war sie jung, reich und schön, jetzt ist sie alt und arm, mit ihrer Schönheit, meint sie, habe auch alles Glück sich von ihr gewandt. Aber sie hat herrliche und wunderbare Gedanken über alle diese Dinge, sie ist dichterisch und weise, und oft sitze ich zu ihren Füßen, sie erzählt mir alte Lebensgeschichten, füttert dabei ihre beständig schreienden Papageien, und zuweilen wohl auch mich, denn man kann bei keiner alten Frau eine Stunde sein, ohne daß sie aus einem Schrank Kuchen hervorholt, den man dann in Pietät hinunterkauen muß. Und wissen Sie nun, worauf diese Frau alle ihre Hoffnungen gegründet hat? Auf den Tod und auf Gott. Sie schwärmt für den Tod, und jeden Morgen, wann sie sich aus unruhigen Träumen von ihrem Lager erhebt, fragt sie Gott: ob es nicht heut mit ihr vorbei sein werde? Sie bedarf nichts mehr als den Tod, und alle noch keineswegs erloschene Liebe und Leidenschaft ihres Herzens hat sich jetzt auf den Tod geworfen, welcher ihr eine lebenflammende Zukunft ist, und unter der Zukunft stellt sie sich nichts als eine Erneuerung ihrer schönen Vergangenheit vor. Sie hat sich dabei in die wundersame Hoffnung hineingeträumt,

noch einmal schön und jung zu werden, und darum leuchten ihre Augen, wenn sie den Tod nennt, von dem sie die Wiedergeburt alles Dessen, was ehemals reizend und entzückend an ihr gewesen, erwartet. Da haben Sie die Idee des Neulebendigwerdens im Tode, wie sie auf ganz naive Weise in einem zwar frommen, aber doch nicht vorherrschend christlichen und orthodoxen Gemüth sich mächtig erweist. Denn meine alte Base ist in unserer Familie nicht gerade ihrer Rechtgläubigkeit wegen bekannt, da sie von jeher viel weltliche Neigung und Weisheit in ihre Andacht mengte. Aber wie stark muß es in der menschlichen Natur begründet sein, an den Tod Lebensansprüche zu machen! Dieser Frau ist das Alter eine gehässige, langweilige, fast beschimpfende Bürde, und sie hofft im Tode auf eine neue Jugend, die ihr wieder Genuß und Ehre schaffen werde. Jugend, Schönheit, Tod und Gott haben sich ihr gewissermaßen zu einem Begriff verschmolzen, und an dieser Herrlichkeit der Zukunft zehrt sie mit ihrer ganzen Sehnsucht und aller Kraft, welche den hinfälligen Körper noch bewohnt. Vor allen Dingen aber hofft sie durch den Tod zu Gott zu kommen und darin eigentlich sucht sie ihren neuen Ruhm, ihre neue Jugend und Schönheit. Ihr jetziges Leben scheint ihr Schmach, und vom Tod dagegen hofft sie Ehre,

denn er ist ihr gleichbedeutend mit Gott und führt zu Gott, den sie auch von Angesicht zu Angesicht zu schauen denkt. Darum freut sie sich, daß sie mehr und mehr abstirbt geistig wie körperlich. Aber der Tod zögert ihr lange, und so führt sie ein Stillleben der Verzweiflung, in seltsamen Gedanken und Träumen, die wie todbedeutender Vögelflug beständig ihr Haupt umschwirren. Dies ist meine Geschichte, die Ihnen ein Beispiel geben soll, wie die christliche Idee des Absterbens, das zu Gott führt, ganz naiv in der menschlichen Natur vorhanden sein kann, und nicht bloß eine Erfindung der Priester und der Gebetbücher ist.

Sie schwieg hier, obwohl ich gewünscht, daß sie noch lange fortgefahren hätte zu reden, denn wenn sie in Eifer gerieth, kam auf eine holde Weise Vieles von ihrem tiefsinnigen und auch wohl gelehrten Wesen zum Vorschein, das sie sonst mit Sorgfalt an sich verbarg, indem sie es meistens vorzog, für ganz unbefangen zu gelten.

Unterdeß hatte sich das Wetter verfinstert, das Meer kam in Aufruhr und donnerte in gewaltiger Wogenbrandung gegen die Wände des Schiffes, dessen Schwankungen immer heftiger wurden. Die Miß hatte keinen Anfall von der Seekrankheit zu befürchten, aber die [illegible] -er-

trieb, machte den Aufenthalt auf dem Verdeck unmöglich. Unten in der Kajüte war leicht noch ein bequemes Plätzchen zu finden, denn die Zahl der Passagiere war auf der heutigen Fahrt nicht groß.

Ich sagte, ich wolle ihr eine andere Geschichte gegen die ihrige erzählen. Die meinige solle von dem Drang eines deutschen Gemüthes nach Gott handeln, aber sie werde beweisen, nicht daß der Tod, sondern wie das Leben zu Gott führe, das Leben in seiner kräftigsten Bewegung und Sättigung. Ich theilte ihr die nachfolgenden Blätter mit, die auch hier ihre Stelle finden mögen, da sie anderswo nur in halben Andeutungen abgedruckt werden konnten. —

---

3. Eine deutsche Geschichte.

— Im Theater war Lessing's Emilia Galotti gespielt worden. Desirée war als Emilia eine wunderbare Erscheinung, und legte in diese einsylbige Rolle so viel von ihrem eigenthümlichen Naturell hinein, daß eine ihr ganz angehörende Schöpfung daraus wurde, mit der aber der weise Dichter selbst sich gewiß einverstanden erklärt hätte.

Sylvius war gleich nach dem Schluß des Trauerspiels fortgeeilt, um die Wohnung der berühmten Schauspielerin zu erreichen. Sie liebte nicht, daß er sie aus dem Theater selbst nach Hause führte, aber sie erlaubte ihm, nach der Vorstellung den Thee bei ihr einzunehmen, und ihr seine Urtheile zu sagen.

Desirée bewohnte gemeinschaftlich mit ihrem alten Vater einige kleine und einfache Zimmer, die

dem Glanz ihrer sonstigen Verhältnisse keineswegs entsprachen, in deren heimlicher Einrichtung man aber um so lieber ihrem stillen und sinnigen Geist begegnete. Sylvius kannte seit einiger Zeit kein größeres Entzücken, als in ihrem Gemach zu sitzen, und von diesen traulichen Zeichen ihres täglichen Lebens sich umgeben zu sehn. Der junge Mann versank wieder in seine schönsten Träume, als er jetzt, ein spärlich brennendes Licht vor sich auf dem Tisch, auf dem schlichten Sopha sich ausstreckte, um Desirée zu erwarten. In ihren Blumen, die ihm vom Fenster her entgegendufteten, glaubte er ihren Athem und den Hauch ihres Wesens zu spüren. Einige Bilder und Portraits, die an den blaugemalten Wänden hingen, sagten ebenfalls charakteristisch, was sie liebte, wofür sie Interesse und Sympathieen hatte. Neben ihm saß Desirée's Vater, der alte Hilbert, in einem vortrefflichen Lehnstuhl, der, für ihn eigens von der sorglichen Tochter angeschafft, das einzig prächtige Meuble in dem ganzen Haushalt war.

Sylvius führte mit dem Alten nur eine abgebrochene Unterhaltung, so sehr dieser auch immer zum Reden aufgelegt war, und heut etwas Besonderes zu haben schien, das er mittheilen wollte. Er besaß noch die naive Treuherzigkeit der Provinz, aus

der ihn das glänzende Schicksal seiner Tochter plötzlich in eine reichere Lage hergerufen, und unter diesen neuen Verhältnissen, die mit seiner vorigen Armuth und Niedrigkeit contrastirten, hatte sein Wesen etwas Possirliches angenommen, das zuweilen durch eine unbegränzte Ehrfurcht für seine Tochter rührend wurde. Er fragte nach Desirée's Spiel am heutigen Abend, wovon er freilich in der Regel wenig verstand.

Sylvius sagte vor sich hin: Sie hat, wie immer, zu viel gegeben! Sie verausgabt ihre ganze Seele auf den Brettern, und ich könnte fast eifersüchtig auf das Publikum werden, an das sie so viel von ihrem herrlichen Selbst verschwendet.

Der alte Hilbert lachte über diese Rede laut auf. Ein Schelm giebt mehr als er hat! sagte er drollig. Meine Tochter ist aber kein Schelm. Wartet nur, sie wird Euch bald gar nichts mehr geben, sie kann auch geizig sein! — Wissen Sie denn, fuhr er plötzlich ernster werdend fort, daß Desirée gänzlich vom Theater abgehen will?

Sylvius schwieg und versank in ein nachdenkliches Hinsinnen. Er war ein schöner, hochgewachsener Jüngling, blond, aber ausdrucksvoll in seinen feinen Gesichtszügen. Mit seiner g

lichkeit verband sich etwas Mildes, Stilles und Träumerisches.

Jetzt hielt ein Wagen vor der Thür, Desirée kam. Sylvius trat ihr lebhaft entgegen, aber sie begrüßte ihn nur flüchtig, denn sie liebte nicht, daß man sich mit großer Aufmerksamkeit um sie bemühte. Dagegen umarmte sie den alten Vater zärtlich, wie sie immer that, und ließ dann lächelnd noch ein Licht auf den Tisch setzen, weil die Beleuchtung des Zimmers gar zu spärlich gewesen war.

Desirée fühlte sich nach der Vorstellung so angegriffen, daß sie ermattet auf das Sopha sank, um einen Augenblick zu ruhen. Sie legte das Halstuch ab und entblößte die schöne Schulter, zog die Schuhe aus und begann, fast ohne Rücksicht auf Sylvius zu haben, ihre Umkleidung vorzunehmen, da sie in solchen Dingen höchst unbefangen war. Nur einen Augenblick schlüpfte sie in das Nebengemach, und trat in dem einfachen Hauskleide, in dem sie am lieblichsten aussah, wieder hervor. Desirée war groß, schön und kräftig, das dunkle Colorit herrschte in ihrem Gesicht vor und erhöhte noch mehr den geistigen Ausdruck desselben, der, bei aller sinnlichen Fülle der Gestalt, ihrem ganzen Wesen überwiegend eigen war. In den schwarzen glänzenden Augen lag Begeisterung, Phantasie und Nach-

denken, die etwas stark hervorspringende Nase verrieth Seelenmuth und Entschlossenheit, aber ein gewisser Zug um den Mund legte schon entweder eine Gleichgültigkeit oder Verstimmung gegen das Leben an den Tag. Berühmt aber war in der Bühnenwelt ihr herrliches schwarzes Haar geworden, das, wenn sie es in tragischen Momenten aufgelöst über den Nacken fallen ließ, ihr eine großartige Schönheit lieh, und einen wunderbaren Eindruck machte.

Sie setzte sich jetzt erst zu Sylvius, um mit ihm zu sprechen. Dieser ergriff ihre Hand und drückte sie an den heftig schlagenden Busen des Mädchens zurück. Wie Sie athmen, wie Sie wieder angegriffen sind, Desirée! sagte der junge Mann. Wenn Sie fortfahren, so viel Leben zu geben, werden Sie sterben! Ich habe Sie heut mit Schmerzen bewundert und zittre noch von dem Schauer des Entzükkens, den Sie verbreiteten. Sie sind die erste wahre Emilia Galotti, die ich gesehn habe, aber Sie haben die einfachen kurzen Andeutungen der Lessing'schen Worte, die jede Schauspielerin ohne Phantasie in Verzweiflung setzen müssen, fast mit zu gesättigten Farben ausgeführt, wenigstens für ein Lessing'sches Stück. Wo wollen Sie mit diesem Reichthum Ihres Geistes auf dem Theater hin? Sie haben Recht gehabt, der Emilia ein mehr italienisches Colorit zu

geben, als es bisher alle Darstellerinnen gethan, und von vorn herein einen schwärmerischen und religiös feierlichen Grundton leise anzudeuten, dadurch haben Sie die beiden Widersprüche, die sich in diesem Charakter befinden, die anfängliche Furchtsamkeit des kaum zu sprechen wagenden Mädchens und nachher die Heldin, die plötzlich aus dieser schüchternen Mädchenknospe erwachsen ist, mehr vereinigt, erklärt und in eine Gestalt verschmolzen, als es irgend eine kritische Analyse vermocht hätte. Diese katholische Auffassung sagt Ihrem Naturell zu, obwohl die Handlung, die der Dichter geschildert hat, eigentlich antik ist und unter den modernen Sitten ziemlich fremdartig dasteht. Wie viel Ueberfluß an Unschuld, Seele, Leidenschaft und Thatkraft müssen Sie selbst aber in Ihrem Innern beherbergen, Desirée, daß Sie in den wenigen Worten, die Lessing seiner Emilia gegeben, ganze Lebensperspectiven eröffnen, an einer unscheinbaren und mehr rhetorischen Phrase alle Pulse des weiblichen Herzens anschlagen lassen können! Wahrhaftig, Sie behandeln alle Ihre Rollen musikalisch, ohne dadurch die Wirklichkeit zu verfehlen. Ihre Seele möchte Musik werden, um nur Alles ausschütten zu können, was in ihr lebt, und was in seiner übergroßen Fülle leichter den Klang findet als das Wort!

Aber mir bangt, wenn diese geheimnißvollen Laute Ihre Seele an die Bogen schlagen und in das Innere treffen! Ich versenke mich mit Wonne in diese [illegible] Reinheit und Frische, in dieses jugendliche Myste-rium Ihres Wesens, und hänge ganz an Dem, was Sie ausathmen, aber ich bin doch nicht mit Ihnen zufrieden, so sehr ich auch von der Gewalt Ihrer Eindrücke abhänge, und gerade in den Momenten, wo ich Sie am meisten zu loben gezwungen werde, möchte ich Sie tadeln! Und jetzt, wo Sie mir so hold und einfach gegenübersitzen, begreife ich nicht, warum Sie solche Stürme erregen wollen, aber ich begreife ein unendliches Glück, das Sie gewähren können, als Göttin des Friedens, der Liebe, der Jugend! —

Desirée schwieg und entzog ihm ihre Hand. Dann traf sie Anstalten, den Thee zu bereiten. In dem kleinen Haushalt gab es fast keine Bedienung. Desirée that und besorgte gern das Meiste selbst, wie sie es aus den beschränkten Verhältnissen ihres früheren Lebens her gewohnt war, und sie zeigte sich darin ausnehmend liebenswürdig, daß sie diese häuslichen Sitten mit derselben Anspruchslosigkeit beibehalten hatte. Eudoxius sah sie in diesem bescheidenen Walten ebenso erhaben, wie auf dem Kothurn der Bühne, und entzückte sich fast noch mehr

darüber. Bei Desirée war wirklich keine Koketterie darin. Sie war in der That ein einfaches Mädchen, und nur Das, was ihr selbst noch unklar geblieben, ihr verborgenes Herz, war zusammengesetzt und verwickelt, aber darüber hüllte sie im gewöhnlichen Umgangsleben einen undurchdringlichen Schleier. Sie lebte zurückgezogen, unterhielt sehr wenige Bekanntschaften, schlug die meisten Einladungen aus, und machte nur regelmäßig alle Tage einen einsamen Spaziergang, auch bei ungünstigem Wetter. An den Abenden, wo sie nicht spielte, sah man sie doch meist im Theater, wo sie oft ganz allein in der Bühnenloge saß, mit der größten Aufmerksamkeit der Vorstellung folgend, während die andern nicht beschäftigten Schauspielerinnen an diesen Abenden sich reizendere Unterhaltungen zu suchen pflegten.

Desirée wurde jetzt freundlicher gegen Sylvius, indem sie ihm den Thee einschenkte, und von den Butterbroten darreichte, die sie so eben mit eigener Hand und vor seinen Augen zurechtgemacht hatte. Aber man saß schweigsam um den Tisch und es kam keine rechte lebendige Mittheilung in irgend einer Art zu Stande. Desirée war zerstreut und schien etwas zu haben, was sie immer von Neuem mit sich selbst beschäftigte, wenn sie sich auch zuweilen mit der ihr eigenen Gutmüthigkeit losreißen wollte, um auf

Sylvius zu hören oder ihm etwas zu erwiedern. Auch ihr Vater, der alte Hilbert, war heut nicht im Besitz seiner guten Laune, mit der er sonst die belustigendsten Einfälle vorzubringen wußte, und sein weißes Haupt, das ebenso ehrwürdig als heiter aussah, bückte sich zuweilen nachdenkend über den Tisch. Doch hatte er sich, wie er immer that, mit einer gewissen Förmlichkeit zum Thee niedergesetzt, indem er den neuen blauen Frack mit den blanken Knöpfen dazu angezogen, um eine gewisse Achtung, die er für das vornehme Wesen des jungen Sylvius spürte, dadurch an den Tag zu legen, wie denn seine Art meistentheils etwas Drolliges hatte.

Desirée richtete bald an Sylvius die Bitte, sie heut zu entschuldigen, weil sie müde sei und sich zu Bett begeben wolle. Sylvius schickte sich sogleich an zu gehen und nahm seinen Hut. Desirée leuchtete ihm selbst hinaus und duldete nicht, daß ihr Vater sich bemühe. Wenn die Aufwärterin nicht zugegen war, pflegte sie ihm auch selbst die Hausthür aufzuschließen. So ging sie auch heut mit ihm hinaus auf den Flur, und entließ ihn dann mit derselben Güte wie immer, indem er ihr die Hand küßte.

Sylvius schlich, in seinen Mantel gehüllt, in die weiße Winternacht hinaus, und seufzte: Sie

liebt mich nicht! Sie hat Seele, Herz, Feuer und Leidenschaft, aber nicht für mich. Auch für Niemand. Sie verschwendet ihren herrlichen Kern an die wesenlose Schwärmerei der Dichtung, aber sie gehört in der Wirklichkeit Niemand an, nicht einmal sich selbst! Sie ist so schön und fern wie diese Sterne da oben am Winterhimmel, die Feuer ausstrahlen, glänzend, verheißungsvoll, aber es bleibt für mich doch ein kalter Schimmer, der keine Wärme spendet! Was ist Desirée? Ist sie tugendhaft, kalt, sinnlich, hingebungsfähig? Ich weiß es nicht. Alles liegt in ihr da, aber Alles verbirgt sich. Alles blüht in und an ihr, aber nichts steckt die Blumenspitzen heraus, daß man es fassen könnte! —

Sylvius bog in die nächste Straße ein, an deren Ecke er gewöhnlich seinen Wagen warten ließ, denn er hatte Desirée, die ihn nur als einen einfachen und schlichten Theaterfreund kannte, über seine Verhältnisse ununterrichtet gelassen, weil er wußte, daß sie, ihrer Sinnesart nach, jede anspruchsvollere Bekanntschaft abgelehnt haben würde. Mit der Zeit hatte er ihre Vorurtheile und Zurückhaltung zu besiegen gehofft, denn er liebte sie und setzte auf sie ernste Lebenshoffnungen.

Er war zu unruhig, um schon in den Wagen zu steigen und nach Hause zu fahren, er befahl dem

Bedienten, noch seiner zu harren, und eilte in der bewegtesten Stimmung einige Straßen auf und ab. Seine Schritte führten ihn unwillkürlich noch einmal an dem Hause Desirée's vorüber, und da ihre Wohnung Parterre lag, konnte er sich nicht enthalten, einen Blick durch den Spalt der Fensterlade zu werfen, hinter der noch Licht schimmerte. Desirée saß am Tisch und schrieb eifrig, wie es schien, in großer Bewegung. Sylvius stand von Verwunderung gebannt, und in den lieblichen und sinnigen Anblick des Mädchens versunken. So viel ihm bekannt war, hatte sie keine Verbindungen, die sie veranlaßten, Briefe zu schreiben, aber er wußte, daß sie sich zuweilen getrieben fühlte, ihre eigenen Gedanken auf das Papier zu werfen. Sie hatte auch einige Gedichte niedergeschrieben, die schon der Stimmung nach, aus der sie geflossen, gewiß eine Bedeutsamkeit hatten, aber sie verbarg das Alles so sorgfältig, daß es Sylvius bloß ahnen durfte, und nur der Zufall hatte ihm einmal einige merkwürdige Papierstreifen davon vor Augen geführt.

Die Nacht umher war so still, daß Sylvius fast das starke Gehen ihres Athems zu vernehmen glaubte. Ihr Busen wogte auf und nieder, ja er glaubte, daß sie eine Thräne aus den Augen wischte. Bald aber öffnete sich die Thür des Nebengemachs,

und ihr alter Vater trat im Nachtkleide heraus, ihr Vorwürfe machend, daß sie noch nicht das Bett suche. Er fragte sie, was sie so spät nach Mitternacht noch zu schreiben habe?

Ich schreibe einen Brief, sagte Desirée, an Honesta, unsere gute Nonne, meine mütterliche Freundin und Erzieherin. Du weißt, ich verdanke ihr Alles, was ich bin, weiß und kann! Wir werden, denke ich, wieder in das kleine Städtchen zurückkehren, wo ich meine harmlose und niedrige Kindheit verbrachte, wo Wald und Thal mich kennen, und wo in der Nähe auf hohem Berge das Kloster liegt, in dem Honesta ihren Gebeten, Gedanken und Gesängen lebt. Mein Väterchen, ich habe es Dir ja schon bestimmt erklärt, daß ich meinen Contract, der übermorgen zu Ende läuft, nicht wieder erneuere, sondern in die Unbedeutendheit unsers früheren Lebens mich mit Sehnsucht zurückwende! Dies wird mir Ruhe und Glück bringen.

Der Alte wurde unruhig und äußerte fast mit Heftigkeit seine Mißbilligung über diesen Schritt, den er längst gefürchtet. Desirée suchte ihn zu beschwichtigen, sie sagte, Mangel solle der theure Vater darum nie erleiden. Es sei ja von ihnen so viel erspart worden, um längere Zeit einen mäßigen Wohlstand fortzuführen, und dann würden ihre

Hände fleißig für ihn arbeiten, um ihn zu nähren und zu erquicken.

Er schüttelte traurig und widerstrebend den Kopf. Und Sylvius? fragte er die Tochter. Hat der junge Mann verdient, daß Du ihn gänzlich zurückweisest? Nimmst Du gar keine Rücksichten auf ihn?

Daß ich ihm wohlwill, weißt Du, sagte Desirée, denn er ist der Einzige gewesen, dem ich den Zutritt zu mir verstattet.

Große Gunst! sagte der Alte. Einen armen Fisch auf Leben und Tod an der Angel zappeln zu lassen! Hat er also gar nichts von Dir zu hoffen, der schöne, blonde, junge Mann?

Nein! erwiederte Desirée, und schwieg einen Augenblick, nachsinnend.

Dann trieb sie den Vater, sich zur Ruhe zu begeben.

Aber Sylvius draußen glaubte mit ihrem letzten Wort sein Todesurtheil vernommen zu haben. Er wußte nicht, ob es Schmerz oder Zorn war, was in ihm sich regte, aber als er noch einmal einen Blick auf die herrliche Gestalt warf, die ihm nie gehören wollte, verdunkelte sich sein weinendes Auge. Er eilte rasch fort, mit dem hoffnungslosen Entschluß, sie nie wieder zu sehen. —

Desirée blieb noch wach, mit ihrem Brief und ihren Gedanken beschäftigt. Sie las den ersteren noch einmal durch, und wiederholte sich besonders folgende Stellen, die sie an die Nonne Honesta über den Zustand ihres Lebens und Gemüths geschrieben.

— Honesta! Mutter und Schwester, Freundin und Geliebte! Denn das hast Du mir immer sein wollen, und bist es mir treulich gewesen! Soll ich wieder zu Dir kommen, um mit Dir zu beten? Ich komme, ich komme! Mein unbändiges Herz, das Du gebildet aber nicht gezähmt hast, sehnt sich nach Dir, damit Du ihm sagest, was ihm jetzt fehle und ihm helfest, denn Du kennst das Herz.

— Seit sechs Jahren hast Du mich nicht gesehen, und ich möchte wissen, ob ich Dir noch gefalle? Du hast mich gewiß längst verloren gegeben, nachdem Du wußtest, daß ich als Schauspielerin die menschlichen Leidenschaften zur Darstellung bringen helfe, deren die Anderen unseres Geschlechts entweder sich schämen oder die sie nicht haben, und über welchen Du selbst, nach einem heißen und unruhigen Jugendfrühling, ein frommes Grab in Deiner Seele errichtet hast. Aber Du siehst, ich komme wieder zu Dir, um mich Dir zu zeigen, wie ich bin! Mich verlangt nach Deinem Trost, Deiner Ruhe und Liebe.

— Und doch ist von Dir zuerst mir mein Unfrieden gekommen! Du warst meine Lehrerin, Du nahmst Dich aus Neigung des armen Kindes an, das ohne Dich ununterrichtet und unbewegt geblieben wäre. Aber Du nährtest schon früh einen jungen lebensbegierigen Geist mit dem Feuerwein der Poesie, der von Dir selbst übertroff. Mir die Dichtung in mein Herz flößend, regtest Du, ohne es zu wissen, gewaltig Natur und Sinne in mir an, und ich empfand Mächte in mir, mit denen ich nicht wußte, wohin! Du ließest mich von Dir mit Deinem Segen, und herrlich und bange lag die Welt vor meinen Augen. Es war ein Chaos von Gott, Liebe, Poesie und Welt in meiner Seele, aber alle diese Dinge vereinigte untereinander ein und derselbe Geist der Sehnsucht in mir.

— Und doch wußte ich nicht, was ich eigentlich suchte, was ich wollte! Zufällige Ereignisse brachten mich auf die Bühne, und, in der unerfahrenen Hingebung meiner ganzen Seele, empfand ich dort zuerst die Wohlthat, mich austönen zu können. Ich hatte das Theater immer für wichtig gehalten und geglaubt, daß die edelsten Geister sich dazu hergeben sollten, es wieder zu heben. Für mein eigenes Selbst erschien mir das Theater, wie seltsam es auch klingt, zugleich als ein Ausweg für die innern Leidenschaf-

ten und Bewegungen der Seele, die mich drängten und von denen ich im Leben keine Anwendung ersah. Und doch wollte ich vor allen Dingen leben, und das Leben in mir aus allen Poren ausströmen lassen. Nun hatte ich einen Raum gefunden für das weibliche, lebhafte, von Empfindung und Begeisterung übervolle Herz, dem nur in der Dichtung und ihrer Darstellung in dieser Weise vergönnt sein sollte, sich auszuleben und auszusprechen. Ich machte große Experimente mit Allem, was in mir war, und ließ, unter dem Schutz dieser fremden Gestalten, die ich annahm, meine eigne Seelenharfe sich ausklingen. Ich erschrak oft selbst vor dem, was ich zur Erscheinung brachte, aber es riß mich unwillkürlich dazu hin und lag in den Gränzen und der Fülle meiner Natur. Ich wurde berühmt durch die Gewalt meiner Empfindungen, und man beklatschte mich. Ich verachtete das Publikum, aber wenn ich im Leben, als einfaches Mädchen, alle diese drängenden und stürmischen Laute, diese großartigen Schauer der Leidenschaft und des Schmerzes hätte hörbar machen wollen, würde man mich verachtet haben. Ich weiß selbst nicht, wie mir die ganze Zeit zu Muthe war, aber es muß doch ein Bedürfniß meiner Seele gewesen sein, das dunkle Feuer, das in ihr loderte, ausstrahlen zu können. Wie ge-

sagt, auf jedem anderen Terrain würde mir der Muth dazu gefehlt haben.

— Aber ich habe auch die Sehnsucht, glücklich zu werden, in meinem Herzen. Mir ist klar geworden, daß ich bisjetzt nur unglücklich war. Aus dem Chaos meiner Natur hat sich noch keine harmonische Gestalt, kein sonniges Bild der Freude geboren. Honesta, mir brennt der Kopf, lege Deine sanften Hände wieder über meinen glühenden Scheitel! Ich bin krank, und die Aerzte rathen mir, mich zu mäßigen, wenn ich spiele. Ich werde gar nicht mehr spielen! Ich suche die Einsamkeit und Verborgenheit, den Schatten und die Stille.

— Sage mir doch aufrichtig, Honesta, welches Deine glücklichste Stunde im Leben war? Gewiß die Stunde, in der Du liebtest, aber was? Das Höchste, was es noch für mich giebt, wäre die Liebe, aber ich weiß nicht, was ich lieben soll. Ein holder, träumerischer Jüngling in meiner Nähe hat mir gefallen, aber ich glaube nicht, daß ich ihn liebe. Ich bin unklar in mir, was für mich die Liebe bedeutet. Ich sehne mich nach Gott und Liebe! Unsere heilige Kirche soll mich aufnehmen.

— Der Drang nach Liebe, von dem ich unendlich entbrenne, lodert als ein Opfer meiner jungen Seele zu Gott empor. Gott mag meine Liebe,

mit der ich sonst nirgend hin weiß, empfangen und lohnen, da er ja selbst die höchste Liebe ist, und mich zuerst geliebt hat. Ich komme zu Dir, Honesta, um mit Dir zu beten, und an Deiner Seite meine Liebesbrust in Andacht zu kühlen.

— Ich will arm werden und Gott lieben. Das wird das Schönste sein. Ich komme, ich komme! — — —

Desirée hatte nun, wie es von ihrem entschlossenen Wesen zu erwarten stand, ihr Vorhaben ausgeführt, und lebte seit einiger Zeit mit ihrem Vater in dem kleinen Städtchen, das von aller Welt abgelegen und in einem einsamen Bergthal eingeschlossen war. Es war unterdeß Frühling geworden, und Desirée überschaute aus dem Fenster des kleinen Hauses die grünwerdende Landschaft, aber nicht mit fröhlichen Augen, noch mit einem so zufriedenen Herzen, als sie gedacht hatte.

Sie hatte sich schon in vielen ihrer Hoffnungen getäuscht gesehen. Die Einsamkeit, die sie gesucht, bewährte ihren Zauber nicht, und ließ das unruhige Herz des Mädchens nicht glücklich werden. Ihre Lehrerin, die Nonne Honesta, auf deren erneuten Umgang sie große Erwartungen gestellt, hatte sie nur ein einziges Mal erst gesehen. Sie war den Klosterberg mit einer Hast hinaufgeflogen, als wenn

sie einem Geliebten entgegeneilte, aber schon während sie in den Armen der frommen Frau lag und ihr Herz recht dicht an das ihrige preßte, wie wenn sie sich retten wollte zu diesem friedensvollen Asyl, fühlte sie sich plötzlich von einer kalten Befremdung überschlichen. Honesta erschien ihr alt, knöchern, theilnahmlos, erstorben, Desirée sah sie verwundert an, und begriff nicht, daß dies die heilige Gestalt ihrer Kindheit sein solle, an der sie mit Enthusiasmus gehangen, zu der sie jetzt gewissermaßen gewallfahrtet war. Der poetische Duft war verschwunden, der sonst um die Nonne geschwebt, und im Relief des Alters trat selbst das, was früher schön und geistig bewegt an ihr gewesen war, nur noch wie eine abstoßende Schwärmerei hervor. Desirée war trostlos über diese Verwandlung ihres Ideals. Sie wankte fort. Auch die Gegend breitete sich nicht mehr in demselben Glanze vor ihr aus, wie damals, wo sie als ahnungsvolles Kind im Schatten des Waldes träumte. Alles kam ihr jetzt so klein, eng und gewöhnlich vor, daß sie erstaunen mußte, wie dies dieselbe Scenerie war, an der sie sich in den damaligen schönen Jahren begeistert.

Sie eilte niedergeschlagen in die kleine Hütte zurück, in der sie sich einfach und zierlich eingerichtet hatte, von einer ziemlich reichen Auswahl ihrer Lieb-

stehen, was es war. Sie dachte an Sylvius, den stillen Jüngling, der sie treu und selten geliebt hatte. Jetzt erst, in der Ferne von ihm, nachdem sie ihn kalt verabschiedet hatte, fühlte sie das Reizende, das in seiner Liebe gelegen. Seine ganze Gestalt vergegenwärtigte sich ihr jetzt immer mehr, und sie empfand zum ersten Mal in ihrem Leben eine Sehnsucht nach ihm, die bald so stark und ungeduldig wurde, daß sie ihr fast nicht mehr zu bewältigen schien. Das Herz bebte ihr, alle Pulse schlugen leidenschaftlich an, und sie begann von ihm und seiner Liebe zu träumen. Sie erstaunte süß über diese Entdeckung, die sie in ihrem Herzen gemacht, aber noch mehr darüber, daß ihr dasselbe früher unter so festen und harten Banden gelegen, daß es keine Regung für den liebenswürdigen Jüngling zugelassen. Das Frühlingswehen, das rings um sie her über die Erde strich, schien auch in ihrer Brust gewissermaßen ein neues Erdreich aufzulockern. Sie stand auf, und indem sie langsam und nachsinnend von dannen ging, war es ihr, als sei sie um ein Besitzthum, ein Bild unverhofft reicher geworden, ohne, in der wunderbaren Illusion des Herzens, zu denken, daß sie dieses Glückes nicht mehr mächtig sei, sondern es damals von sich gegeben, als sie es besessen.

In ihre Wohnung zurückgekehrt, fand sie einen Brief vor, auf dessen Entsiegelung ihr Vater schon neugierig geharrt. Desirée ergriff ihn rasch, als erwarte sie Etwas, das ihrer gegenwärtigen Stimmung schön entsprechen solle, aber nachdem sie ihn durchlaufen, ließ sie ihn erschrocken fallen und heftete einen Blick der Betroffenheit, des Mitleides, des Schmerzes auf ihren Vater. Dieser Brief kündigte ihr den Verlust einer bedeutenden Summe an, die sie bei einem Banquier in der Residenz zurückgelassen, die Ersparnisse ihrer Künstlerlaufbahn, von denen sie in ihrer jetzigen Beschränkung längere Zeit ohne Sorgen zu leben gehofft. Jener Kaufmann hatte einen Bankerott gemacht und ihr war nichts mehr übrig geblieben.

Der alte Hilbert gerieth in Verzweiflung und überschüttete seine Tochter mit neuen Vorwürfen, daß sie, ohne Rücksicht auf ihn, in seinem Alter ihn dieser hülflosen Lage preisgegeben habe. Sie vermochte ihm mit der Versicherung, daß sie nun Tag und Nacht für ihn arbeiten werde, nur einen schwachen Trost einzuflößen, denn sie hatte selbst in der letzten Zeit gefühlt, wie es ihrer Natur widerstrebe, anhaltend zu arbeiten, und zu einem bestimmt erforderten Zweck Verrichtungen zu thun, die nur die Hand in Anspruch nahmen. Ihr geistiges Leben war zu rege

und drängend in ihr, sie war immer zu gedankenvoll beschäftigt, und den Händen entglitt bald die angefangene Stickerei, während das Mädchen in Träume und Selbstbetrachtungen versank. Doch glaubte sie noch, diese Anfechtung werde dazu dienen, ihr inneres Leben, ihr frommes Ringen mehr und mehr zu stärken.

Vater und Tochter geriethen bald in die drückendste Lage, und Desirée, die sich von der Armuth eine Art Poesie vorgestellt, empfand schnell, wie bitter und herztödtend sie sei, und ihr ward öde zu Muthe, statt der inneren Erquickung und Erleuchtung, die sie in der christlichen Demüthigung gehofft. Das Leben lag wie ein naßkalter Regentag vor ihr, sie sah keine Sonne und keinen blauen Himmel mehr am Horizont ab. Bei allen Entbehrungen, denen sie für sich allein sich gern unterzogen hätte, störte es sie doch, so zu sagen, in der eigentlichen Andacht der Armuth, daß sie neben sich ihren Vater leidend und hülflos erblicken mußte.

Der alte Hilbert hatte inzwischen ein Auskunftsmittel versucht, um sich manche Bequemlichkeiten des Lebens, an die ihn der Wohlstand der letzten Jahre einmal gewöhnt, durch ein kleines Amt zu verdienen, das die Gevattern und Freunde ihm anzunehmen gerathen. Dies war der Beruf eines

Laternenansteckers, den, mit einigen anderen Functionen verbunden, er seit einiger Zeit verwaltete, und woran ihn Desirée mit aller Mühe nicht hatte verhindern können. Dies vermehrte noch das Quälende ihrer Lage, und, in ihr Zimmer sich verschließend, begann sie einer tiefen Melancholie anheimzufallen. Wie zitterte sie oft auf, wenn es Abends sechs Uhr schlug und die Theaterstunde sie an eine Zeit mahnte, wo sie sonst in der vollen Glorie ihrer Gefühle und Leidenschaften, überstrahlt von einem höheren Wesen der Begeisterung, von sich selbst nichts wissend und doch ihr innerstes Selbst erschöpfend, auf der Bühne gestanden. Jetzt war Armuth in ihr und um sie her.

Dem Städtchen, in dem sie lebte, stand ein besonders festlicher Tag bevor. Die gräfliche Standesherrschaft, zu der es gehörte, war durch den Tod des letzten Besitzers an eine Nebenlinie gefallen und der junge Graf, der die Güter antreten sollte, wurde zu festlichem Einzuge erwartet. Es hieß, daß er gegen Abend eintreffen werde, und man hatte im ganzen Städtchen eine große Illumination verabredet, auch waren Transparents und Triumphbogen aller Art errichtet, die weithin einen feierlichen Lichterglanz ausstrahlen sollten. Die Thätigkeit des alten Hilbert wurde bei dieser Gelegenheit ganz be-

sonders in Anspruch genommen. Aber der alte Mann hatte sich seit einiger Zeit ganz verändert, und jede Spur der Heiterkeit, deren er sonst fähig gewesen, war aus seinem tiefbetrübten Gesicht verschwunden. Er stand oft Stunden lang, auf einen Fleck vor sich hinstarrend, und schien mit einem Geheimniß zu kämpfen, das er Niemanden anvertrauen mochte. Desirée beobachtete ihn genau, aber sie konnte nicht erforschen, was diesem unglücklichen Tiefsinn ihres armen Vaters zum Grunde liege. Sein Geheimniß war aber kein anderes, als daß er sich seit Kurzem in den Kopf gesetzt, das Amt des Laternenanzünders, zu dem er sich hatte bereden lassen, sei kein ehrliches Geschäft, sondern verunehre vielmehr den rechtlichen Mann. Wie er zu dieser Ideenverbindung gekommen, war ihm selbst schwerlich klar, aber es peinigte ihn seitdem der entsetzliche Gedanke, daß er einen schimpflichen Beruf treibe, und ließ ihm kaum mehr eine ruhige Stunde.

Der festliche Abend war herangekommen, und die Flammen und Lichter, die Meister Hilbert angezündet hatte, brannten lustig in die laue Sommernacht hinein. Er selbst aber hatte sich heut mit einem besondern Ausdruck der Schwermuth von seiner Tochter entfernt. Desirée dagegen fühlte sich heut etwas aufgeweckter, das possirliche Treiben der

kleinstädtischen Festgänger hatte ein wenig ihren Spott gereizt und sie unmerklich erheitert. Sie verließ ihr Zimmer, hüllte die Glieder in das Umschlagetuch und begab sich auf die Straße hinaus. Bald aber wurde sie des Treibens der Menge auf den Gassen überdrüssig, sie wandte ihre Schritte ins Freie, und irrte immer weiter, an der schönen Dunkelheit und Milde der Nacht sich ergötzend, und die geheimsten Bilder ihrer Gedankenwelt wieder in sich aufrufend. In der Ferne tobte der Lärm, dem sie entflohen war, und accompagnirte seltsam die Träumereien ihrer Seele, die nach Freude, Glück, Liebe, Gott noch immer vergeblich suchte.

Unterdeß harrte man umsonst auf das Erscheinen des jungen Grafen, dem diese festlichen Veranstaltungen galten, und ein Theil der Lichter und Fackeln war fast heruntergebrannt. Es schien in der Absicht des Grafen gelegen zu haben, einen anderen Weg einzuschlagen, als auf dem man ihn erwartete. Er hatte zu Fuß einen Umweg durch den Wald genommen, um unvermerkt in die Stadt zu gelangen, sich einen Augenblick in der Mitte seiner Unterthanen zu zeigen, und dann in das Schloß sich zurückzuziehn. Er schien ein junger sinniger Mann, und schlenderte, in Träume und Gedanken verloren, allein über den nächtlichen Waldpfad hin, nachdem er seine Beglei-

ter mit dem Wagen vorausgesandt. Er kam an einem großen See vorüber, der herrlich gelegen war und zwischen romantischen Gebüschen und Bergabhängen seinen weißen Spiegel hervorschimmern ließ. Der junge Graf freute sich dieser Partie seiner Besitzungen, und verweilte eine Zeit lang, während der Mond, der eben im Aufgehn begriffen war, das malerische Bild zu beleuchten anfing. Bei diesem helleren Schein bemerkte er plötzlich, daß er sich nicht allein hier befand. Auf einer Bank am Rande des Sees saß eine weibliche Gestalt, in einen weißen Schleier gehüllt, in sich zusammengedrängt, und, wie es schien, bemüht, sich seiner Aufmerksamkeit zu entziehen. Er trat hinzu, faßte sie schärfer ins Auge und ein Schrei des Entsetzens oder der Freude entfuhr ihm. Er erkannte Desirée.

Desirée wandte sich nach ihm um, sie hatte eben von ihm geträumt und an ihn gedacht. Mit dem Ausruf: Sylvius! stürzte sie in seine Arme. Sie küßte ihn herzlich und ihm widerfuhr in der bloßen Berührung ihrer Lippen ein Glück, wie er es sich nicht mehr zu hoffen gewagt.

Beide saßen eine Zeit lang neben einander, fast ohne zu sprechen. Sylvius war von dieser Wiederbegegnung berauscht, er vergaß Alles, was ihn hierhergeführt hatte, See, Mond und Wald ver-

schwammen vor seinen entzückten Blicken, und nur die Geliebte an seiner Seite erschien ihm als das ächte Bild alles wirklichen Seins. Sie schien ihm erst jetzt eine Seele zu haben, die ihn verstand, doch wer war der Pygmalion gewesen, der diesen herrlichen Marmor belebt hatte? Desirée aber strömte in leisen Andeutungen ihr erhabenes Herz aus, und zeigte frei, daß sie liebe. Der Moment hatte sie ergriffen, sie konnte nicht mehr zurück.

Indeß sollte eine Störung gerade den ersten Austausch ihrer Seele treffen. Gegenüber am andern Ende des Sees irrte seit einiger Zeit eine Fackel umher, und beim Schein derselben erkannte sie bald eine männliche Gestalt, die zuletzt unbeweglich am Rande des Ufers stillstand. Endlich zischte und sprühte es laut im Wasser, Fackel und Gestalt hatten sich miteinander hineingeworfen, und ein Sterbeseufzer erschütterte die stille Luft. Desirée und Sylvius waren entsetzt hinzugesprungen, der letztere band einen Kahn vom Ufer, um in den See zu stoßen und vielleicht einem Unglücklichen Hülfe zu leisten. Er brachte den schon Entseelten ans Ufer zurück. Als der Mondstrahl schärfer über sein Gesicht fuhr, schrie Desirée laut auf, denn sie erkannte in dem Todten ihren Vater. Es war der alte Hilbert, den die Schwermuth, mit der er seinen letzterwählten

Beruf getragen, sogar bis auf den Punkt geführt hatte, sein armes Leben eigenwillig im Wasser zu enden.

Als Desirée von ihren ersten Schrecken erwachte, sank sie noch einmal dem treuen Sylvius, der zärtlich um sie bemüht war, an die Brust. Nun bin ich ganz Dein, nur Dein! sagte sie auf seine Bitte, ihm ewig anzugehören, und durch ihre Thränen brannte das neue Lebensfeuer der Liebe. —

Ein schönes, glückliches Jahr war verstrichen, Desirée war Gattin und Mutter, und ein fröhliches Kind, das die weichen Züge ihres Sylvius trug, schaukelte sich auf ihrem Schooße. An einem bezaubernden Sommermorgen saß Desirée auf dem Balkon des gräflichen Schlosses, neben ihr stand ein voller Rosenstock, der an Frische mit ihren Wangen wetteiferte, der prächtige Park, der zu ihren Besitzungen gehörte, lag duftend und rauschend zu ihren Füßen.

Ein Schauer des Wohlbehagens durchdrang Desirée's Brust, und sie drückte, die glänzenden Augen zum Himmel gerichtet, ihr Kind an sich, das mit ihren flatternden Locken spielte. Sie selbst war ein schönes Bild der Kraft, Harmonie und Gesundheit, und was früher in ihrem Wesen gei=

stig kränklich gewesen war, stand jetzt in einer fast derben, sinnlichen Blüthe. Eine gewisse Verklärung lag auf ihrem Gesicht, die jedoch keiner transscendenten Schwärmerei mehr, sondern dem gesättigten Besitz und Genuß der Gegenwart angehörte.

Ihr größtes Glück maß Desirée ihrem Kinde bei, das sie unendlich liebte und an dem sie ihrer Liebe kaum genugthun konnte. Erst durch ihr Kind glaubte sie sich ein neues und festes Verhältniß zum Leben gewonnen zu haben. Die Morgensonne blitzte fröhlich herab auf die Scheitel von Mutter und Kind. Desirée küßte die Stirn ihres Knaben, faltete die Hände, und betete, wie sie noch nie gebetet hatte: Heiliger Gott, jetzt erst erkenne ich Dich! In der Weite und Ferne hatte ich Dich gesucht, im Schmerz und in der Freude um Dich gebangt, und Dich nicht gefunden. Und jetzt, im Genuß des Lebens, ist mir, als hielte ich Dich an meiner Brust, und schaute Dich an im Lächeln meines Kindes! Jetzt weiß ich, wie sehr Du uns liebst und mehr als wir Dich lieben können und es versuchen sollen. Im Vollgefühl des Daseins bin ich selig festgehalten von den Erdenbanden und empfinde mich doch in Deiner Hand und als ein Theil von Dir,

Beruf getragen, sogar bis auf den Punkt geführt hatte, sein armes Leben eigenwillig im Wasser zu enden.

Als Desirée von ihren ersten Schrecken erwachte, sank sie noch einmal dem treuen Sylvius, der zärtlich um sie bemüht war, an die Brust. Nun bin ich ganz Dein, nur Dein! sagte sie auf seine Bitte, ihm ewig anzugehören, und durch ihre Thränen brannte das neue Lebensfeuer der Liebe. —

Ein schönes, glückliches Jahr war verstrichen, Desirée war Gattin und Mutter, und ein fröhliches Kind, das die weichen Züge ihres Sylvius trug, schaukelte sich auf ihrem Schooße. An einem bezaubernden Sommermorgen saß Desirée auf dem Balkon des gräflichen Schlosses, neben ihr stand ein voller Rosenstock, der an Frische mit ihren Wangen wetteiferte, der prächtige Park, der zu ihren Besitzungen gehörte, lag duftend und rauschend zu ihren Füßen.

Ein Schauer des Wohlbehagens durchdrang Desirée's Brust, und sie drückte, die glänzenden Augen zum Himmel gerichtet, ihr Kind an sich, das mit ihren flatternden Locken spielte. Sie selbst war ein schönes Bild der Kraft, Harmonie und Gesundheit, und was früher in ihrem Wesen gei-

stig kränklich gewesen war, stand jetzt in einer fast derben, sinnlichen Blüthe. Eine gewisse Verklärung lag auf ihrem Gesicht, die jedoch keiner transcendenten Schwärmerei mehr, sondern dem gesättigten Besitz und Genuß der Gegenwart angehörte.

Ihr größtes Glück maß Desirée ihrem Kinde bei, das sie unendlich liebte und an dem sie ihrer Liebe kaum genugthun konnte. Erst durch ihr Kind glaubte sie sich ein neues und festes Verhältniß zum Leben gewonnen zu haben. Die Morgensonne blitzte fröhlich herab auf die Scheitel von Mutter und Kind. Desirée küßte die Stirn ihres Knaben, faltete die Hände, und betete, wie sie noch nie gebetet hatte: Heiliger Gott, jetzt erst erkenne ich Dich! In der Weite und Ferne hatte ich Dich gesucht, im Schmerz und in der Freude um Dich gebangt, und Dich nicht gefunden. Und jetzt, im Genuß des Lebens, ist mir, als hielte ich Dich an meiner Brust, und schaute Dich an im Lächeln meines Kindes! Jetzt weiß ich, wie sehr Du uns liebst und mehr als wir Dich lieben können und es versuchen sollen. Im Vollgefühl des Daseins bin ich selig festgehalten von den Erdenbanden und empfinde mich doch in Deiner Hand und als ein Theil von Dir,

o Gott! Mir ist wohl und klar. Liebe mich ferner, mich und mein Kind, und ich werde mich fröhlich in dem Genuß gehen lassen, von Dir geliebt zu sein. Was kann mir noch widerfahren, als Liebe? —

---

4. Die Liebe.

— In dieser Geschichte ist ein grausamer Stachel! sagte die Miß nachdenkend. Der Schluß klingt so versöhnend, und doch enthält er gerade das Schneidendste. Warum konnte Desirée Gott nicht finden, als sie unglücklich und verlassen war? Bedürfen wir nicht im Unglück am meisten Gottes? Und muß ein Frauenzimmer erst heirathen, um wahrhaft religiös zu werden?

Allerdings! sagte ich. Gott offenbart sich vorzugsweise den Glücklichen. Wer das Glück an sich zu fesseln versteht, dessen ist auch das Himmelreich. Gott ist mit den Siegern. Die Armen, Kranken und Hungrigen mögen ihm sehr leid thun, aber seine Lieblinge sind die Gesunden. Die Welt hat lange genug im Unglück Heil gesucht, wozu hat ihr

die Demuth geholfen? Zeugniß davon ist die Geschichte. Wenn die Menschheit ernstlich danach streben wollte, glücklich zu werden, würde sie auch die wahre Religion finden, nach der jetzt ihr ausgedörrter Busen vergeblich fiebert. Gott ist Glück und Freiheit!

Meine schöne sinnige Engländerin wandte sich von mir ab und sah stillschweigend durch das Kajütenfenster in die Meeresbrandung hinaus. Das Meer stürmte fort in seiner hocherhabenen Raserei und das ganze Weltall schien eine bange Schreckensmelodie zu heulen. In den Spalten der Wellen sah man in unendliche Abgründe hinein, und der Geist verlor sich von sich selbst, um mit den Winden in das uralte Nichts der Schöpfung hineinzuschwärmen.

Welcher Lärm im Weltall, und doch, welche Einsamkeit! sagte die Miß fröstelnd. — —

Zuweilen macht das stürmende Meer Pausen, wie vor Erschöpfung, aber in demselben Moment, wo es sich noch auszuruhen scheint von seiner Wuth, läßt es schon wieder wilde Schreie hören in der Nähe und Ferne, wie einen allgemeinen Unglücksruf, in dem das All zerbersten möchte, und dann beginnt der göttliche Wahnsinn der Elemente mit stärkerer Heftigkeit als je seine Spiele. Die Träume

der ganzen Welt ziehen in den aufundniedersteigenden Wellen an uns vorüber, längst Begrabenes steigt in sichtbarer Gestalt wieder herauf aus der Wassertiefe, die Vergangenheit als Engel und die Zukunft als Gespenst. Stimmen in der Luft erzählen uns von alten Wünschen, an die wir längst nicht mehr gedacht, und der geschwätzige Meerestropfen flüstert von Geheimnissen in unserer Brust, die uns mit Verwunderung wieder einfallen. Das grüne gaukelnde Meer windet sich vor uns wie die Schlange des Paradieses, um uns träumerisch zu verführen, daß wir hinabsteigen in die Untiefen unserer eigenen Seele. Um uns her wird es Nacht, aber in hellen Sternenfunken geht die Vergangenheit um unser Haupt auf und man sieht die erleuchteten Umrisse längst entschwundenen Lebens. Ich stand allein mit Dir in Deinem Zimmer, es war selten, daß Du mich dahin mit Dir führtest. Es ging gegen Abend, Du warst so schön und gut, und doch wieder so traurig, wie ich Dich noch nie gesehn. Das kleine Zimmer enthielt nur noch Dein Bett, auf den Stühlen lagen Schmuck, Tücher und Bänder von Dir, und Du tratest erröthend an das Fenster, um es zu öffnen und hinauszuschauen, denn es war seltsam schwül in dem Gemach. Ich
mich vor Dich hin, und Du warst u

Ich küßte Dir die Hände, und Du weintest. Dein großes Leid verklärte sich Dir aber wieder in Deinem sonnigen Auge, Du lächeltest unbeschreiblich, und ich wußte nichts als den Gemeinspruch, Dich an die Zukunft zu verweisen. Jetzt hat die Zeit diese Zukunft längst herangebracht, und Du lächelst nicht mehr, sondern Du entschwebtest in eine unerreichbare Ferne. Damals berührten sich unsere Lippen zu einem stillen Bunde und dieser Kuß trägt jetzt meine ganze Vergangenheit, er ist das ewige Moment der Vergangenheit geworden. Was ist auch Vergangenheit anders als ein göttlicher Kuß der Seele, dessen Feuer uns nie verlischt, der uns über Länder und Meere folgt und noch unter den fernsten Himmelsstrichen empfunden wird! Mitten im wildesten Meeresstrudel überrascht uns die süße Erinnerung, und vor Sturm und Nässe der Gegenwart zusammenschauernd, verliert man sich in das alte Liebesspiel der Vergangenheit, das uns wie im leisen Nachklang der Welle hier umflüstert. Schlimmer ist es mit der Zukunft. Man folgt verzweifelnd der Brandung der Wogen bis in die fernsten Nebel des Horizonts, und die Gedanken jagen sich über die Zukunft, ohne ein Ziel zu finden. Was sagt das Meer von der Zukunft? Welche Gestalt von ihr zeigt es in seinem brausenden Wellenspiegel, in die-

sem Herenkessel, den das Schicksal selbst umzurühren scheint, um uns darin seine Wahrsagungen von den kommenden Dingen der Welt hervortauchen zu lassen? Was webt und bildet sich da unten im Schooße des Meeres? Ist es Kirche oder Tribune, Volksversammlung oder Familienzimmer, dessen Lineamente sich mir dort in der Bewegung der Gewässer zusammensetzen und worin die Zukunft erscheint? Sind es gestürzte Götter, die dort in der Brandung stöhnen, gefallene Heroen, die von der alten Herrlichkeit die thränenwerthe Geschichte erzählen? Ich sehe eine Kirche sich wölben, aber Gott selbst kommt im Wirbel der Weltgeschichte dahergefahren, und zerschlägt ihre Säulen, daß krachend der Tempel wieder zusammenstürzt! Das Meer fließt in dunkler Strömung darüber hin, die Winde seufzen, und die Welt harrt zitternd auf die neue Offenbarung Gottes. Oder will sich Gott auf der Volkstribune offenbaren, von der ich stärker noch wie die Meeresdonner das Wort der Freiheit herüberschallen höre? Aber es ist ein unverständliches und ungeordnetes Brausen, sodaß die ganze Schöpfung vor ihm erbebt, und Gott zögert noch, den Messias der Freiheit zu senden, welcher die Völker lehrete. Die schönsten Geschenke der Menschheit hält Gott am längsten und unerbittlichsten in seinem

Schooß verhüllt. Das Meer schießt heulend in dicken Wasserstrahlen über mein Bild, und die Freiheit ist eine schwache Lilie, die im ersten Sturm der Fluthen vergeht. Oder will sich Gott neu offenbaren in dem stillen Familienzimmer, in dem die Liebe ihr Heimathsrecht gefunden und von dessen Glück da drüben im aufflammenden Sonnenschimmer die kleinen krausen Wellen singen? Aber die Liebe ist ebenso schwer zu verwirklichen, als die Religion und die Freiheit, und sie hat einen alten Erbfeind, welcher der Gottheit selbst gefährlich werden könnte, das ist die Langeweile. Warum sendet aber Gott nicht den Priester der ewigen Harmonie herab in die Familien- und Gesellschaftszimmer, um die ächte und unsterbliche Liebe zu gründen auf Erden, die nicht hinsiecht an Langerweile und nicht umschlägt in Haß? Doch der Sonnenschimmer, welcher dort die leiseste Spitze der Wellen anflog, erlischt wieder, und der höhnisch pfeifende Sturm richtet aus den Wogen Pyramiden auf, aus denen mich ironisch lächelnde Mumien ansehen. Eine neue Meeresbrandung entsteht und verschüttet mein sociales Paradies und meinen Tempel der Liebe! —

Während ich mich stillschweigend in so tolle Meeresphantasieen verlor, hatte sich meine Reisegefährtin unterdeß ein Vergnügen daraus gemacht,

Blätter aus ihrem Portefeuille zu zerzupfen und zum Spielwerk dem Meere durch das Fenster zuzuwerfen. Zuweilen blies sie dieselben muthwillig über meinen Kopf hinweg, ohne daß ich es bemerkte, worauf Wind und Wellen in einem Nu die lustig wirbelnden Papierflocken begruben. Dann ließ sie auf einmal einen lauten Schrei hören, und blickte betroffen auf ihre Brieftasche und die Blätter, welche sie zerrissen.

Ach, rief sie mit der lieblichsten Betroffenheit, was habe ich gethan? Ich habe hier in Gedanken Ihre ganze Reisephilosophie zerrissen, während ich glaubte, es sei eine alte Rechnung, die ich verzettelte.

Alle meine 100 Sätze? fragte ich lachend, und war bemüht, noch die letzten eben ausfliegenden Fragmente meiner Weisheit wieder einzufangen. Es gelang mir auch wenigstens einen der zusammengeknäulten Zettelchen zu haschen, und als ich ihn entfaltete, fand sich gerade das Wort Liebe darauf.

Die Liebe war also gerettet.

Dies veranlaßte Traurigkeit und Gelächter zu gleicher Zeit, und bei der Miß ein sanftes Erröthen.

Sie entschuldigte sich, daß sie die Blätter zerrissen, die ich ihr in einer scherzhaften Stunde in

ihrem Portefeuille beschrieben, aber den Zettel mit der bloßen Liebe wollte sie nicht wieder von mir annehmen.

In Paris hatte ich einmal einen seltsamen Traum von der Liebe gehabt, den ich ihr jetzt erzählte, um die eingetretene Pause des Gesprächs auszufüllen.

Ich war am Quai Napoléon nächst dem neuerbauten Pont Louis-Philipp eines Nachmittags spazieren gegangen, als ich vor der Inschrift eines Hauses stutzte, das mir plötzlich mit großen Buchstaben die Namen Abälard und Heloise vor Augen führte. Mich wundert, daß noch kein Reisender auf dies Haus aufmerksam geworden, das gegenwärtig ein Cabaret für die Weintrinker der Cité ist und in dem jeden Montag, Donnerstag und Sonntag Tanzvergnügen stattfindet. In dieser Stätte aber wohnten vor Zeiten Abälard und Heloise, die zärtlichen Liebenden, denn neben dem Weinschilde liest man die rührende Inschrift: „**Heloise Abeilard habitèrent ces lieux des sincères amants. Modèle précieux. L'an 1118.**“ Ich setzte mich auf das steinerne Geländer am Quai der Seine gerade dem Hause Abälard's und Heloise's gegenüber, und dachte an Abälard und Heloise, an Heloise und Abälard. Ich dachte an die Liebe in unserer Zeit,

an die Romantik der modernen Herzen, die heut noch in Zärtlichkeit für einander schlagen, der Nachmittagssonnenschein brannte mir heiß auf die Schläfe, und mein Geist versank in ein träumerisches Schlummern. Mir träumte, ich sei in einer großen Gesellschaft, von schönen und schöngekleideten Frauen umgeben, aber in meinem Herzen war die Fähigkeit erstorben, sie zu lieben, und ich war mir bewußt, daß meine Sache mit den Frauen vorbei sei, ich fühlte mich glücklich, ohne Wunsch und ohne Hoffnung zu sein. Da erschien Eine, zierlich von Gestalt und anmuthumflossen, deren Glieder in einen herrlichen seidenen karmoisinfarbenen Stoff gekleidet waren. Mir gefiel dieser Stoff außerordentlich, man sah ihm die seltene Güte, das vorzügliche Gewebe an, und ich betrachtete ihn mir lange und mit einem seltsamen, immer steigenden Entzücken. Die alte Sehnsucht erwachte in mir wieder, daß die Seele doch Etwas haben möchte, das sie lieben kann, und das Seidenzeug der hübschen Frau hatte mir es wirklich angethan, ich fing an mich in ihren karmoisinfarbenen Stoff zu verlieben. Er schmiegte sich so schön und elastisch um ihre Glieder, daß mir das Herz vor Wonne schlug, wie ich sie lange nicht mehr gefühlt. Nun sann ich darauf, mir Gegenliebe zu verdienen, denn Eros ohne Anteros ist

Nichts, wie ein Dichter sagt. Ich ging hin und kaufte mir im Palais=Royal eine wunderschöne Weste, diese war auch vom herrlichsten und kostbarsten Stoff, mit Gold durchwirkt, und hatte das geschmackvollste Muster. Nachdem ich rasch meine Weste angelegt, eilte ich auf Flügeln der Liebe in die Gesellschaft zurück und stellte mich vor den Gegenstand meiner Sympathie hin. Und siehe, meine Weste mit ihrem seltenen Stoff flößte der Dame Liebe ein. Was mein Geist, meine Gefühle und Sentiments alle nie über sie vermocht haben würden, das vermochte jetzt meine Weste, sie eroberte mir ein Frauenherz, das in gleicher Sympathie sich mir zuwandte. Unsere Seidenstoffe hatten uns gegenseitig zu einer industriellen Liebe entbrannt, welche mir die romantische an Reiz und Interesse bei weitem zu überbieten schien. Es begann in mir eine neue Aera zeitgemäßer industrieller Gefühle, die mir einen völlig neuen Aufschwung lieh, und ich freute mich, daß die Epoche der Industrie auch in die Liebe eindringe, um ihr eine veränderte Form und Gestaltung zu geben. Wie viel Leiden erschuf sonst der Menschheit die Liebe, mit ihrem unbestimmten, zerfließenden, skeptischen und romantischen Wesen, an dem man sich qualvoll zermarterte. Jetzt, dachte ich, weiß man doch, wie man sich in der Liebe an

ein Bestimmtes zu halten, und die Sympathie der Seelen ist etwas Klares, denn sie besteht entweder aus Seide, Wolle, Kattun oder Leinewand. Vergnügt über diese Entdeckung wollte ich meine neue Geliebte umfassen, als ich von dem Geländer herunterrutschte und fast hintenüber in die Seine gefallen wäre. Ich rieb mir beschämt die Augen, warf noch einen wehmüthigen Blick auf Abälard und Heloise, einen andern auf meine Weste, welche noch die alte und gewöhnliche war, und sah daraus, daß keine Frau etwas von mir zu fürchten hätte, weshalb ich froh und über meinen Traum lachend meiner Wege schlenderte. Jetzt aber vergeben Sie mir meinen industriellen Traum, schöne Miß! Vielleicht in einer halben Stunde werden wir in Ihrem London anlanden und gewiß hat mir die Annäherung der englischen Industrie, diese ganze Atmosphäre, die sich plötzlich um uns verändert hat, jenen vermaledeiten Traum wieder ins Gedächtniß gerufen!

Unser Schiff fuhr eben bei Greenwich vorüber, häuserhohe Kriegsschiffe segelten uns vorbei, und die eigenthümliche mit Steinkohlenstoffen geschwängerte Luft verrieth den Hafen von London und die riesenhafte Capitale selbst. Die Miß aber schien dennoch böse geworden über meinen Traum von der Liebe und verließ mit komischem Zorn die Kajüte,

nachdem sie die noch übrigen Blätter in ihrem Portefeuille, die ich beschrieben, herausgerissen und mir freundschaftlich an den Kopf geworfen hatte. Dann war sie auf das Verdeck geeilt, um die Sonne, die noch mit dem gemilderten Wetter heraufzog, oder ihr nahendes England zu begrüßen. —

---

5. Trümmer einer Reisephilosophie.

1. Heimathlos macht gottähnlich.

2. Auf der Reise wird man gut, weil man das Gute überall findet.

3. Wer wandert, entflieht dem Schicksal, und der Zufall nimmt ihn auf, um ihm die heitern Geheimnisse der Weltregierung zu erschließen.

4. Nur wer den Zufall in der Welt begriffen hat, ist wahrhaft fromm und weiß von Gott. Man soll aber nicht anders als mit Gott reisen.

5. Der Gottlose fühlt sich viel behaglicher in der Heimath als in der Fremde, denn zu Hause hat man beständig Ursache an Gott zu zweifeln, aber in der Fremde stößt man immer auf ihn.

6. Ein Stubenhocker ist der größte Bösewicht.

23. Die Veränderlichkeit der Welt, der Städte, der Völker, der Menschen gründet sich auf eine hohe Naturkraft, die so ursprünglich ist wie die Luft, welche dem Wanderer auf der Landstraße die Wange röthet und erfrischt.

24. Wenn der Abend kommt, befällt den Wandernden vor seiner Herberge ein Gefühl der Heimath, das Aehnlichkeit mit dem Gefühl des Todes hat.

25. In der süßen Pein des unstäten Umherziehens beschleicht ihn der Gedanke der Ewigkeit, die als Keim alle Dinge bewohnt.

26. Schöne Träume steigen herab auf das Lager des Müden, und in der Fremde beglücken ihn die Bilder der Heimkehr.

27. Zum Heimkehren gehört derselbe Frieden und dieselbe Genugthuung, die nöthig sind zum Sterben.

28. Die Trennung ist ein pulsirender Lebensreiz für Alle, die sich lieben.

29. Meistentheils kehrt man zu den Seinigen wieder zurück, um sie zu verlieren.

30. Liebe ist ein guter Reisegefährte, aber ein schlechter Hausgenosse.

31. Eine Geliebte, deren Andenken man mit auf Reisen nimmt, erfährt in uns eine gottähnliche Verklärung ihres Bildes.

32. Sie wird im eigentlichsten Sinne das Ideal, indem sich uns Heimath und Fremde, Wirklichkeit und Traum in ihr vermählen.

33. In fernen Ländern denkt man an sie, und sie erhört den Freund, indem sie ihm erscheint durch den Zauber der Gedanken.

34. Auf dem Nordmeer ereilt Dich ihr lächelnder Blick, während sie zu den Füßen der Aeltern an den Ufern des Rheins sitzt.

35. Wenn man reist, entdeckt man, wie viel Neigung in der Welt zersplittert ist, und aus dem Schornstein jedes Häuschens sieht man den Rauch eines verborgenen Feuers emporschlagen, selten aber erblickt man die Flamme.

36. Auf der Landstraße von der Heimath träumen, ist ächt menschliches Loos.

37. Alle seine Habseligkeiten nutzt der Wanderer am Ende ab, selbst die Liebe — — (hier beginnt die Zerrissenheit, indem die Miß von hier an das Papier verzettelt hatte).

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Dritter Band.



Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Von

Theodor Mundt.

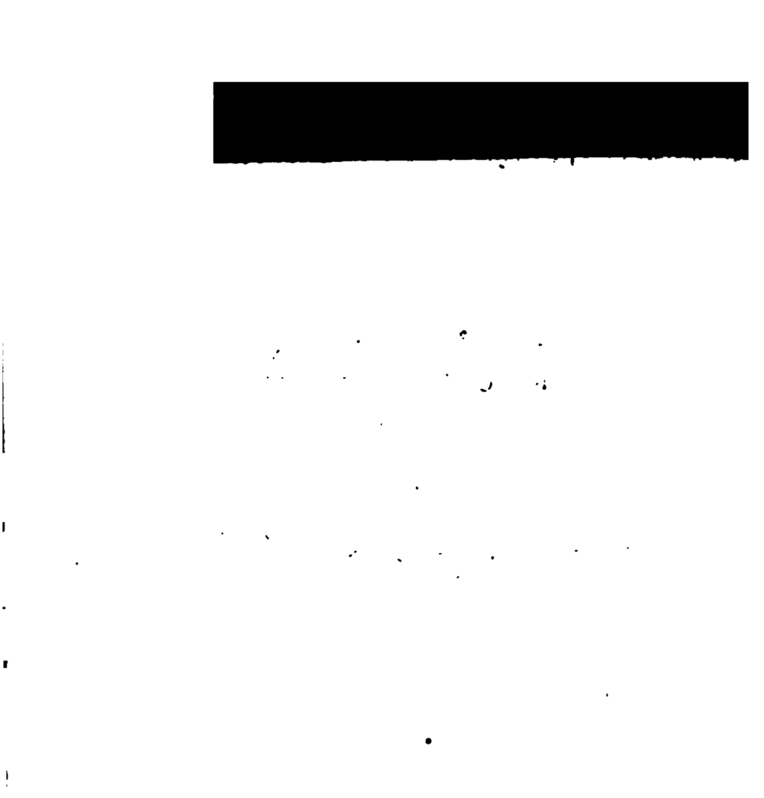
Dritter Band.

Ausflug durch die Schweiz nach der Provence.

Altona,

Johann Friedrich Hammerich.

1839.



Inhaltsverzeichniß.

Ausflug durch die Schweiz nach der Provence.

Ausflug

durch die

Schweiz nach der Provence.

Im Sommer 1838.

(Aus Tagebüchern.)



1.

Heidelberg.

Man hat sich vielfach darüber gestritten, wo eigentlich Süddeutschland anfange? Sollen nicht landschaftliche und volksthümliche Gründe entscheiden, sondern das Gefühl des ächten süddeutschen Lebens selbst, so wird man, von den norddeutschen Ebenen heraufkommend, dieses Gefühls wohl zum erstenmal in dem schönen Heidelberg auf das Vollständigste theilhaftig. Wenn man auch in den Maingegenden bei dem eigentlichen Kern der Bevölkerung schon den ganzen süddeutschen Schlag antrifft, so giebt es doch dort in dem städtischen Leben, namentlich aber in Frankfurt, Vieles, was hinderlich ist, um sich schon mit Behagen der eigenthümlichen Freiheit und Beweglichkeit des süddeutschen Lebens überlassen zu können. Durch die kleine Tagereise von Frankfurt nach Heidelberg fühlt man sich plötzlich wie in einen ganz andern

Ideenkreis entrückt, und an den Ufern des romantischen Neckars, der leise murmelnd und träumerisch über seine Steingerölle dahinrauscht, befreit sich zuerst die deutsche Brust von mancherlei ängstlichen und peinlichen Schlägen, ein froher Seufzer überwindet alle Reflexionen und Abstractionen, die uns kurz zuvor noch gefangen gehalten, und unser Sinn ergiebt sich, in und mit dieser landschaftlichen Idylle, einem Naturfrieden, der zugleich zum Gemüthsfrieden wird und durch alle Adern des Daseins eine neue Erquickung und Erfrischung verbreitet. Diese Gegenden unsres deutschen Vaterlandes sind recht dazu geschaffen, um sich wieder in eine schöne Naturunmittelbarkeit hineinzuleben, und in der Hingebung an den landschaftlichen Geist, an die heimathliche Begränzung der Natur und des Stammes, seinem Bewußtsein wohlzuthun, Manches zu vergessen und Manches zu mildern. Dieser gemüthsfriedliche Charakter liegt sowohl über der ganzen Gegend, als auch über den traulichen Straßen der Stadt Heidelberg selbst ausgebreitet. Es mag Manchem so ergangen sein, daß er auf der Neckarbrücke von Heidelberg stillstand und sein Auge nicht wieder abwenden konnte von dem grünen Fluß da unten, in welchen der über den Bergen aufgehende Mond lange Streifen Silber hineingewirkt hatte,

das sich spielend, und mit den flüsternden Wellen scherzend, hinundherbewegte. Dann ist es ein geheimnißvolles Märchenleben in diesem Neckarstrom, aus der Ferne her erklingt es wie Musik, das macht die Welle, welche melodisch gegen den Stein schlägt, in den kleinen Häusern und Villen, die an beiden Ufern stehen, blitzen Lichter hinundwieder wie in einem magischen Zauberspiel, auf den Waldhöhen rauscht es wie von Menschenstimmen, die immer näher und näher zu kommen scheinen, von den im Mondlicht schwankenden Rebenhügeln erschallt Gelächter und Freude, dann tritt eine feierliche Stille ein und von den Bergen scheinen die Elfen und Kobolde in den Fluß hineinzuklettern und auf den seltsam bewegten Wassern ihre Tänze aufzuführen. —

An den Ufern des Neckar, in einem dieser lieblichen Häuschen, in denen man in stiller Abgeschiedenheit sein ganzes Leben hinbringen möchte, traf ich einen französischen Dichter, Herrn Edgar Quinet, an, der dort, in deutsche Studien vertieft und von deutschen Büchern umringt, einige Monate dieses Sommers zubringen will. Hier sitzt er, in seinem romantischen Dachstübchen, arbeitend im Schweiß seines deutschen Enthusiasmus, und von den Büchern fort zuweilen an's Fenster

---

Ausflug

durch die

Schweiz nach der Provence.

Im Sommer 1838.

(Aus Tagebüchern.)

glück, Knechtschaft, Geisteszwang, und politischer Verfall jeder Art, sie jemals gänzlich entarten und entsittlichen lassen wird. Wer sein Unglück wie ein Gedicht oder eine Sonate empfindet, die er wehmüthig vor sich hinsummt, bleibt wenigstens edel auch in der Erniedrigung. —

2.

Ein französischer Dichter am Neckar und die deutsche Theologie.

Aus Deutschlands Glück und Unglück ein großes Gedicht zu dichten, wäre Edgar Quinet sicherlich der geeignetste Franzose dazu. Unter allen deutschthümelnden Literaten Frankreichs hat er gewiß die gründlichste deutsche Bildung, die er sich früher als Student in Heidelberg mit genialem Fleiß erworben. Dazu besitzt er, wenn auch nicht gerade einen speculativen Geist, doch ein speculatives Herz, könnte man sagen, und seine Phantasie neigt nach deutscher Mystik hin, doch mehr wie ein schöner träumerischer Vogel, der das dunkle Meer liebt und sich in glänzenden Schwingungen über demselben ausbreitet, aber sich wohl hütet, in die Tiefe zu fallen. Auch hat Edgar Quinet eine

deutsche Frau geheirathet, eine Heidelbergerin, und so wäre zu dem deutschen Poem schon Alles da, was in die Wirthschaft gehört. Aber Herr Quinet scheint in diesem Augenblick mit ganz andern Dingen beschäftigt, die freilich nur noch mehr beweisen, wie angeheimelt er von Deutschland ist. Ich fand ihn in seinem Stübchen am Neckar ganz umsponnen von der deutschen Theologie, einem Troglodyten ähnlich, der sich in eine verborgene Höhle geflüchtet hat, um dort Abgötterei zu treiben. Denn für eine Abgötterei und eine ganz ketzerische Verirrung werden es seine Landsleute in Frankreich halten, wenn sie erfahren, daß Quinet um deswillen wieder nach Deutschland gegangen ist, um dort mit der alten Hexenmutter Theologie zu buhlen, und unter einem Zauberapparat von Kirchengeschichten und Dogmatiken, unter allen diesen Schmelzpfannen des deutschen Rationalismus und Supranaturalismus und neumodischen Idealismus und Indifferentismus und Pantheismus, wirklich wie ein verhexter Mann zu sitzen. Und das Leben Jesu von Dr. Strauß lag, wie sich von selbst versteht, obenauf auf dem Haufen der deutschen Bücher, von denen ich Herrn Edgar Quinet umringt traf.

Seine Landsleute haben es auch seitdem erfah-

ren, denn er selbst hat ihnen eine lange und interessante Geschichte davon erzählt. Sein großer Aufsatz über die deutsche Theologie, und namentlich über das Leben Jesu von Strauß, der nachher in der Revue des deux mondes erschienen, ist die Frucht dieses Sommeraufenthaltes in Heidelberg, wo Quinet noch bis zum Herbst verweilen wollte, um dann zu seiner neuen Bestimmung nach Lyon abzugehen. Man hat ihm nämlich an der faculté des lettres in Lyon eine Professur gegeben, und er sagte mir, daß er dort besonders vergleichende Literaturgeschichte zu lesen gedächte, denn Quinet ist es vornehmlich, welcher den in Deutschland von ihm aufgefangenen Begriff von der sogenannten Weltliteratur auch bei den Franzosen zu verbreiten sucht. Er selbst ist auch, als Dichter wie als Gelehrter, das Kind und gewiß das Lieblingskind dieser neuen weltliterarischen Ehe, die man vornehmlich zwischen dem deutschen und französischen Geist, also zwischen den beiden schreiendsten und unvereinbarsten Gegensätzen des Völkerlebens, geschlossen wähnt. Für die Kritik hat sich dieser Standpunct allerdings zu fruchtbar erwiesen, um ihn ablehnen zu können, aber für die praktische und productive Gestaltung der Literatur ist er gewiß vom Uebel, denn eine Literatur kann nicht einseitig national —

nug sein. Gerade in der nationalen Einseitigkeit beruht ihre Größe, und ihre Bedeutung als geistige Ausgestaltung eines bestimmten Volkscharakters. Die vollendete und abgeschlossene Schönheit der Rose ist freilich einseitig, weil sie von der Lilie gar nichts an sich hat, aber wenn die Rose zugleich Lilie sein wollte, hätten wir weder Rose noch Lilie mehr, und würden dadurch um zwei Species ärmer. So geht es gerade Herrn Edgar Quinet, wenigstens in der Meinung seiner eigenen Landsleute, soviel mir bekannt geworden. In seiner ausgezeichneten Bildung hat sich diese Verschmelzung des französischen Naturells mit dem deutschen wissenschaftlichen und poetischen Geist zugleich auf eine productive Weise vollbracht, so daß selbst sein Charakter als Dichter dadurch wesentlich gefärbt ist. Sein Ahasver, wie sehr er auch geniales Eigenthum des Dichters sei, erscheint doch durchaus mit den Bestandtheilen der deutschen Mystik und Metaphysik gesättigt, und jenseits des Rheins wird eine solche Production gern als zu schwer und gelehrt verschrieen, diesseits des Rheins wieder als zu leicht und nicht tief genug. Diese Art von Weltliteratur wäre nichts als der Anfang zum Verfall der Nationalliteratur. Die Franzosen aber, ohne allzu andächtig an das zu glauben, was ihnen Quinet neuerdings

von dem Begriff der Weltliteratur auseinanderge=
setzt hat, beuten diese Richtung zu ihrem Vortheil
aus, so gut sie können, und bleiben, was sie im=
mer waren, Franzosen.

Auch Herr Quinet ist in der Art, wie er die
deutsche Theologie aufgefaßt hat, Franzose geblie=
ben, das heißt, er hat den Standpunkt des gläu=
bigen Gefühls, welcher der französischen Natur in
religiösen Dingen vorzugsweise eignet, dabei nicht
überwinden können. Bei den Franzosen gestaltet
sich das Verhältniß zur Religion gewöhnlich sehr
entschieden in zwei Extremen, entweder als vollen=
dete Orthodoxie, die dann auch eifrig und inbrün=
stig ist in der Beobachtung aller Formen, oder als
ebenso vollendeter Unglaube, der hier im Lande die
Waffen des Aeltervaters Voltaire noch immer von
neuem blank putzt und damit in dem prächtigen
Schlamm der französischen Gesellschaftszustände
einherstolzirt. Zwischen diesen beiden äußersten
Enden des Seins und des Nichtseins in der Religion
haben aber die Franzosen noch nicht die wissenschaft=
liche und speculative Mitte ausfindig gemacht,
welche in Deutschland durch das schillernde und all=
seitige Wesen der Theologie dargestellt wird, denn
der eigentliche Begriff der Theologie ist in Frank=
reich so gut wie unbekannt. Die deutsche Theolo=

gie, in der man das Lamm Gottes krampfhaft umwunden sieht von der Schlange der Erkenntniß, muß für die Franzosen ein Gespenst sein, dessen Anblick sie kaum ertragen werden, und das auch durch die Deutungen, die ihnen jetzt Herr Quinet davon gegeben, an Fürchterlichkeit gewiß eher zugenommen als verloren hat. Und doch haben wir Deutschen Ursache, dem sinnigen Quinet für seine flüchtigen Studien in unserer Theologie dankbar zu sein. Er hat dadurch seinen Landsleuten einen Begriff von den Bewegungen des deutschen Geistes gegeben, die in Frankreich gewöhnlich zu gering angeschlagen werden, als bloße Träumereien oder Grübeleien einer Denkernation, da sie bei uns keine öffentliche Form und darum keinen nationalen Charakter zu haben scheinen. Es sind aber die Erschütterungen auf dem Boden der deutschen Theologie, namentlich aber die Ineinanderbewegungen der Theologie und Philosophie, bei uns ebenso große Nationalangelegenheiten, als bei den Franzosen die politische Debatte, und wenn man die schwindsüchtigen politischen Zustände des gegenwärtigen Frankreichs betrachtet, so kann man wohl mit einiger Genugthuung an unser heimathliches Leben und Treiben zurückdenken, wo, wie gottverlassen wir auch sonst sein mögen, wenigstens die Wissen-

schaft in einer großen, freien, reinen, auf der eigensten Kraft der Nation beruhenden Bewegung begriffen ist. Wenn in Frankreich gegenwärtig eine ganze große Nation ihren Kern in dem allerunfruchtbarsten Kampf um abstracte Parteinuancen zersplittert, so hat es diesem verzweifelten Zustande gegenüber wohl eine inhaltsvollere Bedeutung, daß in Deutschland sich ein Kampf um die Wahrheit des Lebens Jesu von neuem erhoben hat, ein Kampf nicht bloß in den Köpfen und Studirstuben der Gelehrten spukend, sondern die edelsten und kernhaftesten Theile der Nation ergreifend, wie die Verbreitung des Buches von Dr. Strauß bei uns beweist, die für ein streng wissenschaftliches Werk beispiellos in Deutschland ist.

Quinet hat den hohen Sinn dieser deutschen Bewegungen vollkommen begriffen, obwohl er sich zum Theil als ein Gegner derselben ausweist, indem er, namentlich gegen Strauß, an das religiöse Gefühl und an die Mystik der menschlichen Seele appellirt. Besonders macht ihm die skeptisch-mythisch-idealistische Richtung der neuesten Theologie zu schaffen, deren Hauptrepräsentanten, in Bezug auf das Alte Testament besonders in Vatke, Bohlen und Lengerke, in Bezug auf das Leben Jesu in Dr. Strauß, er eifrig studirt zu haben scheint, wenn

er auch freilich gar zu leicht und auf eine allzu naive Weise damit fertig geworden. Quinet kann aber sein unheimliches Staunen nicht unterdrücken über alle diese deutschen Theologen, bei denen die Hypothese des Einen immer die Hypothese des Andern zernichte, wo ein Jeder sich bemühe, ein Blatt der heiligen Schrift zu zerreißen und in den Abgrund zu werfen, um dadurch gewissermaßen seine eigene Unparteilichkeit zu beurkunden. Diese seltsame Wuth, gegen Fleisch und Geist des eigenen Glaubens zu wüthen, und daraus ein Opfer zu bereiten, erscheint ihm vergleichbar mit jener Nacht der constituirenden Versammlung, wo sich Jeder beeilte seine Adelsbriefe zu verbrennen. In Strauß sieht er mit Recht die Consequenz und Zusammenfassung aller bisherigen Bewegungen, die seit einem halben Jahrhundert auf dem Gebiete der deutschen Theologie stattgefunden. Strauß habe, wie sich Quinet ausdrückt, alle früher zerstreut umhergelegenen Stoffe des Skeptizismus gewissermaßen zu einem Bündel zusammengeschnürt, und man habe an ihm zum ersten Mal übersehen können, welche Arbeit der Zerstörung bis dahin in Deutschland vollbracht worden sei. Er habe wie Antonius das Kleid Cäsars in die Höhe gehoben, so daß Jeder nun an dem großen Körper die Stöße erkennen konnte, die er in

die er in der Dunkelheit auf ihn geführt. Dies Gleichniß hat in der That eine schlagende Bedeutung, denn selbst die von Strauß bekämpften und widerlegten Systeme der Theologie sind doch zugleich die Grundsteine, aus denen er sein eigenes Gebäude aufgeführt hat. Mit einiger Bitterkeit aber äußert sich Quinet gegen den modernen philosophischen Pantheismus, den er mit dem Idealismus als gleichbedeutend auffaßt, und ihn bilderstürmerisch, briseur d'images, nennt. Diesem Idealismus, meint er, mißbehage jedes persönliche Dasein und erscheine ihm wie eine Usurpation. Selbst der Vogel, der durch die Luft streiche, das Insect, das im Grase murmele, verdrieße diesen philosophischen Idealismus, und komme ihm wie ein Raub am Absoluten vor, comme un vol fait à l'absolu. Ein solcher Philosoph würde sich nicht eher zufrieden geben, als bis er das Universum und die Geschichte zu einem vollkommenen Stillschweigen gebracht, um alsdann in Frieden der Harmonie seiner eigenen Ideen darin genießen zu können. Dies stimmt mit einer anderen Bemerkung überein, die Quinet über die hegel'sche Philosophie machte, mit der er sich, wie er mir sagte, während seiner früheren Studienzeit in Heidelberg lange herumgeschlagen, sie aber endlich ihrer abstrusen Formen wegen auf immer von sich gethan habe.

Man sieht also, daß es nicht die Leuchte der Speculation ist, mit der in der Hand Quinet seine Revue der deutschen Theologie gehalten. Vielmehr läßt er an dem Werke von Strauß selbst die eigentliche speculative Grundlage, aus der nachher auf dem Leichenfelde der einzelnen negativen Untersuchungen ein positives Ganzes des Christenthums sich wieder erheben soll, unbeachtet und unerörtert, und übersieht somit den hauptsächlichen Wendepunct dieser Erscheinung, welcher zugleich der wesentliche Lebenspunct ist, indem auf ihm das, was die Kritik an der historischen Realität zerstört hat, sich wieder in der Idee der Menschheit als eine dauerhafte und ewige Realität zusammenfügen soll. Wie wenig aber ein Franzose sich einen Begriff machen könne von der Ataraxie einer Philosophennatur, geht höchst naiv aus der Verwunderung hervor, welche Herr Quinet darüber äußert, daß die Zerstörung aller dieser Dinge den Herrn Strauß auch nicht einmal einen Seufzer zu kosten schiene. Diese Ruhe und subjective Unempfindlichkeit in der Führung einer wissenschaftlichen Untersuchung kommt ihm fast fabelhaft vor, aber sie ist, wie er zugleich hinzusetzt, ächt deutsch. „Wenn man diese Bücher der Deutschen liest", bemerkt Quinet, „sollte man den Verfasser für eine Statue nehmen oder ihm eine Seele von Bronze zuschreiben, der nichts

Menschliches nahe kommen kann. So dachte ich mir auch, muß ich gestehen, die Person des Herrn Strauß, bis ich endlich, nachdem ich ihn näher kennen gelernt, mich auf die angenehmste Weise enttäuscht sah, und unter dieser verhängnißvollen Maske einen jungen Mann an ihm fand, dessen ganzes Wesen die reinste Milde und Bescheidenheit athmete, der in seiner Seele eine Fülle von Mystik zu bergen schien und über den Lärm, den seine Untersuchungen in der Welt gemacht, fast betroffen und voller Traurigkeit war."

Die Beweisgründe, durch welche Quinet die mythische Auffassung in dem Leben Jesu von Strauß zu bekämpfen sucht, bekleiden sich in der Innerlichkeit des religiösen Gefühls, auf welches sie sich berufen, zum Theil auch mit dem hochherrlichen Pomp des Katholizismus, so daß sich Quinet, trotz seiner theologischen und philosophischen Ketzereien in Heidelberg, doch am Ende wieder als ein guter Katholik erweist. Er beklagt, daß Alles in den neuesten philosophischen und theologischen Bewegungen in Deutschland auf den Pantheismus hinauskomme, der sich an die Stelle des Evangeliums zu setzen trachte. Kann aber, fragt er, jemals der ganz persönliche Gott des Kreuzes ein Gott-Substanz werden? Und hat nicht der Christ heutzutage, auf der

Schädelstätte der deutschen modernen Theologie, ein viel größeres und grausameres Leiden zu bestehen als das Leiden von Golgatha war?

Nichtsdestoweniger zürnt er, daß Frankreich gegenwärtig einer so starren und unbeweglichen Orthodoxie in den religiösen Dingen anheimgefallen sei, und ganz unberührt bleibe von diesen Forschungen der protestantischen Theologie; er hält es für schimpflich, daß die Franzosen, welche, wie er meint, die Exegese unter Louis XIV. gegründet, jetzt nicht ein Wort mehr mitzusprechen haben in den Fragen der modernen Kritik, die nicht nur die heilige Schrift und die Geschichte der Kirche berührten, sondern auch den ganzen gesellschaftlichen Boden der Gegenwart. In dieser Beziehung accentuirt er besonders den schon von mehreren Seiten her laut gewordenen Wunsch, in Paris doch endlich eine protestantische Facultät zu gründen, und macht den Zustand der Verachtung und Verkommenheit, in dem sich jetzt das protestantische Christenthum in Frankreich befinde, seinen Landsleuten zum Vorwurf. Es ist anzuerkennen, daß sich Edgar Quinet zu diesem ächt wissenschaftlichen Gesichtspunct zu erheben sucht, obwohl er selbst bald darauf bekennen muß, daß, um den Franzosen einen wahren Begriff von den Forschungen und Resultaten der modernen theologischen

Kritik zu geben, die französische Sprache schon das erste Hinderniß in den Weg stelle, und zwar so sehr, daß es schwer falle, nur die Stichwörter und Lebensfragen überhaupt zu bezeichnen, auf welche es in dieser Wissenschaft jetzt ankomme. So bemerkt er denn vor allen Dingen, daß, um etwa den Streit über die historische oder mythische Begründung des Lebens Jesu auch in das Französische zu verpflanzen, man darin schon den entsprechenden Ausdruck für die Wörter Sage und Mythus vermisse, da das Wort mythe in der französischen Sprache des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nicht vorkomme. Er führt an, daß das Wort figure, welches Fenelon in religiösen und biblischen Dingen gebraucht, der Sache noch am nächsten komme; unter allegorie dagegen verstehe man im Französischen nur ein Werk der Kunst oder Dichtung. So zeigt sich denn Quinet entschlossen, die Einbürgerung des Wortes mythe in jenem Sinne zu versuchen, und die Franzosen verdanken somit den deutschen Studien wieder einen neuen Ausdruck, doch werden sie schwerlich weder an dem Wort noch an der theologischen Bedeutung desselben große Freude haben.

Uebrigens bemerkt Quinet, daß es auch schon in der früheren französischen Theologie, wenn man von einer solchen reden kann, Spuren von einer

Auffassung der Bibel als Mythengeschichte gegeben, vornehmlich in Bezug auf das alte Testament, wo die **Pensées** von Pascal angeführt werden können, sowie auch Fenelon, aber das achtzehnte Jahrhundert habe die philosophischen Prinzipien und damit auch die Formen des religiösen Skeptizismus in Frankreich von Grund aus verändert. Durch Voltaire und die Encyclopädisten mußte allerdings alle und jede Exegese überflüssig werden, denn durch diese Philosophie war die ganze Weltordnung in Frage gestellt, was konnte da noch auf die einzelnen Thatsachen des Christenthums ankommen? Es ist aber bemerkenswerth, daß der Einfluß der Philosophie in Frankreich den religiösen Zweifel gewissermaßen rein herausschälte, und ihn zu einer nackten Aufrichtigkeit, zu einer gewissen Ehrlichkeit des Bekenntnisses trieb. Man weiß woran man ist mit dem französischen Skeptizismus, was man von unserm deutschen nicht behaupten kann. In Frankreich hatte es der Zweifel zu einem vollendeten System gebracht, und wenn er ein Wolf war, der das Heiligste zerriß, so hing er sich wenigstens kein Schaafskleid um, wie bei uns in Deutschland, wo sich der Skeptizismus gerade aus der Philosophie sein Schaafskleid zu fertigen pflegt. Der deutsche Skeptizismus hat sich oft so tief in den philosophi-

schen Pelz eingehüllt, daß man hinter der Mummerei seine wahre Natur nicht mehr herausfand. Bei den deutschen Philosophen und Theologen soll das Zweifeln am Ende nur ein Erkennen sein, und doch ist das Erkennen am Ende nur ein Zweifeln. Die deutsche Natur untergräbt Alles, möchte es aber auch wieder mit keinem Ding in der Welt ganz verderben, und wenn sie den Glauben an ein Heiliges zerstört, überredet sie sich, daß aus der Zerstörung erst der wahre und höhere Glaube sich wiedererheben müsse, und diese Dialektik von Sein und Nichtsein ist das wahre Grundwesen der deutschen Philosophie und aller deutschen Lebensbewegung. Ob diese skeptische Natur der deutschen Wissenschaft, des deutschen Lebens, zu einem heilbringenden Resultat für unsere Nationalität ausschlagen werde, wer kann es prophezeien? Nur das ist unabläugbar, daß wir in allen Stücken dieser zitternden Bewegung überliefert und überlassen sind, und heutzutage mehr als jemals. Diese skeptische Natur, die zugleich mit dem reinsten Bewußtsein nach der Wahrheit strebt, und die sich jedesmal stark genug dünkt, die von ihr selbst entseelte Leiche wieder zu beleben, diese repräsentirt sich in unserer Zeit in Dr. Strauß und seinen Bestrebungen auf das Vollständigste und zugleich auf das Reinste. Man muß

ein Deutscher sein, das heißt, man muß selbst an dieser Zwieträchtigkeit des Wesens leiden, um eine solche Natur verstehen und würdigen zu können. Den Franzosen muß sie ewig fremd bleiben, und sie würden Strauß nur begreifen, wenn er Voltaire wäre. Strauß ist aber so ganz und gar in seiner Richtung und in seinem Wesen deutsch, daß ihn nur der baare Unverstand in derselben Stellung zum Christenthum erblicken könnte, die Voltaire sich gegeben. Strauß steht mitten im Christenthum darin, selbst wo er dasselbe aufzuheben scheint, und wem die Resultate seiner Kritik für frivol gelten, der muß sich doch überzeugen, daß sie bei Strauß aus einer wahrhaft religiösen Seele sich entwickeln. In dieser sinnigen und reinen, ruhigen und freien, kühnen und bescheidenen Forschung hat sich die angestammte Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit der deutschen Natur, wie sonst selten, bethätigt. Man hat viel mit der deutschen Ehrlichkeit oft bei unzeitigen Gelegenheiten sich in die Brust geworfen, hier ist sie in aller ihrer Würde und Einfachheit, aus einem gediegenen Naturell herauskommend, nur von der Sache und der Wahrheit abhängig und der Erforschung derselben sich opfernd. Diese Forschung, zuversichtlich vorschreitend und unter Gottes Schutz sich stellend, auch wo sie gegen Gott selber scheinbar

sich richtet, den Krieg führend nur um des Friedens willen, und wenn sie irrt, nur um der Wahrheit willen irrend, dies ist die deutsche Natur und Art, dies ist der wissenschaftliche Charakter unserer Nationalität, der noch als das beste und unverkümmertste Eigenthum inmitten politischer Verlorenheit uns geblieben. Die Untersuchungen, was an dem Leben Jesu nur eine Mythe sei und was historisch, werden das Christenthum selbst nicht stürzen, und Herr Quinet, der den Franzosen das beste Theil von der deutschen Nationalität zugänglich machen will, indem er sie in die heutigen Bewegungen unserer Wissenschaft einführt, hätte sich besonders über den entscheidenden Moment, auf den es hierbei ankommt, ein klares Bewußtsein erwerben sollen, nämlich wie die Angriffe der Kritik gegen den Körper des Christenthums nur den Zweck haben, des Christenthums wahren Geist aufrecht zu erhalten und in seine reinste Sphäre zu erheben.

Es waren ungefähr diese Gedanken, welche ich gegen Herrn Quinet auf Veranlassung seiner deutschen theologischen Studien äußerte, von denen mir die Situation, in der ich ihn in Heidelberg umringt von einem deutschen Bücherhaufen angetroffen, ein so überraschendes Bild vorgeführt hatte. Nichts Erfreulicheres konnte mir aber am Neckar begegnet sein,

als die Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Franzosen zu machen. Edgar Quinet steht vielleicht in einem Alter von fünfunddreißig Jahren und ist von einer sehr einnehmenden Persönlichkeit. Man sieht seinem Gesicht ein etwas starkes geistiges Arbeiten an, lebhafte französische Züge von der deutschen Speculation abgemattet. Es lebt in ihm ein brennender Wissensdurst, welcher schon in den verschiedensten Gebieten nach Nahrung umhergesucht hat, und der ohne Zweifel der Eifer einer genialen Natur ist, die halb in poetische halb in wissenschaftliche Anflüge sich theilt. Eine Aeußerung, welche Quinet im Verlauf des Gesprächs machte, erschien mir vorzüglich bemerkenswerth. Er behauptete, daß gegenwärtig in Deutschland eine gewisse Geringschätzung gegen die Franzosen sich zu regen beginne und man bei uns die französische Nationalität und deren Einfluß nicht mehr so hoch achte, als dies noch vor wenigen Jahren der Fall gewesen; und diese Geringschätzung sei bei weitem schlimmer als der entschiedene Franzosenhaß einer früheren Periode in Deutschland. Ich glaube, daß sich Quinet darin nicht irrt. Der Franzosenhaß hat bei den Deutschen aufgehört, aber auch die Sympathie für das französische Wesen, welche die Julirevolution auf kurze Zeit zu einer bedeutungsvollen Flamme angefacht hatte. Die schmäh-

liche Niederlage, welche die Julirevolution in ihren Consequenzen erlitten, hat auch in Deutschland die Stimmung für Frankreich abgedämpft, und der deutsche Liberalismus selbst ist geneigt, und gewiß mit Recht, seinen eigenen Untergang der französischen Politik als Schuld anzurechnen. Ueberhaupt scheint man wohl in Deutschland zu der Ansicht gekommen, daß das deutsche Leben sich nicht nach dem französischen Maßstab zuschneiden lasse, besonders wenn dieser sich so unsicher und trügerisch erweist, wie gegenwärtig in Frankreich. Man läßt den französischen Vorzügen jetzt bei uns hinlängliche Gerechtigkeit widerfahren, aber man ist nicht mehr so verblendet, dabei in eine enthusiastische Selbstverläugnung zu gerathen, und dies mag einem Franzosen schon wie Geringschätzung vorkommen. —

Quinet scheint mit einigem Widerstreben nach Lyon zu gehen, um seine neue Professur dort anzutreten. Er sieht dies als eine vorübergehende Station an, von der er sich sobald als möglich wieder loszumachen gedenke. Wenn nun auch das Gouvernement beabsichtigt, gute Köpfe in die Provinz zu schicken, um dies arme Aschenbrödel mit neuem Leben zu erfüllen, so gönnt wieder der gute Kopf sich nicht der Provinz und sucht sich sobald als möglich von diesem verlornen Posten zu entfernen. Auch der

junge deutschgelehrte Marmier hat eine Professur in Lyon erhalten. Es sieht fast so aus, als wollte man jetzt das schöne arme verzweifelte Lyon in Friedfertigkeit einlullen durch dies deutschgelehrte junge Frankreich, das seine beschwichtigende philosophische und literarische Bildung dorthin verpflanzen soll. —

3.

Freiburg im Breisgau.

Wie die schönen lachenden Rebenhügel, so ist auch der Menschenschlag in diesem herrlichen deutschen Lande. Ueberall sieht man ein freundliches, offenes, kräftiges Geschlecht, namentlich aber hier im Breisgau, wo die schönsten Frauengestalten Deutschlands anzutreffen sind. Die Frauen sind hier in der That fast alle schön, voll und kräftig gebaut, weiße Haut und lachende Gesichter. Der gesundesten und heitersten Verleiblichung der germanischen Natur begegnet man auf diesen Fluren, die von Lebensgenuß ertönen, und mit der schönen Gesundheit des Leibes und des Herzens verbindet sich nicht weniger die Gesundheit des Sinnes und der Gesinnung, die in den politischen Dingen bei dieser Bevölkerung hervorragend ist vor allen andern

Gauen Deutschlands. In naiver Weise, wie von selbst aus dem Naturell heraustretend, haben sich hier viele politische Lebensäußerungen geregt, die, in andern Gegenden verfehmtes Gut, hier frei sich bewegen durften, weil sie so unmittelbar in natürlicher Offenheit des volksthümlichen Charakters sich zeigen und als ein solcher Bestandtheil des Naturells gar nicht abgelehnt werden können. Besonders in Freiburg selbst ist diese politische Offenheit merkwürdig, aber weil sie sich ungehindert an allen Orten äußern darf, fehlt ihr das geheime Gift, wodurch sie schädlich werden könnte. So hat es in Freiburg, trotz aller revolutionairen Anrüchigkeit, in welcher namentlich die Universität so lange gestanden, doch niemals geheime Studentenverbindungen gegeben. —

Freiburg ist ein allerliebstes Städtchen. Es hat den Charakter einer freundlichen Landstadt, und die Berge des Schwarzwaldes schauen über die Häuser hinweg in die Stadt hinein. Die Kaiserstraße ist die einzige Hauptstraße, welche, von den Nebengassen durchkreuzt, die ganze Länge der Stadt bildet. Auch giebt es eine Jesuitengasse, jedoch, gleichsam um diesen Namen unschädlich zu machen, auch einen Gasthof zum Geist und ein Caféhaus zum Kopf, welches letztere übrigens bemerkenswerth

genug ist, da es in seiner großartigen Anlage selbst unter den Caféhäusern von sogenanntem europäischen Ruf noch ein Ansehen genießen könnte. Hier in Freiburg wohnen Rotteck und Welcker, die beiden Patriarchen des deutschen Liberalismus, von der ganzen Bevölkerung geehrt und geliebt, und unerschütterlich feststehend in ihrer eigenen Reinheit und Lauterkeit, welche Schicksale, Wandelungen und Trübungen auch seitdem der Liberalismus selbst in Deutschland erlitten. Will man aber ermessen, wie volksthümlich Rotteck in diesen Gegenden ist, so muß man zu den romantischen Niederlassungen des Schwarzwaldes hinaufsteigen, wo die Bauern täglich in seiner Weltgeschichte lesen. „Ich kann zwar nicht Alles darin verstehn", sagte einst ein Landmann, bei dem man auch dies Buch angetroffen, „aber ich meine doch, ich verstehe Alles; 's ist gerade, wie wenn der Pfarrer die Messe liest; ich hab' eine Andacht dabei, ohne daß ich weiß, was sein Latein bedeutet." So mag es denn mehr die Person des ausgezeichneten Mannes sein, die den Weg zu den Herzen des Volkes gefunden, als sein mit vernunftrechtlichen Phrasen und Erörterungen überladenes Buch, das wohl nicht einfach genug ist zu einer ächt volksthümlichen Wirkung. Wollte man aber in der Tha[illegible] aft volksthümliche

Weltgeschichte schreiben, so könnte man, um Ton und Stimmung zu treffen, seine Studien nirgends besser machen als unter dieser Bevölkerung des Schwarzwaldes, bei der sich ein so eigenthümliches intelligentes Volksleben regt. Diese Schwarzwälder, von sinniger und sinnlicher Lebhaftigkeit durchdrungen, haben das merkwürdigste Naturell, das in ihren Sitten wie in den vielen Kunstfertigkeiten, die ihnen eigen sind, sich offenbart. Dies schöne kräftige deutsche Geschlecht verbindet einen intellectuellen Verstand mit der natürlichen Grazie und dem genialen Leichtsinn einer südlichen Völkerschaft. Wenn man sie Sonntags tanzen sieht, sollte man sie für Italiener halten, und muß erstaunen über diese freien und üppigen Formen, über diese gesunde und kraftvolle Anmuth eines aus sich selbst emporblühenden Naturlebens. Nimmt man dazu den wunderbaren Charakter des Gebirges, das bald durch sein düsteres und unheimliches Wesen abstößt, bald in seinen fruchtbaren Thälern allen Segen der Erde birgt, so glaubt man sich hier in eine ferne Weltgegend verzaubert, und ist geneigt, sich den Träumen von einer neuen und frischen Civilisation zu überlassen. —

Die Mischung des badischen Volkes, aus der alemannischen Abkunft, die im Oberlande vorherrscht,

und aus der ursprünglich fränkischen Natur der Unterländer, hat hier ohne Zweifel einen originellen und bedeutsamen Einfluß auf das ganze Leben ausgeübt. Der Geist der Freiheit und Gesundheit lacht uns aus allen Zuständen dieser begünstigten Bevölkerung entgegen, und das paradiesische Gartenland, überall bebaut und überall grünend im reichsten Ertrag der Erde, scheint nur dazu geschaffen, um einem glückseligen Geschlecht die Stätte zu bereiten. Man muß gestehen, dies Land ist vor vielen befähigt, ein politisches Ideal zu verwirklichen, und zwar zu verwirklichen in und mit einem deutschen Volke, innerhalb wahrhaft deutscher Verhältnisse. Die Regierung ist auch nicht zurückgeblieben in diesem Lande und hat vorzuschreiten gesucht in Sympathie mit dem hohen und freien Geiste, der von Natur auf diesen gesegneten Landschaften ruht, aber diese Sympathie mußte freilich nach den andern normabgebenden Staaten des deutschen Bundes gezügelt werden. Zwei Männer sind es aber besonders, welche an der Entwickelung des tüchtigen Sinnes dieser Bevölkerung, namentlich im Breisgau, einen großen Antheil haben. Der Hohes wollende, aber von einem tragischen Schicksal immer im beschränkten Kreise gefesselte Kaiser Joseph II. schüttete die
ı seiner Regierung auch über den Breis-

gau aus, der schon seit Jahrhunderten dem Hause Oesterreich zugehört hatte, und die von ihm ertheilte Preßfreiheit brachte besonders in diesen Gegenden ein neues Leben hervor. Damals war es, wo die Universität von Freiburg ihre Bedeutung empfing und ihren Ruhm begründete. Nicht minder hervorzuheben ist aber die langjährige Wirksamkeit des edlen Freiherrn von Wessenberg, der, selbst im Gegendruck gegen die römische Hierarchie sich entwickelnd, den Katholizismus der Bevölkerung wenigstens in der Gesinnung läuterte und befreite, wenn auch das große Werk der gänzlichen Loslösung der katholischen Kirche von Rom noch nicht gelang. Dieser ausgezeichnete Mann hat aber gewiß unendlich Vieles gethan für die Aufklärung dieser Gauen, die sich bei der katholischen Geistlichkeit selbst stets in musterhafter Art zu erkennen gegeben, und wenn in der neuesten Zeit auch hier mancherlei Verfolgungen, politische wie religiöse, vorgekommen sind, namentlich gegen Lehrer der Hochschule von Freiburg, in der letzten Zeit unter Anderm die Entsetzung des Professors Schreiber, der wenigstens keine theologischen Vorlesungen mehr halten darf, so hat man hierin wohl nur das nachgemacht, was man anderwärts gelernt hat an den Orten, die unabweisliche Beispiele zu geben pflegen —

Der Breisgau kam bekanntlich durch den preßburger Frieden im Jahre 1805 wieder an das Geschlecht der Zähringen zurück, welchen die Stadt Freiburg selbst ihre Gründung dankt, aber wenn auch mehr als ein Vierteljahrhundert seitdem verstrichen, so verräth doch die ganze breisgauische Bevölkerung noch immer die Einwirkungen der ehemaligen österreichischen Politik in jeder Lebensäußerung. Das Prinzip der Lebensgenießlichkeit besonders, das Oesterreich gern in seinen Provinzen vorwalten läßt und als das beste Assimilationsmittel begünstigt, um jedem schärferen geistigen Streben dadurch den Stachel zu nehmen, hielt auch den Breisgau ganz umstrickt, der vielleicht die üppigste österreichische Provinz geworden war. Dieser Geist des Wohllebens charakterisirt noch heut überwiegend die Volksklassen dieser Gegend, welche sich von den andern Theilen Badens durch die aufgeregte sinnliche Lebenslust ihrer Bewohner merklich und wesentlich unterscheidet. Im Breisgau geht es immer lustig und sorglos zu, unbekümmert überläßt man sich der Heiterkeit der Stunde, und die schönen Frauen, deren es in allen Ständen giebt, verleihen dem Leben Reiz und Farbe durch ein offenes und zutrauliches Wesen, wie man es sonst in Deutschland nicht findet. Besonders aber wird hier noch auf gut österreichisch gegessen und getrunken,

das heißt: sehr reichlich und fast immer, und selbst der einfache Bürgerstand giebt sich darin den größten Verschwendungen hin. Diese Ueppigkeit ist Schuld daran, daß, wie man mir erzählt hat, sich hier im Breisgau viele Familien nur auf zwei oder drei Generationen im Lande erhalten. Das reichlich Erworbene wird schnell verpraßt, und wenn Sohn oder Enkel das überkommene Erbe aufgezehrt haben, wird zur Auswanderung geschritten. Fremde Ansiedler aber treten an die Stelle der Ausgewanderten und nehmen Besitz von ihrem Grundeigenthum, oft um binnen Kurzem dasselbe Schicksal zu erleiden. Diese einzelnen Nachtheile gehen aber spurlos vorüber an der gesunden und harmonischen Entwickelung des allgemeinen Volksgeistes in diesen Landen, der seine Kernhaftigkeit in den wichtigsten Dingen behauptet hat. —

Der Abend dämmerte schon, als ich in Freiburg anlangte, und da es zu spät war, um noch die Briefe abzugeben, die mich nach meinem sehnlichen Wunsch bei den Herren Welcker und von Rotteck einführen sollten, ging ich hin, um zuerst die Bekanntschaft des freiburger Münsters zu machen. Zu mir gesellte sich ein Handwerksbursche aus dem Nassauischen, den ich unterwegs auf der Herreise kennen gelernt und mit dem ich in eine gute Unterhaltung ge-

kommen war, weil er ein frisches und aufgewecktes Wesen an sich hatte, und mit der unbefangenen Offenheit, die Leute seines Standes auszeichnet, von den politischen Dingen in Süddeutschland urtheilte. Wir gingen zusammen nach dem Dom, der uns mit seinem alle Straßen überragenden Haupt schon aus der Ferne feierlich gegrüßt hatte und dessen dunkle Riesengestalt sich immer schwärzer und gespenstischer gegen die duftigen Farben des Sommerabends, die über der Stadt lagen, abzeichnete. Viele Menschen gingen in ihrer kleinen freundseligen Geschäftigkeit wie spazierende Ameisen dicht an dem Wunderbau vorüber, die Gewohnheit hatte sie abgestumpft gegen den Anblick, und sie bemerkten das Gespenst aus der alten großen Vergangenheit nicht mehr, das hier in ihrer Mitte so unbegreiflich stehen geblieben war. Auch das gewöhnlichste Gefühl, das plötzlich von dieser überwältigenden Gestalt getroffen wird, vermag sich nicht ohne Andacht zu nähern, und ein Naturkind, wie mein Handwerksbursche war, nahm demüthig den Hut ab vor dem Werke Erwin's von Steinbach.

Ich hatte noch vor Kurzem vor dem Münster in Straßburg gestanden und fand hier den jüngern Bruder desselben wieder, der, obwohl überall in kleinern und bescheidneren Verhältnissen ausgeführt,

doch nicht minder würdig des großen Urhebers ist, dessen Schöpfergeist er in allen Theilen offenbart. Diese gothischen Dome erscheinen alle unter einander in einem gewissen Zusammenhang, wie Glieder einer großen cyklischen Dichtung, und erzeugen überall dieselbe erhebende Wehmuth und dieselbe niederschmetternde Demüthigung in dem Gemüth des heutigen Beschauers. So blumenartig, wie sie gewachsen zu sein scheinen, in dieser freien Grazie einer in den Himmel hinein sich entfaltenden Pflanze, deren Blätter blos durch den Reiz von Licht und Sonne sich in die Höhe wenden, aber nicht durch menschliche Kunst, gleichen sie mehr einer natürlichen Vegetation als einem architektonischen Bau, und in dieser Naturnothwendigkeit haben sie sich aus dem Geist ihrer Zeiten so organisch zusammengefügt. Eine im Prinzip einige und darum riesenfeste Vergangenheit hat sie so dauerhaft geschaffen, daß, obwohl sie den Geist ihres Daseins längst überlebt haben, sie noch immer dies unzerstörbare und gewaltige Leben vor unsern Augen behaupten. Am straßburger Münster las ich an den Kirchthüren und Mauerecken mit großen Anschlagzetteln angekündigt die Predigtsammlung eines dortigen Predigers Vion, die den Titel hatte: Vertheidigung des Christenthums gegen alle Systeme des modernen Un-

glaubens, namentlich gegen den Rationalismus und Indifferentismus! Komischer kann kein Contrast sein, als an dem ungeheuern Münster hinaufzublicken und dabei an den Rationalismus und Indifferentismus denken zu müssen, gegen die eine Predigtsammlung unten an den Mauern klebt! In diesem Contrast liegt das ganze Verhältniß der Zeit, welche die Münster baute, zu der unsrigen, die sie als unbegreifliche Werke anstaunen muß, ausgesprochen. Es liegt darin der ganze gespensterhafte Schrecken, den uns der Anblick dieser himmelhohen Bogen einjagen kann, wenn sie, mit dem Gefühl der Reue uns anpackend, in unser heutiges kleines Leben so beschämend hereinragen. Der Geist des Christenthums, aus dem diese Dome wie eine kühne That der göttlichen Offenbarung entsprungen, ist bei uns jetzt genöthigt worden, sich zu vertheidigen, und der Prediger Vion hat in seinem wohlehrwürdigen Eifer die Vertheidigung übernommen und läßt es anschlagen an dem stolzen Bau des Münsters selbst, der wind- und wetterfest in seinen ewig scheinenden Formen den Stürmen der Zeit getrotzt hat, welche jetzt seinen Geist, dessen Kind er ist, untergraben wollen. Und doch ist nur der Geist ewig, aber die endlichen Formen werden alle zusammenstürzen. Aber die dem Geiste gewisse Ewigkeit be-

ruht nicht darin, daß sie starr und unbeweglich, steif und wandellos den Elementen trotze, worin jeder Fels und jeder von Menschenhänden aufgeführte Bau den Geist übertreffen kann. Des Geistes Dauer ist seine stete Beweglichkeit und in der Wandelbarkeit begründet sich seine Ewigkeit von Zeit zu Zeiten. So hat man diese Dome in die Wolken hineingebaut, und der Geist war in den Domen, und die Menschheit hat ihn darin wie in seiner sichtbaren Erscheinung angebetet. Jetzt ist der alte Geist nicht mehr darin, aber die Dome stehen noch, in ihren gewaltigen Steinmassen scheinbar fester und getreuer, als der Geist, der sie erschaffen und verlassen hat. Gott läßt sich nicht in diesen Münstern und Domen fesseln, er wandelt sich immer wieder in neue Formen der Zeiten hinein, und die alten stehen oft nur noch als eine versteinerte Illusion da, wie diese Münster und Dome, welche uns in ihrer himmelanstrebenden Glorie an die große Illusion des Christenthums als einer weltbeherrschenden und einheitgründenden Institution der Menschheit gemahnen. Ob diese Illusion in andern Formen zur Wahrheit werden wird, muß sich offenbaren, wenn die neuere Menschheit, ihre eigenste Lebenskraft zusammennehmend, etwas Fertiges daraus geschaffen hat, das an Würdigkeit und

Größe des Gedankens mit jenen Münsterbauten sich vergleichen kann. Diese alten Kirchen, diese majestätischen Träume der christlichen Baukunst, scheinen aber gleichsam um dieser Mahnung willen bis auf uns geblieben zu sein, um durch ihren Anblick die neueste That der Geschichte von uns zu fordern, die That, welche die Einheit des Lebens, die wir verloren haben, auf unsere Art in unsern Formen wiederbegründen soll! Ihnen gegenüber muß uns bange werden wegen der Zusammenschrumpfung aller unsrer heutigen Richtungen, und die Sehnsucht und der Neid müssen den Geist quälen, der sich in seiner heutigen Art ebenfalls ausdehnen und entfalten möchte mit derselben göttlichen Freiheit, mit welcher damals, um den mächtigen Gedanken hervorzubilden, die schlanke Säule des Doms sich hochschwingen und der Bogen sich in die Lüfte wölben durfte. So tritt oft, wenn wir auf der Höhe dieser Münster weilen, der Versucher zu uns heran, und nährt uns mit dem Haß gegen unsere eigene Zeit, die wir mit einem Blick voll Wehe überschauen nach allen ihren vor uns liegenden Weiten und Fernen. Und zuweilen kann man dann selbst den großen gothischen Riesenbau hassen, dem unser Geschlecht so klein, arm und thatlos gegenübersteht, daß es sich vor jener stolzen That der Vergangen-

heit verhüllen muß wie ein stummer Bettler. Dann, wie Plato einst in seiner Republik den Wunsch hatte, daß die Dichter alle bekränzt aus dem Lande geführt würden, weil sie durch ihre Träume dem Volke die Kraft und den Glauben raubten, so könnte man hier sich dem seltsamen Gelüst überlassen, daß diese gothischen Thürme alle abgetragen werden möchten von der Erde, weil ihr stolzes und titanenhaftes Wesen uns heut mit Kleinmuth und Verzagtheit an uns selbst erfüllt, oder auch die Gemüther magisch verlockt, daß sie träumerisch sich selbst und ihr Heute aufgeben und in den feudalen Geist jener Vergangenheit sich wiedereinspinnen möchten, die doch todt ist, trotz ihrer unerschütterlichen Dome, die sie noch aus dem Grab der Zeiten so hoch emporstreckt! —

Mit Grillen dieser Art umwebt uns wohl die Abenddämmerung, wenn wir einem solchen Bauwerk gegenüberstehen und in ihm das Gespenst der alten Zeit uns erscheint. Ich war froh, als mich endlich mein Handwerksbursche beim Arm ergriff und mich darauf aufmerksam machte, daß vom nahen Schloßberge herab der Anblick des Domes noch schöner zu genießen sei, und man dort betrachten könne, wie allmählig das ganze Landschaftsbild, wunderbar mit den Lichtern und Schatten ringend,

in die Nacht sich verliere. So stiegen wir zu diesem herrlich hingelagerten Berg hinauf, dem die ganze Stadt in einer schönen friedlichen Gruppe sich zu Füßen schmiegt, und wo der gewaltige Dom, wie eine fremdartige Macht aus den Häusern hervortretend, sich immer näher und näher zu uns emporzurecken und geisterhaft an uns heranzuschweben scheint, daß uns die Täuschung befällt, als könnten wir sein Haupt hier ergreifen und an seinen Säulen uns festhängen mit unsern Armen. Oben von dem Gasthause des Schloßberges tönt Musik über die Weinberge und in die Stadt hinab und als düstern Hintergrund breitet der Schwarzwald seine rauschenden Gebüsche aus. Heitere Fußwandrer, schöne Spaziergängerinnen begegnen uns überall, und geben und erwiedern den Abendgruß mit der freundlichen Zutraulichkeit des Landes, die so wohlthuend ist und uns in den Sinn bringt, daß wir alle Gottes Kinder sind. Die Nacht behauptet allmählig das Feld, und wir wenden uns nach der romantisch gelegenen Schenke, wo die Bergleute so schöne Musik machen, daß Einem das Herz seltsam durchschüttert wird bei ihren phantasirenden und klagenden Hörnern. Ein allerliebstes Schenkmädchen bringt uns den Wein und an der Art, wie sie uns begrüßt, merke ich jetzt erst, daß mein Handwerksbursche nicht so ganz un-

eigennützig dabei gewesen, als er mich zum Schloß-
berg hinaufgeführt. Es ist eine alte Bekanntschaft
von ihm und sie scheint um sein Herkommen schon
gewußt und ihn erwartet zu haben. Maria ist eine
der kräftigen Schönheiten des badischen Landes, die
zu betrachten, etwas so Frohes und Freudiges hat.
Schlank in die Höhe gewachsen, zeigt sie doch die
herrlichste Fülle der Glieder, in der sie sich sorglos,
aber mit aller natürlichen Anmuth bewegt. Ge-
schäftig eilt sie auf und nieder, von einem Tisch zum
andern, und die schelmisch lachenden Augen, die
auch wieder so viel Gutmüthigkeit verrathen, spähen
nach jedes Gastes Begehr. Munter trägt sie Alles
herbei, und empfängt lächelnd oder Scherz erwie-
dernd die Huldigungen der Stammgäste. Der Eine
neckt sie bei den schönen braunen Zöpfen, der Andere
hat es auf die rothen Wangen abgesehn, oder er-
probt das feste Elfenbein ihrer glänzenden Schul-
ter. Mit Allen weiß das frohe Schenkmädchen auf
die beste Art fertig zu werden und Jeder ist zufrie-
den mit ihr. Es schien mir aber doch, als walle ihr
hochgewölbter Busen stets am lebhaftesten zu meinem
jungen Gefährten herüber, und wo sie nur abkom-
men konnte, sagte sie ihm viele freundliche und
tröstende Grüße mit ihren Augen, so daß er nicht nö-
thig haben sollte, eifersüchtig zu werden. Die Ei-

fersucht und die Ungeduld schienen ihn aber doch bisweilen recht zu quälen, bis endlich zur Belohnung des armen Jungen der längst herbeigesehnte Wendepunkt eintrat. Die Tische wurden allgemach leer und die Stammgäste hatten ihre Krüge ausgetrunken und sich friedlich nach Bürgersitte auf den Heimweg zur Stadt gemacht. Nun setzte sich die derbe Grazie zu uns, seufzte aus vollem Herzen, vor Ermüdung und vor Liebe zugleich, und umfing traulich ihren Wilhelm, mit dem nun das schönste Geplauder begann. Auch der Mond kam herauf und streute gerade so viel leise Silberlichter durch das Gebüsch, als nöthig war, um die kleine Idylle der Liebe zu vollenden, ohne durch zu große Helle ihr Stillleben zu stören. Nun sagte ich Gutenacht zu dem glücklichen Paar, und suchte meinen Weg, den mir die ausgestreuten Mondflocken vorzeichneten, um noch zu den höheren Berghügeln hinanzusteigen und den nächtlichen Wald zu finden, beneidend Wilhelm und Maria, die beide über alle Wirren der Erde, über alle Streitfragen der Meinung so erhaben waren! — —

4.

Studien des Liberalismus in Freiburg.

Die Universität Freiburg galt eine Zeitlang gewissermaßen als das Papstthum des modernen Liberalismus, durch ihre beiden Professoren von Rotteck und Welcker, die als Lehrer dieser Hochschule jetzt in den Ruhestand versetzt sind, ein Opfer, das sie ihrem landständischen und publizistischen Wirken gebracht haben. Beide Männer sind Charaktere im seltensten Sinne dieses Wortes, und ihre Namen, auf die Deutschland stolz zu sein Ursache hat, werden unsterblich sein als Denkmal des großen Versuchs, welchen der deutsche Geist mit sich angestellt hat, um sich zu öffentlicher Bewegung zu bilden. Rotteck und Welcker sind unter einander sehr verschiedenartig, sowohl in ihren Persönlichkeiten als selbst in ihren Ansichten und Richtungen wie

in deren Begründung. Nur der nächste praktische Zweck, welcher jetzt der Geschichte gewissermaßen vor Augen liegt, ist, außer ihrer persönlichen Freundschaft, das gemeinsame Band, das sie zu einer festen Stellung zusammenstehen läßt. Sonst, wenn sie die ihnen gemeinsamen Vorarbeiten überwunden, und es dann in der That sich um die Verwirklichung des Zieles alles Strebens handelte, würden sie vielleicht eine große Abweichung von einander darstellen, die jetzt, wo sie nur Arm in Arm in den Propyläen des deutschen Lebens sichtbar werden, sich nicht geltend macht.

Rotteck ist eine kleine gedrungene Gestalt, von einem entschiedenen festen Ausdruck, der aber zugleich in anmuthige und feine Bewegungen überzugehen fähig ist, und in dieser Verschmelzung der Strenge mit der Geschmeidigkeit gerade das eigenthümlichste Wesen dieses Mannes charakterisirt. Das Hervorstechende in allen Dingen ist bei Rotteck der Charakter, und so verräth er auch in seinem Aussehen wie in seinem Wirken mehr den tüchtigen Charakter als den Denker und Philosophen, denn was diese letztere Seite an ihm anbetrifft, so kann man wohl sagen, daß er durch sein philosophisches Vernunftrecht, mit dem er Alles basiren will, der Begründung seiner Ideen gewiß mehr schädlich als nützlich

gewesen. Aber die persönliche Charakterentschiedenheit ist es, welche Rotteck auf eine in Deutschland seltene Weise auszeichnet, und die der Betreibung der deutschen Angelegenheiten in der angestrebten Richtung so nothwendig war. Mit seiner Entschiedenheit verbindet aber Rotteck zugleich, wie es mir scheint, ein eigenthümliches diplomatisches Talent, nicht nach der innern Seite seiner Ideen zu, denn diese steht an ihm unbeweglich fest, sondern nach derjenigen Seite, wo es darauf ankam, diese Ideen geltend zu machen und durchzusetzen wider die Gegenpartei. Dies hat in der Wirkung für die Sache ohne Zweifel häufig sein Gutes gehabt, und man kann auch fragen, wozu denn den Leuten der Reaction und des legitimistischen Ultrathums allein die Vortheile der Diplomatie überlassen bleiben sollen? Rottecks diplomatisirende Klugheit hat sich oft in Witz und selbst in glänzende Sophistereien gekleidet, um Gegenmeinungen aus dem Felde zu schlagen, aber in dem Augenblick eines so errungenen Sieges behauptet er auch sogleich wieder seine Republikaner-Schroffheit, mit der er die ihm eigene Meinung aufbaut und begründet. Und es dünkte mich, als vereinigte eben sein Gesicht und das tiefliegende feurige Auge alle diese verschiedenen Elemente seines Charakters, diese Beweglichkeit und

diesen Widerstand, diese Ruhe und diese Reizbarkeit, diese Milde und Feinheit, diese kräftige Entschlossenheit und niederblitzende Kraft. Also recht ein Gesicht, wie es die Zeit braucht, den Beruf einer historischen Wirksamkeit schon in der ganzen Erscheinung ausgeprägt.

Seinen dreiundsechzig Jahren nach schon ein greiser Veteran des deutschen Liberalismus, da er 1775 in Freiburg geboren, also zu einer Zeit, wo der Breisgau noch österreichisch war, hat doch Rotteck noch ein so jugendlich kräftiges Aussehen, daß man ihn für einen Vierziger zu halten geneigt wäre, und man kann sich sagen, daß eine Lebensaufgabe, wie die seinige, welche gewissermaßen im Reiche der Ideale verblieben ist und noch heut nur der Zukunft angehört, länger den Geist der Jugend in ihren Kämpfern erhält, und etwas Frisches und Leuchtendes, das von der Sehnsucht und dem Kampf herkommt, über ihre Gestalten ausbreitet. Der Umstand, daß Rotteck einmal von Geburt ein Oesterreicher, und dann, daß er eine Französin zur Mutter hatte, bewirkte vielleicht die eigene Mischung der Richtungen, die man an ihm so charakteristisch wahrnimmt. Namentlich ist der Oesterreicher in ihm nie ohne Einfluß geblieben, und hat sich bloß von dem Vernunftrecht durchdringen lassen müssen, wodurch

denn diese Temperatur von Oesterreicher und Radicalem als Niederschlag geblieben. Alle die österreichische Liebenswürdigkeit, die Feinheit und Bonhommie der Persönlichkeit, die Behäbigkeit des Lebensgenusses, zum Theil auch eine gewisse jenem Naturell angehörige Beschränktheit in manchen Ideenverbindungen, sind an ihm in dieser Beziehung eigenthümlich zu bemerken. Auf der andern Seite besitzt er das Lebendige, Muthvolle und vom Augenblick Bewegte der französischen Natur, obwohl auf ganz unwillkürliche Weise, denn man würde ihm selbst wie seiner Richtung sicherlich Unrecht thun, wenn man darin einen absichtlich französirenden Charakter erblicken wollte. Obschon Rotteck jetzt damit geendigt zu haben scheint, daß er an dem deutschen Charakter verzweifelt und ihm die Entwickelung zu einem höheren Lebensprinzip nicht mehr zutraut, so ist doch dabei von französischen Hinneigungen und namentlich von einer Sympathie für das gegenwärtige Frankreich in ihm keine Spur anzutreffen. Vielmehr muß man Rotteck, wenn man mit ihm über die neuesten französischen Verhältnisse gesprochen hat, einen Franzosenhasser nennen, und er ist es in Bezug auf diese Nation, wie sie unter der Regierung Louis Philipps dasteht, keineswegs mit Ungerechtigkeit. Wenn er aber auch jetzt antideutsch

geworden, aus jenem großen Gram, der dem edelsten und redlichsten Deutschen auf dem Kirchhoff des Père Lachaise die Schlummerstätte bereitete, so glaube ich doch, daß in seines Wesens Tiefe Rotteck ein beständig liebendes Gemüth für seine Nation hat, wie selbst Börne es hatte. Rotteck war mit dem Mark der deutschen Wissenschaft genährt und dies befestigte seine Richtungen, daß sie nicht in die Irrthümer Börne's sich verlieren konnten; dagegen aber hatte Börne in seinem geisterhaft durchzuckten Nervensystem zu viel prophetische Ahnung, als daß er jemals auf die Danaidenarbeit einer landständischen Wirksamkeit in deutschen Kammern seine Lebensmühe verwandt haben würde. Börne fing schon damit an, womit Rotteck jetzt endigt, doch hat der Eine, mit verzweifelten Mitteln wirkend, auch in Verzweiflung sich sein Grab gegraben, während der Andere, am Abende seines Lebens die Rüstung abwerfend, mit der er so lange in Kampf und Noth gestanden, eine Besiegung erlitten hat, die er sich als Ehre und Glorie anrechnen kann, und die vielleicht nur ein Waffenstillstand ist, wenn auch, wie es scheint, ein sehr langwieriger. —

In neuester Zeit ist Rotteck in gewissen Beziehungen in eine Stellung hineingerathen, die entweder eine falsche oder eine künstliche ist, oder beides

zusammengenommen. Dies ist vornehmlich sein gegenwärtiges neues Verhältniß zum Katholizismus, wie er es in den cölnischen Wirren an den Tag gelegt hat, und das sich in mehrfachem Betracht als ein schiefes darstellen muß, denn obwohl Rotteck durch Geburt und Bekenntniß ein Katholik ist, so konnte ihn doch sein eigenes religiöses Bedürfniß unmöglich zu der Stellung bringen, die er durch seine bekannte Streitschrift über den Erzbischof von Cöln und das Verfahren der preußischen Regierung wirklich in dieser Frage eingenommen hat. Er sagt zwar, daß er diesen religiösen Handel einfach vom Standpunct des positiven Kirchenrechts beleuchtet habe, aber es verbirgt sich darunter eine verkappte politische Opposition, die mit der Sache selbst eigentlich nichts gemein haben sollte, und wodurch seine Auseinandersetzungen getrübt und verzerrt werden. Es mit einer falschen Sache zu halten, nur um eine persönliche Gegnerschaft auszufechten, ist eine ebenso unnatürliche als gefährliche Situation, in welche die moderne Geschichte oft gerade ihre bedeutendsten Charaktere hineindrängt, aber diese Falschheit der Situation fällt jedesmal auf das eigene Haupt des Individuums zurück. Wenn man die verschiedenen falschen Positionen der Geschichte betrachtet, so muß man sich für alle Dinge die Lehre

daraus nehmen, daß es nicht nur das Ehrlichste sondern auch das Gefahrloseste in der Welt ist, bei einer zweifelhaften Stellung lieber mit den Personen zu brechen und die persönlichen Regungen und Beziehungen aufzuopfern, als mit einer unwahren Sache sich zu verbinden, da sowohl die Wahrheit der Sache als ihre rächerische Gewalt sich am Ende mächtiger als alles Uebrige erweisen. Rotteck steht in einer persönlichen Beziehung zu dem Geist der preußischen Verwaltung, deren Mißgefühl er hätte aufopfern sollen, anstatt es dem Katholizismus und dessen verrotteten hierarchischen Interessen zugutkommen zu lassen. In Süddeutschland stößt man jetzt auf viele Leute und auf ganze Parteihaufen, die den Katholizismus, welcher ihnen vor Kurzem vielleicht noch ein spöttisches Lächeln verursachte, jetzt auf Einmal als ein Fahnenbild gegen Preußen emporschwingen, und ihre ganz weltlichen politischen Abneigungen geltend machen unter dem Geschrei des religiösen Fanatismus und mit der orthodoxen Miene des Kirchenrechts. Es ist aber unthunlich, einem Staat persönlich zu zürnen, der wie ein verhülltes Gewächs nur auf einen einzigen Sonnenblitz zu warten braucht, um in eine Blüthe zu treten, die mehr verleiht als der höchste Aufwand der Opposition in den einzelnen Persönlichkeiten vielleicht ge-

fordert hat. Rotteck befindet sich nicht in einer ganz so bizarren Stellung zu dieser Sache, aber was kann für ihn wohl der Katholizismus als solcher bedeuten? Er kann und mag für sich selbst ein guter Katholik sein, aber er verwickelt sich auf eine heillose Weise mit seiner ganzen Vergangenheit, wenn er uns jetzt einen katholischen Liberalismus zurechtmacht, welcher am Ende derselben römischen Partei dient, deren heldenmüthigster Widersacher Rotteck vordem gewesen. Man weiß ja von ihm, daß er selbst es war, welcher auf der ersten Kammerversammlung nach der neugegründeten Verfassung Badens, im Jahre 1819, die Motion zur Emancipation der katholischen Kirche ausbrachte, und den großen Gedanken von der Gründung einer deutschen Nationalkirche, die unabhängig dastehe von den Umtrieben römischer Hierarchie, in Bewegung setzte. Damals gab die Veranlassung dazu der Handel mit dem Bisthumsverweser von Constanz, dem Freiherrn von Wessenberg, welcher in Verein mit Karl von Dalberg reformatorisch in den katholischen Kirchenangelegenheiten gewirkt hatte. Es blieben freilich diese Anregungen erfolglos, wennschon die badische Regierung zu jener Zeit die freisinnigste Stellung zur katholischen Kirche zu behaupten suchte. Heut aber, wo in ähnlicher Con-

stellation die Frage von einer deutschen katholischen Nationalkirche sich erneuert, wendet sich Rotteck unerwartet dem feindlichen Lager zu, und giebt sich dazu her, für dasselbe Vorpostenplänkeleien zu übernehmen, während er auf der entgegengesetzten Seite im Haupttreffen stehen sollte. Dieser improvisirte Katholizismus Rottecks macht jetzt um so mehr einen seltsamen Eindruck, als es noch nicht so lange her ist, daß er wegen seiner Weltgeschichte von der katholischen Partei selbst auf das Heftigste angefeindet und als ein Antikatholik und arger Ketzer verschrieen worden. Sein Geschichtswerk, das den verhängnißvollen Index vermehren half, durfte der katholischen Jugend in gewissen Gegenden nicht in die Hände gegeben werden, und im Sinne jener Partei mit Fug und Recht, da die Reformation sich in diesem Buche so vorurtheilsfrei und mit gerechter Würdigung dargestellt fand. Auch zeigte sich Rotteck der Geschichtschreiber stets als ein Bewunderer Josephs II. und feierte gerade die entschiedene und freie Stellung, welche sich dieser Kaiser Rom gegenüber begründete, und deren unverkennbare Vortheile Oesterreich zum Theil heut noch genießt. Der jetzige Rotteck'sche Katholizismus ist jedoch nur eine Demonstration, und wird hoffentlich wieder verschwinden, wie andere künstliche Demonstrationen, zu denen

ihm früher sogar die Weltgeschichte das Relief abgeben mußte, aus seinem großen Geschichtswerk selbst verschwunden sind. Rotteck besaß nämlich von Anfang an eine eigenthümliche Art, die Tagesstimmung in die Geschichte hineinzutragen, indem er Geschichte schrieb nicht nur mit Rücksicht auf Recht und Politik, sondern auch um die Angelegenheit der nächsten Gegenwart dadurch zu verfechten. Sein mehr politisches als historisches Naturell macht ihn auch in der Geschichtschreibung häufig bloß zum parlamentarischen Redner, der, freilich immer aus großen und edlen Absichten, die Dinge in ein Licht rückt, wie sie zu einem momentanen Zweck scheinen und wirken sollen. Die Gewalt seines Charakters, der beständig von dem Reiz des fortschreitenden Lebens pulsirte und gedrängt wurde, ließ ihn in der Geschichte immer den subjectiven Stachel empfinden, und verhinderte ihn, sich ganz an die Objectivität der Gestalten und Verhältnisse gefangen zu geben. Solche zeitgemäße und zeitgeistige Behandlungen gewisser Geschichtsepochen müssen aber auch dann wieder mit der Zeit verschwinden. Dies weisen die verschiedenen Auflagen der Rotteckschen Weltgeschichte nach In der ersten Auflage dieser Weltgeschichte, die zur Zeit der Universal-Tyrannis Napoleons geschrieben wurde, ist besonders die alte Geschichte

merkwürdig. Damals, wo nicht nur alle offene Besprechung der Tagesangelegenheiten in Deutschland verboten war, sondern auch schon jede historisch freie Aufrollung der neuesten Geschichte Gefahr bringen konnte, trieb Rotteck allen Groll und alle Anklage des Tages in die alte Geschichte zurück, und schleuderte von ihr aus mit deutlichen Mahnungen an die Gegenwart seine Blitze, welche in die nächste Nähe treffen sollten. Oft gab er auch in seiner Geschichte durch die eigenthümliche Behandlung einzelner Thatsachen Antwort auf persönliche Beziehungen des Tages, und verfocht in einem längst vergangenen Ereigniß die Interessen seiner Partei oder die eigenen Leiden und Vortheile. Dies bezeichnet ihn als einen Charakter, den man auch in seinen Büchern mehr einen Mann der That, als einen Mann des organisirenden Gedankens nennen muß. Seine Schriften sind Handlungen, und sein Griffel ist ein zweischneidiges Schwert, das stets zu siegen trachtet. Bei einer solchen Geschichtschreibung, die auf den praktischen Erfolg ausläuft, wird zuweilen der Historie eine künstliche und aus fremden Elementen gemischte Seele eingesetzt, aber da der praktische Zweck auch wieder ein ideeller ist, und mit den höchsten Zwecken der Menschheit übereinkommt, so wird die Illusion dabei immer auf einer

ursprünglich edeln und schönen Mischung der Lichter beruhen.

So sollte denn auch die österreichische Mischung, die in Rottecks Wesen verborgen lag, noch am Ende seiner Laufbahn in einer eigenthümlichen Situation wieder hervorbrechen und sogar als von einer Art der Bekehrung über sich reden machen. Dies ist die Zusammenkunft, die Rotteck in diesem Jahre mit dem Fürsten Metternich in Wien gehabt, und die man theils als eine merkwürdige Begebenheit betrachtet hat, wie sie es in gewisser Hinsicht auch wirklich ist, theils durch den Leumund der Journale zu einem unglaublichen Märchen entstellte Wenn man darin eine Annäherung und Hingebung Rottecks an österreichischen Einfluß erkennen wollte, so ist das ebenso falsch als wahr, und das Wahre dürfte auch nur insofern dabei zu Tage liegen, als hier der etwas ironische Zufall eine ganz unwillkürliche Situation vermittelt hat, durch welche sich mit dem Reiz, mit dem sich alle entschiedenen Gegensätze berühren, auf das Leiseste eine Sympathie andeutete, an deren thatsächlicher Ausbildung unter gewissen Umständen sich vielleicht nicht zweifeln ließe. Wenn Combinationen in Deutschland eintreten sollten, unter welchen Rotteck durch Hingebung an den österreichischen Einfluß einen andern

ihm feindlich und verderblich geltenden zurückschla-
gen könnte, so würde er vielleicht jener Sympathie,
von der er nur durch Geburt und Naturell einige
allgemeine Züge an sich trägt, freien und vollen
Lauf lassen, und dadurch, da mit seinen eigensten
Prinzipien zu brechen ihm doch unmöglich ist, wie-
derum in eine solche künstlich gemischte Stellung
hineintreten, die wie ein Schicksal über seinem
Haupte zu schweben scheint. Rotteck hatte seltsa-
mer Weise schon immer Ursache, in persönlichen Be-
ziehungen mehr mit Oesterreich als mit andern deut-
schen Staaten zufrieden zu sein, besonders was die
Duldung seiner Schriften anbetrifft. Diese sind
zwar in Oesterreich verboten, wie dort voraus-
setzungsweise jedes ins Land kommende Buch es ist,
aber es ist doch erlaubt, sie gegen Revers, wie man
daselbst sagt, zu beziehen, und dies geschieht mit so
außerordentlich reger und ungehinderter Theilnah-
me, daß es vielleicht keinen andern deutschen Staat
giebt, in dem nicht nur Rottecks allgemeine Ge-
schichte, sondern auch namentlich sein Lehrbuch des
Vernunftrechts und der Staatswissenschaften in so
zahlreichen Exemplaren verbreitet wären als dort in
den österreichischen Landen. Dies und Anderes hin-
zugenommen, begreift man wenigstens das Verführe-
rische der Situation, von der ich hier reden will,

und die in den deutschen Journalen so falsch und zweideutig besprochen worden. Man hat gesagt, Rotteck sei nach Wien gegangen, um sich von Metternich gewinnen zu lassen, und habe zunächst die Auszeichnung, die ihm dort widerfahren, als Handgeld hingenommen. Metternich mag wohl alle Ursache haben, sich für den Unwiderstehlichen zu halten, er, der größte Menschenkenner und Menschenverächter zugleich, und wenn man von einer Situation hört, die er mit seiner Alles überwindenden Geschmeidigkeit gruppirt hat, so kann da wohl unwillkürlich der Gedanke mitunterlaufen, es sei von einer Absicht des Gewinnens im Hintergrunde die Rede, denn es giebt in solchen Persönlichkeiten, die offen und frei der Schwäche der menschlichen Charaktere gegenübertreten, eine gewisse ätzende Liebenswürdigkeit, die jeden spröden Widerstand doch zuletzt abschleift. Aber Rotteck's Charakter, ein hartkantiger Diamant, kann wohl durch Reiben, wie es die Eigenschaft dieses Edelsteins ist, in einen elektrischen Zustand gerathen, schwerlich aber sein ganzes Wesen danach verändern. So hat er es auch ruhig geschehen lassen, wie Ununterrichtete dies Zusammentreffen entstellt haben, und in welchen Dingen wären auch wohl deutsche Journale und Zeitungen gut unterrichtet? Einem Manne seiner

Art muß es freilich gleichgültig scheinen, falsche Ansichten über sich verbreitet zu sehen durch Organe, die man nur noch zum Spott Organe der öffentlichen Meinung nennen kann, denn es stände schlimm mit Deutschland, wenn es von den Kleinkrämerintriguen dieses moralisch verkommenen Journalismus abhinge, den Ruf eines ausgezeichneten Mannes zu begründen und zu beweisen. Aber einige Bemerkungen über den wahren Hergang jener Sache dürften ein tagesgeschichtliches Interesse haben.

Rotteck begab sich in der Mitte dieses Sommers nach Wien, lediglich in der Absicht, seinen Sohn, der als junger Arzt die dortigen medizinischen Anstalten beziehen wollte, zu geleiten, und es war ihm wohl nichts weniger in den Sinn gekommen, als den Fürsten Metternich dort zu sehen. Vielmehr hatte er sich für seinen Aufenthalt in Wien auf die größte Zurückgezogenheit eingerichtet und lebte eine Zeitlang ziemlich abgeschnitten in der Leopoldstadt, wo er eingemiethet war. Die Aufforderung, Metternich zu besuchen, kam ihm durch diesen selbst, nachdem Rotteck dem Anliegen eines dem Fürsten nahestehenden Mannes, es sogleich nach der Ankunft zu thun, lange widerstanden, obwohl man ihm gesagt, daß sich Metternich wundern dürfe, zu hören, daß Rotteck in Wien gewesen, ohne ihm

einen Besuch gemacht zu haben. Von den Heroen zweier Gegensätze, die sich ebenbürtig sind an Größe und Adel der Richtung, erwartet man wohl auch mit Recht eine freundliche und achtende Begrüßung bei allem entschiedenen Gegenüberstehen, und man würde sich nicht wundern, sie im Angesicht ihrer feindlichen Heere die Rüstungen vertauschen zu sehen, gleich jenen beiden trojanischen Kämpfern. Wenn es auch darauf nicht abgesehen war, so tritt doch eines Tages Herr von Pilat im Auftrage Metternichs in Rotteck's Zimmer, und ladet ihn zu einem Besuche des Fürsten auf eine bestimmte Stunde ein. Die Zusammenkunft, die zuerst in der Stadt wegen geschäftlicher Störungen mißglückte, fand auf dem Landgute Metternichs in allem Behagen und mit größter Ungezwungenheit Statt. Rotteck ward außerordentlich freundlich empfangen, und das Gespräch lenkt sich sogleich auf die Politik. Metternich beginnt lächelnd damit, sein politisches System, das System eines langen und glänzenden Lebens, zu vertheidigen, und es dem des modernen Liberalismus gegenüber zu rechtfertigen. Er erklärt sein Prinzip der Stabilität als durch die psychologischen Bedingungen des menschlichen Geistes und des Volksgeistes selbst gegeben. Gegen den Liberalismus aber spricht er sich mit Entschiedenheit aus als

gegen ein Heuchelsystem, das eigentlich Doctrinarismus sei, und das sich stets hinter Unbestimmtheiten verstecke. Er wisse den Unterschied zu machen zwischen dem Liberalismus und dem Radicalismus, welcher letztere ihm eigentlich viel lieber sei als der erstere, weil er sich so greifbar zeige, daß man wisse, woran man mit ihm sei: eine Bemerkung, welche sich aber die Radicalen wohl schwerlich als eine Gunst auslegen werden, da diese Gunst nur ein Mittel wäre, ihre Personen desto leichter verschwinden zu machen. Im andern Sinne aber selbst ein Liberaler zu sein, möchte auch Metternich nicht in Abrede gestellt wissen, wobei Einem einfällt, daß sich auf der andern Seite auch Rotteck einmal in der Kammer mit demselben Recht einen Conservativen nannte. Rotteck nun unternahm es seinerseits ebenfalls, sein politisches System, das System eines langen und ehrenvollen Lebens, zu vertheidigen und dem Heros der Stabilität gegenüber das Prinzip des Liberalismus zu verfechten. Wenn diese Andeutung genügen muß, um nur die Richtung zu bezeichnen, in welcher sich die Zusammenkunft Rotteck's mit Metternich bewegte, so läßt sich doch daraus ermessen, welche interessante Lichter auf den gegenwärtigen Zustand der Parteien und Meinungen in Deutschland fallen würden, wenn man die Un-

terredung beider Männer vollständig besäße oder zu ihrer Veröffentlichung ein Recht hätte. Es würde sich daraus mancher Aufschluß über rückgängige Bewegungen und Anomalien der Zeit ergeben, und der moderne Geisteszwang, den fortwährend zu bestürmen ein Hauptverdienst Rotteck's ist, ließe sich nicht als ein alleinstehendes Krankheitsphänomen, sondern im Zusammenhange mit dem ganzen angegriffenen Organismus und seinen andern leidenden Theilen erkennen. Zugleich müßten sich beziehungsreiche Bemerkungen einflechten über das Verhältniß des Fürsten Metternich zum Kaiser Franz, die beide zusammen ein wahrhaft und organisch zu einander passendes Paar abgegeben, und in dieser Gruppe, die sie bildeten, eine so merkwürdige und verhängnißvolle Phase des modernen Geschichtslebens bezeichnen. — —

Rotteck lebt sein Dasein in einem behaglichen und glücklichen Alter aus, umgeben von einer zahlreichen Familie, in der sich alle Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit des süddeutschen Charakters vereinigt. Man trifft ihn in großen Räumen behäbig eingerichtet, sein Studirzimmer, das man nicht leicht ebenso geräumig bei einem andern Gelehrten findet, ist ein großer Saal, in dem man sich mit aller Freiheit dem Prinzip der Bewegung überlassen

kann. In seinem Gesellschaftszimmer sieht man eine Aufstellung aller der Ehrenbecher und Pokale, die, gewissermaßen die Armaturen und Kriegszierrathen des Liberalismus, Rotteck bei verschiedenen feierlichen Gelegenheiten, namentlich bei der Heimkehr von den Landtagen empfing. In seiner Rede ist Rotteck immer lebendig und anziehend, und ersetzt durch die innere Springkraft, was ihm das ungünstige und oft undeutliche Organ versagt, welches letztere ihn auch in der ständischen Kammer, wo man seinen leisen und doch mächtigen Worten stets mit der größten Aufmerksamkeit zu lauschen pflegte, niemals an seinem Einfluß gehindert hat. Im Gespräch überrascht Rotteck oft durch frappante Aeußerungen, die, leicht und gefällig hingeworfen, nicht selten ihren scharfen Stachel in sich verbergen. So erinnere ich mich, daß bei einem Austausch von Bemerkungen über die Amnestie, welche eben der in der Lombardei gekrönte Kaiser Ferdinand erlassen, Rotteck die Freude, welche über die edle Unbegränztheit derselben geäußert wurde, lange ruhig anhörte, und sich endlich, gewiß mit dem größten Recht, folgendermaßen darüber aussprach: man sehe, wie weit wir herabgewürdigt und demoralisirt seien, daß man sich über etwas freuen müsse als über ein Außerordentliches, das doch nur eine Handlung der

Menschlichkeit sei, die sich eigentlich ganz von selbst verstehe, und zu allen Zeiten durch die einfachste Humanität geboten worden sei. *) — Wie richtig dies aber, auch von Rotteck bemerkt sei, so bleibt es

---

*) Es ist bemerkenswerth, daß mit dieser einfachen, freien und natürlichen Auffassung einer politischen Amnestie Metternich selbst vollkommen übereinstimmt, denn in einem seitdem durch die Zeitungen kundbar gewordenen Briefe, welchen der Fürst Metternich an den bekannten hessischen Deputirten E. E. Hoffmann gerichtet, sagt er über die mailänder Amnestieertheilung wörtlich Folgendes: — „Der Kaiser hat einen Act der Gnade zu Gunsten reumüthiger und verirrter Unterthanen erlassen. Er konnte dies im vollen Gefühle seines Rechtes wie seiner Kraft, in Mitten eines durch Ordnung, Gerechtigkeit und Milde belehrten, der Monarchie treuergebenen Volkes! Wenn der Act des 6. September die österreichische Staatsverwaltung wirklich höher in der öffentlichen Meinung stellen sollte, so würde dies wohl nur die Folge einer bedauerlichen Unkenntniß der wahren moralischen Lage des Kaiserreiches sein; eine Unkenntniß, von welcher wir allerdings im Falle sind, häufige Beweise einzuholen, welche aber nicht minder bewährt, wie sehr in unserer Zeit das Geschichtliche und somit das Thatsächliche durch schale Polemik und Kämpfe auf dem Felde der Abstractionen verkümmert, wo nicht gar verdrängt wird! Der Act vom 6. September gehört in unserm Regierungssystem keineswegs zu den außerordentlichen, und noch viel weniger zu denen, welche auf den Effect berechnet wären. — —“

doch immer, wenn man unsere Zeit und uns selbst betrachtet wie wir einmal sind, etwas Außerordentliches, wenn ein offener Schritt unter uns geschieht, der auch die andern Staaten herausfordert, hinter den Anforderungen der Menschlichkeit des Jahrhunderts nicht ganz zurückzubleiben! —

Eine der wesentlichsten Beschäftigungen Rottecks bildet gegenwärtig das Staats-Lexicon, an dem er, sowie sein Freund Welcker, mit den Hauptartikeln betheiligt sind, und das jetzt, obwohl in einer durch Erfahrungen und Zeitumstände gesteckten Gränze, den Vereinigungspunct abgiebt, welchen früher Rotteck und Welcker auf den Landtagen und in den gemeinsam herausgegebenen Zeitschriften für sich und den Kreis ihrer Freunde und Meinungsgenossen fanden. In dieser Arbeit bethätigt sich zugleich vor dem Publikum ein Freundschaftsverhältniß beider Männer, das um so erfreulicher und heilbringender ist, als es zum Besten der Sache und der Ideen aus früherer Gegnerschaft sich zu diesem festen Bund erhoben hat. Denn als Welcker, nach seiner bekannten demagogischen Verdächtigung in Bonn, deren Geschichte er selbst actenmäßig dargestellt hat, von seiner dortigen Professur zurücktrat, und auf den an ihn ergangenen Ruf an die Universität von Freiburg kam, schien die Verschiedenheit, die zwischen ihm

und Rotteck grundthümlich obwaltete, auch in der persönlichen Beziehung keineswegs ein freundliches Verhältniß zuzulassen. Nur die Stimmung der Julirevolution und der neue Aufschwung, welchen im Jahre 1831 das constitutionelle Leben in Baden nahm, brachten eine Annäherung unter zwei Männern hervor, welche gemeinsam zu wirken und einander zu ergänzen berufen waren.

Welcker ist eine große achtunggebietende Gestalt, noch in den vierziger Jahren, und hat ein mildes, redlich meinendes, sinnendes Gesicht, mit schönen blauen Augen, die oft einen frommen und religiösen Ausdruck haben. Man könnte Welcker nicht besser bezeichnen, als wenn man ihn den Denker und Philosophen des modernen Liberalismus nennt, und hierin liegt zugleich sein Gegensatz von dem einseitigeren Rotteck zu Tage, den er in der theoretischen Durchdringung der Gegenstände und Richtungen immer übertreffen wird, wie dieser ihn in der praktischen Handhabung derselben. Ferner besitzt Welcker eine mehr positive Ansicht von Preußen und der fortdauernden Bedeutsamkeit dieses Staats für die deutschen Verhältnisse überhaupt, und theilt in seiner entschieden protestantischen Richtung weder die österreichischen noch die katholischen Sympathien seines Freundes Rotteck, wie auch immer es beschaffen

sein möge mit dem Katholizismus des letzteren.
Bei Welcker herrscht ein rein christliches Fundament
vor, auch in seinem Verhältniß zur Zeit, indem er
selbst seinen Liberalismus auf christlicher Grundlage
aufzuführen gesucht hat, und, ein protestantischer
La Mennais, obwohl sonst hinlänglich von ihm
verschieden, doch wie dieser die Vereinigung des
Liberalismus und der Freiheit mit dem Christen-
thum als in dessen ursprünglichster Natur ge-
geben behauptet. In diesem Sinne ist das Ideal
seines Lebens die Entwickelung eines christlich-ger-
manischen Staatsrechts, zu dem auch sein bekanntes
Werk die Grundelemente geliefert hat, obwohl man
nicht sagen kann, daß eine organische Einheit der
Anschauung in Bezug auf Staat und Gesetzgebung
daraus hervorspränge. Vielmehr entsteht eine Mi-
schung von modernen Gedanken mit alten Traditio-
nen, von einer durch das Christenthum eingefriedig-
ten Lebenseinheit des Mittelalters und von neumo-
discher constitutioneller Praxis, welcher Mischung
man zwar eine gewisse geistige Größe und Wahrheit
nicht abläugnen kann, deren Realität und Verwirk-
lichung aber zu ungewiß ist, um sich Trost für die
Gegenwart oder Glauben an die Zukunft daraus zu
entnehmen. Welcker ist indeß kein Träumer, oder
wenn er es ist im höhe[illegible] so

verbindet er doch damit zugleich den praktischen Muth, seinen Gedankenbildern eine Stelle im Leben zu erkämpfen. Auch in der praktischen Wirksamkeit dieses edlen und ausgezeichneten Mannes ist freilich immer das Gemüth vorherrschend gewesen, und dies hat ihm sowohl den heiligen Ernst und Eifer, mit dem er überall aufgetreten, als auch die Heftigkeit und den Ungestüm, womit er oft seine Sache verfolgte, verliehen. Seine Parteigenossen, und selbst Rotteck, haben ihm häufig zum Vorwurf gemacht, daß er durch Mangel an Mäßigung und durch seine zu leidenschaftliche Hingebung an das Volksinteresse dem nächsten Zweck der Sache geschadet habe, aber dies widerfährt oft Gemüthsmenschen seiner Art, die in der Regel mehr innere Haltung und Würde in sich selbst besitzen als alle übrigen, aber, weil sie Alles mit der Gewalt des Gemüths auffassen und ergreifen, dadurch nicht selten der Leidenschaft des Augenblicks zu dienen scheinen. Hingerissen von der Bewegung ihrer Seele, die auf ihr inneres Recht und auf ihre eigene Lauterkeit vertraut und darum so rücksichtslos ist, vergreifen sie sich oft in den Formen und Worten ihres Auftretens, und laufen Gefahr, daß selbst der Unbedeutendste, bloß weil er kälter geblieben, sie meistert. Welcker hat aber auch in praktischen Dingen oft die glorreichsten Erfolge

davongetragen. Er erschien zuerst als ständischer Deputirter auf dem merkwürdigen Landtag von 1831, der, nach langer Verdunkelung alles Verfassungslebens und nach einer Periode der Niederdrückung des öffentlichen Geistes überhaupt, zum ersten Mal wieder aus volksthümlichen Wahlen hervorgegangen war und sein Dasein dem Regierungsantritt des constitutionell gesinnten Großherzogs Leopold verdankte. Welckers Beredsamkeit in der Kammer zeichnete sich besonders durch die Gründlichkeit und Ausführlichkeit der Erörterung aus, und wenn er darin zuweilen ein Uebermaaß that, so soll auch dies nicht selten dazu beigetragen haben, seinen Gegnern den Raum zur Ausführung ihrer Schlachtreihen zu benehmen. Jener Landtag aber vom Jahre 1831, auf welchem Welcker besonders seine berühmten Motionen auf vollständige Preßfreiheit und auf eine den Nationalrechten gemäße Entwickelung der organischen Einrichtung des deutschen Bundes ausbrachte, war eine kurze Blüthe und ein kurzer Rausch des deutschen constitutionellen Liberalismus. Diese Bewegungen hatten die bekannten Bundesbeschlüsse vom Junius und Julius 1832 in ihrem Gefolge, und die späteren Landtage gestalteten sich immer mehr unter dem Einfluß dieser Reaction gegen das constitutionelle Leben, bis man endlich jetzt dahin ge-

kommen ist, nur noch wie an einen Traum oder wie an ein längstverklungenes Märchen zurückzudenken an jene Tage, wo in Deutschland die laute Rede erschollen war von allen den hohen Dingen, die sich Verfassungsmäßigkeit, volksthümliche Wahlen, Preßfreiheit, gesetzliche Steuerverweigerung, Ministerverantwortlichkeit, und so weiter, nannten. Der von Rotteck und Welcker dargestellte Liberalismus gilt jetzt selbst bei vielen Liberalen für etwas Veraltetes, und bei den Stabilen für ein nicht mehr zu fürchtendes Phantom. Auf den besiegten Liberalismus muß man jetzt den bekannten Vers anwenden: victrix causa diis placuit, sed victa Catoni! Die Liberalen selbst haben Vieles dazu beigetragen, den Liberalismus für jetzt zu einer beschimpften und verlornen Angelegenheit zu machen, nicht bloß durch ihre Uebertreibungen, sondern auch durch ihre zahlreichen Bekehrungen und Sinnesänderungen, die in ihren Reihen vorgefallen und fast niemals mit Würde, meistentheils mit einem ekelerregenden Cynismus vollbracht wurden. Indessen wird man doch niemals dem constitutionellen Liberalismus, wie man auch jetzt von ihm denken möge, den Werth abstreiten können, die nothwendige Durchgangsstufe der modernen Staatenbildung zu sein, und sein pädagogisches Verdienst um die Volksentwickelung wird

stets größer befunden werden als die in ihm liegende Sünde der Negation. Was an dem Liberalismus ächt und wahr gewesen, wächst noch heut geschichtlich weiter mit der entschiedensten Sicherheit, sollte es auch auf der entgegengesetzten Seite, und in ganz andern Formen, als man gedacht hat, in Blüthe und Frucht treten. Für den Zweck der Geschichte, welcher die Freiheit des Menschengeschlechts ist, giebt es keine ausschließlichen Formen, um dieselbe zu verwirklichen, und es ist auch kaum zu glauben, daß die constitutionelle Form schon die positive Darstellung dieses größten Endzwecks sei. Welcker selbst, obwohl ein Hauptrepräsentant des constitutionellen Liberalismus, hat diesen Glauben an den productiven Reichthum der geschichtlichen Formen, wonach man sich beruhigen kann bei jeder Form, wenn sie nur den Inhalt der Freiheit darstellt. Rotteck, in Deutschland der consequenteste Vertreter des mit republikanischen Institutionen umgebenen Monarchismus, dürfte darin weniger beweglich und weniger gläubig sein an die Zukunft der Geschichte, an den guten Willen des Schicksals, dem andere sorglose Naturen Alles anheimstellen. — —

5.

Eintritt in die Schweiz.

Mit Herzklopfen und höher gehobener Brust tritt man in das Land der Alpen ein, und trachtet sehnsuchtsvoll danach, den ersten Gruß von jenen himmelhohen Häuptern zu empfangen, in welchen sich die Natur ihre ewigen Münster aus Schnee und Eis hingestellt hat, und die nicht weniger ein unerklärliches Gefühl von Andacht in des Menschen Gemüth erwecken, als die andern Dome Gottes, die zu einem absichtlich religiösen Zweck über der Erde sich wölben. Eine Wehmuth mischt sich in das Verlangen nach jener hohen Einsamkeit der Gletscher, die bald wie weiße Rosen der Unschuld am Himmel flattern, bald in ein so wunderbar glänzendes und verlockendes Farbenspiel sich kleiden, daß es ist, als könne man nicht länger fern von ihnen wei

len, und als fühle man sich von ihrem Zauber hinaufgehoben in diesen großen Frieden der Natur, der in aller Wildheit doch die seligste Entfernung von jedem physischen und moralischen Leiden der Menschheit darstellt: ein kühler Himmel von Schnee mitteninnen zwischen der heißen mühevollen Erde und dem fernen ungewissen Himmel oben. Oft sind sie aber auch trotzig wie alles Titanengeschlecht, und verweigern durch die Nebel und Dünste, die sie über das ganze Land aussenden, hartnäckig jeden Zutritt zu ihren Höhen. Sie sind die Götter und zugleich die Kobolde des Landes, und kein Wanderer durch die Schweiz darf sich rühmen, ganz ungeneckt und unverhöhnt von ihnen geblieben zu sein, was wir denn auch zur Genüge erfuhren. —

Die beiden Eintritte in die Schweiz, entweder von Basel oder von Schaffhausen, bieten fast gleiche Vortheile dar, um rasch zu dem eigentlichen Kern des Schweizerlebens und der Schweizernatur vorzudringen. Um den allmähligen Uebergang und Niederschlag des Süddeutschen in das Schweizerische zu beobachten, dürfte jedoch der Weg über Schaffhausen vorzuziehen sein, der auch im Verfolg eine mannigfaltigere Abstufung und Grup-

[illegible] Landescharakters gewährt. Basel; das

[illegible] spätern Wanderung auf einem

Rückwege von Frankreich berührte, stellt schon in jeder Hinsicht eine selbstständigere Abgränzung gegen Deutschland dar, und hält die schweizerische Eigenthümlichkeit mit einer Starrheit fest, als käme es gerade an diesem Punct recht darauf an, den Gegensatz gegen den deutschen Charakter zu behaupten. In Basel, wie sehr es auch gegen frühere Zeiten an Leben und Bevölkerung verloren, liegt doch noch aller Reichthum und aller Stolz der ganzen Schweiz aufgestapelt, und selbst das aristokratische Bern hat nie mit dem Patrizierthum Basels an Gewalt und Glanz wetteifern können. Stolz und ernst wie der Münster von Basel ist anscheinend auch der Charakter seiner Bewohner, und wenn man dort durch die stillen Straßen wandert und im grünen Rhein das Spiegelbild verfolgt, welches die malerisch umhergestreuten Häuser hineingeworfen haben, fühlt man sich von einem träumerischen Quietismus umfangen, der die Atmosphäre der ganzen Stadt zu bilden scheint. Aber wie überall, so macht sich auch gleich der Gegensatz geltend, und mit dem Pietismus und Quietismus contrastirt in dieser Stadt der colossalste Luxus, schimmerndes Wohlleben und prunkender Genuß des Augenblicks.

Während in Basel alle Elemente des Schweizerlebens, namentlich aber das aristokratische, in ihrer

schärfsten und schroffsten Ausbildung erscheinen, zeigt sich in dem Canton Schaffhausen ein ganz anderer Gränzcharakter, der noch Vieles von der süddeutschen Geschmeidigkeit an sich trägt. Auch die Mundart nähert sich hier noch mehr den schwäbischen Lauten an als den schweizerischen, obwohl von den letzteren schon manche rauhe Gaumenlaute heraustreten und die Einwirkung der eigenthümlichen Gebirgsnatur verrathen. In dem friedlichen Städtchen Schaffhausen gewöhnt man sich durch die gemüthlichsten Anfänge allmählig an Land und Leute der Schweiz. Die Schaffhausener sind gute bürgerliche Seelen und haben sich als solche in der gesammten Schweizergeschichte bewährt. Sie haben nie etwas Großes gethan, aber auch nie etwas Schlimmes, und besitzen eine gute volksthümliche Verfassung, unter der sie in Frieden und Eintracht leben. An der Geburt des großen Johannes von Müller, der unter ihnen das Licht der Welt erblickte, sind sie eben so unschuldig, als sie an dem gewaltigen Rheinfall unschuldig sind, der dicht vor ihrer Stadt in göttlicher Wildheit durch die Felsenzacken schäumt. Nur mit dem Unterschied, daß sich der Rheinfall mehr Verdienste um Schaffhausen erwirbt, als sich Schaffhausen um seinen Johannes von Müller erworben hat, dem es nichts als eben

die nackte Geburt verliehen, während dagegen der Rheinfall dem ihm zu Liebe angelegten Städtchen Schaffhausen nicht nur die Geburt gab, sondern ihm auch noch heut durch das Leben und Treiben, das von ihm ausgeht, fast das tägliche Brot bereitet. Vor dem Rheinfall lichtete sich uns zum ersten Mal das trübe Wetter wie aus Mitleid mit uns, die wir so lange danach geschmachtet hatten, und funkelnde Abendsonnenlichter flochten sich in die weißen Schäume ein, und gaben dem stürzenden Fluß seine prächtigste Glorie. Alle Kraft und Masse seiner Fluthen bietet der Rhein hier auf, um des trotzigen Felsendammes Herr zu werden, und er besiegt ihn mit dem begeisterten Ungestüm und zugleich mit dem königlichen Anstand eines Helden, aber sobald er sich siegestrunken mit allem Frohlocken und wilden Jauchzen seiner Wasser in die Tiefe hinuntergestürzt hat, sieht man seine Welle wieder von einer Krystallklarheit und durchsichtigen Ruhe erglänzen, die so schön ist, daß sich nichts mit ihr vergleichen läßt. Dies ist aber des wahren Helden Art, daß er nach überstandener Schlacht wieder mild und klar sich zeigt wie ein Kind, welches zwischen Blumenhecken fröhlich hintändelt. So ist auch der Rhein, nachdem er bei Schaffhausen seinen ebenen Lauf wiedergewonnen, und seine grüne Fluth, die

nur erfrischter und jugendlicher noch aussieht nach der riesenhaften Anstrengung, hat sich so geklärt, daß selbst ihre innerste Tiefe wie zur Oberfläche geworden und der ganze Wasserspiegel nur ein flüssiger Krystall zu sein scheint, über den kühlende Luftströme und zuweilen selbst ein eisiger Hauch dahinfahren, als wollten sie ihn zu festem Marmor verdichten. Man mag den Rhein auf seinem folgenden Lauf oder auf seinem frühern sehen, wo man will, man wird ihn nirgend wieder so schön und frisch und mit diesem jungfräulichen Schimmer angethan finden, als hier bei Schaffhausen, wo er nach seiner heißen Felsenarbeit wieder in stille Harmonie sich taucht und gegen die Schönheit der heftigsten Bewegung nun die Schönheit der Ruhe stellt.

Der in der Mitte des Wassersturzes noch emporragende und von einigem Baumgestrüpp umrankte Felskegel, gegen welchen die Brandung noch lange vergebens anstürmen wird, hat öfters Veranlassung gegeben, in den Wasserfall hineinzufahren, worauf die Schiffer des Ortes zur Erlangung einer guten Belohnung sich ziemlich sicher eingelernt haben. Man erzählte uns, daß einige Tage vor unserer Ankunft zwei Franzosen diesen Felskegel erstiegen und dort die weiße bourbonistische Fahne aufgepflanzt hätten, am andern Tage aber sei diese ver-

schwunden gewesen und man habe an ihrer Stelle das Tricolor von dem Felsen herab flattern sehen. So sind diese Franzosen. Selbst im Angesicht der erhabensten Natur vergessen sie ihre selbstsüchtigen Abstractionen nicht, die sie aus den Zerwürfnissen der Gesellschaft mitgebracht, und zu denen ihnen alles Andere in der Erscheinungswelt nur als Staffage dient. Man stehe mit einem Franzosen vor einem Gletscher und es wird nicht lange dauern, so fällt ihm bei diesem oder jenem Zacken die Nase Louis Philipp's oder die Perrücke Dupin's ein, und über den schwindelndsten Stegen und Abgründen der Alpen entspinnt sich dann sogleich die Tagesdebatte, der man gerade auf diesen Höhen hatte entfliehen wollen. Da lobe ich mir die Schaffhauser! Sie haben wohl noch niemals hier am Rheinfall politische Parteigedanken gehabt, dafür fangen sie hier die besten Lachse, über die sich auch unsere deutsche Reisegefährtin mit dem Führer bereits in ein lehrreiches Gespräch eingelassen hat, von welchem wir denn gewiß heut Abend die schmackhaften Resultate genießen werden. — —

6.

Am Züricher See.

Von den Höhen der Weid aus gesehen, bieten Stadt und See, zu einem malerischen Bilde verschlungen, den anmuthigsten Anblick dar. Wenn man durch die finstern und engen Berggäßchen der Stadt Zürich wandert, deren Abschüssigkeit zuweilen lebensgefährlich zu sein scheint und die in ihrer Bauart an das düster schmutzige Quartier Latin in Paris erinnern, fühlt man sich leicht wie von einer beengenden Melancholie gedrückt und ahnt den freien Aufschwung und das großartige Landschaftsbild nicht, zu dem sich die Gegend hier erhebt, sobald man nur den rechten Standpunkt zu ihrer Betrachtung gefunden. Auf der Höhe über Wipkingen, welche man auch die Weid oder Schamishalde nennt, hatten wir unsern Standort genommen, wo

sich auf Einmal ein bezauberndes Rundgemälde entfaltet, das die gedrängten Gruppen der Stadt, die sanften Krümmungen des Sees und die aufsteigenden Linien der Berggelände und nächsten Schneealpen umschließt. Die Schweizernatur offenbart hier vorherrschend das Liebliche und Milde ihrer Schöpfungen und hat ihre Schrecken noch geheimnißvoll in die Ferne gerückt. Dazu fehlt es dem Bilde nicht an Leben und Bewegung. Die volkreiche Stadt verräth auch noch von Weitem menschliche Rührigkeit und Thätigkeit, und den oft heftig aufwogenden See durchschneiden Dampf- und Handelsschiffe, die bis nach Italien gehen. Eine seltsame Erinnerung aber bietet der Züricher See noch dar, nämlich an eine Periode der deutschen Literatur, die, wenn sie auch an sich keine großartige Bedeutung hatte, doch eine ihrer glücklichsten und unschuldvollsten gewesen. Der Züricher See hat früher in der deutschen Poesie eine große Rolle gespielt und Klopstock und seine Freunde und Freundinnen fuhren auf ihm spazieren, um sich über seinen Wellen Liebe und ewige Treue zu schwören. Nachher thaten sie, als ob der See daran Schuld sei, daß sie sich so lieb hatten, und feierten seine silbernen Gewässer in den stolzen Rhythmen der Ode. Klopstock dichtete dem Züricher See ein erhabenes Denkmal,

das zugleich ein Denkmal der zärtlichsten Freundschaft und Liebe war. Und vielleicht hauchte dennoch der See in seinem großen Naturfrieden diese Wirkung aus, welche die Gemüther der damaligen Literaturperiode zu zarter Schwärmerei und Sympathie stimmte. So ist auch die gemüthliche Atmosphäre dieses Sees vielleicht Schuld an der ganzen Idyllenwelt, die von hier aus über die deutsche Literatur gekommen. Am Züricher See erfand Salomon Geßner das Unschuldsideal des achtzehnten Jahrhunderts und schuf aus den Träumen, in welche ihn die blinkenden Nebel des Wassers einspannen, jene idyllische Weltordnung von Myrtill und Daphnis, die sich fast über ganz Europa verbreitete und die Schweiz als Sitz dieser Idyllik in einen idealen Ruf brachte, den sie bei Manchen, welche sie nicht kennen, zum Theil heut noch nicht verloren hat. Dieser idyllischen Naturpoesie Geßners fehlte aber im Grunde alle Naturwahrheit, und seine Unschuldswelt ist deshalb so affectirt und coquett, weil es in der um ihn her bestehenden Wirklichkeit auch nicht den geringsten Stoff gab, aus welchem er dem Leben gemäß diese Hirten und Schäferinnen und dies ganze milcherne Zeitalter der menschlichen Glückseligkeit hätte gestalten können, weshalb seine Figuren alle wie aus der Luft gegriffen erscheinen.

In keinem Lande hat aber das Leben weniger idyllischen und idealen Charakter als in der Schweiz, und wenn auch die Alpennatur in ihren versteckten Thälern glückliche Abgeschiedenheit von allen Uebeln der Civilisation darzubieten scheint, so hat sich doch die Idylle in den Schweizerhütten niemals über die materiellste Prosa der Gegenwart hinaus erstreckt. Der schweizerische Menschenschlag, in wie großer Unschuld und Unverdorbenheit er auch noch in manchen Gauen, besonders in den wenig betretenen Bergländern und geheimnißvollen Einöden Graubündens, verharren mag, ist doch weit entfernt von jener sentimentalen Lyrik der Empfindung, die den eigentlichen Grund und Boden von Geßner's Idyllenwelt ausmacht. Man wird bei dem Schweizervolk vielfach auf eine große Reinheit und kernhafte Gesittung stoßen, aber der Geist, der es beseelt, ist mehr herbe als lieblich, mehr scharf als zart, und für die feineren Nuancen des Gemüthslebens nicht gerade sehr erschlossen. In dem Schweizer ist allezeit ein gesundes und tüchtiges, aber auch ein sehr schroffes und gewaltthätiges Element gewesen, das ihn von dem Reich der Träume und Ideale ziemlich entfernt gehalten hat. Selbst die idealen Schönheiten der Schweizermädchen, die man sei es im naiven sei es im sentimentalen Genre so weit und breit ver-

herrlichte, sind nichts als eine hübsche Mythe, die ebenso wenig Wirklichkeit hat als die ganze Idyllenwirthschaft, in deren erträumten Zauber man mit aller Gewalt die Schweiz getaucht hat. Der Genius der Schönheit scheint sich hier in den Bildnereien der Natur erschöpft zu haben und hat dafür die Menschen nur dürftig mit seinen Gaben berührt. Ein schönes Gesicht und eine wohlgeformte Gestalt gehören in der Schweiz, besonders bei den Frauen, zu den Ausnahmen von der Regel, seltener aber noch als die leibliche Schönheit findet man, daß die Grazien ihren Duft und Thau darüber ausgegossen hätten. In einer einzigen oberdeutschen Stadt trifft man vielleicht mehr weibliche Schönheiten, als in der gesammten Schweiz in ihrer ganzen Länge und Breite. Vielmehr sind in der Schweiz überall die entschiedensten Mißbildungen vorherrschend, welche das rauhe und harte Klima verschuldet, und im Kampfe mit demselben entwickeln sich die Männer leichter zu tüchtigen und kraftvollen Gestalten, während die Frauen eher das Nachtheilige dieses Einflusses annehmen. Dagegen mag es mit dem Unschuldsideal, das man in die Schweiz verlegt hat, noch am Besten bestellt sein, wenigstens um Vieles besser als mit dem Schönheitsideal. Jene idyllische Landunschuld hat sich aber, je mehr das städtische

Leben in der Schweiz sich ausbildete, immer mehr in eine ängstliche und pedantische Pruderie umgewandelt, die nirgend so sehr zu Hause ist als unter den Männern und Frauen der Eidgenossenschaft, und die vielleicht doch nur den äußern Schein zu bewahren sucht. Bei dem Landvolke sind schon die nationalen Trachten meistentheils auf die größte Züchtigkeit berechnet. Diese Volkstrachten sind besonders bei den Weibern ordentliche Systeme einer tugendhaften Verhüllung und bilden in der Regel eine erzwungene Gestalt von Leinewand und Wolle, die dem darunter befindlichen menschlichen Körper nicht nur nicht angemessen ist, sondern ihm schnurstracks zuwiderläuft. Eine solche Schöne ist in ihrem Costüm so dicht und fest eingemauert, daß der Verwegene, der eine solche Festung stürmen wollte, erst ihre absonderliche Fortificationstheorie studirt haben müßte, die nur aus einer genauen Kenntniß von dem ganzen Zusammenhange dieses Costüms sich schöpfen ließe. — —

In unsern weiteren Betrachtungen am Züricher See störte uns der Regen, der an den Rebenhügeln der Weid immer stärker herabsäuselte. Es blieb nichts übrig, als sich in die düstere Stadt zurückzubegeben, in der man jedoch in solchen Fällen wenigstens nicht so ganz verlassen ist, als in den meisten

andern Schweizerstädten. Das städtische Leben und Treiben Zürichs steht auf einer ziemlich entwickelten Stufe, auch fehlt es selbst für den Fremden nicht an literarischen Unterhaltungen und Kunstgenüssen. Namentlich ist Zürich vielleicht die einzige Stadt in der Schweiz, wo man gute Musik zu hören bekommt, was denn auch für den bevorstehenden Abend unsere Rettung aus den Abgründen der Langenweile wurde. Zürich ist ja die Heimath des weltbekannten und in der ganzen Welt gesungenen Liedes: „Freut Euch des Lebens,“ das hier zuerst erschien, von dem genialen Hans Georg Nägeli componirt und verlegt, und Nägeli's großem Einflusse als Gesanglehrer und Stifter der hiesigen Gesangschule ist wohl auch noch heut die musikalische Bildung Zürichs beizumessen. Einen allgemeineren Einfluß auf die Schweiz in musikalischer Hinsicht scheint er aber selbst durch die schweizerischen Musikfeste, die auch großentheils auf Nägeli's Betrieb gestiftet wurden, nicht erreicht zu haben. Denn je weiter man in die Schweiz hineinkommt, um so mehr muß man sich wundern, dies schöne Land so stumm und leer an Musik zu finden, wenigstens was die Menschenstimme anbetrifft. Diese wird hier im Lande der Alpen gewissermaßen von der Natur überwältigt, und von der Bergluft rauh angehaucht wird sie mißtönend in ihrem Ge-

sang, während dafür die Natur selber auch das musikalische Element in den großartigsten Harmonieen übernimmt. Man hört die Klänge dieser Musik in dem tobenden See und in dem fallenden Gießbach, in dem Rauschen der Ströme, die frohlockend in die Thäler eilen, im Sturz der Lawine und in dem leisen Glühen und Zittern der Gletscher am Horizont. So ist das ganze Land wie von Musik bewegt und erschüttert, und nur die arme, scheue Menschenstimme klagt dazu in schroffen, heiseren und verworrenen Lauten, wie zurückbebend vor unheimlichen Gewalten, die ringsher im Lande mächtig sind. — —

7.

In Luzern.

In Luzern trafen wir die Tagsatzung versammelt, der nun die Berathung vorliegt über die von Frankreich begehrte Ausweisung des Prinzen Louis Napoleon, welcher bis jetzt noch ruhig und unangefochten auf dem Schlosse Arenenberg im Thurgau haust. Dem Umstande, daß Luzern gegenwärtig der Vorort der Eidgenossenschaft ist, war es wohl beizumessen, daß wir hier angehalten wurden, unsere Pässe visiren zu lassen, wovon sonst in der Schweiz keine Rede ist. Die Luzerner sind nicht wenig stolz auf ihre vorörtliche Eigenschaft, die sie nur noch mit den Cantonen Zürich und Bern theilen, und in ihrer kleinen Stadt bringt dann die Tagsatzung gewöhnlich eine gewaltige Aufregung hervor. Was aber

den aufrührerischen Napoleoniden anbetrifft, der in der Militairemeute von Straßburg offenbar wie ein Kind mit dem Feuer gespielt hat, so konnten wir überall bemerken, wie populair er sich in der Schweiz zu machen gewußt, was ihm sowohl durch liebenswürdige Persönlichkeit, als durch eine Reihe wohlthätiger Handlungen namentlich im Kanton Thurgau selbst, gelungen sein mag. Die Masse des schweizerischen Volkes ist förmlich verliebt in den jungen Prinzen, und für die gebildeteren Klassen wirkt noch der Name Napoleon wie ein sympathetisches Mittel, das diese dankbaren Schweizerherzen electrisirt. Man hat es in der Schweiz noch nicht vergessen, was Napoleon als Consul durch die Vermittlungsacte gethan für die Wiederherstellung der freien und selbstständigen Formen der Eidgenossenschaft, und scheint bereit, jetzt die Schuld an den schwachen Abkömmling des Heroen abzuzahlen. Besonders die Thurgauer haben nach Schweizerart einen Trumpf darauf gesetzt, den Prinzen Louis Napoleon zu behalten, der sich jetzt für seine Person in der allerschlimmsten Falle befindet. Denn nimmt er das thurgauer Bürgerrecht an, um sich im Lande zu halten, so verliert er durch diesen nur für den Moment berechneten Vortheil das französische Bürgerrecht, an dem seine Zukunft hängt, und endigt den

lächerlichen Krieg, den er geführt, durch einen noch lächerlicheren Frieden als ehrsamer Spießbürger eines kleinen Cantons. Vielleicht hat ihn Frankreich selbst in diese Schlinge mit Absicht gelockt, und es ist nicht Ernst, sondern vielmehr ein spöttischer Hohn der Louis-Philipps-Regierung, womit jetzt diese Anforderungen an die Schweiz gerichtet werden. —

Wenn man die kurze Strecke von Zürich nach Luzern zurückgelegt hat, muß man sich wundern, in so nahen Zwischenräumen schon wieder einer so großen Verschiedenheit zu begegnen. Aus solchen dicht an einander gedrängten Contrasten ist aber die ganze Schweiz zusammengesetzt, und wie das Land selbst durch die großartigen Launen der Natur in ein so krauses Vielerlei gespalten ist, so haben hier auch die Menschen in ihren Einrichtungen dasselbe nachgemacht, jedoch aus Launen, die nicht großartig, sondern von sehr kleinbürgerlichem Wesen sind. Die kleinliche menschliche Eifersucht und Rivalität an dem Busen einer so erhabenen Natur bringt in der Schweiz zuweilen einen possirlichen Eindruck hervor, und doch ist es gerade das Ernste und das Wichtigste, das in diesem Lande durch jene Eifersucht des einen Cantons auf den andern bestimmt wird. Jeder will vor dem andern irgend eine Be-

sonderheit voraus haben, und so sind die vielen verschiedenen Verfassungsmachwerke entstanden, die ihren Ursprung keineswegs in der Eigenthümlichkeit der einzelnen Territorien nahmen, sondern meistentheils aus der philisterhaftesten Rivalität sich erzeugten. Dies Volk, weit entfernt den Naturfrieden seiner großmächtigen Landschaften zu athmen, zergt sich untereinander in den allerarmseligsten Unterschieden herum, und jeder Canton bewacht die kleinen Nuancen seiner politischen Existenz mit einem ausschließlichen Trotz, als wenn das Heil der Welt davon abhinge. Diese gegensatzartigen Cantonaleinrichtungen erschweren den gleichmäßigen Durchzug der Cultur durch das gesammte Land sehr bedeutend, und bringen am Ende nur den Charakter der Confusion hervor. Der hartnäckige Eigensinn, in welchem die schweizerische Cantonalnatur sich gefällt, hat sich am peinlichsten vielleicht in den abweichenden Münzsorten verkörpert, die zur Verzweiflung des Reisenden von Canton zu Canton ändern, und obwohl sich, wie jetzt das Gerücht geht, bereits ein großer Theil der Cantone vereinigt haben soll den französischen Decimalfuß einzuführen, so ist doch an der Verwirklichung dieser Idee sehr zu zweifeln, weil hier gerade die Verwirrung zu charakteristisch und principienmäßig ist, als daß man sie so leicht

aufgeben sollte. *) So sind auch die verschiedenen Postmonopole, die sich jeder Canton vorbehalten, der Verbindung ungünstig, indem sie oft hindern, größere Strecken durch das Land auf Einmal zurückzulegen, denn es würde z. B. von Bern für eine Kriegserklärung angesehen werden; wenn Luzern seine Postwagen weiter als bis an die Gränze führen wollte. Die Reisenden durch den Canton Bern können nur durch die Postwagen des Cantons Bern befördert werden, und so ist es in allen übrigen Cantonen, über wie wenige Meilen Raum sie auch zu gebieten haben mögen. Aber selbst der Verbreitung der gewöhnlichsten Intelligenzmittel, wie der Zeitungen, ist dies ausschließliche Cantonalpostwesen hinderlich, und so kommt es, daß die Schweizerzeitungen meistentheils nur Localblätter sind und ihre Gauen nicht überschreiten. Bei den Universitäten der Schweiz ist aber diese Eifersucht der Cantone noch entschiedener von dem nachtheiligen Einfluß gewesen, die heimischen Intelligenzkräfte zu zersplittern. Wenn kein Canton dem andern den Vorrang lassen will, Sitz einer Universität zu sein, und sich deshalb jeder, der nur irgend die Mittel auftreiben

---

*) Nur Genf hat seitdem den französischen Münzfuß ommen. — Spätere Anmerkung.

kann, sein eigenes Universitätchen zurecht macht, so gut es gehen will, da entsteht auch für die geistige Bildung der Mangel einer Concentration, die gerade hier von bedeutender Wirkung wäre. So ist es auch mit den politischen Formen aller dieser einzelnen kleinen Verfassungen; wo die eine einen demokratischen Fuß hat, sucht die andere einen aristokratischen Kopf herauszustrecken, oder stemmt im revolutionairen Trotz die Hände in die Seite, wo die Nachbarverfassung sie sich zum Beten hat zusammenschnüren lassen von ihren herrschsüchtigen Priestern. Auf diese Weise zieht sich der kunterbunte Knäuel von Constitutionen über die Alpen hin, und Alles liegt darin so querköpfig und mit verrenkten Gliedern durcheinander, bloß um Gegensätze und Besonderheiten herauszubringen. So stellt die Schweiz gewissermaßen den carikirten Gesammtwillen Rousseau's dar, und wird in diesem komischen Zerrbild befangen bleiben, so lange die Idee der Volkssouverainetät sich nur im Cantönligeist offenbart. Die Schweizer haben gewiß einen politischen Volkscharakter, wenigstens ist derselbe an ihnen hervorragender als der idyllische, mit dem man etwas zu freigebig diese Nationalität ausgeschmückt hat. Aber die politische Bildung ist hier noch fortwährend in den Wehen begriffen und kann die fertige E

nicht erzielen, was einen peinlichen, jedoch auch zugleich höchst lehrreichen Anblick gewährt, sodaß man die Schweiz nicht mit Unrecht als eine Vorschule der Politik betrachten kann, in welcher im Drang der Flegeljahre freilich noch studentisch genug gewirthschaftet wird. Die europäische Natur hat sich in ihren Hauptformen in diesem Lande abgelagert und in einem geordneten Chaos wie auf einer Mustercharte alle ihre anderswo zerstreuten Eigenthümlichkeiten hier zusammengedrängt. Wie den Naturformen, so scheint auch den gesellschaftlichen Bildungsformen die Schweiz denselben Sammelpunkt gewähren zu sollen, und fast alle Elemente und Versuche der europäischen Cultur sieht man deshalb hier wie unverdaute Speisen in einem Magen umherliegen. Schon ihre Lage in Mitten Europa's scheint ihr die Aehnlichkeit mit jenem Organ zuzusprechen. Von den germanischen und romanischen Elementen in die Mitte genommen, hat die Schweiz offenbar den Beruf, der Coincidenzpunkt beider zu sein, obwohl sie bisjetzt nur den zufälligen Mischmasch derselben dargestellt hat. Je mehr sie aber in ihrer eigenen Organisation fortschreitet und das wahre Ziel derselben erreicht hat, desto mehr wird sie auch die ihr zugetheilte Aufgabe verwirklichen, die keine andere zu sein scheint, als die durchbildete Einheit des

Romanischen und Germanischen zur Anschauung zu bringen und namentlich eine concrete Vermittelung deutscher und französischer Bildung aufzuzeigen, was die vortheilhaftesten Resultate gewähren könnte. Man kann wohl der Schweiz im Allgemeinen das ehrliche und edle Streben nicht abläugnen, zur ächten politischen Wahrheit und Freiheit gelangen zu wollen, aber die Frage, wie Jeder zu seinem Recht gebracht werden solle, ohne daß dem Andern ein Unrecht daraus erwachse, ist in den Weltzuständen überhaupt noch nicht gelöst, und erscheint in den Versuchen, welche die Schweiz bisjetzt zu dieser Lösung angestellt hat, lediglich unter der Form der Confusion. —

In Luzern waren wir nun auf Einmal in einen erzkatholischen Canton hineingekommen, nachdem wir kurz vorher das reformirte Zürich, die Wiege der Reformation in der Schweiz, hinter uns gelassen. Wenn es nicht den benachbarten Zürichern zum Possen ist, so weiß man es sich wahrlich nicht zu erklären, warum hier im Canton Luzern plötzlich der strengste katholische Gegensatz dasteht, besonders da die Luzerner sonst als das munterste und lebensfroheste Völkchen von der Welt bekannt sind. Der genuß- und feiertagssüchtige, gesellige und zugleich gebildete Sinn der Bevölkerung in diesem Canton

arbeitet auch stets auf die Milderung der katholischen Einflüsse hin, wie sehr auch dieselben hier von einer rigoristischen Geistlichkeit gehandhabt werden, und Luzern kann sich wenigstens vor den andern katholischen Cantonen der Schweiz einer ziemlichen Freiheit der Bildung und der Lebensbewegung rühmen. In die letztere sucht zwar die Geistlichkeit alle Augenblicke einzugreifen und hat zum Beispiel jetzt die Tanzvergnügungen auf gewisse Fristen im Jahre beschränkt, worüber unser Führer, mit dem wir die Umgegend durchwanderten, nicht Klage genug erheben konnte. Aber wenn auch die Luzerner fleißig beten und Messe hören, nachher sind sie nur um desto lockerer, und besonders unter den Frauen der niederen Volksklassen, die sich durch Wohlgestalt hervorthun, herrscht nicht das strengste Tugendprinzip. Dieser Canton, mitten auf der Hochebene der Schweiz gelegen, ruht zu heiter im Schooß der lachendsten Natur, die hier selbst ihre großartigen Bildungen sänftigt und in das Liebliche hinüberspielen läßt, als daß ein dumpfer und bigotter Sinn in diesen Landschaften die Oberhand gewinnen sollte. Selbst der Vierwaldstättersee, der anderswo alle Schrecken und alle schauerliche Erhabenheit der Romantik aufbietet, entfaltet bei Luzern nur die mildere Pracht seiner Ufer und Gewässer, und erfreut

gemüthlich, indem er den Blick zu seinen dunkelfarbigen und von den seltsamsten Lichtern und Schlagschatten überflogenen Wogen lenkt. Auf der Brücke des Sees geht die schöne Welt von Luzern spazieren und gruppirt sich an dem hölzernen Geländer, um dem Spiel der Wasserhühner unten in der Fluth zuzusehen. Mit dieser harmlosen Beschäftigung verbrachten auch wir fast einen ganzen Sonntag Nachmittag, da das trübe und regnichte Wetter nicht einmal eine Spazierfahrt über den See verstatten wollte. Das schon dazu bereit gewesene Dampfschiff lag ohne alle Zeichen des Lebens am Ufer, denn eine Fahrt ist an solchen Tagen immer unthunlich und gefährlich. In andern Gegenden kann man dreister auch einem schlechten Tag sich anvertrauen, aber die Natur in der Schweiz versteht keinen Spaß und droht schon ernsthaft, wo nur leichte Nebelbilder am Horizont zu tändeln scheinen. Diese Brücken aber, mit hohem Dach überdeckt und hausähnlich eingerichtet, sind Nothbrücken im eigentlichsten Sinne auch für das städtische Leben und werden in den meisten Schweizerstädten als solche benutzt, indem man in Ermangelung anderer städtischer Vergnügungen auf den Brücken spazieren zu gehen pflegt, die durch ihre Bauart Schutz gegen das Wetter und zugleich durch

ihre Lage in der Regel die reizendsten Fernsichten gewähren. —

Die Gebirgsnatur um Luzern wird besonders durch den Rigi und den Pilatus charakterisirt, die hier in einem den Blicken naheliegenden Bilde ihre höchst verschiedenartigen Gestaltungen abzeichnen. Der vielgespitzte und krause Pilatus deutet schon von fern durch seine trotzig ausgestreckten Felsenhörner an, daß ihm Besuche nicht sehr willkommen sind, während dagegen der Rigi sich schon durch seine Form als den eigentlichen Modemann unter den Schweizerbergen darstellt, und hinlänglich glatte und abgeplattete Seiten zeigt, durch die er sich als ein Wesen von umgänglichen Eigenschaften bei der ganzen Welt beliebt gemacht hat. Wer ersteigt nicht den Rigi, und selbst die zarten Engländerinnen wagen es mit dem geschmeidigen Rücken, den er so höflich unterbreitet. Wir gedachten, bei nur irgend leiblichem Wetter, am andern Tag in die Gebirge zu gehen, jedoch ohne unsere weibliche Reisegenossenschaft, und belauschten deshalb jetzt, als wir in den Gasthof zurückkehrten, unsere etwas ermüdete liebenswürdige Reisegefährtin bei einem Monolog, der uns an den bekannten der Medea des Euripides erinnerte und worin das Schicksal so heftig angeklagt wird, das schöne Ge-

schlecht zugleich als ein schwaches geschaffen zu haben. Jener Monolog der euripideischen Medea ist aber vielleicht das älteste Ur-Actenstück der berüchtigten Emancipation der Frauen, die also schon ein altes Lied ist, das immer eine halb komische halb tragische Wirkung gehabt hat. —

8.

Ankunft in Bern.

Man thut am besten, den Weg von Luzern nach Bern durch das wildromantische Entlebuch zu wählen, das erst seit Kurzem von der Poststraße durchschnitten wird und wo man in der üppigsten Alpennatur eine merkwürdige und noch wenig von dem Strom der Welt berührte Bevölkerung antrifft. Die Entlebucher verdienten durch eine Monographie verherrlicht zu werden, denn das kräftigste Volksnaturell, mit vielen ursprünglichen Sitten und Eigenthümlichkeiten, hat sich in diesen malerisch hingelagerten Bergzügen erhalten. Der Postwagen ist in dieser Alpenschlucht noch ein neues und unerhörtes Ereigniß und die Entlebucher stecken aus ihren Hütten lachend die Köpfe heraus, um dies vorüberrollende Culturwunder anzustaunen und vielleicht über

die aus dem Schlage sehenden Reisenden eine scherzhafte Bemerkung zu machen. Denn in dem Entlebuch ist zugleich der Schweizerwitz zu Hause, gleich als ob dadurch angedeutet werden sollte, daß er in diesem Lande sehr versteckt liegt, aber wo man in der Schweiz auf ihn trifft, kann man darauf rechnen, daß er von einer sehr kernhaften und drolligen Sorte ist und aus einem Ueberschwang des Gemüths hervorgeht. Unter den Entlebuchern soll es auch viele sogenannte Naturdichter oder Dorfdichter geben, die bei den geselligen Vergnügungen und Festen nicht fehlen dürfen. Daneben sind die Entlebucher erklärte Revolutionairs und ihr Freiheitssinn hat sich besonders in den älteren Zeiten der Schweizergeschichte häufig durch gewaltsame Aufstände verrathen. Und dieser seltsame Volkscharakter dient den wunderbarsten Landschaften zur Staffage. Die Berge sind hier vielfach zerrissen und zerklüftet, Alpenbäche springen und rauschen von den Höhen und lassen die Melodie ihres Sturzes weit durch die Gegend erschallen. Mit den vielen Gewässern, von welchen das Entlebuch durchschnitten ist, contrastiren die herrlichsten Matten, hierunbda schaut ein schwarzer Tannenwald über die silbernen Gewässer und die grünen Hügel hinweg, schauerliche Schlünde und Felsenspalten ziehen den Blick zu ihren Tiefen,

und auf steilster Höhe stehen Hütten, aus denen ein derbschalkhaftes Entlebuchergesicht auf uns herabblickt. —

Auf der kleinen Tagereise von Luzern nach Bern erreicht man die letztere Stadt noch zeitig genug, um sie in Bewegung zu finden und den ersten Eindruck von ihrem Treiben und ihrer Eigenthümlichkeit zu empfangen. Bern gilt für die schönste Stadt in der Schweiz und vereinigt zugleich in sich alle Ansprüche auf eine große Hauptstadt, was in diesem Lande, wo das städtische Element noch in so unsichern Anfängen begriffen ist, immer nur eine verhältnißmäßige Bedeutung haben kann. Je größer eine Stadt in der Schweiz ist oder sein will, desto mehr wird die forcirte Kleinstädterei darin zu Tage kommen. Bern ist zwar in einem größeren Stil gebaut als die meisten andern Schweizerstädte, aber zu einer wirklich großen Stadt haben es die Schweizer auch hier nicht gebracht. Der erste Anblick von Bern bietet eine fast unerträgliche Monotonie dar, die besonders durch die steinernen Arkaden, welche unter den Häusern fortlaufen und eine Straße der andern völlig ähnlich machen, hervorgebracht wird. Da es sogar der Sitte widerstrebt, anders als in diesen Arkaden seinen Weg zu nehmen, so sehen die Straßen meistentheils entleert von

allen menschlichen Wesen aus und haben das Ansehen einer Wüste, während die Fußgänger unter der Verborgenheit der steinernen Hallen einherschleichen. Diese gewähren zwar den in der Schweiz sehr wesentlichen Vortheil, auch beim Regenwetter geschützt durch die ganze Stadt gelangen zu können, führen aber noch außer dem Gepräge der Einförmigkeit, das sie der ganzen Stadt aufdrücken, manches Unangenehme mit sich. Es dienen nämlich diese Arkaden zugleich als Kaufhallen, in denen diese ganze tumultuarische Krämerwirthschaft, welche man überall in der Schweiz antrifft, aufgestapelt wird, und wo von all den Waaren die verschiedenartigsten Gerüche in den Bogengängen zurückbleiben. Von diesem Kramwesen ist in der That fast die ganze Stadt mit stechenden Düften durchzogen, die gerade in den Hauptstraßen oft den Aufenthalt unerträglich machen.

Das Verhältniß von Stadt und Land ist in der Schweiz ein sehr eigenthümliches, und das eine hat das andere noch keineswegs überwunden, sondern sie scheinen gewissermaßen in einem unauflöslichen Gegensatz aneinander gekettet, was sowohl besondere politische Verhältnisse hervorbringt, als das Leben in den Städten selbst bedingt. Das Land drängt sich noch überall durch in den Städten, und ist auch

unvertilgbar schon der natürlichen Grundlage nach, die sich hier als das Mächtigste erweist. So trifft man hier rauschende Quellen, Gräben, Berghöhen mitten in der Stadt und wird, obwohl nicht immer auf eine für städtische Bequemlichkeit angenehme Weise, bei jedem Schritt daran erinnert, daß der städtische Anbau eigentlich nur das Land verdeckt, dessen freies Wachsen und Blühen an dieser Stelle bloß von den Häusern niedergehalten wird, die traurig in ihrer steinernen Nothwendigkeit über einer gepflasterten Bergstraße sich erheben. So rauscht, fließt, rinnt und flüstert es beständig von diesen unterdrückten Naturmächten in den Schweizerstädten, und wenn man Abends durch die Straßen von Bern wandert, muß man sich in Acht nehmen, daß man nicht, diesen Gewalten zum Opfer, in irgend eine Quelle hineinstolpert, die mit heimlichem Seufzen mitten durch die Gasse läuft. Oder plötzlich steht man vor einem schwarzen Abgrund, der zu unsern Füßen gähnt, doch die Cultur hat eine Treppe angelegt, und man steige getrost aber mit Vorsicht die Stufen hinunter, die sich auch wohl durch eine schwache Laterne auf Kosten der Republik erhellen, um in die untere Stadt zu gelangen. Der Hauptfehler ist vielleicht der, daß es in der Schweiz überhaupt Städte giebt, wodurch denn die

vielen localen und politischen Unbequemlichkeiten in diesem Lande entstanden sind. Bei einer Beschaffenheit des Bodens, die vorzugsweise auf ein Naturleben hindrängt, und bei einem Volksnaturell, das auf den Landbau angewiesen ist, erscheint das städtische Leben in der Schweiz mehr nur wie ein Mißgriff, oder wie ein Versehen, zu dem die Alpenkobolde die gutmüthigen Bewohner beredet haben, um sich mit deren Unbeholfenheit ihren Spaß zu machen und sie auszulachen wie den Bauer, der in den Venusberg hineingerathen. Alle die verzwickten und auf den Kopf gestellten Verfassungsverhältnisse, in welche die Schweizer durch ihre städtischen und politischen Organisationen sich verwickelt, scheinen eine solche Fastnachtskomödie, welche die Alpenkobolde angezettelt haben, um von ihren Firnen herunter über die Thorheit zu lachen, welche in die Stadt zog und dem Leben in und mit der Natur den Rücken drehte. Der Aufenthalt in den Städten der Schweiz hat auch selten etwas Heimliches, sondern giebt meistentheils eine ängstliche und peinliche Stimmung. In den Steinen, die zu Häusern verarbeitet sind, die als Mauern den Stadtbezirk abstecken, scheinen noch die Naturgeister zu spuken und trauernd ihre Rechte wiederzufordern von einer Bevölkerung, die jetzt Zeitungen liest und sich kopfüber

in die politische Debatte gestürzt hat, statt draußen in den Felsen und Bergen, auf den Triften und Matten ein patriarchalisches Dasein ohne Politik und Diplomatie zu führen. Die Städte sind auch in der That, trotz aller angestrengten Entwickelungsversuche, das Unbedeutendste in der Schweiz geblieben, und die Landschaft, obwohl in ihrer politischen Berechtigung und Vertretung meistentheils zurückgesetzt und als unebenbürtig von den Städten behandelt, hat doch den ursprünglichen Kern des Naturlebens für sich, das man in der Schweiz überall sucht und verlangt und das für diesen Alpenstaat das höchste Gesetz und die höchste Freiheit hätte bleiben sollen. So ist die in neuerer Zeit wieder häufiger vorgekommene Empörung der Landschaften gegen die Städte eine durchaus charakteristische Bewegung, in der man auch die Parteien in der Schweiz in ihrer richtigen und naturgemäßen Stellung zu einander antreffen kann. Das aristokratische Element hat sich nämlich vorzugsweise als der Anwalt der städtischen Vorrechte gezeigt, während die liberale und volksthümliche Partei, wie noch in der letzten Zeit bei den luzerner und baseler Vorgängen, die Sache der Landschaft gegen die Stadt unterstützte und hierin das eigentlich nationale Leben der Schweiz zu fördern suchte. —

Wenn man sich in Bern nach der Münster-Terrasse begiebt, um dort den schönsten Punkt der Stadt zu gewinnen, fühlt man sich durch den Anblick eines Gebäudes, das man vorübergehen muß, an das ganze zwieschlächtige Wesen der heutigen Schweiz gemahnt. Dies ist unweit des Münsters das sogenannte Stift, das, wie schon die großen Schilder an den Thüren es sagen, auf der einen Seite das Hotel der französischen Gesandtschaft und auf der andern das Bureau der auswärtigen Angelegenheiten der Republik Bern in einer sonderbar wahlverwandtschaftlichen Vereinigung abgiebt. Hier haben wir das Spinnennetz der auswärtigen Diplomatie, die ihre Fäden hier im Centrum zusammengezogen und der guten arglosen Schweiz Seele und Seligkeit wie eine Fliege darin gefangen hat. Welch ein komischer Anblick, eine einfache Landmannsseele in den Schlingen der Diplomatie zu sehen! Aber um den wahren Contrast, auf den es hier ankommt, hervorzubringen, lagern sich geradüber von der Plattform, auf welcher das diplomatische Haus steht, in ihrer ganzen erhabenen Perspective die Gletscher des Hochlandes, welche man hier in ihrem schneeweißen Feuer, in ihrem leise glühenden Schimmer als unendlich reine und sehnsuchtswerthe Gestalten am Horizont schweben sieht.

Dieser Contrast der Natur und Diplomatie, den man in Bern empfinden kann, das vorzugsweise der Sitz der fremden Diplomatie und der Mittelpunct der Schweizernatur ist, spricht in einem überraschenden Bilde das ganze Schicksal der Schweiz aus und malt den Gegensatz, der die Krankheit dieses Landes ist.

Herr von Montebello ist gegenwärtig der Inwohner dieses französischen Gesandtschaftshotels, obwohl in diesem Augenblick, wie alle andern Gesandten, in Luzern bei der Tagsatzung anwesend. Man behauptet, daß der französische Gesandte in Bern nicht nöthig habe, eine Miethe für sein Hotel zu entrichten, sondern zinsfrei von der Republik hier untergebracht sei, was dem berner Patriziat als eine französirende Hinneigung ausgelegt wird. Daß das Junkerthum von Bern mit der französischen Gunst buhle, leidet wohl keinen Zweifel, und wird nächstens gewiß wieder zu einer bedeutenden Reibung Anlaß geben, wenn im großen Rath die Frage von der Ausweisung des Prinzen Louis Napoleon aus der Schweiz zur Verhandlung kommt. —

9.

Zustände von Bern.

Von dem heftig stürzenden Aarstrom umgürtet, erhebt sich Bern in halbinselförmiger Lage wie eine stolze Veste, und scheint das trotzige Gefühl seiner Sicherheit noch durch die nahen Alpen zu erhöhen, die rings am leuchtenden Himmel so dastehen, als hätten sie eine schirmende Kette um das Weichbild der Stadt gezogen. Bern ist auch die alte Veste des Aristokratismus, welcher hier eine lehrreiche Geschichte von Zuständen abgespielt hat und der, wie sehr ihn auch die Zeit in seinen Burgen und vorbehaltenen Plätzen auszuhungern gesucht, noch immer ziemlich obenauf sitzt auf den Zinnen und von hier in das ganze Land hineinbläst, aus vollen Lungen aber mit abgehärmten Wangen. Die Aristokratie hat im Canton Bern den uralten Kampf mit der

Demokratie in allen Stellungen durchgefochten und hat dabei alles Glänzende und Wohlthuende, alles Gefährliche und Verächtliche, das aristokratische Verfassungen in verschiedenen Zeiträumen darbieten können, an den Tag gelegt. In einer absoluten Monarchie kann das Wohl des Volkes unstreitig besser gedeihen als in aristokratischen Republiken, die in der Regel von demokratischen Anfängen ausgehen, bald aber nur noch den Schein dieser volksthümlichen Elemente bewahren, und eine freche Lüge damit treibend, plötzlich in einer Oligarchie erstarren, zu der das Volk selbst in seiner Einfalt die Hände hat bieten müssen. Eine aristokratische Republik ist immer ein an der Volkssache verübter Betrug, denn diese Art der ausschließlich herrschenden Aristokratie, die als Patriziat auftritt und sich von der einem Staate organisch inwohnenden und assimilirten Aristokratie wesentlich unterscheidet, vermag sich nur zu behaupten, indem sie zu ihren Füßen das Volk arm, verächtlich, unebenbürtig und auf einer beschränkten Stufe der Entwickelung niederhält. Die absolute Monarchie dagegen, wenn nicht gerade der Wahnsinn der Despotie ihre Zügel führt, muß bei weitem mehr ihr Interesse darin sehen, daß ihre einseitige und einsame Größe an der Blüthe des Volkslebens sich bereichere und zu ei-

nem harmonischen Organismus ergänze. Daher ist der Beruf der Monarchieen die Ausstreuung der Cultur durch die ganze Breite des Volkslebens hin und der wahre monarchische Staat ist vorzugsweise der Intelligenzstaat, der das Volksthümliche nicht mehr als Gegensatz kennt, sondern diesen Gegensatz durch die gleichvertheilte geistige Berechtigung in sich aufgehoben hat. Der hohe Baum der Monarchie schlägt seine Wurzeln in der Tiefe des Volkes und muß sich beständig zu vermitteln suchen mit dem, worauf sein wahrstes Leben ruht. Diese Vermittelung hat eine politische Form zu gewinnen gesucht in der constitutionellen Bildung, der die Geschichte jedoch die reine und freie Entfaltung bisjetzt verkümmert hat, aber es ist entschieden, daß die moderne Monarchie nach einer solchen freien Mitte der volksthümlichen und monarchischen Elemente verlangt, in welcher sich eines mit dem andern zu gegenseitiger Stärkung begegnet, sei es nun in der constitutionellen Form oder in einer andern, welche die Geschichte dafür erschaffen wird. In der Idee einer vernünftigen Monarchie ist zugleich eine ununterbrochene Verbindung von Oben nach Unten und von Unten nach Oben gegeben, welche dem Kreislauf der Säfte gleicht, durch die sich der Baum mit seiner Wurzel vermittelt, und in dieser

organischen Vermittelung macht sich erst die nationale Größe einer Monarchie offenbar. Wie anders aber verhalten sich schon ihrer Natur nach aristokratische Verfassungen dem Volksleben gegenüber! Wo die Monarchie das Interesse hat zu verbinden, sieht die Aristokratie, die sich unter der heuchlerischen Maske der Republik auf den Thron gesetzt hat, nur ihren Vortheil darin, zu sondern und abzuschneiden. Dies heuchlerische Patriziat hat noch überall das Volk von jener Stufenleiter der Wesen abgeschnitten, auf der es sich durch die geistige Entwickelung die Vorzüge erwerben könne, welche das Junkerthum schon der physischen Fortentwickelung der Familie verdankt. Und doch scheint es ein nothwendiger Fluch des demokratischen Elements zu sein, daß es seinen größten Feind, den Aristokratismus, nicht von sich abstreifen kann, sondern sich ihn im eigenen Hause wie von selbst erzeugt. Wenigstens haben bisher noch alle Republiken der Geschichte an dieser tragischen Dialektik gelitten, die aus ihrem Streben zur Blüthe einen innern Zerreibungsprozeß macht, und die reine Demokratie scheint noch einer ganz andern psychologischen Grundlage der Menschheit zu bedürfen, die unserem Geschlecht in eine ferne Zukunft gerückt ist. In den Republiken hat sich die arme, an ihre Schwere ge-

bundene Volksmasse immer willig gezeigt, an einzelne Fähige und Hervorragende Recht und Gewalt abzutreten, um desto ungestörter der Nothdurft nachlaufen zu können. So werden die Hervorragenden die Bevorrechteten, und wissen bald auch die Verantwortlichkeit für diese Bevorrechtung von sich abzuschütteln, obwohl jene die Form war, unter der ihnen diese zugestanden wurde. Nun schneidet aber dieser mechanische Gegensatz immer tiefer in das Leben ein, und wirkt vernichtend nach allen Seiten des Daseins, das in zwei baare Hälften zerfallen ist. Von diesem Mechanismus der Gegensätze stellt die Geschichte der Schweiz gewissermaßen Musterbilder auf, an denen man die Pathologie dieser politischen Formen studiren kann. Dies gewährt besonders die Geschichte von Bern in rasch zusammengedrängten Erscheinungen, und nirgends kann man Glück und Größe der Aristokratie mit dem Verfall des Volkslebens und dann wieder das Emporblühen des Volkslebens mit dem Verfall und der Entartung der Aristokratie so Hand in Hand gehen sehen, als in den Zuständen dieses Cantons von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Die Aristokratie von Bern entwickelte sich allmählig aus ächt demokratischen Elementen, die sogar in der frühesten Periode einen freireichsstädtischen

Charakter hatten. Der große Rath der Zweihundert, in welchem sich die höchste gesetzliche Gewalt zusammenfaßte, behauptete lange seinen durchaus volksthümlichen Ursprung, indem er nur aus Elementen der städtischen Gemeinde sich bildete, welche von gleichen Berechtigungen umschlungen war. Aber dieser große Rath betrachtete sich mit der Zeit immer mehr als einen ausschließlichen Körper und begann im städtischen Wesen selbst Unterschiede zu organisiren, die auf die Vorrechte der Geburt hinausliefen. Es unterschieden sich die regierungsfähigen Bürger, welche auf diesen Vorzug durch das älteste Bürgerrecht ihrer Väter Anspruch machten, von den andern, die man nur als bloße Stadteinwohner gelten ließ und an denen mithin eine Klasse vorhanden war, die schlechthin regiert zu werden berufen war, und selbst nicht regieren sollte. So entstand schon unmittelbar aus bürgerlichen Elementen selbst ein Patriziat, in dessen ersten einfachen Erscheinungen sich jedoch der Keim der wucherndsten aristokratischen Pflanze verbarg, denn unter diesen regierungsfähigen Bürgern selbst sonderten sich wieder die Nuancen der adeligen und nichtadeligen Geburt auf eine immer schroffere Weise. Der große Rath, der sich nur aus den regierungsfähigen Bürgern ergänzte und durch den die eigentliche Souverainetät von

Bern dargestellt wurde, mußte daher zu einem mehr und mehr aristokratischen Charakter anwachsen, der den ganzen Staatskörper versteifte und an die Stabilität fesselte. Denn selbst in den kleinen Rath, der an sich schon wenig bedeutete, hatten sich die patrizischen Familien verzweigt, und dem volksthümlichen Element war nach keiner Seite mehr freier Spielraum geblieben. So bildeten sich die ersten Krankheitsformen aus, an denen jede aristokratische Republik sich erkennen läßt und die einmal darin sich zeigen, daß die höchsten Staatsstellen erbliche Familiengüter werden, dann, daß die Gesellschaft in Kasten zerfällt, die durch ihre Absperrung alle geistige Entwickelung hindern, indem es nicht mehr vergönnt ist sich über seinen Stand hinauszuleben. In diesen Uebeln liegen aber auch zugleich die natürlichen Mittel der Rettung, indem sich gewöhnlich schon die Motive der Revolution darin verbergen. Je mehr das Patriziat durch Beschränkung des Volksunterrichts und anderer Dinge darauf hinarbeitet, aus dem Volk nur einen dumpfen Pöbel zu erzielen, desto schärfer wird der Volksgeist zum Bewußtsein seines edleren Selbst erwachen oder es wird auch das Pöbelelement, dem man ihn überantwortet hat, sich endlich als die furchtbarste Kraft des Widerstandes erheben. Dies Alles hatten die gnä-

digen Herren von Bern im Lauf der Zeiten verschuldet und erfahren. Einzelne Aufstände und Verschwörungen rüttelten zwar an diesen alten Formen und brachten Milderungen hervor, aber sie erhielten sich doch in ihrem eingerosteten Grundwesen bis auf die französische Revolution, die mit einem Schlage das Gebäude aus seinen Angeln riß. Bekanntlich war es das Jahr 1798, in welchem die aristokratische Souverainetät von Bern vor den französischen Bajonetten zusammenstürzte und die Zügel der Regierung dem Volke überließ, das die einziehenden Sieger als Bringer der Freiheit begrüßen mußte. Bern war nun eine Zeitlang Hauptstadt der sogenannten helvetischen Republik und die aristokratische Partei hatte hier, wie überall in der Schweiz, ihr Haupt gebeugt, obwohl sie in der Stille an den umfassendsten Plänen spann. Als endlich nach Verlauf von vier Jahren die allgemeine Bewegung sich wieder dahin richtete, die von Frankreich der Schweiz aufgedrungene Form und Regierung abzuschütteln, glaubte die Aristokratie nur ihren Fuß setzen zu dürfen, um die alten Plätze wiedereinzunehmen, aber siehe! den alten Herren fehlte nichts als die alten Knechte. Das Volk hatte in der Zwischenzeit einen außerordentlichen Fortschritt in allen Stücken der Bildung gewonnen, es war im Selbst-

bewußtsein erstarkt und von den höheren Ideen eines politischen Daseins durchdrungen worden. So stand es den aristokratischen Ueberlieferungen, in die es wieder eingeschmiedet werden sollte, plötzlich als eine neue Macht gegenüber. —

Die Vermittlungsacte Napoleons im Jahr 1803 brachte die streitenden Elemente in der Schweiz zur Ruhe, jedoch mit Anerkennung jener neuen Bedeutung, welche der Volksgeist sich erobert hatte. In den Zuständen des Cantons Bern machte sich dadurch besonders eine durchgreifende Veränderung des Lebens geltend. Die Stadt Bern hatte bisher über die Landschaft eine tyrannische Oberherrlichkeit behauptet und derselben in den meisten Dingen die gesetzliche Ebenbürtigkeit verweigert. Jetzt gesellte sich zur Demüthigung der städtischen Oligarchie auch die Emancipation der Landschaft, ja Aargau und das Waadtland, die sich schon früher selbständig gemacht hatten, traten nun als selbstherrliche Theile unter eigenen Verfassungen in den Staatenverband der Schweiz über. Das Patriziat von Bern sah seine hauptsächlichsten Vorrechte in den Händen seiner Feinde, der Volkspartei, und fand es schimpflich, mit derselben theilen zu sollen, was es früher allein besessen, oder durch die geistige Fähigkeit nun um das zu wetteifern, was ihm scho

durch die Geburt zuständig gewesen war. So schleppten sich im mühsam verhaltenen Unwillen die gnädigen Herren bis zum Sturze Napoleons hin, der in der ganzen Welt das Signal zur Wiederherstellung der alten Privilegien und Diplome war. Nachdem auf Betrieb der aristokratischen Partei die österreichischen Truppen in die Schweiz eingerückt waren, zerriß man die napoleonische Vermittelung in Stücke und suchte in allen Dingen die alte Verfassung, auf deren Lotterbett man so wohl geruht hatte, wieder hervor. Der Widerstand der volksthümlichen Elemente, die erst in einem so jungen Leben sich erprobt hatten, war wie überall damals gering, doch bewirkte er im Canton Bern, wo man eben den alten Rath der Zweihundert wieder zurechtmachte, wenigstens einigermaßen eine Anerkennung der früher nicht regierungsfähigen Bestandtheile in Stadt und Land. Diese wurden jetzt im großen Rath in der That durch eine Minorität vertreten, die aber so schwach begründet und durch ihre ganze Existenz so zweifelhaft war, daß sie dem patrizischen Uebergewicht gegenüber nur die Beschämung des Volkswillens repräsentiren konnte. Die Restauration ging auch in der übrigen Schweiz ihren Weg, vermochte aber nirgend wieder eine feste zuversichtliche Gestalt der Dinge zu gründen.

Frankreich zeigte sich als den allgemeinen Heerd der europäischen Politik abermals in der Julirevolution, die aber vielleicht der letzte Act dieser universellen Bedeutung des französischen Staatswesens ist, denn seitdem hat sich die Stellung der Franzosen, durch ihre innern abstracten und trivialen Parteikämpfe, immer mehr als eine egoistisch isolirte erwiesen, die für das Allgemeine unfruchtbar geworden. Aber die Julirevolution zündete auch in der Schweiz wie überall und brachte hier den unter der Asche glimmenden Funken des Volkslebens wieder zur lebendigen Flamme. Am meisten wehrten sich die berner Herren und die demokratische Wiedergeburt dieses Cantons ging nicht ohne gewaltsame Erschütterungen ab, in denen jedoch das Volk als die organisirende Macht in der neuen Ordnung der Dinge sich festsetzte. Die neue volksthümliche Verfassung vom Jahre 1831 beraubte das Patriziat von Bern aller seiner Bevorrechtungen und Männer des Volkes nahmen jetzt die Regimentssitze ein, welche die Aristokratie zum Theil freiwillig verlassen hatte. Denn die aristokratische Partei schämte sich jeder Vermischung mit den radicalen Emporkömmlingen, die jetzt verfassungsmäßige Gleichheit der Rechte davongetragen, und sonderte sich in der Stille einer intriguanten Zurückgezogenheit zu einem zähen

Klumpen ab, der gefahrdrohend in der Ecke des Staatslebens liegen blieb. Unermüdlich in ihren Reactionen, bei denen sie auch auf die Ungeschicktheiten der jungen unerfahrenen Regierung der Liberalen rechneten, weckten die Aristokraten jedoch nur immer mehr das volksthümliche Element, das sich in Schutzvereinen und öffentlichen Versammlungen kräftig zu entwickeln strebte. Um die Aristokratie schien es geschehen, wenigstens um die alte Aristokratie, die nirgends mehr eine nationale Wurzel hatte und diese Losgerissenheit in den diplomatischen Verbindungen an den Tag legte, die sie mit den ausländischen Reactionsparteien anzettelte und wodurch sie die neue Regierung des Cantons mehrmals in die unangenehmste Lage verwickelte. Wie lange aber die neuen liberalen Herren, nachdem sie sich eingesessen haben in den ehemals aristokratischen Stellen und Sitzen, jener Dialektik widerstehen werden, welche das Demokratische immer wieder in das Aristokratische umschlagen läßt, oder wie weit entfernt sie noch von diesem Punct sind, auf dem die neue Aristokratie anzuschießen pflegt, darüber kann man aus den Zuständen des Tags mancherlei Vermuthungen fassen. Indessen scheint doch das gegenwärtige demokratische Grundgesetz von Bern in vielen Be-
en des Lebens die augenfälligsten Früchte ge-

bracht zu haben und die höhere Cultur des Volkes befindet sich in einem nicht mehr aufzuhaltenden Fortschritt, welche Schwankungen auch durch einzelne bedeutende Persönlichkeiten, die bald nach dieser bald nach jener Seite neigen, im Verfassungsleben entstehen mögen. Im Allgemeinen kann man wohl von dem schweizerischen Charakter mit Recht behaupten, daß er überwiegend aristokratische Bestandtheile in sich selbst trägt, und aus diesem Widerspruch verlangt er eben so heftig nach demokratischen Formen. Gewiß ist es charakteristisch, daß Haller's Lehre von der Begründung der absoluten Staatsgewalt durch den Territorialbesitz gerade in diesem Lande und unter diesem Volke, in welchem alle Lebenskraft in dem in Besitz genommenen Heimathsboden wurzelt, entspringen mußte. —

Die vertriebene aristokratische Regierung von Bern hatte die Freude, ihre volksthümlichen Nachfolger auch durch die Zeitverhältnisse in die größten Verlegenheiten gerathen zu sehn. Der Fall von Warschau und die unglücklichen Ixionsversuche des deutschen Liberalismus und Demagogismus hatten eine immer wachsende Schaar von heimathlosen Flüchtlingen durch die Schweiz versprengt, welche ihnen ein Asyl mit so vieler Gastfreundlichkeit eröffnete, wie sie ein edles Volksgemüth immer den vom

Schicksal Gezeichneten beweisen wird. Und diese Flüchtlinge, verunglückte Kräfte der Geschichte, zum Theil auch die verlorenen Söhne derselben, hatten durch ihr tragisches Unglück ein Recht darauf, die Bedeutung der Schweiz als des Asyllandes in einem heiligen Sinne in Anspruch zu nehmen. Täuschten und mißbrauchten auch viele derselben die Gutmüthigkeit der ehrlichen Schweizer, so hatte darum doch nicht weniger der edle Beweggrund, aus dem man sich ihres Unglücks angenommen hatte, an sich seine Gültigkeit. Und die neue demokratische Regierung von Bern handelte besonders in diesem Sinne, und ihren sowohl ächt menschlichen als auch politischen Sympathieen war es zuzuschreiben, daß der Canton Bern der eigentliche Mittelpunct der Niederlassung und Unterstützung für die fremden Flüchtlinge wurde, die hier fast eine Colonie zu bilden anfingen. Vielleicht kokettirte man auch sogar etwas mit diesen Flüchtlingen, um sich der ausländischen Diplomatie gegenüber ein klein wenig zugutzuthun auf die Selbstständigkeit der neuen liberalen Cantonsregierung, und dies ging in der That so weit, daß man die fremden Gäste nicht nur am heimischen Tische Platz nehmen ließ, sondern ihnen auch im innern Haushalt Aemter und Stellen gab, eine Zeitlang fast die Bevorzugung genos-

sen. Der demokratisch gewordene Canton Bern schien seine Flüchtlinge wie eine Art Hofstaat zu betrachten, auf den er ganz stolz und eitel war, und wenn dies Koketterie gewesen, (obwohl gewiß die Koketterie eines guten Herzens) so hat er sie hinlänglich abgebüßt durch die großen Unannehmlichkeiten, die ihm daraus entstanden. Der berüchtigte Savoyer Zug vom Jahre 1834 hat der Verdrießlichkeiten und Verdächtigungen genug über Bern gebracht. Die Fünfhundert flüchtiger Polen, die von Frankreich zurückgewiesen und dem Canton Bern allein auf dem Hals geblieben waren, indem die Eidgenossenschaft jeden Antheil an ihrer Unterstützung und Aufnahme verweigerte, hatten aus dieser Zufluchtstätte einen Heerd jener neuen und abenteuerlichen Pläne gemacht, welchen man kaum einen andern Namen als den des Wahnsinns beilegen kann. Und in dieser tollen und barocken, zum Theil komisch bettelhaften Weise ging auch der ganze Zug nach Savoyen vor sich, wohin jene Polen, im Verein mit andern Flüchtlingen, den fast gänzlich unmotivirten Versuch tragen wollten, Italien zu revolutionniren. Noch heut wird in Bern viel darüber gesprochen, wieweit sich das Mitwissen der Behörden um diesen Plan erstreckt habe, und da der aristokratischen Partei dies die günstigste Ge-

genheit schien, die gegenwärtige liberale Regierung zu verdächtigen und mit dem Auslande in Händel zu verwickeln, so kann man sich denken, daß sie keine Intriguen und Anschwärzungen sparte, um den Behörden eine Schuld aufzubürden, die nur scheinbar auf ihnen lasten mochte. Soviel ist gewiß, daß die diplomatischen Flüchtlingsnoten, mit denen man bald darauf die Eidgenossenschaft von allen Seiten drängte, nicht ohne Anreizung der schweizerischen und namentlich der berner Aristokraten ins Land geschickt wurden, welche diesen Zeitpunkt zu ihrer Wiederbelebung und zugleich zu ihrer Rache an den Liberalen auserseḥen hatten. Demunerachtet ist es nicht ohne Grund, daß die Behörden Berns von jenem Savoyer Zug im Voraus unterrichtet gewesen, und ein den öffentlichen Ereignissen nahestehender und nichts weniger als der Aristokratie dienender Mann versichert mir, daß man in ganz Bern genau wußte was kommen sollte und schon drei Wochen vorher mit diesem beabsichtigten Auszug der Flüchtlinge bekannt war. Dies ist um so wahrscheinlicher, da die Unternehmer dieses Abenteuers selbst kein großes Geheimniß daraus machten oder es wenigstens sehr sorglos hüteten. Die gutmüthigen Berner dachten sich aber nichts weni-

als daß es ihnen zu politischem Hochver-

rath ausgelegt werden könne, wenn sie diesen Trupp unangefochten durch ihren Canton ziehen ließen, und sie sahen nicht ein, warum man diesen Leuten nicht wie allen andern den freien Weg durch das Land gestatten wolle. Uebrigens ist es auch in andern Staaten als etwas ganz Gewöhnliches geschehen, daß man Flüchtlinge ihre Zufluchtstätten verlassen sieht, um in fremden Ländern Kriegsdienste zu suchen und im Interesse irgend einer Partei zu fechten. So sahen die Berner ruhig darein, wie die Fünfhundert Polen und das junge Deutschland sich nach dem Genfer See zu in Marsch setzten, und sie halfen vielleicht hierunddа mit einer Pique aus, ohne einen schlimmeren Gedanken zu haben, als den fremden Gästen, die schon lästig genug geworden, das Fortkommen zu erleichtern.

Daß die Flüchtlinge im Canton Bern auf das Herzlichste verpflegt wurden, kann man nicht läugnen; doch ist dies wohl nicht blos auf Rechnung der liberalen Behörden zu setzen, sondern der dafür besonders empfängliche Sinn der Einwohner, namentlich in dem Städtchen Biel, hatte den größten Antheil daran. An dem reizenden Bieler See und in dem nahe anliegenden Dorfe Nidau hatte sich vornehmlich das junge Deutschland und das junge Europa unter Mazzini niedergelassen, der

hier dem Centralbureau der Geschäfte mit der ihm eigenen genialen Umsicht vorstand. Der Bieler See ist in der Geschichte der demokratischen Träume schon durch Jean Jacques Rousseau berühmt, der auf der herrlichen Peters-Insel, die über seinem Wasserspiegel emporragt, eine Zeit seines Lebens verbrachte. Kaum kann wohl eine Gegend gefunden werden, in deren phantastischer Abgeschiedenheit man für seine Gedankenbilder leichter den Maßstab der Wirklichkeit verlernen könnte, als am Bieler See, der zu den Füßen des Jura hingegossen liegt wie ein glänzendes Traumbild, das seltsame Ideen hinundherbewegen. In klarer Nähe schweben rings am Himmel die weißen Firnen des berner Hochlandes, die von ihren freiheitathmenden Höhen herab als stumme Zeugen zusahen, wie unten an dem See die jungen Pygmalions um die selbstgefertigte Bildsäule der Freiheit tanzten und warben, ohne sie beleben zu können. Man muß von ewigem Eis und Schnee sein, wie diese Gletscher der Alpen, um nicht beim Anblick eines solchen Schauspiels vor Ironie und Wehmuth zu zergehen.

Biel selbst ist ein allerliebstes kleines Städtchen, unweit Bern, in den schönsten und fruchtbarsten Auen gelegen, und von einer industriellen Regsamkeit belebt. Wenn man durch die hügeligen Stra-

ßen von Biel wandert, bemerkt man sogleich den gutmüthigen und freundlichen Sinn der Einwohner, die den Flüchtlingen, welche hier in der Nähe ihr Hauptquartier hatten, sich so mildthätig erwiesen haben. Die Häuser haben in diesem Städtchen alle einen traulichen Charakter und hinter Blumenfenstern sehen schöne Mädchen hervor, die hier besonders zu gedeihen scheinen. Manches hübsche Mädchen von Biel hielt gewiß die fremden Flüchtlinge für Helden, und liebte sie. Daß an diesem Ort eine so große Gunst für die eingewanderten Gäste entstehen konnte, erklärt sich aus manchen Ursachen, die zum Theil in der früheren Geschichte dieser obwohl kleinen doch immer durch eine gewisse Bedeutung ausgezeichneten Stadt liegen. In Biel herrscht immer noch viel französische Geschmeidigkeit und Sorglosigkeit, die sich leichter dem fremden Eindruck hingiebt, als sonst das in sich verbleibende spröde Schweizernaturell, und man sagt der bieler Bevölkerung nach, daß sie sich in die Zeiten der französischen Herrschaft zurücksehne, an die sie durch das Jahr 1798 gekommen war, und in welcher Periode sie namentlich viele Handelsfreiheiten besessen haben soll. Die sehr alte Stadt gehörte in den frühesten Zeiten zu den bischöflich baseler Landen, später bildete sie sogar für sich einen Freistaat, der sich

gegen die bischöfliche Oberhoheit fast selbständig verhielt und bei der Tagsatzung durch seine Abgesandten sich vertrat. Der wiener Congreß entnahm Biel dem französischen Besitz, unter dem es sich wohl befunden hatte, und es kam an den Canton Bern, das für den Verlust des bis dahin mit ihm zusammengehangenen Aargau und Waadtlandes durch die ehemals bischöflich baseler Lande entschädigt wurde. Biel aber behielt den Geist und Stolz seiner historischen Selbständigkeit bei und wiegt sich noch heut in dieser Bedeutung bei aller seiner Kleinheit. So haben wir hier, in dieser ächt schweizerischen Manier der kleinen Selbständigkeiten, nicht einmal einen ganzen Canton, sondern nur ein Städtchen von zwei= bis dreitausend Einwohnern, das wie ein für sich bestehender historischer Körper sich unterscheiden will und auf seine eigene Hand Sympathieen und Vorneigungen sich hingiebt, ohne, wie bei der Flüchtlingsangelegenheit, das Allergeringste nach der ausländischen Diplomatie zu fragen. — —

Das weitgreifende Aergerniß, welches der Flüchtlingszug im Jahre 1834 gab, schien jedoch bei der Regierung von Bern nur einen geringen Eindruck hervorgebracht zu haben, denn noch in demselben Jahre stiftete die liberale Partei in Bern die Universität geradezu in der Absicht, sie aus solchen

verfehmten Elementen zusammenzusetzen, die sowohl der Diplomatie des Auslandes als den einheimischen Aristokraten ein scharfer Dorn im Auge sein mußten. Man war nämlich bei der Gründung dieser Universität, die aus der früheren Akademie hervorging, besonders bemüht, politisch compromittirte deutsche Gelehrte und selbst Flüchtlinge heranzuziehen und als Professoren anzustellen, um daran ein lebendiges und von der Volksintelligenz getragenes Bollwerk gegen den Aristokratismus aufzuthürmen. Dieser Gedanke war eigenthümlich genug, ein Institut zu schaffen nicht nur als Ablagerung deutscher Intelligenzkräfte, worauf die Schweizeruniversitäten überhaupt angewiesen sind, sondern zugleich als Asyl der Verstoßenen und Verbannten, die hier, in den allgemeinen Frieden der Wissenschaft aufgenommen und unter deren Schutz gestellt, durch ihren vom Märtyrerthum gehobenen Einfluß der Bildung der Jugend und des Volkes diejenige Richtung geben sollten, die dem Liberalismus die ihm wünschenswerthen Garantieen für die Zukunft verspricht. So ging die Schöpfung der berner Universität aus dem Großen Rathe hervor, natürlich unter dem größten Widerstande der aristokratischen Partei, die auch nachmals nicht aufgehört hat, diese Universität, die in der That eine liberale In-

trigue war, als ein Seminar der Revolution zu verdächtigen. Die berner Aristokraten ließen von jetzt an ihre Söhne im Auslande studiren, und wenn der Liberalismus sich in die Wissenschaft hineingesetzt hatte, so sollte diese radical gewordene Wissenschaft wenigstens die theuern Junker nicht vergiften, sondern man wollte es der eigenen Brut der Liberalen ausschließlich überlassen, sich an diesem vergifteten Mäusespeck den Tod zu essen. Denn anders wie eine Mäusefalle sahen die Aristokraten diese Universität doch nicht an, und sie waren sicher, daß die Liberalen sich unfehlbar selbst verfangen würden in dieser Falle. Auch sprengte man häufig aus, daß das Institut sich nicht zu halten vermöchte, und oft schon wurde von dem Augenblick gesprochen, wo es wieder aufgehoben werden solle, der aber noch immer nicht gekommen ist. Es sind auch wenig innere Gründe dazu vorhanden, da die Vereinigung des Liberalismus mit der Wissenschaft an sich keinen Widerspruch enthält und wohl nur in einigen persönlichen Vertretern dieser Combination als eine Carikatur sich auswies. Namentlich hat in dieser letzteren Beziehung die Professur eines Mannes, wie Siebenpfeiffer, wohl nicht bloß bei den aristokratischen Gegnern der berner Hochschule Anstoß erweckt, und es ist kein Zweifel, daß man damals

in Bern solche radicalen Anstellungen mit einem gewissen Prunk betrieben hat, der in Verbindung mit einer wissenschaftlichen Angelegenheit verwerflich erscheint. Denn mit Siebenpfeiffers wissenschaftlicher Bedeutung ist es nicht besser bestellt als mit seinem hohlen und gedankenlosen Liberalismus, durch den er und Seinesgleichen der liberalen Bewegung in Deutschland einen so unersetzlichen Schaden zugefügt haben. Diese Hambachiaden und diese journalistischen Freiheitsorgien, dieser Sausundbraus eines abenteuernden und liederlichen Liberalismus, mit dem ohne Plan und Verstand und ohne alle Kenntniß der historischen und politischen Verhältnisse in den Tag hineingewirthschaftet wurde, diese Dinge waren es, welche der darauf über Deutschland gekommenen Reaction so viel Gewalt und Gewicht verliehen, und wodurch eine Lähmung über unsere Bestrebungen gebracht ward, die uns fast das Herz abgedrückt hat. Konnte die Verschuldung, die Siebenpfeiffer durch sein abgeschmacktes Treiben in Deutschland auf sich geladen, und wofür ihn jeder wahrhafte Liberale hassen mußte, bei der regenerirten Republik von Bern wie eine Märtyrerglorie erscheinen, so mag dies als optische Lichttäuschung hingehen, aber wenn man aus diesem faulen revolutionairen Holz einen Professor geschni-

zelt hat, so mußte die Wirkung davon eine komische sein. Siebenpfeiffer liest an der berner Universität vornehmlich über Staatsökonomie und Staatsrecht, und bringt darin eine halb politische, halb philosophische und schöngeistische Waare zu Markte, unter großem Zulauf der Studirenden, die von seinem beredten Vortrag gefesselt werden. Er mag für seine Person ein braver Mann sein und besonders durch sein gegenwärtiges, sehr zurückgezogenes Privatleben alle Achtung verdienen, aber sein Treiben bleibt immer eine Charlatanerie, so jetzt in der Wissenschaft, wie früher in den politischen Bewegungen.

Als Mitglieder des Großen Raths waren die Gebrüder Karl und Johann Schnell, die in der berner Politik eine so bedeutsame Rolle spielen, auch für die Gründung der Universität von dem wesentlichsten Einfluß. Wie ich mich gehört zu haben erinnere, eiferte aber besonders Hans Schnell gegen die Anstellung von Flüchtlingen, auf die es jedoch einmal bei dieser Hochschule, wie bemerkt, prinzipienmäßig abgesehen war. Indeß läßt sich auch nicht läugnen, daß das Institut gerade durch das Prinzip der Opposition, mit dem es verwachsen wollte, manchen ausgezeichneten Lehrer gewann. Selbst der ehrwürdige Held der schweizerischen

Volkssache, der geniale Troxler, kam gewissermaßen als Flüchtling von Basel an die berner Universität, da sich seine frühern baseler Verhältnisse keineswegs auf einem gesetzlichen Wege auseinander gelöst hatten. Ich denke späterhin etwas Zusammenhängenderes über diesen vortrefflichen Mann in meinem Tagebuche aufzuzeichnen, da mir bei meinem Aufenthalte in Bern das Glück seiner Bekanntschaft geworden. Ein Deutscher ist Troxler's Freund, Wilhelm Snell, der ihm in den baseler Vorgängen mit treuem Antheil an der Gefahr zur Seite gestanden, und auch in Bern mit ihm vereinigt, jetzt hauptsächlich die juristische Facultät vertritt. In derselben Facultät lehrt auch Reinhold Schmidt, früher Professor in Jena und in burschenschaftliche Bewegungen verwickelt, die er mit längerer Festungsstrafe gebüßt, und wofür ihn nur die berner Professur belohnt hat. Kein Flüchtling, aber doch ein Jude ist Herr Valentin, ebenfalls ein Deutscher. Hier hat sich die Universität von Bern als ein Gedanke des modernen Liberalismus auf die ehrenwertheste Weise bethätigt, indem sie diesen durch seine physiologischen Entdeckungen berühmten jungen Mann zu einer Professur zugelassen, trotzdem er ein Jude ist und bleibt. Es giebt, glaube ich, noch an keiner andern Lehranstalt ein

ähnliches Beispiel, daß man sich zur Höhe eines solchen wahrhaft wissenschaftlichen Standpunktes erhoben und das wissenschaftliche Verdienst durch das religiöse Bekenntniß nicht beeinträchtigt gefunden hat. So zeigt sich die Wissenschaft der Freiheit würdig, die sie unterstützen und entwickeln helfen soll. Und wo wäre auch die Freiheit in unserer Zeit, wenn nicht einmal in der Wissenschaft?

10.

Die Nationalpartei in der Schweiz.

Das politische Volksleben der Schweiz fängt an durch die Angelegenheit des Prinzen Louis Napoleon eine neue Bewegung zu erhalten. Das politische Treiben, das unmittelbar nach der Julirevolution in den Jahren 1830 bis 1832 so lebhaft und bedeutsam in diesem Lande gewesen und sich namentlich durch großartige Volksversammlungen an den Tag gelegt hatte, war in der letzten Zeit, wie überall, so auch in der Schweiz sehr zusammengeschrumpft und zu winzigen Regungen verkümmert. Um so größeres Aufsehen erregt jetzt die patriotische Volksversammlung in Langenthal, die vor einigen Tagen (23. September) auf den Ebenen dieses zum Canton Bern gehörigen Marktfleckens Statt gefunden. Hier war der Kern der schweizerischen Bewe-

gungsmänner beisammen, um durch volksthümliche Beschlüsse die Partei zu vertreten, welche sich den Nationalverein nennt und die den eigentlichen Zielpunct ihrer Bestrebungen in eine Bundesreform der Schweiz gesetzt hat. Es hat etwas Religiöses, ein Volk in geordneter Masse und zu einem höheren Zweck zusammengetreten zu sehn. Dies gute arme Volk, so wenig begünstigt vom Schicksal, sich drängend und abarbeitend um ein dürftiges Dasein, unter grobem Kittel ein volles und kräftiges Herz, dazu bestimmt, im Schweiß seines Angesichtes selbst die Gerechtigkeit sich zu verdienen, und immer nur begnadigt mit den Brosamen von den Tischen der Bevorzugten, wer kann es ohne heilige Schauer betrachten, wenn es sich sammelt und seine dumpfe Unfreiheit überwindend, zu einem Moment des Bewußtseins sich erhebt? Man denkt dabei unwillkürlich an den göttlichen Zug in jedem Volksgeiste und ist bereit, seinen Regungen, in denen es in einem solchen ergriffenen Augenblick aufzuckt, wie Offenbarungen zu vertrauen. Nicht jede Volksthümlichkeit vermag aber bei öffentlichen und freien Versammlungen sich so würdig und in jenem heiligen Sinne einer Gottesstimme zu äußern, als die der Schweizer, welche darin fast dasselbe tüchtige Naturell zeigen, welches an den Engländern so be-

wundernswürdig ist. Die kernhafte Volksgesittung der Engländer, die bei solchen Versammlungen oft unermeßliche Schaaren bloß von innen heraus zügelt und in musterhafter Ordnung darstellt, ist bekannt. Es ist dies eine gewisse Frömmigkeit des Volksgemüthes, das um so lauterer und reiner sich erhält, je höher es von den Regierenden geachtet und mit Vertrauen angesehen wird. Der Sinn des Volkes erweist sich überall als tief und zart, wenn man ihn zu behandeln weiß und seiner innern Tüchtigkeit ihn überläßt, anstatt ihn durch rohe Betastungen roh zu machen. Der schweizerische Volkscharakter hat ebenso viel Innerliches und moralisch Gehaltenes auf der einen, wie Heftiges und Leidenschaftliches auf der andern Seite, und kann auch in dieser Zusammensetzung mit dem englischen verglichen werden; aber im Allgemeinen auf einer geringern Bildungsstufe stehend als der englische, ist er in der frommen Haltung, die er auf seinen öffentlichen Versammlungen offenbart, um so mehr zu bewundern.

Diese Haltung, man könnte sie eine politische Andacht nennen, sprach sich auch bei der Volksversammlung in Langenthal mit dem rührenden Eindruck aus, von dem man bei solchen öffentlichen Verhandlungen so leicht ergriffen wird. Die Ber

sammlung, die wohl gegen 8000 Menschen herbeigezogen hatte, fand, bei Regen und Unwetter, im Freien Statt, unter Vorsitz des bekannten Patrioten Kalthofer, der in den Verfassungsverhältnissen Bern's bei mehreren Gelegenheiten eine bedeutende Rolle gespielt hat. Nur für die Redner und den engeren Ausschuß des Nationalvereins war eine bedeckte Tribune aufgeschlagen. Die an die Spitze gestellte Frage betraf das Begehren Frankreichs, den Prinzen Louis Napoleon aus der Schweiz zu verweisen. Ein Mitglied des Vereins, Dr. Girard, beantragt eine Adresse an die französische Nation zur Aufklärung über das ungerechte Begehren ihrer Regierung, und verliest deshalb einen Entwurf. Man macht ihn auf das Fruchtlose einer solchen Demonstration aufmerksam. Da erhebt sich Köllner, mit dem Beinamen „der Saure," welcher jetzt vielleicht der gewaltigste Volksredner in der Schweiz ist, und zu den populairen Gestalten gehört, die auch in diesem Lande immer seltener geworden sind. Seinem Berufe nach, glaube ich, ist er ein Advocat, und wird durch seine furchtbare Stentorstimme allen Dingen, die er bespricht, jedesmal den Sieg verschaffen. Zu seiner donnernden Rede steht im richtigen Verhältniß seine riesenhafte estalt, die den Freunden Vertrauen und den Geg-

nern die nöthige Verehrung einflößen muß. Den Beinamen des Sauren hat er sich selbst beigelegt. Er unterstützte den Antrag einer Adresse an das französische Volk, und ging dabei von der grundsätzlichen Voraussetzung aus, daß Völker sich näher und inniger verwandt seien als Regierungen. Die Völker aber wollten immer nur den Frieden und das Recht. So sei er überzeugt, daß es in Frankreich noch einen großen Theil der Nation gebe, der nicht hinlänglich aufgeklärt sei über die französische Regierungsforderung an die Schweiz, und er schlage deshalb vor, eine solche Adresse, wie beantragt worden, zur Aufklärung in die französischen Zeitungen zu rücken. Was die Versammlung genehmigte. Wer dies hört, wird vielleicht über die plumpe Gutherzigkeit dieser Zumuthung an das französische Volk lächeln müssen, aber er thue es nicht mit vornehmer Geringschätzung dieser herrlichen schweizerischen Einfalt, die hier mit einem derben Biedermannsfaustschlag das Netz der Diplomatie entzweireißen will, um von Volksherz zu Volksherz zu sprechen, nicht gedenkend, daß das französische Volksherz so schwer aus seinen vielen theatralischen Hülsen herauszuschälen und noch schwerer für eine Sympathie zu gewinnen ist, die außerhalb seiner Landesgränzen liegt.

Auch Troxler sprach auf der Volksversammlung von Langenthal, das große Thema anschlagend, für das er schon so oft in den Kampf gegangen, und in dem er alle Energie und vielleicht auch alles Martyrthum seines ganzen politischen Lebens nun zusammendrängen zu wollen scheint. Er brachte nämlich wieder die Angelegenheit einer schweizerischen Bundesreform auf dem Wege eines niederzusetzenden Verfassungsrathes in Anregung. Hier zeigte er, daß er mit dem schärfsten und umfassendsten Gesicht die diplomatischen Händel des Augenblickes durchdringe. Man bedrohe, sagte er, von Außen eigentlich nur die freisinnigen Institutionen der Schweiz. Dies sei der Sinn auch der gegenwärtigen Verlegenheit, welche der Schweiz durch die Forderung Frankreichs bereitet werden solle, und darum könne dies nur als erneute Aufforderung gelten, jener großen Bundesreform der Eidgenossenschaft sich ernstlicher als je zuzuwenden. Zu ähnlichem Zweck erhob sich der Großrath Gruber von St. Gallen, welcher die sanctgallische Section des schweizerischen Nationalvereins auf der Versammlung vertrat. Er machte in dieser Angelegenheit vorzüglich auf den bisherigen Mißstand der Rechtsgleichheit in der nationalen Gemeinsamkeit und auf den Unfug der bevorrechteten Kantonalsouverainetäten

aufmerksam und empfahl die Republik in ihrer Reinheit als ächte Darstellung menschenrechtlicher Gleichheit und Freiheit.

Zum Schluß der Versammlung erklärte sich endlich das Centralcomité des Nationalvereins in einer Sitzung für bevollmächtigt und beauftragt, in allen Theilen der Schweiz, wo es immer geschehen könne, Freischaaren zu bilden, sobald die Regierung von Frankreich nur im Entferntesten anfange, ihren Drohungen gegen die Schweiz Folge zu geben. Jedes Mitglied des Nationalvereins sei Mitglied eines Freischaarencorps oder müsse aus dem Verein treten. Dies traf mit der gegenwärtigen Volksstimmung der Schweizer zusammen, die nur Haß gegen die Franzosen athmet. Man hörte diesen Haß hier auf die naivste Weise sich aussprechen. „Wir wollen ihnen ihre rothen Hosen schon ausklopfen!" ist der gäng und gäbe Ausdruck, den ich hier aus manchem ehrlichen Schweizermunde vernahm, begleitet von der Action einer Faust, der das Siegel des Heldenthums ohne Zweifel in jedem Glied aufgedrückt war. —

Was nun die Sache Louis Napoleons anbetrifft, so wird die Erklärung, die der Nationalverein darüber abzugeben beschlossen, daß es nämlich der nationalen Selbständigkeit der Schweiz zuwider-

laufe, dem französischen Begehren nachzugeben, ohne Zweifel von großer Einwirkung auch auf die Behörden sein, welche jetzt in den einzelnen Cantonen über diese komische Angelegenheit berathschlagen. Der Nationalverein pflegt solche Erklärungen in den Zeitungen zu veröffentlichen oder sonst in einer eindringlichen Form unter das Volk zu verstreuen, denn die hauptsächlichen Mittel, durch welche diese Partei zu wirken sucht, sind auf solche moralisch-nationale Demonstrationen berechnet. Wenn im Staatsleben die vermittelnden Organe nicht mehr fähig sind, den nationalen Blutumlauf in sich aufzunehmen, so erfüllen dann die freien Vereine und Associationen ihren großartigen Beruf, als ein neues Lebensorgan sich zwischen Nation und Staat in die Mitte zu stellen und dem erstarrenden politischen Körper wieder die Wärme der nationalen Bewegung zuzuführen. Und dies ist gerade die Lage, in welcher sich die Schweiz, als politischer Gesammtkörper angesehen, seit der Restauration befindet. Die volksthümliche Wiedergeburt mehrerer einzelner Cantone seit 1830 vermochte doch dem Bundesvertrag von 1815, welcher das politische Gesammtleben der Schweiz eidgenossenschaftlich bindet, nicht das freie Gleichgewicht zu halten, vielmehr ist dafür gesorgt, daß die in der eidgenossenschaftlichen Ver-

tretung gesäeten aristokratischen Keime allmählig auch wieder in den regenerirten Cantonen selbst aufgehen müssen. So zeigt sich die Aristokratie, die mit der Demokratie in der Schweiz immer wie die Katze mit der Maus gespielt hat, in den ganzen Bundeskörper der Eidgenossen so eingeimpft, daß sie sich immer wieder von selbst hervorbringen muß, selbst in den einzelnen demokratisch gewordenen Theilen. Mit einem Worte, es fehlt der schweizerischen Eidgenossenschaft, wie sie sich durch ihre Vororte und auf ihren Tagsatzungen vertreten läßt, jedes nationale Element, und die ausländischen Diplomaten, welche die Schweiz zu dieser heutigen Eidgenossenschaft diplomatisirten, haben es feinsäuberlich verstanden, den Enkeln Tells und Winkelrieds ein chinesisches Schattenspiel aufzubauen, in welchem die alten republikanischen Volksgeister gezähmt und gezopft, mit wackelndem Kopfe und diplomatisch zugemessenen Gebärden, einhermarschiren müssen. Diese illusorische und diplomatische Föderativrepublik in eine freie nationale Verfassung des Schweizerbundes umzugestalten, ist das Grundbestreben der radicalen oder vielmehr contrerevolutionairen Partei, die sich seit dem Jahre 1833 unter dem Namen des **Nationalvereins** förmlich organisirt hat und deren eigentliche Seele **Trox**-

ler ist. Dieser Nationalverein geht in dem allerentschiedensten Sinne von der Idee der Volkssouverainetät aus, dieser zwischen Himmel und Erde schwebenden wunderbaren Idee, die rein verwirklichen zu lassen entweder die Menschheit noch nicht göttlich oder Gott nicht menschlich genug zu sein scheint. Die schweizerische Nationalpartei will aber die Idee der Volkssouverainetät ebenso entschieden in der eidgenössischen Bundesverfassung, als in den einzelnen Cantonen, zu Grunde gelegt sehen, und daraus soll sich dann der Phönix eines allgemeinen schweizerischen Bürgerrechts, das eine völlige Rechtsgleichheit aller Eidgenossen in sich schließt, erheben. Denkt man sich diesen stolzen Traum der schweizerischen Unschuld, gegenüber dem gegenwärtigen europäischen System des Ultracismus und des Justemilieuthums, welches letztere Troxler einmal den „Judaskuß der Versöhnung" nannte, so muß man sich in jenen Zustand von Lachen und Weinen oder von Regen und Sonnenschein versetzt fühlen, bei dem, wie der Volksglaube geht, der Teufel seine Großmutter prügelt. —

Welche Formen gedenkt nun aber der schweizerische Nationalverein seinen Ideen zu geben? Er hat sich noch wenig bestimmt darüber ausgesprochen, sondern will eben die Constituirung neuer Grund-

verhältnisse einem zu ernennenden eidgenössischen Verfassungsrath überantworten. Wie ich aber aus mir gemachten persönlichen Aeußerungen einiger Mitglieder zu schließen glaube, so hat man sich wohl auf Seiten dieser Partei die nordamerikanischen Verfassungsverhältnisse als Muster vorgestellt und dabei vornehmlich das Zweikammersystem zur Bildung eines Congresses ins Auge gefaßt. Darin aber sind alle Mitglieder einverstanden, daß die gegenwärtige ambulirende Tagsatzung nichts als ein Uebel sei, und deshalb hat auch der Nationalverein niemals Petitionen an dieselbe versucht, sondern allein durch die moralische Kraft seiner öffentlich ausgesprochenen Ansichten auf die Volksstimmung zu wirken gestrebt. Diese Wirkung geht denn aber besonders dahin, die Zerfallenheit und das antinationale Wesen der gegenwärtigen schweizerischen Bundesregierung fühlbar zu machen und das Volk zu einer Selbsthülfe aufzurufen, um aus dem unorganischen Staatenbund, aus welchem jetzt die Schweiz lose und locker zusammengesetzt ist, wieder einen Bundesstaat zu gestalten, der, aus nationalen Elementen erwählt, den Gesammtwillen des Volkes vertrete. Das Bestreben dieser Nationalpartei scheint sich hauptsächlich darin zuzuspitzen, ein repräsentatives System auch in der Bundesverfassung der

Schweiz einzuführen. Dabei soll es jedoch keineswegs auf eine absolute Einheit und Centralisirung des Landes abgesehen sein, wie etwa in der aus französischem Geblüt erzeugten helvetischen Republik, sondern es kommt vielmehr darauf an, das Verhältniß zwischen Cantonalismus und Centralität in die richtige nationale Harmonie zu bringen, indem die Einheit des Bundes aus der Vielheit der Lande dermaßen geschaffen werde, daß weder die Cantonalexistenz in dieser Centralität zu Grunde gehe, noch auch, wie bisher, die einzelnen Cantone eine Art von Souverainetätsrecht bei der Tagsatzung üben dürfen. Denn da nach dem gegenwärtigen System der kleinste Canton beim Bunde ebenso viel Stimmrecht hat wie der größte, und, wenn ich mich nicht irre, auf der Tagsatzung nur der Unterschied stattfindet, daß die Gesandten der alten Orte auf etwas erhöhteren Lehnstühlen dasitzen dürfen als die der jüngeren, so ergiebt sich daraus von selbst ein Mißverhältniß der Vertretung und zugleich eine Souverainetät, welche die Cantone über die ganze Nation ausüben können. Bei den vielen kleinen Cantonen nämlich, in welche das Land gesondert ist, muß auf diese Weise die Minorität des Landes, die noch dazu auch geistig und intensiv die schwächste sein wird, die Majorität der Stimmen haben und also auch die Majorität des

Landes beherrschen. Eine verhältnißmäßige Repräsentation des Landes nach der Seelenzahl, und nicht mehr nach der Souverainetätshoheit der Cantone, dürfte deshalb auch in den Gedanken der Nationalpartei inbegriffen liegen. Dann müßte allerdings die jetzt herrschende lächerliche Eitelkeit und Rivalität der Cantone einer reinen nationalen Vertretung weichen, und die Popularisirung des Bundes, wonach jene Patrioten streben, wäre in den gründlichsten Formen erreicht.

Der schweizerische Nationalverein hat seine im Jahre 1835 zu Schinznach förmlich entworfenen Statuten, die von Wilhelm Snell und Troxler gezeichnet sind, veröffentlicht. In denselben steht als Hauptgedanke an der Spitze, daß alle Schweizer, ohne Unterschied der Religion, der Sprache und eigenthümlicher Localeinrichtungen, Eine schweizerische Nation bilden sollen. Den verschiedenen schweizerischen Völkerschaften diese Einheit eines freien, unabhängigen und geistig veredelten Nationaldaseins zu schaffen, will sich der Nationalverein aller dahin zielenden rechtlichen Mittel und Gelegenheiten bemächtigen, und hat sich in dieser Aufgabe den heiligen Grütlibund der Altvordern, wie ihn die Stifter der Eidgenossenschaft, Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold

von Melchthal gegründet haben, ausdrücklich zu seinem Vorbild gesetzt. Denn dies ist sein Wesen, auf die alten ursprünglichen und ächten Verhältnisse der Eidgenossenschaft zurückzugehen, um die gegenwärtige vom Auslande diplomatisch zugestutzte Schweiz wieder in die wahre, von innen heraus sich gebärende, volksthümliche Gestalt zu reorganisiren. Um aber zur Verwirklichung der neuen nationalen Bundesverfassung zu gelangen, hat der Verein sein lebhaftestes Streben darauf gerichtet, diejenigen Volksrechte, welche er als die Grundbedingungen eines republikanischen Staatslebens betrachtet, hervorzubilden und zu begründen. Als solche grundthümlichen Volksrechte finden sich in den Statuten mit folgenden Worten angegeben: „die politische Rechtsgleichheit, ohne die es kein freies Bürgerthum giebt; die Volkssouverainetät (Volkswillen) als Quelle der Verfassung und ihrer Fortbildung, und als Richtschnur und Regulativ für die Gesetzgebung; die freie Presse, als Organ der öffentlichen Meinung, welche der Leitstern aller Behörden sein soll; eine tüchtige und unabhängige Justiz, als stärksten Schutz der persönlichen Freiheit und ihrer Entwickelung; und endlich das Recht zu freien Vereinen (Associationsrecht).“ Dieser Paragraph schließt mit

den merkwürdigen Worten: „Als die Hauptbürgschaft für Erhaltung dieser Rechte betrachtet er möglichst gesteigerte menschliche, bürgerliche und nationale Bildung des ganzen Volkes.“ —

Der Nationalverein verzweigt sich durch die Schweiz in vielen einzelnen Cantonalabtheilungen, die aber durch ein jährlich erwähltes Centralcomité verbunden, und in ihren Arbeiten geleitet werden. Von dem Centralcomité selbst geht die Förderung derjenigen schriftstellerischen Arbeiten aus, welche im Sinne des Vereins, meistentheils für das Volk, doch auch für die gebildeten Klassen unternommen und auf Kosten der Gesellschaft gedruckt und verbreitet werden. Besonders aber ist man bemüht, die Zeitungspresse für die Angelegenheiten des Nationalvereins nutzbar zu machen. Zu den Statuten gehört auch die Bestimmung, daß jede einzelne Section des Vereins eine Lesegesellschaft zu stiften und dieselbe möglichst weit auszudehnen sucht. Jeder, der in irgend eine Abtheilung des Nationalvereins eintreten will, hat einen Beitrag zu zahlen, der aber höchst geringfügig sein kann. —

Aus dieser flüchtigen Skizze von den Bestrebungen der Nationalpartei ergiebt sich, wie thöricht diejenigen Stimmen geurtheilt haben, welche den Nationalverein für gleichbedeutend mit der jungen

Schweiz ansahen. Der Nationalverein ist vielmehr die Partei des alteidgenossenschaftlichen Lebens der Schweiz, die in einer Zeit, welche mit Staatsgrundgesetzen ein höhnisches Spiel zu treiben pflegt, sich erhoben hat, um, einem vom Auslande aufgedrungenen Verfassungswesen gegenüber, an den alten und ewigen Keim aller Gesetzgebung und alles Staatslebens zu mahnen, der im Volke gegeben sei. Diese Partei ist noch klein in der Schweiz, aber doch von einer sehr intensiven Größe, die besonders darin beruht, daß sie im Patriotismus und in jenem abgeschlossenen Heimathssinn der Schweizer wurzelt, welcher, in seiner Alpenwelt das vollste Genüge des Daseins findend, allen ausländischen Elementen abhold ist. Dagegen hat aber die Nationalpartei ihre entschiedenen Gegner an den kleinen Cantonen, die sich nach der Bundesacte von 1815 als souveraine Gewalten bei der Tagsatzung vertreten dürfen. Diese kleinen Cantonalexistenzen der Schweiz haben in der That ein seltsames Schicksal gehabt und die Geschichte hat wenige Beispiele so zähen und festen Lebens bei so großen Schwankungen der Verhältnisse aufzuweisen. Die Verfassung von 1798, welche die eine und untheilbare helvetische Republik gründete, hob alle Gränzen zwischen den Cantonen auf, und suchte ihr Einheitssystem auf Kosten der Vielheit

herzustellen, indem sie den Cantonalismus völlig zerstörte. Dadurch aber wirkte sie zu sehr in einem antischweizerischen Geiste, und wie sie ein Todesstoß gegen die Aristokratie war, so wurde sie nun auch, ungeachtet ihrer demokratischen Elemente, zugleich unerträglich für den Ehrgeiz des Volkes oder vielmehr der Cantone, denn in manchem Betracht darf man wohl von einer allgemeinen Volksthümlichkeit in der Schweiz nicht sprechen, da sie meistentheils nur unter der Form des Cantonalismus erscheint. Napoleon, im Sinne der Vermittelung einschreitend, schlug daher in seiner Mediationsacte vor allen Dingen das alte Gerüst der Cantone wieder auf und stellte dieselben in ihrer eigenthümlichen und souverainen Existenz wieder her. Wenn Napoleon es gut mit der Schweiz meinte, so war ihm doch ohne Zweifel auch viel an ihrer Ohnmacht gelegen, und so glaubte er sie vielleicht in dieser cantonalen Zersplitterung am besten in sich selbst gefangen, indem er wie ein schlauer Sieger durch die Fesseln, die er anlegte, zugleich sich die Volkssympathieen gewann. Daß es ihm auch darum zu thun war, in der Verfassung, welche die Schweiz aus seinen Händen empfing, ein volksthümliches Werk zu schaffen, läßt sich gewiß nicht in Abrede stellen. In seinem Grundgesetz finden sich schon Elemente derjenigen nationalen Ver-

tretung, welche verhältnißmäßig aus der Seelenzahl der Bevölkerung hervorgeht, indem von den neunzehn Cantonen, in welche er die Schweiz eintheilte, diejenigen, deren Bevölkerung die Zahl von 100,000 überstieg, jeder zwei Stimmen bei der Tagsatzung hatte, die übrigen Cantone aber, mit weniger als 100,000 Einwohnern, jeder nur eine Stimme. Die heutige Nationalpartei möchte daher noch am meisten der französischen Vermittelungsurkunde vom Jahre 1803 einen volksthümlichen Charakter unter allen neueren Constitutionen der Schweiz zugestehen wollen. Denn durch den Bundesvertrag von 1815 gingen selbst diejenigen nationalen Fortschritte wieder verloren, die man schon in diesem früheren napoleonischen Grundgesetz errungen hatte. Die Cantone vertraten nun nicht mehr das Verhältniß der Bevölkerung, sondern lediglich ihre Cantonalsouverainetät und Particularherrlichkeit als solche bei der Eidgenossenschaft, wie dies im Geiste der allgemeinen aristokratischen Reaction lag, welche das Leben jener Zeit in ihren Bann gethan hatte. —

Der Nationalverein geht gegenwärtig damit um, ein Journal, unter dem Titel einer Nationalzeitung, für seine Interessen zu gründen, und es sollen bereits bedeutende Actien dazu aufgenommen sein. Diese Zeitung soll dann zugleich in deutscher

und französischer Sprache geschrieben werden, und Troxler dürfte darin seine publizistische Thätigkeit auf das Lebhafteste wieder aufnehmen, obwohl er die Ruhe in der letzten Zeit sehr liebgewonnen; aber der Kampf hat für einen alten Helden jederzeit wieder etwas Verführerisches. Es sollen jedoch noch manche Schwierigkeiten sich der Ausführung jenes Planes entgegenstellen. Im Allgemeinen bemerkt man jetzt an dem schweizerischen Zeitungswesen einen außerordentlichen Aufschwung. Täglich kündigen sich neue Unternehmungen an, die den bisherigen Schlendrian zu verlassen scheinen und sich einem etwas höheren Stil des Zeitungswesens zukehren. Zwar giebt es bisjetzt noch keine einzige Zeitung in der Schweiz, welche täglich erschiene, und erst ganz seit Kurzem kommt die Baseler Zeitung sechsmal wöchentlich heraus. Aber der Nationalverein scheint berufen, diese Bewegungsmittel des öffentlichen Lebens auf eine höhere Stufe emporzubringen, und wird sich auch wohl diesen Beruf, der so sehr mit seinen Zwecken übereinstimmt, nicht nehmen lassen. —

11.

Troxler.

Unter allen öffentlichen Charakteren der Schweiz die eigenthümlichste, tief von innen heraus bewegte Gestalt. Philosoph, Arzt, Gelehrter und Schriftsteller, hängt Troxler mit den bedeutendsten geistigen Richtungen der Gegenwart, und namentlich mit der deutschen Wissenschaft zusammen, aber die Krone alles Lebens und Strebens ist ihm sein Vaterland und der stille Alpenwinkel, wo er dem ersten Gedanken der Freiheit nachgehangen. Ehrenvollen Berufungen nach Deutschland, die ihm in früheren Zeiten zu Theil wurden, besonders an die Universitäten von Berlin und Bonn, hätte er entsprechen können, wenn ihn nicht die Liebe zu seiner Schweiz stets auf dem dornigen Posten festgehalten, auf den ihn hier die vaterländischen Interessen in vielfacher

Beziehung gestellt. Wäre er dem Trieb seiner wissenschaftlichen Natur gefolgt, wonach er selbst Deutschland als sein geistiges Vaterland betrachten muß, so hätte er, wie andere deutsche Professoren, ruhig bei uns seine Collegia lesen, sich einen Orden verdienen und Professorenthee's geben können, anstatt sich quälen, verfolgen, verstoßen und flüchtig von einer Ecke der Schweiz in die andere treiben zu lassen. Aber die Liebe ist unermüdlich und läßt sich gern halbtodt jagen, stirbt aber doch nicht. Dieser Art war auch beständig Troxlers Patriotismus, unter einem Volke von hochmüthigen Bauern und bäuerischen Patriziern, die eine Gestalt von höherer ideeller Abkunft schon um dieser geistigen Ueberlegenheit willen niemals anerkennen, sondern je weiter je lieber von sich stoßen werden. Und was hat nicht Alles Troxler in der Schweiz erdulden müssen, bloß wegen der höheren Natur, die in ihm ist, und durch die er das Ideal des schweizerischen Volksthums und ein ursprüngliches National- und Naturleben der Eidgenossen wiederzuerstreben und zu vertreten sucht! Troxler hat die tiefste Ingründigkeit des schweizerischen Charakters und jene derbe Naturkraft in sich erhalten, die sich mit den modernen politischen Spiegelfechtereien schlechterdings nicht befreunden kann und deshalb mit aller Gewalt eines solchen

Sinnes eine Gestaltung der Dinge anstrebt, die aus Naturrecht und Volksthum unmittelbar wie eine göttliche Offenbarung hervorgehen soll. Zugleich aber treten jene körnigen Elementarkräfte des schweizerischen Wesens veredelt in ihm auf, angeflogen von feiner Bildung und Zartheit des Gemüths, vertieft durch Speculation und Wissenschaft, und durch die Wahlverwandtschaft mit den deutschen geistigen Bewegungen der localen Beschränktheit enthoben. Man mag ihm zu Zeiten mit Grund Heftigkeit und Jähzorn vorwerfen können, besonders wo ihn sein Rechtsgefühl dazu treibt, und er hat durch dieses Ungeschick einer edeln leidenschaftlichen Seele häufig genug sich selbst und seiner Partei geschadet. Aber mit der Gewaltsamkeit seines Charakters geht doch zugleich eine große Weichheit und Gemüthlichkeit gleichen Schritt, und die letzteren Eigenschaften sind gewiß noch mehr, als jene erste, die Grundlage seiner radicalen Richtung. Diese Gemüthsinnerlichkeit entspringt in dieser Vereinigung mit dem schroffsten Radicalismus bei Troxler aus der Weihe, in der ihm das Volk als eine souveraine und göttliche Herrlichkeit erscheint. Seine Anschauung vom Volke ist ihm eine religiöse. Er blickt nicht, wie andere Radicalen, auf das Volk hinunter als auf eine von seiner Intelligenz abhängige Masse, deren Führer

er sich betrachte, sondern er blickt zu dem Volke hinauf wie zu einer vom Heiligenschein umflossenen Majestät, in deren Dienst er sein Leben gegeben. Dieser schwärmerische Cultus der Volksidee trägt und begeistert ihn unablässig, und das Volk hat es so auf dieser Seite zu demselben ausschließlichen und göttlichen Nimbus gebracht, wie auf der andern Seite der politischen Parteien die königliche Autorität. Auf wie entgegengesetzten Seiten die Menschen auch stehen mögen, sie haben überall dieselben Götter unter verschiedenen Namen, und oft ist der neue Gott nur die umgedrehte Figur des alten. Wie eine Krankheit von einem Körpertheil auf den andern zurücktritt, so werfen sich auch oft in unserer Zeit die höchsten Ideen der Menschheit herum, und treten bald aus dem Kopf in den Magen, bald aus dem Herzen in das Gehirn, sind aber in allen Lagen nur dieselben Uebel, an denen man sich zu Tode krankt. So erscheint jene unbedingte Heiligsprechung der Volkssouverainetät doch am Ende nur wie ein Zurücktreten der königlichen Autorität aus dem Oberleib der Menschheit in den Unterleib derselben. Wenn im unbedingten Königthum der Einzelwillen sich von Gottes Gnaden schreibt, so schreibt sich in der Volkssouverainetät der Gesammtwillen von Gottes Gnaden, und beide sind gerade

in dieser scharfen Entgegensetzung und auf diesen ihren äußersten Spitzen Einsundbasselbe, indem sie zu den nämlichen Resultaten für die individuelle Freiheit der Menschheit führen. Es müssen vielmehr diese nackten und einseitigen Extreme des Einzelwillens und des Gesammtwillens aufgehoben und für beide die vermittelnden Formen gefunden werden. Die schweizerischen und amerikanischen Republiken sind gewiß eine höchst gewagte Vermittelung dieser ächt menschlichen Gegensätze. Es ist wahr, daß es mir im absoluten Königthum schlimm ergehen kann, aber wenn das absolute Königthum mich todt schlägt meiner Ideen wegen, so schlägt mich vielleicht die Volkssouverainetät todt, weil ich einen besseren Rock anhabe als die Gesammtheit, oder weil ich gern Champagner trinke. Die höheren Ideen mit dem schlechten Rock zu vermitteln, dürfte also die nächste Aufgabe der Geschichte sein. Das volksthümliche Königthum, auch repräsentative Monarchie genannt, ist bisjetzt noch immer auf halbem Wege stehen geblieben und hat mit der einen Hand wieder genommen, was es mit der andern gegeben, sodaß es gerade in den Ländern, die damit den größten Lärm gemacht haben, wie Frankreich, seiner innern Auflösung bereits wieder nahe gekommen. Das volksthümliche Königthum hat

aber weder seine Sehnsucht nach dem gelobten Lande der Legitimität noch seine Scheu vor den bleichen Gesichtern und zerrissenen Jacken des Volkes überwinden können, und so ist aus dem Staat dieser unfruchtbare Hermaphrodit geworden, dem die Naturwahrheit fehlt und den nur krankhafte Gelüste bewegen. England stellt unserer Trostlosigkeit die große Harmonie seines Staatslebens entgegen, und zeigt die freie Bewegung von Königthum, Aristokratie und Volk in der gegenseitigen Gebundenheit, aber zu einem solchen organischen Nationaldasein gelangt man nur durch eine Hingebung an das Nationale, die bei allen Theilen gleicherweise stattfinden muß. Das Volk muß zu einer Nation erzogen werden und man muß ihm politische Bildung zu Theil werden lassen, es mit politischen Begriffen speisen und tränken, um seinen jetzigen historischen Hunger zu stillen. Wie lange wird man noch mit der Maxime durchkommen, das Volk sei unreif zu einer volksthümlichen Verfassung, während man ihm zu gleicher Zeit die Schule verweigert, um sich das Zeugniß der Reife erwerben zu können? Diese Illusion auf Seiten der legitimistischen Staatsmänner ist gefährlich genug, und ihr steht die andere, nicht minder gefährliche Illusion bei denjenigen Radicalen gegenüber, die, wie Troxler, das Volk schon durch

den göttlichen Beruf auf der Stufe voraussetzen, zu der es erst durch politische Erziehung und geschichtliche Entwickelung gelangen soll und kann. Was Ideal der Geschichte ist, betrachten Troxler und seine Partei schon als eine von Ewigkeit her gegebene Wirklichkeit, und stützen darauf das Gebäude der Gegenwart. Daher das schneidend tragische Mißgeschick, das ihren Bestrebungen nach allen Seiten hin begegnet, sowohl durch den aristokratischen Widerstand, als auch durch die Verwirrung und Reaction in ihrer eigenen Mitte. Die schweizerische Nationalpartei, an deren Absichten sich Troxler mit seinem idealen Volksbegriff angeschlossen, sucht zwar auch vorzugsweise auf des Volkes Bildung einzuwirken, aber ihr fehlt der durchgreifende Plan einer politischen Volkserziehung, von dem auch nur etwas zu erwarten ist, wo eigens dafür geschaffene Staatsformen ihn begünstigen. Soll aber das arme Volk nicht gerade in der Epoche, wo das Schicksal es hinaustreibt zur Besitzergreifung seiner historischen Macht, der Spielball bleiben zwischen zwei Illusionen, so muß es jetzt von einer solchen Staatsverfassung in die Mitte genommen werden, welche die geeignetsten Formen hat, an denen sich das politische Bewußtsein des Volkes entwickeln könne. —

Troxler's Person macht einen eigenthümlichen



Eindruck. Die kleine gedrungene Gestalt verräth Trotz und Kraft, in den durch eine Adlernase stark charakterisirten Gesichtszügen verschmilzt sich Milde und Redlichkeit mit energischem Widerstand, und aus den blauen Augen blitzt ein schalkhaft gutmüthiges Lächeln, oft auch herbere satirische Laune. Sein scharfer Witz, der sich in seinen politischen Oppositionsreden oft mit so vielem Feuer entladen hat, flackert im Umgang stiller und gemüthlicher fort. Die entschieden religiöse Richtung, die Troxlers gegenwärtige Entwickelungsstufe, auch in seiner Philosophie, bezeichnet, und der man bei ihm wohl nur mit Unrecht den Namen des Pietismus beilegen kann, verbirgt sich mehr in sein innerstes Gemüthsleben, als daß sie in auffallenden Formen an den Tag treten sollte. An ihm zeigt sich aber wieder, wie leicht und gewissermaßen naturgemäß sich mit mystischen Religionstendenzen radicale Richtungen in Bezug auf den Staat verbinden, eine Erscheinung, deren Prinzip unschwer aufzufinden und über die sich gleichwohl unsere stabilen Staatsmänner lange getäuscht haben. Bei Troxler ist diese Vereinigung durchaus natürlich, und entspringt, wie ich schon angedeutet habe, aus seiner mystisch religiösen Anschauung von der Volkssouverainetät selbst. Manche seiner früheren Freunde und Anhänger sollen sich

um dieser Mystik willen von ihm abgewandt haben, doch sieht man nicht, wie der eigentliche Kern seines Wesens dadurch verändert worden sei. Namentlich in Bern scheint Troxler gegenwärtig sehr allein dazustehen, und lebt in dem alten Professorhause in der Herrengasse, das man ihm angewiesen, fast lediglich dem Umgang mit seiner zahlreichen und liebenswürdigen Familie. Vor seinen Fenstern die Gletscher der Alpen, und zu Füßen die brausende Aar, sitzt er in seinem Zimmer in patriarchalischem Naturfrieden da, unbekümmert um alle anderen Genüsse der Außenwelt, als die ihm ein frommer Aufblick zu seinen vaterländischen Bergen, seine wissenschaftlichen Arbeiten und die Liebe der Seinigen gewähren. Obwohl an Leib und Seele ein Schweizer, trägt er doch nur sehr wenig persönliche Zeichen davon an sich, besonders was die Sprache betrifft, die man bei ihm nur in einem vollkommen reinen Hochdeutsch vernimmt, welches er so ausschließlich spricht, daß er gar nicht mehr im Besitz der schweizerischen Mundart zu sein scheint, die sonst nicht nur vom Volke, sondern von allen Gebildeten in der Schweiz geredet wird. Troxler's vielseitiger Verkehr in und mit dem Auslande und sein Verhältniß zur deutschen Literatur und Wissenschaft, sowie seine Gattin, die eine geborene Potsdamerin ist,

ungefährdet nach Luzern zurückkehren könne. Worauf man ihm ein tröstliches Ja zurückschreibt. Nun kommt er mit seiner jungen Frau in Luzern an, aber indem er eben Anstalten trifft sich wieder ansässig zu machen, legt man ihm ein Papier vor, das er zuvörderst unterschreiben solle. Er sieht es an und es enthält eine Abbitte gegen die Behörde. Troxler erwiedert, so sei es nicht gemeint gewesen. Er habe noch dieselbe Ansicht von der Sache wie damals, und man möge nur die Todtenbücher nachschlagen, die am besten auswiesen, wie sehr er im Recht sich befunden. Da kommt man Abends und holt ihn ins Gefängniß ab. Es war schon Winter, und man weist ihm ein kaltes und finsteres Loch zum Kerker an, den seine junge ihm vor Kurzem erst angetraute Gattin auf ihr Begehren mit ihm theilt. So verbringen beide hinter eisernen Riegeln und bei strengster Bewachung eine ganze Woche, die gewiß die merkwürdigste eheliche Flitterwoche war. Nachher mußte Troxler noch bedeutende Prozeßkosten bezahlen. Dies ist ein ächtes Schweizerstückchen, wie es häufig genug aufgeführt wird in diesem Land der Alpen, welches auch das Land der Freiheit genannt wird, wo aber der Freiheit Geist nur im einsamen Hochgebirge auf fernen Höhen wandelt, aber zu den menschlichen Verhältnissen sich noch nicht herniedergelassen hat. —

Dies war die Einleitung gewesen zu einer Reihe von politischen Verfolgungen, von denen Troxler in seinem späteren Leben, namentlich aber in seinem Heimathscanton Luzern, betroffen wurde. Bald hatte er dem Landvolke Petitionen abgefaßt und für die gleichberechtigte Vertretung von Stadt und Land zu wirken gesucht, was ihn in Gefangenschaft und Geldbuße brachte. Bald hatte er wieder einen Prozeß wegen des von ihm herausgegebenen Buches: „Fürst und Volk nach Buchanan's und Milton's Lehre," worin man eine Stelle, als auf die Verhältnisse des Cantons Luzern gemünzt, ihm ausdeutete, obwohl eigentlich jene Schrift lediglich eine Uebersetzung war. Die daraus entstehende Verfolgung war aber besonders ein Werk der luzerner Jesuiten, die freilich an Troxler, der seine erste Jugendbildung auf jesuitischen Lehranstalten empfangen, keinen Schüler zu ihrem Wohlgefallen erzogen hatten. Troxler hatte damals in Luzern eine Professur der Philosophie und Geschichte übernommen und überhaupt für das Erziehungswesen des Cantons eine außerordentliche Wirksamkeit entfaltet, als die Jesuiten jenen Anlaß benutzten, ihn aus seiner Stellung zu vertreiben, um in dem von ihm verlassenen Garten wieder ihren eigenen Kohl zu pflanzen. Troxler begab sich nach Aarau, wo er ein kleines Gut hatte, und wirkte auch

dort wieder theils als Lehrer theils als Arzt in einem gesegneten Wirkungskreise. Seine Berufung an die Universität von Basel als Professor der Philosophie erfolgte im Jahre 1830, und verwickelte ihn in jenen merkwürdigen politischen Prozeß, den er selbst beschrieben, und der freilich wieder mit seiner Flucht endigte. Dies war der Aufstand der Landschaft Basel gegen die Stadt Basel, welcher Troxler, der seiner Meinung nach gewiß auf Seiten der Landschaft war, in diese neuen Wirren verwickelte. Man beschuldigte ihn auf jede Weise einer Theilnahme an der Empörung des Landvolkes, und er soll in seiner Eigenschaft als Rector der Universität, welche Würde er gerade bekleidete, den Studenten verboten haben, die Waffen gegen die Landschaft zu tragen. Er wurde vor ein Militairgericht gestellt, wie sehr er auch gegen die Rechtmäßigkeit desselben protestirte, und von diesem Augenblick an weigerte er sich unter solchen Umständen ferner seine Vorlesungen an der Universität fortzusetzen. Deshalb beschuldigte man ihn noch dazu einer Widersetzlichkeit, seine Verpflichtungen an der Universität zu erfüllen. Ein Ausschuß von Professoren trat zusammen und suspendirte den gefährlichen Mann zunächst von seinem Rectorat. Der Aufenthalt in der Stadt Basel wurde aber für ihn und seinen gleichgesinnten Freund Wil-

helm Snell immer bedrohlicher. Troxler und Snell durften sich nicht mehr auf der Straße blicken lassen, und ein Auflauf des Stadtpöbels, an dem die städtische Polizei vielleicht nicht frei von aller Mitwissenschaft war, bestürmte sogar Troxler's Haus. Er verließ nun die Stadt, als er für sich und seine Familie den längeren Aufenthalt mit augenscheinlicher Gefahr verbunden sah. Die meisten Anschuldigungen, mit denen man ihn in Stadt Basel verdächtigt, blieben übrigens unerwiesen. So erfuhr Troxler, den die politischen Irrsale dieser Zeit so oft flüchtig mit Weib und Kind im Lande umhergetrieben, was es heißt, für die Volkssache zu stehen, und einer Geburt beizuspringen, die sich so schwer und ohne den Segen des Schicksals aus dem Schooß der Geschichte hervorringen muß. Nicht wenig von seinem äußeren Lebensglück, von seiner Gesundheit und Manneskraft, sowie einen Theil seines Vermögens, der in den politischen Prozessen bei jedesmaliger Verurtheilung in die Kosten darauf ging, hat er an diese Aufgabe verloren. Aber ungebeugt, voll innerlicher Heiterkeit und gottvertrauend, steht er noch heut auf demselben Posten, wie vor vielen Jahren, und er sagte mir mit seinem gutmüthigen Lächeln, daß er noch immer an den Sieg glaube, den er und seine Partei ohne Zweifel erringen

würden. Von großem Interesse, psychologischem sowohl wie politischem, würde es sein, wenn Troxler sein reiches Leben beschreiben wollte, aber er scheint, kampfbewegt wie er noch immer ist, und noch leidenschaftlich mit den Ereignissen seines eigenen Lebens zusammenhängend, und von der Zukunft die Lösung und Rechtfertigung derselben erwartend, einer solchen Arbeit noch sehr fern zu stehen, die er sich aber, als eine wichtige und bedeutsame, nicht ganz erlassen sollte.

Was aber sein Ideal der schweizerischen Bundesreform anbetrifft, das zu verwirklichen er gegenwärtig seine letzten und höchsten Lebenskräfte aufzubieten scheint, so hätte er zu diesem Ziel vielleicht schon mehrere Schritte vorwärts gelangen können, wenn ihn nicht eine gewisse Starrheit seines Naturells an jeder Nachgiebigkeit verhinderte. In dieser Sache hat er offenbar vor einigen Jahren, als die Verhältnisse sich den Reformversuchen des Nationalvereins sehr günstig zeigten, nicht zum Vortheil seiner Partei gehandelt. Es war nämlich im Jahre 1833, als mehrere Cantone, in welche durch die Bewegungen der Zeit ein neues Leben eingedrungen war, sich zu vereinigen suchten, um die alte und durchlöcherte Bundesverfassung von 1815 durch eine neue zeitgemäßere zu ersetzen. Der Ent-

wurf zu einer solchen Bundesreform war auch bereits gemacht, enthielt aber kaum den achten Theil von demjenigen, was der Nationalverein eigentlich mit seiner neuen und volksthümlichen Gestaltung des Eidgenossenbundes beabsichtigte. Dieser Entwurf scheiterte auch wirklich an dem Widerstande, welchen die Volkspartei im Canton Luzern, auf welche namentlich Troxler seinen ganzen dort so mächtigen Einfluß ausübte, entgegensetzte. In der That war es vorzugsweise den Anstrengungen Troxler's zuzuschreiben, daß dieser neue Verfassungsentwurf hintertrieben wurde, obwohl Viele seiner eigenen Partei meinten, daß es vortheilhafter und patriotischer gewesen wäre, denselben zur Annahme zu bringen. Troxler handelte aber hier wie immer aus dem Grundsatz: entweder Nichts oder Alles! Die neue Verfassung war indessen immer besser als die alte, und in den politischen und socialen Dingen wird es jederzeit heißen: besser Etwas als gar Nichts, welcher triviale Satz hier in der That die Regel der Fortbewegung zu bilden scheint. Gewiß liegt auch etwas Großes und Edeles in jenem radicalen Eifer, der anders denkt, und es ist wohl das Zeichen eines hochherzigen Gemüths, eher gar Nichts zu wollen als ein zerstückeltes Ideal, aber wenn man die Sache praktisch besieht, so ist mit solchem noblen Stolz

in der ganzen Weltgeschichte nicht viel gethan. Die Geschichte hat neben ihrer großartigen Seite auch ihre bettelhaften und kümmerlichen Elemente, namentlich in der Art ihrer Fortentwickelung. Klagt aber auch eine große Seele nicht zu hart an, wenn sie sich weigert, Altflickerarbeit zu verrichten, wo sie Kraft in sich fühlt, aus dem Ganzen zu schaffen! Die Zeit und das Geschick sind auch zu verklagen, wenn sie große Kräfte, welche Götterschöpfungen verrichten könnten, zwingen, zu schustern und zu schneidern, zu schachern und zu wuchern. Wer das jetzt nicht kann, der ziehe fort in die Einsamkeit! —

Troxler befindet sich in Bern seit der Begründung der Hochschule durch die Liberalen, also seit dem Jahre 1834, und seine Stellung ist hier wenigstens eine ziemlich unangefochtene. Er ist hier der einzige, welcher die Philosophie aus dem höheren speculativen Prinzip lehrt, und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß er in einem gänzlich unphilosophischen Klima so geringe Früchte von seiner Wirksamkeit sieht. Mit seinen eigenthümlichen philosophischen und wissenschaftlichen Leistungen mich hier zu beschäftigen, übersteigt wohl die Gränzen meines Tagebuchs. Er hat sie in zahlreichen Schriften, besonders aber in seiner großen dreibändigen Logik, die am meisten auch in Deutschland bekannt gewor-

den, niedergelegt. Diese Logik ist schon das Document der großen Veränderung und Wandelung, welche Troxler in den Metamorphosen seiner philosophischen Erkenntniß durchlaufen, indem er, von der absoluten Identitätsphilosophie Schelling's ausgehend, sich allmählig in die Jacobi'sche Glaubensphilosophie hineinbildete, oder wenn man will, zurückbildete. Die Einheit des natürlichen und übernatürlichen Menschen, die er früher nach dem Prinzip der absoluten Erkenntniß gelehrt, stellt sich ihm jetzt vorzugsweise in der Form der religiösen und christlichen Mystik dar, und diese bildet die Grundlage seines Wesens bis nach allen einzelnen Richtungen hin, sogar bis auf die moderne politische, wie ich auseinanderzusetzen gesucht habe. —

12.

Die Bernerinnen und Julie Bondeli.

Im Canton Bern begegnet man fast überall einem schönen und kräftigen Menschenschlag, und besonders unter den Frauen sieht man manche Schönheiten, aber oft in einem sehr colossalen Genre. Besonders merkwürdig ist der breite kräftige Oberleib, der die Bernerinnen häufig charakterisirt. Die wahre weibliche Liebenswürdigkeit ist aber selten, wie in der ganzen Schweiz, sowohl was die Grazie der äußern Erscheinung anbetrifft, als im geselligen Lebensumgang, dessen Ton bei allen Nationen nur durch die Frauen gewinnt oder verliert. Die unerträgliche Steifheit und Beklommenheit des berner Gesellschaftslebens ist großentheils der Art und Kunst der Bernerinnen zuzuschreiben. Stolz, Kälte, ostensibele Prüderie und Kastengeist sind die hervorste-

chendsten Eigenschaften der hiesigen Frauen, und danach formt sich denn auch der ganze gesellige Umgang, der hier wie an einer eisernen Kette liegt und seine Bewegungen nur knarrend und gewissermaßen widerspenstig verräth. Die massive Sitte der Bernerinnen verdient alle Achtung, insofern sie einen kräftigen Halt abgiebt für das Familienleben, aber sie schreckt zugleich alle höheren Anforderungen und Sympathieen des Lebens zurück, und erstarrt namentlich den Fremden, der vor diesen schönen Gletschern der Geselligkeit dasteht, und sich mit einigem Grauen überlegt, welche Riesenarbeit es wohl kosten würde, um aus diesem Schnee die darunter verborgene Gluth hervorzuscharren. Bei den Damen aus den patrizischen Kreisen fehlt es gewiß nicht an Bildung, aber der feinere und geschmeidige Geist des Zusammenlebens, der ächte gesellige Takt, diejenige Höflichkeit, welche eine Sache des Gemüths und ein Talent des Herzens ist, zeigt sich hier nirgends bei den Frauen zu Hause.

Die Verschlossenheit des Familienlebens in der Schweiz erinnert an England, aber bei den Engländern tritt man am Ende ein in den heiligen Schacht und darf dann den eigentlichen Kern ihres Lebens mitgenießen, ermuntert von einer Gastlichkeit und Vertraulichkeit, deren zarte Gränze man

um so lieber einhält, als sie von der holdesten Frauensitte behütet wird. In der Schweiz hat man selten Gelegenheit dies zu erfahren, da die Gastlichkeit gegen Fremde, namentlich in Bern, ein Begriff ist, der über den Horizont des hiesigen Gesellschaftslebens hinausliegt und besonders den Frauen, wie sie hier sind, geradezu widerstrebt. Ein Fremder steht abgeschnitten wie eine Insel in einer bernerischen Gesellschaft da, besonders als Deutscher, und jemehr er fühlen muß, daß man seinetwegen sich einen besondern Zwang anlegt und ihn nur als einen heterogenen Stoff betrachtet, gegen den eine zusammengebetene Gesellschaft gleichsam eine Art von Widerstandsmittel ist, um sein tieferes Eindringen zu verhüten, desto mißtrauischer wird er werden gegen die hiesige gesellschaftliche Bildung, der das allerwesentlichste Erforderniß, die Humanität, fehlt. Wenigstens in den Beziehungen der Gastlichkeit ist diese keineswegs vorherrschend, vielmehr isolirt sich hier Alles schroff genug, selbst in ihrer heimischen Mitte, und eine Familie hat sich gegen die andere mit allerlei trotzigen Bastionen umgeben, die nicht überschritten werden. Dies kommt theils von den politischen Parteimeinungen, die namentlich in Bern auch die Gesellschaft spalten, theils verschulden es die karggesinnten Frauen, die ihre Tugenden und ihre Lie-

denswürdigkeit nicht über den eigensten Familienkreis hinweg ausdehnen wollen. Außerdem sind die Bernerinnen auch den politischen Nüancen des Tages nicht fremd und zum Theil sogar als leidenschaftliche Politikerinnen bekannt, was denn zu der kastenmäßigen Absonderung des Familienlebens und der Gesellschaft vollends den Ausschlag giebt, und an ihnen den schöneren weiblichen Beruf, das Umgangsleben durch die allgemeinmenschlichen Sympathieen zu vermitteln, verkümmert.

So sind Mißgunst am eigenen Heerd und Argwohn gegen alles Fremde die zwei hauptsächlichsten Hindernisse des hiesigen Zusammenlebens. Von einer schweizerischen Gesellschaft im höheren Sinne des Wortes kann deshalb noch kaum die Rede sein, dieser Begriff ist hier noch zu gar keiner Entwickelung gelangt. Dies mag auch seine Vortheile haben, und beim Mangel der Gesellschaft bleibt natürlich auch die krankhafte Gesellschaftssucht aus, welche das tiefere Wesen des Daseins verzehrt. Aber bei dieser einseitigen Sonderung und dem so grell hervortretenden Bestreben, sich immer nur mit Gleichartigem zu vermischen, leidet auch jenes Wesenhafte der menschlichen Existenz und verschrumpft zu einem einförmigen Typus, zu einem farb- und geistlosen Abklatsch einer sich immer selbst gleichen

Physiognomie. Das Leben stockt, wenn es durch Neues und Fremdes sich nicht erfrischt in seinen Säften, und die aufgehenden Blüthen vertrocknen gleich wieder an der Alltäglichkeit, ohne einen günstigen Sonnenschimmer. Die Abneigung der Schweizer gegen die Fremden, die oft in einen wahren Fremdenhaß ausartet, ist dabei wohl noch am leichtesten zu ertragen und zu erklären. Zu erklären gewiß bei einem Bergvolke, das von Natur auf patriarchalische Einsamkeit angewiesen und dessen ursprüngliche Zustände allmählig ein Opfer der eindringenden Reiseneugier geworden sind. Daher der Widerstand gegen das Fremde aus einem alten Instinct, der mit den besten und kernhaftesten Eigenschaften des Schweizercharakters zusammenhängt, mit dem unbewußten Treugefühl für die eigentliche Bestimmung dieses Volkes zu ungestörtem Naturleben. Mit dieser unwillkürlichen Abneigung gegen die Fremden contrastirt auf eine komische Weise das Geschick der Schweizer zu Gastwirthen, wo freilich oft das Talent im Maße der Abneigung so gewachsen zu sein scheint, daß das eine die andere zum besten Vortheil ausbeutet, was jeder Reisende in der Schweiz an seinem Geldbeutel erfahren haben wird. Dadurch ist es gekommen, daß das Gasthofleben in der Schweiz so schnell diejenige ausgebildete und

fashionable Stufe erstiegen hat, gegen welche das übrige städtische und gesellschaftliche Leben, besonders in der deutschen Schweiz, sich aus allen Kräften wehrt. Doch ist das kalte steinerne Bern nicht ganz so arm an Ueppigkeiten, als es auf den ersten Anblick den Schein haben will, und man kann sich, was frühere Zeiten anbetrifft, darin auf Casanova's vollgültiges Zeugniß berufen; noch heut aber verschließen die Badehäuser Bern's in ihrer romantischen Einrichtung mancherlei Mysterien. —

Einen besonderen Anlaß gab es in diesen Tagen, um sich mit der bernerischen Weiblichkeit zu beschäftigen. Auch Bern hat es nämlich gelüstet nach dem Ruhm und Reiz, eine ausgezeichnete Frau hervorgebracht zu haben, und es muß eine schreckliche Verlegenheit gewesen sein, sie zu finden, sei es unter den Todten oder unter den Lebenden. Aber dennoch gab es hier einmal eine Gestalt, die des Gedächtnisses der Nachwelt würdig ist und welche die heutigen Berner schon gänzlich vergessen hatten, obwohl es das schönste Culturbild ist, das sie zu ihren eigenen Ehren in ihrer Stadt aufstellen konnten. Dies ist Julie Bondeli, die Freundin Rousseau's und Wieland's, deren Andenken durch eine in diesen Tagen zu Bern herausgekommene kleine Schrift von Schädelin erneuert worden ist. Wer war Julie

Bondeli? heißt es nun hier aller Orten, und mit einigem Erröthen nehmen ihre heutigen Nachkomminnen das Büchlein in die Hand, denn ach, Julie Bondeli war eine Gelehrte! Sie wußte Mathematik und höhere Analyse, las Plato und Leibnitz so rein weg zu ihrem Vergnügen, wie eine andere gebildete Bernerin heutzutage ihren Balzac oder Eugène Sue, und Rousseau sagte von ihr, als er einen ihrer Briefe gelesen: **c'est le génie de Leibnitz et la plume de Voltaire!** Dazu war sie von den liebenswürdigsten Sitten und beseelte und beherrschte die Gesellschaft von Bern, oder sie bildete vielmehr hier zum ersten Mal ein höheres geselliges Leben, wie es, nach dem Geständniß ihres jetzigen Biographen, weder vor ihr noch nach ihr Jemand in Bern anzuregen und zu vertreten verstanden. Sie zauberte hier sowohl durch die umfassende Tiefe ihrer Bildung, durch welche sie die verschiedenartigsten Elemente um sich versammeln konnte, als durch ihren heitern und beweglichen Geist, der aus dem philosophischen Ernst gern in das Scherzhafte und Naive überging, einen Augenblick lang eine wahre Blüthe des geselligen Umgangs hervor und wirkte über diesen hinaus auch noch in einem allgemeineren Sinne, indem sie manche Ideen ihrer Zeit mit der Gesellschaft vermittelte, welchen Beruf gewöhnlich

Naturen ihrer Art zu haben pflegen. Und wie Rahel für Goethe wirkte, so scheint der Bernerin Julie Bondeli die Aufgabe zugetheilt gewesen, Jean Jacques Rousseau's Verkünderin in der Gesellschaft zu sein, was sie in ihrer diesem Geist hinlänglich widerstrebenden Umgebung dennoch mit einem merkwürdigen Erfolg verrichtete. Vielleicht ist jedem großen Dichter und Philosophen vom gütigen Schicksal ein solcher Genius mitgegeben, der in der Stille für ihn schafft und wirkt, und ihn aus der bestehenden Wirklichkeit heraus mit dieser vermittelt, oft ungewußt von ihm und unter der anspruchlosesten Hülle.

Wer war denn nun aber Julie Bondeli? Wann und wie wirkte und wandelte sie unter den Lebenden? Ihr Familienname ist in Bern bekannt als einem alten patrizischen Geschlecht angehörig, das sich durch manche seiner Sprößlinge vortheilhaft in der Stadt ausgezeichnet hat. Das Geburtsjahr 1731. Nach dem Tode ihres Vaters, der erst Schultheiß zu Burgdorf und später Mitglied des großen Raths in Bern gewesen war, lebte Julie Bondeli mit ihrer Mutter und einer jüngern Schwester in ziemlich beschränkten Umständen. Aber schon frühe hatte ihr Geist einen seltsam elektrischen Einfluß auf alle ihre Umgebungen ausgeübt, und ohne in der äußeren Lage zu sein, um einen Mittelpunct

für die Gesellschaft abzugeben, sah sie sich doch wie von selbst in die Mitte eines bedeutenden Freundeskreises gestellt, der mit aller Freiheit der Neigung stets in geistiger Abhängigkeit von ihr blieb. Dies gesellige Talent war nur die glückliche Form, tiefere Vorzüge des Wesens zu entfalten und die Freunde auch zu Genossen ihres innerlichsten geistigen Lebens zu machen. Es war dies Gesellschaftstalent, nach Juliens eigenem Geständniß, mehr ein erworbenes und durch Bewußtsein angeeignetes als daß die Natur sie schon ursprünglich damit begabt hätte, denn von Haus aus legte sie sich selbst sogar einen ungeselligen weil reizbaren und von nervenkranken Launen gequälten Charakter bei. Aber, wie dies bei höheren Charakteren sich öfter ereignet und ereignen muß, ein großer Blick in die Welt scheint sie gelehrt zu haben ihre eigene Natur zu überwinden und dadurch eine Harmonie des Lebens zu erzielen, in deren Melodieen für sich selbst und für die Andern die höchste Aufgabe des Daseins gelöst würde. So gab sie sich mit einem wahren Herzen den weitverzweigten gesellschaftlichen Verbindungen hin, die sich an ihre eigenthümliche Gestalt anlehnten, und erschloß gegen sie alle Springquellen ihres Innern, einen durchdringenden und überlegenen Geist, zugleich mit dem Schmelz eines weiblichen Humors,

der da wieder vereinigte und versöhnte, wo ihr scharfer Verstand getrennt und zergliedert hatte.

Die Berner ließen dies sich damals gefallen und es befestigte sich um Julie Bondeli ein schöner Kreis von Männern und Frauen, dem alle bedeutenden Persönlichkeiten dieser Gegend angehörten und der durch ausgezeichnete Fremde erweitert und dann auch in der Ferne fortgepflanzt wurde. Unter dem weiblichen Theil dieser Gesellschaft begegnet man den Namen eines Fräulein von Saussure, wahrscheinlich der Familie des berühmten Naturforschers zugehörig, eines Fräulein von Haller, Tochter Albrechts von Haller, und einer Mariane Fels, die dem Geiste Julie Bondeli's am meisten ebenbürtig gewesen zu sein scheint und im vertrautesten Freundschaftsverhältniß mit ihr gestanden. Juliens Schwester, Charlotte, deren seltene Schönheit gerühmt wird, hatte sich früh an den Baron von Pöllnitz verheirathet, von dem man vermuthet, daß es derselbe gewesen, welcher das seiner Zeit so berüchtigte Buch **la Saxe galante** geschrieben, und es erweist sich denn auch diese Verbindung, die als ein etwas leichtsinniger Schritt angesehen wird, von keineswegs glücklichen Folgen. Die Männer, die dem Kreise Juliens angehörten, weisen manche in der Schweiz höchst geachtete Namen auf, wie Kirchberger und Tscharner, auch lite-

rarische Notabilitäten, wie Samuel Engel, Johann Rudolf Sinner und Samuel Schmidt von Rossens, welcher letztere als Alterthumsforscher zu seiner Zeit in ganz Europa Ruhm erworben. „Die Verbindung aller dieser zum Theil so ausgezeichneten Leute — heißt es in der Schrift Schädelins über Julie Bondeli — galt damals mit Recht für den Kern der guten Gesellschaft Berns. — Die Unterhaltungen dieser Gesellschaft waren von der mannigfaltigsten Art. Denn obgleich das Gespräch, dies Labsal der Thoren und der Weisen — die zwischen beiden inne stehen, wissen wenig damit anzufangen — immer die Grundlage des geselligen Umgangs blieb, und berühmte Werke der Geschichtschreiber, Philosophen und Dichter jener Zeit, sowie eigene Arbeiten der Mitglieder hauptsächlich deswegen gelesen und vorgelegt wurden, um die Anwesenden ihre Gedanken dadurch anregen, daran entwickeln zu lassen: so verschmähte man doch andere Gegenstände der Unterhaltung keineswegs, selbst auch die geringsten nicht. Die ernste Gesellschaft verwandelte sich bald in eine Capelle für Vocal- und Instrumentalmusik, bald in eine Liebhabergesellschaft, die vor Andern kleine Schauspiele aufführte, oder für sich Sprüchwörterspiele und dergleichen mit keder Lustigkeit improvisirte. Einmal hüpfte man tanzend im ganzen

Saale umher; ein andermal saß man da und dort in den Winkeln desselben beim Schach= und Damenbrett oder ähnlichem Spiel. Wer, wie diese Gesellschaft, den Ernst liebt, zu dem allein gesellt sich abwechselnd auch wahre Heiterkeit und erquicklicher Scherz. Die Munterkeit dieser frohen Leute gab ihnen mancherlei Neckereien, Possen und Schwänke ein, deren einer hier besondere Erwähnung verdient, weil er von längerer Dauer war und Julie auf den Ehrenplatz stellt. Ohne ihr Wissen waren nämlich die sämmtlichen übrigen Mitglieder der Gesellschaft übereingekommen, in Nachahmung der alten Liebeshöfe sich zu einem Hofstaat zu constituiren und Julie, die längst dem Wesen nach ihre Beherrscherin war, mit königlichen Ehren zu umgeben. Zu diesem Ende wurden insgeheim die verschiedenen Hofbeamten ernannt und die nöthigen Diplome ausgefertigt. Einer der Herren ward Premierminister, ein anderer Hofmarschall, ein dritter Staatskanzler, ein jüngerer Geheimsecretair, ein anderer Oberceremonieenmeister u. s. w. Gleicherweise wurde festgesetzt, welche Chargen die Damen der Gesellschaft erhalten sollten. Julie mochte wohl gemerkt haben, daß es um irgend eine Eulenspiegelei zu thun sei, ohne jedoch der Sache auf den Grund zu kommen. Erst als eines Abends, bei vollständiger Ver=

sammlung der Gesellschaft, eine Deputation von zwei Damen und zwei Herren sich ehrfurchtsvoll nahte, und ihr unter angemessener Begrüßung das in Goldschrift auf Pergament prachtvoll ausgefertigte Document ihrer Erwählung zur Königin überreichte, kam sie dahinter. Wie man erwartet hatte, ging sie nun wirklich mit der besten Art auf den Scherz ein, erklärte unter stürmischer Acclamation ihrer künftigen Vasallen die Annahme der auf sie gefallenen Wahl, sprach beredt und nicht ohne schalkhafte Rücksichten im Allgemeinen die Grundsätze aus, nach denen sie zu regieren gedenke, bestätigte die vorgeschlagenen Beamtungen, ertheilte zu jedem Amte einen wohlklingenden, herrschaftlichen Titel, wies ihren Kanzler an, die zum Hofhalt erforderlichen Einkünfte beizufügen, und stellte endlich die bereits ausgefertigten, ihr vorgelegten Diplome mit komischer Feierlichkeit den Betreffenden zu. Die neuen Würdeträger brachten hierauf einzeln ihre Huldigung dar und die Königin hatte für jeden noch ein passendes Wort, das Niemand verletzte, Alle aber ergötzte. — Jahre lang wurde der Scherz fortgesetzt und ausgebeutet; ob aber mit wahrem Gewinn, ist unbekannt." — —

Wir haben es also mit einer Königin zu thun, und beeilen uns, der schönen Julie Bondeli auch noch

unsere späte Huldigung widerfahren zu lassen, denn ihr genaht zu sein, ohne sie in ihrer Lehnsherrlichkeit anzuerkennen, erscheint nach Allem, was von ihr ausgesagt wird, als ein Ding der Unmöglichkeit. Schöne Julie Bondeli? — diesem zierenden Beiwort wird nun freilich von einigen ihrer Zeitgenossen widersprochen. Doch wird sie als große Gestalt von herrlichem Wuchse geschildert, schöne Augen mit einem sprechenden Ausdruck, eine süße und seelenvolle Stimme, und feingebildete Glieder, deren Schönheit so vollkommen künstlerisch war, daß Juliens Hände und Arme von einem bekannten Bildhauer zum Modell gewünscht wurden. Man mag sie sich auch gern wie eine erhabene Statue denken, wenn man sich recht in ihr Wesen hinein versetzt, das von einer großartigen Kälte und Ruhe des Verstandes durchdrungen und harmonisch geordnet war. Da ist kein üppiges Herausschlagen von Gefühlen, nirgends fallen sentimentale Blüthenflocken herab von ihr, sondern Alles ist fest und körnig wie Marmor, den selbst die Liebe niemals an ihr erweicht hat. Ihr Gesicht war an sich nicht schön, da die Blattern es verunstaltet hatten, doch nennt der Biograph ihre Züge äußerst beweglich und auf anmuthige Art von den braunen Haaren beschattet.

Ihr Freundschaftsverhältniß zu Wieland, durch

welches der Name Julie Bondeli's mit der deutschen Literatur zusammenhängt, war, wie wir es aus den darüber gegebenen Mittheilungen übersehen, in mancher Beziehung eine Abnormität beider Charaktere, indem bei beiden diese Verbindung aus dem größten Widerstreben hervorging. Der junge Wieland, sechs und zwanzig Jahre alt, war von Zürich aus Vater Bodmer's Armen entweichend, als Hauslehrer nach Bern gekommen, und lernte hier die acht- und zwanzigjährige Julie kennen, zu der ihn zuerst der Ruf ihres Geistes und Wissens führte. Er scheint, als ein eben berühmt werdender junger Schöngeist, mit etwas geckenhafter Zuversicht vor das ihm geistig überlegene Mädchen getreten zu sein, und Julie ließ ihn auf eine Weise, die an Abfertigung gegränzt haben mochte, das schwerere Gewicht ihres Geistes empfinden. Sie soll in solchen Fällen ein meisterliches Talent besessen haben, zu mystifiziren, und verwickelte den jungen Schwärmer gleich bei der ersten Zusammenkunft in ein colossal gelehrtes Gespräch, das von Plato und Aristoteles und Locke und Leibnitz wimmelte und von lauter Philosophie und Geometrie strotzte. Wieland schildert sie danach in einem Briefe an Zimmermann als ein gelehrtes Ungeheuer und sie scheint ihn in der That durch Citate aus allen Schriftstellern der Welt in

Grund und Boden gedonnert zu haben. Indeß muß doch ein Zauber darin gewesen sein, der ihn auch unversehens so gefesselt hat, daß er es bald zum zweiten Mal mit ihr versucht, und zwar aus einem ganz andern Ton. Es geht daraus eine innere Haltungslosigkeit des Charakters hervor. Er versucht es nun nämlich, nach abgelegter Anmaßung des Literaten, in den Melodieen eines süßlich girrenden Schäfers bei ihr, worin Wieland gewiß sehr stark gewesen sein muß, und wird abermals von dem klugen scharf verständigen Mädchen mit einer langen Nase heimgeschickt. Allmählig stellte sich jedoch ein günstigeres Verhältniß zwischen ihnen fest, wie dies bei zwei Naturen nicht ausbleiben konnte, die einander so unzweifelhaften Werth gegenüberzusetzen und auszutauschen haben. Die Unkosten des leidenschaftlichen Enthusiasmus in diesem Verhältniß bestritt jedoch einzig und allein Wieland, aber wenn wir den überlieferten Nachrichten trauen dürfen, so war auch Julie das erste und letzte Mal in ihrem Leben auf dem Punct, die Neigung, die sie jetzt in der That für Wieland fühlte, in wirkliche Liebe umschlagen zu lassen. Aber es blieb wohl bei diesen leisen musikalischen Versuchen ihres Herzens, sich eine transcendente Schwingung zu geben, zu der doch die innerste Tonart ihres Lebens nicht passen wollte,

denn sollte man es denken, Julie Bondeli, so gelehrt sie war, verstand sich doch gar nicht auf die Gelehrsamkeit der Liebe. Ihr ganzes Wesen war nicht aus dem Stoff, in welchem Liebe zündet, und sie erhöhte durch die Empfindung, wenn sie sich derselben überließ, wohl das Licht aber nicht die Wärme ihrer Natur. Alles war bei ihr auf großartige Verstandesanschauung gegründet. Sie sammelte in dem hellen Krystall ihres Geistes die Sonnenstrahlen der Welt, aber kein einziger hat sie bis zum Dahinschmelzen getroffen. Wenn sie zur Königin ihrer Freunde erhoben war, so übte sie diese Hoheit aus als eine Königin des Verstandes, der sich in der Mitte des praktischen Lebens selbst das Gefühl willig unterwirft. Gegen die Uebergewalt der Empfindungen schützte sie sich aber mit voller Absicht durch die Mathematik, der sie vielleicht am leidenschaftlichsten ergeben war. Sie war namentlich eine große Rechnerin und besiegte die schwierigsten Probleme der Algebra, an die sie ihr ganzes Herz ergab. Sie fürchtet sich auch so sehr vor lyrischen und poetischen Gefühlen, daß sie, nach eigenem Geständniß in einem ihrer Briefe, sich häufig zum Rechnen von Exempeln hinsetzt, um nur der für sie so quälenden Empfindsamkeit der Seele zu entgehen. Als ein sehr anregsamer und bedeuten=

der Fremder sich in Bern befindet, äußert sie die Besorgniß, daß sie durch den Umgang mit ihm zu hoch gestimmt werden könne, was nachtheilig für sie sei, da es zu ihren Umgebungen nicht passe und sie gewissermaßen über das Tonmaaß derselben hinaus hebe. So bleibt sie doch, bei allen ihren überragenden Eigenschaften, wiederum eine ächte Schweizerin und Bernerin, die den praktisch-patrizisch-ökonomiegelehrten und alterthumforschenden Freundeskreis, welchen sie um sich her gezogen hat, auch nicht überspringen und hingeben will für eine transcendentale Sphäre, in der sie kein heimathliches Behagen hat. **C'est du vrai que nous vivons et non pas du beau!** ist der Wahlspruch der Königin Julie Bondeli. Nun werden Viele ein Kreuz vor ihr schlagen oder die arme Julie bedauern, daß sie ohne Liebe war. Wie kann ein Weib groß und ausgezeichnet werden ohne Liebe?. Aber Julie wurde es ohne Liebe, und war noch g l ü c k l i c h dazu. Sie lebte ihr Dasein in einem ruhigen Genuß seines Inhalts und im reinsten Vergnügen einer geistigen Entwickelung aus, und bewies durch ihr Leben, daß es Glück giebt ohne Liebe, Harmonie ohne Liebe, innerliches Seelenleben ohne Liebe. Rahel und Bettine wurden das, was sie sind, durch die Qual der Liebe, durch die lebenaufwühlende Flamme

der Leidenschaft. Rahel wurde durch die große unglückliche Liebe ihrer Jugend in die Tiefen ihres innersten Wesens zurückgedrängt, und fand dort, an ihrem Herzen nagend, das ganze Wehe der Menschheit, an dem sie litt, und das sie nun in seinen einzelnsten Zuckungen beschrieb. Julie Bondeli betrachtete Alles aus einer mathematischen Anschauung, sie hatte sich das ganze Dasein nach Dreiecken und Winkeln gemessen und in einer algebraischen Formel zum Bewußtsein gebracht, aber die Kettenbrüche der Leidenschaft lagen dabei nicht in ihrem Calcul. War der organisirende Verstand in ihr zu mächtig für ein hingegebenes Liebesleben, so kannte sie auch den religiösen Aufschwung nicht, insofern er auf einer Extase der Gefühle beruhte oder auch nur anstreifte an eine ideale Sphäre des Gemüths. Ihre Religion war vielmehr großentheils nur aus Moralanschauungen im Sinne ihrer Zeit gebildet. So war sie ein Stein, aber ein schöner klangvoller und bedeutsamer Stein, welcher bei keinem Reiz des Lichtes, das auf ihn herabfiel, stumm blieb, sondern geistig wiedertönte, aber in seiner eigensten Weise. Ein erhabenes Eisgebirge, mit dem sonnighellen Schneegipfel einen klaren und zuverlässigen Tag verheißend. Kein weiches Verschwimmen und doch Milde und Lieblichkeit, keine Leidenschaft und der

Kraft und Stärke. Es giebt namentlich unter den Frauen solche Naturen, denen dies Glück einer so begränzten und durch nichts beunruhigten Lebensprosa vorzugsweise vergönnt scheint, aber es müssen, wo diese Ruhe und Geschlossenheit des Charakters schon als Naturell vorhanden ist, ohne Zweifel physische Grundbedingungen vorangehen, und zwar solche, die mit der Geschlechtslosigkeit gleichbedeutend sind. —

Wollte aber Julie Bondeli nichts von Herzenswirren und Liebesbanden wissen, so verstand sie sich dagegen mit bewußter Meisterschaft auf die seltene Kunst der Freundschaft, und setzte ihr Glück darein, Freunde zu haben und zu behalten. Hier werden Einige noch mehr frieren über diese Julie, weil sie lieber vom hausbackenen Brot der Freundschaft als den Kuchen der Liebe gegessen! Den verliebten und empfindsamen Seelen wird es nun aber unsere Julie Bondeli niemals recht machen und diese werden sie verwerfen als einen starren Gegensatz zu aller ächten Weiblichkeit. Denn es ist bekannt, daß die Frauen sich sonst auf alle Dinge in der Welt verstehen, nur nicht auf die Freundschaft, und dies ist der schlechteste Zug in der weiblichen Natur. Julie aber übte die Freundschaft wie eine höhere Lebenskunst, und so muß sie geübt werden,

wenn aus diesem zweideutigen und unglücklichen Begriff Wahrheit, Freude und Frieden hervorgehen soll. Eine höhere Lebenskunst ist die Freundschaft, weil es, wie in allem Dasein, so auch im vertrauten Umgang mit den nächsten Menschen wesentlich darauf ankommt, auf die geschickteste Weise seine Empfindlichkeit zum Opfer zu bringen. Empfindlichkeit und Reizbarkeit wird bei der Berührung zweier Naturen, gerade je ähnlicher und verwandter sie sich sind, desto entschiedener immer dasein, aber wenn auch diese Empfindlichkeit an sich keineswegs etwas Schlechtes, sondern vielmehr oft gerade die höhere Anforderung der menschlichen Natur ist, so läuft doch im Umgang Alles darauf hinaus, dieselbe abzustumpfen. Wenn absolute Anforderungen an das Wesen der Andern zur Vereinsamung und Gehässigkeit führen, so beruht dagegen die eigentliche Dauer der Freundschaft auf der Abstumpfung jener Empfindlichkeit, bei welcher man sich sagen muß, daß sie ursprünglich das höhere Element ist und es will. Diese Abstumpfung als humane Kunst zu betreiben, ist das wahre Talent des Umgangs, und dies hat Julie auf eine bewundernswürdige Art an sich entwickelt. Sie hat sich darüber durch Betrachtungen, die ihre tiefe Menschenkenntniß verrathen, mit sich selbst verständigt, denn sie hat gerade

an sich einen sehr reizbaren, weil immer auf die höchste Idee des Umgangs gerichteten, Charakter zu überwinden. So trägt sie denn, mit diesem Bewußtsein über die Gränzen des menschlichen Umgangs, die großen Erfolge im Freundesverkehr davon, die ihren Namen und ihr Leben als etwas Bedeutsames auf die Nachwelt gebracht haben. In einem Briefe an Sophie Laroche (im zweiten Bande des von derselben herausgegebenen „Schreibetisches," durch welchen Juliens Briefe zuerst der deutschen Lesewelt bekannt wurden,) trägt sie einmal ihre ganze Philosophie des Umgangs vor, eine traurige Philosophie, es ist wahr, denn sie gründet ihr System auf die Schwäche der menschlichen Natur, aber eine wahre und nützliche Philosophie, weil sie aus dem Mangelhaften ein Vollkommenes zu erschaffen strebt. Die Genüsse der Freundschaft genügen ihr aber so sehr für ihr ganzes äußeres und inneres Dasein, daß sie den festen Entschluß faßt, niemals zu heirathen. Ein solcher Entschluß muß freilich bei einer Frau immer für unnatürlich gelten, und beruht in der Regel auf einer falschen und zweideutigen Basis. Julie begründet ihn auf ihr völliges Ungeschick zu allen häuslichen Verrichtungen und zu jedem hauswirthschaftlichen Leben. Dies hat sich in der That schon früh an ihr verrathen, und sie konnte in

ihrem sechszehnten Jahre noch nicht das Stricken begreifen. Eine Hausfrau muß allerdings stricken und kochen können, nach Juliens gewissenhaftem Lebensprinzip. Aber heißt es nicht zu gewissenhaft sein, in diesem kalten Leben kein Feuer anzuzünden, bloß weil man nicht versteht, eine Suppe daran zu kochen? —

Wie erging es nun aber dem verliebten Schäfer Wieland mit seiner heirathsunlustigen Julie Bondeli? Das Verhältniß dauerte von ihrer Seite mit beständigem Wohlwollen fort, von seiner Seite wurde es später vernachlässigt und aufgegeben. Sie war die treueste in dieser Verbindung geblieben, denn sie hatte sogar eine bedeutende Mißstimmung gegen ihn zu überwinden, die er noch während ihres persönlichen Zusammenseins in Bern durch einen Umstand oder ein Benehmen, über dem ein räthselhaftes Dunkel schwebt, verschuldet hatte. Man ist nie darüber klar geworden, was zwischen beiden vorgegangen sein mag, und das für Julie so empfindlich war, um ihm einen Augenblick lang sogar ihre Achtung aufkündigen zu müssen. Einige wollen behaupten, daß Julie sich erzürnt habe über kleine poetische Frivolitäten, die Wieland gedichtet, und etwas der Art muß es gewesen sein, wenn nicht gar noch Schlimmeres. Indeß sollte man denken,

daß Julie zu verständig und philosophisch war, um in erotischen Spielereien ein Verbrechen zu sehen, wie hingegen wieder Wieland, der als Mensch die Tugend selbst gewesen, sich schwerlich so weit vergessen konnte, um sich etwa unzarte Ausfälle gegen sie selbst zu erlauben. Aber gerade bei solchen Dingen schlägt jedes Urtheil und jede Voraussetzung fehl, und es kann auf beiden Seiten das Aergste und das Dümmste gewesen sein, das diesen Zwist hervorbrachte. Doch sehen wir, daß er sich auch wieder ausglich, und nach Wieland's Entfernung aus Bern dauerte die Freundschaft fort in Briefen und Sendungen. Wieland schickte ihr selbst einige seiner größeren Dichtungen im Manuscript, welche sie durchsah und ihm ihre Bemerkungen darüber zurückschrieb. Auf diese Weise nahm Julie mehrfach an den geistigen Arbeiten ihrer Freunde einen Antheil, der nicht bloß empfangend war, sondern oft productiv übergriff und einwirkte. —

Anderer Art war Juliens Verhältniß zu Jean Jacques Rousseau, und in der geistigen Abhängigkeit, in welche die praktische Julie von seinen Ideen und Träumen gerieth, giebt sich ein reizender Widerspruch zu Tage. Sie lernte ihn persönlich kennen während seines Aufenthaltes in Motiers-Travers, wo der kranke Philosoph, mit allen Wider-

sprüchen des Daseins sich geißelnd, und von körperlicher Hinfälligkeit überwältigt, eine seiner traurigsten Lebensperioden verbrachte. Aus seinen Schriften kannte sie ihn schon lange und von Anfang an. Sie war überall und bei jeder Gelegenheit als Vertheidigerin seiner Bücher aufgetreten und fällte schon früh, namentlich über die Heloise, das scharfsinnigste und verständnißvollste Urtheil. Sie züchtigt mit ihrem feurigen Spott diejenigen, deren engherzige Moralbetrachtung das Buch verurtheilen will. Sie ruft aus: „es sind Gecken und Salonpuppen; es ist mit einem Worte der ganze haltlose Schwarm der Leute vom sogenannten guten Ton, der sich erfrecht, ein Geschrei über die Heloise zu erheben. Und da sollte man nicht in Zorn gerathen! Würden diese Leute Heloise nur lächerlich finden, so wäre ein ironisches Lächeln über ihr Urtheil meine ganze Rache. Sie scheuen sich jedoch nicht, sie für strafbar zu halten, und auf deren Unkosten in einer Delicatesse zu glänzen, von der man sie anderwärts wenig Gebrauch machen sieht. Auch wehe Denen, die mir auf diese Weise kommen! Mit den Weibern bin ich bald fertig. Eine spöttische Miene, ein finsterer Blick sind meine ganze Antwort. Männer jedoch haben mehr Muth und Raisonnement, als daß man sie mit Mienen abspeisen könnte.

Man muß sich in Discussionen einlassen. Welche Verlegenheit erwächst aber daraus, sich über Dinge bestimmt aussprechen zu müssen, worauf die wenigsten Frauen auch nur von Ferne eingehen, aus Furcht vor gehässigen Folgerungen! Doch, Gottlob, ich besitze Muth und Boshaftigkeit genug dazu, nehme überdieß auch einen so ernsten Ton, eine so imposante Haltung an, daß es mir bis dahin noch nie begegnet ist, irgend ein unanständiges Wort hören zu müssen." —

Ihre eigene Vertheidigung des Buches, welche der hier gegebenen Briefstelle folgt, ist musterhaft, und findet Anwendung auf alle solche Achtserklärungen, welche sich immer von Zeit zu Zeit in der Gesellschaft gegen die Werke des höheren Genius wiederholen werden. So ist auch ihre Ansicht von Goethe's Götz von Berlichingen und Werther, in der frühen Zeit, wo sie darüber urtheilte, bemerkenswerth. Im Werther sieht sie einen zweiten Rousseau, nur in einer noch höheren Potenz. Doch ist sie über das Moralische bei dieser Dichtung nicht ganz mit sich im Klaren, vornehmlich was den Selbstmord anbetrifft. Seltsam ist, daß sie glaubt, Goethe habe im Werther die Geniesucht bekämpfen wollen. Aber im Ganzen verräth sie eine überraschende Erkenntniß des neu aufgehenden Gestirnes

Goethe, die man selbst den Ausgezeichnetsten unter Goethe's ersten Zeitgenossen nicht nachrühmen kann. Durch solchen Aufschwung ihrer Bildung geht sie denn wohl unvermerkt über den Kreis ihrer Umgebungen hinaus, oder erweitert denselben jedesmal nach ihrer eigenen Ausdehnung. Aber durch ihre Vertheidigung Rousseau's hat sie sich auch, wie es immer zu gehen pflegt, anfänglich viele Gegner erworben, und muß deshalb manchen Verdruß in ihrem Kreise bestehen. Aber es gelang ihr endlich, mit ihrem Eifer dergestalt durchzudringen, daß sie alle ihr nahestehenden Gegner des geliebten Philosophen selbst in seine leidenschaftlichsten Anhänger umwandelte. Mehrere von Juliens Freunden, unter denen sich auch ein Prinz Ludwig von Würtemberg sowie einige andere in der Schweiz ansässig gewordene vornehme Fremde befanden, fingen sogar an, ihre Kinder nach Rousseau's pädagogischen Grundsätzen zu erziehen. Zu diesen gehörte auch Juliens vertrauter Freund Kirchberger. Auch die politischen Ideen Rousseau's mußten nun durch diesen Gesellschaftskreis auf einem praktischen Boden Wurzel schlagen, und gewannen von hier aus unmittelbar eine Einwirkung auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens, in das Juliens Freunde als Staatsmänner und in andern bedeutsamen Bezie-

hungen wesentlich einzugreifen hatten. Rousseau selbst war und blieb sehr eingenommen für die Vorzüge seiner Freundin Julie Bondeli, und schrieb ihr zärtliche Briefe, an denen Julie eben nur die Zärtlichkeit auszusetzen hatte. Denn so wenig hat sie als Weib Verlangen nach den Huldigungen, welche man dem Geschlecht zu zollen pflegt, daß sie über die in solcher Weise gespendeten Artigkeiten, selbst wenn sie von einem Rousseau kommen, sich mehr beklagt als ergötzt. —

Bei Juliens Lebzeiten wurde eine einzige Abhandlung von ihr gedruckt, aber wider ihren Willen und zu ihrem großen Aerger. Ihr Freund Zimmermann, der berühmte Arzt und Schriftsteller, war Schuld daran, daß ein Auszug aus einem Briefe, den sie ihm geschrieben hatte, unter dem Titel **Reflexions sur le tact moral par Mlle B.** in dem damaligen Gothaer Mercur abgedruckt wurde. Dieser moralische Tact, als Grundlage des Philosophirens und der Lebensanschauung, ist in der That eine eigenthümliche Entdeckung Juliens und hat gewiß seinen subjectiven Werth und praktischen Nutzen. Aber sie hat wohl nicht daran gedacht, ihm irgend eine wissenschaftliche Erheblichkeit beizumessen. Sie selbst macht einmal in einem ihrer Briefe eine vortreffliche Bemerkung über Das, was sie „Weiber-

genie" nennt, und das sie folgendermaßen bezeichnet: „ein trauriges Compositum von Tact, Empfindsamkeit, Wahrheit, durchdringenden Verstand, Feinheit und Richtigkeit in Ansichten und Bemerkungen."

Ihre Kränklichkeit, herbeigeführt durch eine zufällige Schierlingsvergiftung, verursachte ihr gegen das Ende ihres Lebens die heftigsten körperlichen Leiden, denen sie in ihrem siebenundvierzigsten Jahre erlag. In ihr zeigte sich auf einer bedeutenden Höhe jener Typus philosophischer Frauenbildung, der im vorigen Jahrhundert häufiger war und seitdem immer mehr verloren gegangen ist. Ihr Biograph Schädelin, dem wir die sinnreiche Erneuerung ihres Gedächtnisses verdanken, zeiht sie zum Schluß, wie es jetzt Mode in der Welt ist, des Mangels an Christenthum. Sie starb aber unter körperlichen Leiden in einem göttlichen Frieden, und endete seelengroß ein unter jedem Gesichtspunct tüchtiges und kernhaftes Leben. Man sollte in einer noch reichlicheren Auswahl ihre Briefe zusammenstellen. Sie schrieb dieselben in französischer Sprache, die noch heut, wie damals, die Sprache des höheren Bildungsverkehrs in Bern ist. Im Deutschen hatte sie es nur zu einem sehr ungelenken Ausdruck gebracht. Vielleicht erhalten wir noch ergänzende Mittheilun-

gen über Julie Bondeli durch den geistreichen Freieisen in Bern, der durch sein kürzlich herausgegebenes Buch: „die beiden Friederiken in Sesenheim" ein besonderes Talent zur Behandlung solcher Aufgaben gezeigt hat. —

13.

Der Prinz Napoleon in der Schweiz.

Der junge Herr mit dem großen Namen macht den Schweizern Sorge für und für. Heute (24. September) hat der große Rath von Bern den ganzen lieben langen Tag mit den heftigsten Debatten über diese Angelegenheit zugebracht. Nur mit Mühe gelangte ich noch in den Sitzungssaal, aus dem mich jedoch die Hitze und die meistentheils vorherrschende schweizerische Mundart der Redner, die für den Fremden zu viele Unverständlichkeiten darbietet, bald wieder ins Freie hinaustrieben. Draußen auf den Gassen stand das Volk in aufgeregten Gruppen umher bis an den späten Abend, und starrte das alte Rathhaus an, das in seiner wunderlichen Bauart einem verwitterten Euleinnest ziemlich ähnlich sieht, ob der Vogel der Weisheit nicht immer darin Her

gefunden. Diesmal flatterte er lange in ängstlichen und zweifelhaften Schwingungen über dieser Rathhausdebatte, die sich hier beinahe zu Gunsten des französischen Begehrens; dem Napoleoniden das Asylrecht in der Schweiz aufzukündigen, entschieden hätte. Wäre die diplomatische Forderung des Ministeriums Molé nicht zugleich mit einer so martialischen Miene vor die Schweiz hingetreten, wodurch hier das nationale Ehrgefühl empört und entflammt wurde, so würde namentlich in Bern die französisch gesinnte Partei, welches denn vorzugsweise die Aristokraten sind, den Sieg erworben haben. Aber die aufgereizte Volksstimmung ist jetzt auch in Bern zu einer drohenden Gewalt herangewachsen, an allen Ecken und Enden der Stadt hört man die ehrlichen Schweizer sich ereifern gegen ihre gallischen Nachbaren, die mit der Schweiz immer wie mit einer Bagatellsache bald wohlwollend bald spöttisch gespielt haben.

Nun aber kommt die Entscheidung des großen Rathes heraus. Er hat nur mit der geringen Mehrheit von zwei Stimmen die Abweisung des französischen Begehrens beschlossen. Dabei hat sich am eigenen Heerd ein seltsames Ereigniß zugetragen, welches ein außerordentliches Aufsehen erregt. Gleichzeitig dem bekannt gewordenen Beschluß haben nämlich [illegible]rüder Schnell, welche in der Sitzung für

die Forderung Frankreichs gesprochen, ihren Austritt aus dem großen Rathe erklärt. Unbegreiflicher Weise haben beide ausgezeichnete Männer, die noch vor kurzem die Hauptschlachten des Liberalismus im Lande anführten, in dieser Sache eine Partei ergriffen, die sie plötzlich mit allen ihren früheren Meinungsgenossen überwirft und sie der Hinneigung auf die aristokratische Seite verdächtigt. Denn wenn auch die Angelegenheit und Person des Prinzen Napoleon zunächst ganz unabhängig dasteht von allen Stichwörtern des einheimischen Liberalismus, so hat doch diese Frage in der That jetzt eine nationale Wendung genommen, an der sich auch die inneren Parteien des Landes gruppiren müssen. Die Schweizer haben ohne Zweifel Recht, wenn sie aus dieser Sache eine Prinzipfrage machen, indem sie der auswärtigen Diplomatie, die nur nach Belieben in ihren Haushalt hineinzugreifen meint, die nationale Selbständigkeit wie eine undurchdringliche Mauer entgegenhalten. Da schlägt man denn jetzt die Hände über den Kopf zusammen, daß die Herren Johann und Karl Schnell die Hoffnungen, welche ihre Partei auf sie gesetzt, verlassen und verrathen haben!

Man spricht jetzt nur von den beiden Brüdern, die auf Einmal so unpopulair geworden! Bei dieser Gelegenheit ward es wieder recht anschaulich, welch

ein Wetterhahn in unserer Zeit die öffentliche Meinung ist und wie sie durch einen einzigen Hauch Stimmung und Ausdruck verändern kann! Von den Gebrüdern Schnell, die eben noch die beliebtesten Patrioten waren und durch deren Dienste das Land selbst sich geehrt sah, spricht man jetzt nur wie von zwei Tyrannen, deren Sturz man zu gleicher Zeit beklatscht. Auf der andern Seite sieht man die Hochtories von Bern, die besonders aus dem Stamm der reichen Gutsbesitzer noch immer eine ansehnliche Phalanx bilden, Annäherungen an die Schnell's versuchen als an Leute, mit denen jetzt etwas zu machen sei. So geht es mit den armen Liberalen! Die Glorie ih es Wirkens streift sich so leicht von ihnen ab, und oft ohne ihre Schuld. Sind sie zu heftig, so zerstören sie ihre Sache, werden sie mäßiger, so zerstören sie ihre Person. Die Helden des Liberalismus, Johann und Karl Schnell, scheinen aber, nach ihrem gegenwärtigen Handeln zu urtheilen, von einer eigenthümlichen Zeitkrankheit ergriffen, die jetzt in der Welt immer mehr überhand nimmt und namentlich in den Reihen des Liberalismus die größten Verheerungen anrichtet. Ich habe mich schon mit mancherlei Betrachtungen über diese Krankheit beschäftigt, und bin überrascht, jetzt auch in der Schweiz ein schon so ausgebildetes Symptom davon anzutreffen. Dieser Zeitkrank-

heit weiß ich keinen anderen Namen zu geben als den des Louis-Philippismus. Selbst die tapfersten und kräftigsten Herzen können in Momenten davon ergriffen werden und Jeder fasse sich in seinen Busen, ob er nicht schon daran siecht! Der Louis-Philippismus besteht in einer eigenen Art von Lebenslähmung, die man zu gleicher Zeit eine ausgeklügelte Lebenslähmung nennen möchte, denn diese Stockung der lebendigen Natur ist durch die Klügelei des jesuitischen Verstandes hervorgebracht. Der Organismus wagt nicht mehr die kräftige Naturbewegung, und das quellende Lebensblut, von den Intriguen des selbstsüchtigen Verstandes gemeistert, geht sachter und immer sachter wie ein scheinheiliger Schleicher durch seine Canäle, um das matte Herz nicht aus seinem Schlafe zu stören. Die ersten Zeichen dieser Krankheit sind ein Uebelundwehewerden bei den allerleisesten Windstößen der Geschichte, aber zum Erbrechen kommt es nicht, weil der Kranke bei weitem zu kraftlos ist. Es hat sich die Krankheit vom Julikönigthum aus wie ein politisches Pockengift nun schon über alle Welt verbreitet. Der Louis-Philippismus meint es gut, er will nach unsäglichen Mühsalen und Leiden um die Freiheit wenigstens die Ordnung und den Frieden retten, vor Allem aber auch sich selbst, doch er kennt nur den Frieden, den die ab

Krankheit bringt, und darum stürzt er sich in die Krankheit, die Vollkraft der Gesundheit fürchtend.

O Himmel, wie fest hält sich der böse Dämon der Verwirrung an die neueste Sache der Geschichte geklammert! An die Sache, welche die Sache des Volkes ist. Sieht man die schweren und unheilvollen Zuckungen dieser neuen Geburt, die sich selbst helfen muß, wenn ihr der Himmel helfen soll, so blickt man mit Angst vorwärts und zurück in die Geschichte. Die großartigen Despotieen, welche, in früheren Zeiten der Menschheit, so viel Glanz und Aufschwung dem Geschlechte gegeben haben, treten vor uns hin, und, wenn auch mit verhülltem Gesicht über die dadurch offenbarte Schwäche des Menschengeschlechts, so müssen wir ihnen doch zugestehen, daß sie durch die Festigkeit und Einheitlichkeit ihrer Form Gewaltiges geleistet haben! Napoleon, von dem Gedanken an die Größe der alten Despotieen erfüllt und zugleich von dem volksthümlichen Geist der neuesten Geschichte getragen, war vielleicht der Nächste daran, ein wahrhaft modernes Staatsleben zu schaffen, das mit der nationalen Substanz, auf welche alle wahren Bedürfnisse der heutigen Menschheit sich zurückführen, zugleich die dauerhafteste Garantie der Form verbände. Ihm lag das Ideal einer volksthümlichen Despotie Augen, die in der Einheit einer großen und aus

dem Volk hervorgegangenen Persönlichkeit Nation und Staat endlich zu einem festen und organischen Ganzen zusammenschlösse! Er hat dies Ideal zu keiner dauernden Verwirklichung bringen können, und die Sache hat sich seitdem wieder in neue historische Formen hineinzubilden gesucht, aber noch nicht mit besserem Erfolg zum Ziele. Denn sollte der Napoleon des Friedens, welchen die Juliusrevolution gezeugt, auch die Despotie zu Stande bringen, so würde es doch mit den volksthümlichen Institutionen der Despotie gewiß schlimmer als jemals aussehen. —

Und der neueste Napoleonide, was hat er sich eigentlich dabei gedacht, als er das Erbe seines großen Namens angetreten? Man kann nicht sagen, daß er ganz gedankenlos in seine bizarre Unternehmung sich gestürzt habe. Ludwig Napoleon hatte sich eine gewisse Aufgabe vorgezeichnet, der es auch keineswegs an einer richtigen ideellen Begründung mangelte. Soviel man aus seinen Briefen, Proclamationen und der Laity'schen Brochure entnehmen kann, hat er die Bedeutung des kaiserlichen Adlers für das gegenwärtige Frankreich in einem hinlänglich umfassenden und großen Gesichtspunct gedacht. Er betrachtete die Anarchie aller der verschiedenartigen Parteien, die jetzt in Frankreich den Schooß der Regierung vom 9. August zerfleischen, ohne daß eine einzige im St

wäre, einen neuen und bürgschaftleistenden Zustand der Dinge zu organisiren. Die verschiedenen Interessen der Gesellschaft schienen ihm in den verschiedenen politischen Parteien nur zersplittert aber nicht gesammelt und in keiner zu einer siegversprechenden Macht concentrirt. Nur der kaiserliche Adler, meinte er, wenn er jetzt hoch geschwungen würde über alle Parteien Frankreichs, trage den Zauber in sich, das allen Factionen Gemeinschaftliche zu verheißen und ihre mannigfachen Bestrebungen in eine Einheit zu bringen. Es sei der Adler des Kaiserreichs das ächt nationale Banner Frankreichs, in dem sich die monarchischen und die volksthümlichen Interessen wieder am dauerhaftesten zusammenschlingen würden! Zu dem alten napoleonischen System müsse zurückgegangen, dasselbe aber entschieden nach dem Prinzip der Volkssouverainetät ausgedehnt und entwickelt werden. So dachte und träumte der Sohn des ehemaligen Exkönigs von Holland und der Geist seines Onkels Napoleon erschien ihm im Schlaf und ermahnte ihn zu dem, was der ganzen Zeit fehlt, zu Thaten. Die weise Mutter Hortensia wußte nichts von den Planen, über welchen der Napoleonide gegen den Napoleon des Friedens brütete. Es ließ ihn aber endlich nicht länger mehr auf dem schönen Arenenberg, das die sinnige Hortensia zu einem feenhaften Asyl eingerichtet

hatte. Ludwig nahm Abschied von seiner Mutter und schwang sich nun zu Roß, um als neu aufgehender Heros geradewegs in die Welt hineinzureiten und vom Saltel auf den Thron Frankreichs zu springen. So zogen vor Alters mit Speer und Lanze die fahrenden Ritter auf einen Strauß, und wenn sie kein Abenteuer fanden, so improvisirten sie eines an der Heerstraße aus freier Faust und mit keckem Herzen. Nicht anders dachte es sich der junge Ludwig Napoleon, als er, seine Aventure mit der Weltgeschichte zu versuchen, sich im Steigbügel zurechtsetzte. Der Abenteurerinstinct trieb ihn anfangs ganz richtig und er war im Begriff, sein Glück auf dem rechten Punct zu erproben. Der Streich war auf den Geist der französischen Armee berechnet, und wenn es noch irgendwo in Frankreich einen lebendigen Kern der napoleonischen Elemente giebt, so mußte es natürlich im Heere sein. Man konnte in den letzten Zeiten der französischen Zustände überhaupt auf den Gedanken kommen, daß die parlamentarische Opposition, die so gänzlich durch die Parteiintriguen und durch ihre eigene innere Dialektik abgestumpft und verbraucht erschien, durch die militairische Opposition wirkungsreicher und für den allgemeinen Fortschritt ersprießlicher abgelöst werden könne, und mancherlei Zeichen im französi-

schen Heere schienen bereits darauf zu deuten. Und Ludwig Napoleon hatte als Ausgangspunct eine Stadt im Auge, die an sich schon die günstigsten Anknüpfungen darbot und mancherlei gegen die Juliregierung empörte Stoffe vereinigte. Dies war Strasburg, wo außerdem einige Regimenter lagen, die durch bestimmte Ereignisse mit der Glorie des Kaisers in unverlöschlicher Erinnerung verbunden waren. Aber es fehlte dem Unternehmen des jungen Prinzen alle und jede gründliche Vorbereitung, die erst längere Zeit in der Stille ihre Fäden hätte schlingen müssen, und so kam es, daß die Ausführung, nur auf die Ueberraschung des Moments und auf die Wirkung eines bloßen Namensschalles berechnet, wie ein Theatercoup erscheinen mußte, der auch im Kolofoniumfeuer wieder zerplatzte. Mit den Propagandisten von Paris hatte Ludwig Napoleon nur die allerdürftigsten Verbindungen angeknüpft. Lafayette hatte ihn ermuthigt, aber ihm nicht den geringsten Anhang zugeführt, was später auch von dem großen Republikaner Armand Carrel in seinem Bezug zum Prinzen galt. Chateaubriand, der Unterthan des Herzogs von Bordeaux, schrieb dem Napoleoniden jenen bekannten merkwürdigen Brief, worin er ihm sagte: „Sie wissen, Prinz, daß mein junger König in Schottland ist, und daß,

so lange er lebt, es für mich keinen andern König von Frankreich geben kann als ihn." Bei derjenigen Partei aber, welche man in Frankreich vorzugsweise die napoleonische nennen kann, hatte Ludwig wohl auch nicht mehr als die Voraussetzung zu Gute, daß man jetzt wohl auf ihn die Hoffnungen übertragen haben würde, die vordem auf dem Herzog von Reichstadt geruht. So stürmte der Unerfahrene fort und wurde in den Kasematten von Straßburg wie ein junger Thor festgehalten.

Bei seinen wenigen Anhängern hat er jetzt noch dadurch verloren, daß bekannt geworden, er habe früher russische Dienste gesucht. Vielleicht ist dies nur eine Erfindung seiner Feinde, oder er hat wirklich früher, in seinem unsichern Thatendurst umhergreifend, auch dies Mittel versuchen wollen, sich auszuzeichnen. Hat doch übrigens Rußland neuerdings auch bewiesen, daß es die Sympathieen mit dem Napoleonidenstamm, die es sogar bis zu sich an den Czarenthron heransteigen ließ, keineswegs als einen Widerspruch angesehen wissen will.

Eine edle und ritterliche Persönlichkeit ist aber dem Prinzen Ludwig Napoleon gewiß nicht abzusprechen. —

14.

Das Uechtland und die Jesuiten.

—Im Angesicht der schönsten Alpenlandschaften fährt man von Bern in wenigen Stunden nach Freiburg, und erblickt schon aus der Ferne, noch ehe man die berühmte Drahthängebrücke der Sane überschreitet, das hochgelegene Erziehungshaus der Jesuiten, das in stolzer Pracht die ganze Gegend beherrschen zu wollen scheint. Hier wird jene pädagogische Musterwirthschaft betrieben, die, obwohl ursprünglich ein französisch-carlistisches Institut, doch auch für Deutschland eine immer um sich greifendere Bedeutung gewinnt, indem man von dort aus weit und breit die Arme nach der Erziehung unserer aristokratisch-katholischen Jugend ausstreckt. Der Geist des modernen Jesuitismus hat sich hier in den Schluchten der Hochalpen einen sehr günsti-

gen Schlupfwinkel ausgefunden, und baut sein Nest in dieser sichern Abgeschiedenheit, die ihm zugleich die ausgreifendste Wirkung in die Ferne verstattet. Ihm einen Besuch abzustatten, schien in mehr als einer Hinsicht der Mühe werth, besonders da das anhaltende Regenwetter die Wanderung auf das berner Oberland noch immer verhinderte. Auf der Münster-Terrasse in Bern standen wir oft und blickten mit Sehnsucht zu den schneefunkelnden Gletschern hinüber, die wie eine bleiche Geisterschaar mit ihren himmelhohen Häuptern in der Ferne schwebten. Aber in derselben Minute, wo sie in einem längern Sonnenblick aufzugehen und zu erglühen schienen, wickelten sie sich auch schon wieder in aschfarbene Wolkenschleier, und trieben ein böses Spiel mit unserm Reisemuth, der sich gern gerade an ihnen versucht hätte. Da war es das Gerathenste, lieber den Abstecher in das romantische Uechtland zu machen, und, statt mit der tückischen Natur der Alpen vergeblich zu kämpfen, das neue Cultursystem der Jesuiten zu studiren. Soll es auch schwer sein, bis in die innerste Werkstätte selbst vorzubringen, so wird man von dieser neuen und großen Zeitweisheit, in der sich die fressendste Reactionsrichtung der Gegenwart einen Mittelpunkt sucht, doch wenigstens einen Schattenriß an den Wänden absangen kön-

nen. Ade, du reiner Gletscherschnee auf deinen lockenden und unerreichbaren Himmelshöhen! Wollte ich nicht, fern von aller Cultur der Menschen, an deiner Urfrische mir das Herz kühlen, und nun bleibt mir doch nichts übrig, als mich wieder mit dem Uebel der Cultur zu trösten, und zwar mit dem allerärgsten, mit der Culturmacherei des heutigen Jesuitismus! —

An den hohen Felsenufern der Sane liegt dies merkwürdige Freiburg, die Hauptstadt eines Schweizercantons, der, von Alpenketten und Seen umschlossen, schon von alter Zeit her in diesem Versteck ein seltsames Leben und Treiben barg. Die katholischen Cantone der Schweiz stehen in allen Dingen hinter den protestantischen weit zurück, und der Reisende spürt es schon an den unsanften Bewegungen, welche der Postwagen auf der schlechten und holperigen Landstraße verursacht, wann er sich in einem katholischgläubigen Theil der Eidgenossenschaft befindet. Aber nicht nur die Landstraßen sind in den katholischen Cantonen schlechter als in den andern, sondern den ganzen Betrieb des Bodens und die Landbewirthschaftung trifft man in einem vernachlässigteren Zustande an. Diese Leute müssen viel beten, viele Messen hören, viele Priester grüßen, viele Prozessionen und Feiertage mitmachen,

und dies schmälert die Zeit der täglichen Arbeit während der Protestantismus, volksthümlich wirkend, sich überall werkthätiger in seiner Frömmigkeit beweist, und die Arbeit nicht nur des Geistes in der Forschung, sondern auch des Körpers in der gesunden irdischen Lebensbethätigung begünstigt. Dazu kommt in den katholischen Cantonen auch die Finsterniß des Aberglaubens, welcher das Volk auf eine für alles Werden nachtheilige Weise überschattet. Im Canton Freiburg zum Beispiel geht die Unwissenheit der Bewohner noch so weit, daß die regierende Behörde Mühe gehabt hat, die Impfung der Schutzpocken einzuführen, und ein großer Theil des Volkes sich hartnäckig dagegen sträubte, weshalb man so vielen von Blatternarben entstellten Gesichtern in dieser schönen Landschaft begegnet. Die Freiburger sind sonst ein recht ansehnlicher Volksschlag, kräftig gebaut, stark und hochgewachsen, besonders in der südlichen Alpengegend, namentlich aber in dem reizenden Greyerserlande, in dessen frisch durchhauchten Bergthälern man die schönsten Mädchen der Schweiz sieht, die in ihren scharlachrothen Miedern, in den schwarzen Filzhüten, so von Blumen, Bändern und Spitzen prangen, und mit den faltenreichen Brusttüchern freilich oft die seltsamsten Erscheinungen abgeben und we-

nigstens von den Grazien, die überhaupt in der Schweiz gänzlich fehlen, keine Mitgift empfangen haben. Aber die Gesichter sind von einer oft wunderbaren Schönheit. Doch die intellectuelle Bildung dieser Bevölkerung und daher auch die gewerbliche Rührsamkeit ist noch sehr zurück. Nur in dem ebenfalls dem Canton Freiburg angehörenden Bezirk Murten, wo die reformirte Kirche die eigentlich herrschende ist, zeigt sich ein regeres Leben im Handel und Gewerbe, aber auch schon in den geistigen Dingen. Auf sanft emporschwebender Anhöhe an dem herrlichen See liegt die kleine Stadt Murten, und mit Ameisenfleiß haben sich die betriebsamen Einwohner des Transitohandels bemächtigt, zu dem die große Straße zwischen Basel, Bern und Genf hier die Gelegenheit bietet. Doch neben der Industrie zeichnen diesen Bezirk auch die vortrefflichsten Schulanstalten aus, die in der ganzen Gegend gerühmt werden, und ich sah selbst in Murten ein neues prachtvolles Gebäude, das so eben erstanden ist, um zu einer Bürgerschule zu dienen. Dies sind die Lichtreize des Protestantismus auf den gesunden Sinn einer tüchtigen Bevölkerung, und selten sieht man schlagende Contraste so dicht neben einander wirken, als hier auf diesem Raum, in den sich protestantische und ka-

tholische Einflüsse theilen. Sobald man dagegen in die katholische Hauptstadt des Cantons eintritt, wird man an allen Erscheinungen des Lebens gewahr werden, welche Einwirkungen hier die Gemüther belastet haben.

Freiburg selbst ist eine sonderbare, düstere, geheimnißvolle Stadt. Die Jesuiten zeigen sich in ihren schwarzen Ordenstrachten sehr häufig auf der Straße und jeden Augenblick begegnet man einer solchen absonderlich einherschreitenden Gestalt, vor der man das Volk jederzeit mit tiefster Verneigung den Hut abziehen sieht. Selbst die Bauart mancher Stadttheile bietet die wunderlichsten Eigenheiten dar, und man sieht eine Reihe von Häusern, über welche die Straße dergestalt hinwegläuft, daß das Pflaster des Weges ihnen als Dach dienen muß. Der schöne Münster, in welchem sich die neue Orgel von Aloys Mooser befindet, bietet über seinem Eingangsportal noch eine Merkwürdigkeit dar, die den, welcher sich nach Freiburg begeben hat, um hier eines der Hauptquartiere der neuen katholischen Propaganda zu besichtigen, auf eine komische Weise in Erstaunen setzen muß. Das Bildwerk über dieser Kirchthüre stellt nämlich ein Weltgericht dar, auf der unter anderen Figuren, die den in der Mitte stehenden heiligen Nicolas

umgeben, man auch seitwärts eine Gruppe gewahrt, die offenbar den Moment versinnbildlichen soll, wie der Teufel den Papst holt! Diese Satire ist ganz im kecken und derben Sinne der Zeit, aus welcher das Bildwerk herstammen mag, nämlich, wie es scheint, aus dem funfzehnten Jahrhundert, wo die Menschheit Spaß verstand auch in den frommen Dingen, und sich so sicher dabei fühlte, daß sie den Teufel nicht nur an die Wand malen durfte, sondern sogar über den Kirchthüren. Und nun gar den Teufel, welcher den Papst holt, was zu damaliger Zeit der päpstlichen Blüthe wohl zu ertragen war, heutzutage aber, wo man immer empfindlicher zu werden Ursache hat, schwerlich mehr mit der Harmlosigkeit der Volkssatire entschuldigt werden dürfte. Und doch gehen die Jesuiten von Freiburg täglich ganz ruhig vor diesem Münsterportal vorüber und haben, so viel man weiß, gegen die bizarre Bildnerei noch nichts versucht, was, man muß es gestehen, sie fast in den Geruch der Toleranz bringen könnte!

Es ist nun auch endlich Zeit, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, so weit es glücken wird, und zu diesem Zweck, an das äußerste Ende der Stadt eilend, den Berg zu ersteigen, auf welchem hochen das Pensionat der Jesuiten gelegen ist.

Das Gebäude stellt sich sowohl von Innen als von Außen wie ein fürstliches Schloß dar, und beweist auch in der Pädagogik die Eleganz, welche dem weltkundigen Jesuitismus niemals gefehlt hat. Das Haus des Pensionats ist in zwei Theile abgetheilt; der eine Flügel dient als Seminar für die Bildung der heranwachsenden Jünger der Gesellschaft Jesu, der andere ist für das eigentliche Pensionat bestimmt, in welchem sich sowohl die vorbereitenden Schulklassen für die jüngsten Zöglinge der Anstalt, als auch die Wohnungen derjenigen Zöglinge befinden, die den Jesuiten gänzlich in Hut und Pflege übergeben sind. Abwärts im Thal liegt, anstoßend an die Jesuitenkirche, das Collège, welches die Hörsäle der Hochschule in sich faßt. Nämlich diese ganze seit dem Jahre 1825 eingerichtete Erziehungsprovinz der Jesuiten, welche man unter dem Namen des Instituts St. Michel zusammenfaßt, zerfällt in eine Elementarschule, in ein Gymnasium und in das, was wir eine Universität nennen würden, obwohl darin eigentlich nur für die Theologie und allenfalls auch Philosophie ein vollständiger Cursus besteht, von der Jurisprudenz aber nur das Naturrecht und das kanonische Recht *)

*) Civil= und Landrecht aber von einem Laien.

und von den Naturwissenschaften Physik und Chemie gelehrt werden. Von den noch in den Elementarunterricht gehörigen Zöglingen der Jesuiten befinden sich nur die schon einigermaßen aufgewachsenen in dem Pensionat zu Freiburg; für die ganz kleinen Kinder, deren Alter noch eine besondere Sorgfalt erfordert, ist ein zweites Etablissement zu Estavayer bestimmt, einer kleinen anmuthigen Stadt in demselben Canton, die der Reisende, welcher am Neufchateller See wandert, zu besuchen nicht unterlassen mag, weil man dort noch an schönen Sommerabenden auf dem Platz Moudon die alten volksthümlichen Ringeltänze in den welschen Lauten singen hören kann.

Der Rector dieses gesammten Erziehungs-Instituts der Jesuiten ist gegenwärtig der Fürst Gallitzin, der selbst Jesuit geworden und im Hause des Pensionats seine prachtvoll eingerichtete Wohnung genommen hat. Er läßt sehr selten Jemand vor sich, doch liest er zuweilen Messe und erscheint dann in der etwas feiner gearbeiteten Jesuitentracht. Es ist überhaupt schwer, nur in das Haus des Pensionats einzutreten, noch mehr aber dem Unterricht selbst beizuwohnen, wozu in vollständiger Ausdehnung unter allen hierher gekommenen Fremden vielleicht Victor Cousin allein gelangt ist. Von dem

Besuch des Letzteren im Pensionat und Collège zu Freiburg erzählen sich noch die Jesuitenzöglinge einige ergötzliche Geschichten. Wir aber waren nicht so glücklich wie er, doch gelang es aus unsern im Hause selbst angestellten Beobachtungen ein Gesammtbild zusammenzusetzen, das durch andere Mittheilungen, die uns in der Stadt und von einigen dem Institut nahe gestandenen Personen wurden, sich immer mehr ausrundete, so daß bei dem gänzlichen Mangel an Berichten über das Institut St. Michel auch vielleicht das Unvollkommene hier überliefert werden darf.

Weshalb die freiburger Jesuiten so geheim thun mit ihren Erziehungshäusern und vom Besuch derselben durch Vorwände aller Art den Fremden abzuhalten suchen, ist eigentlich schwer zu begreifen, da das Princip ihrer Pädagogik offenkundig genug am Tage liegt. Dies Prinzip, wenn wir die unmittelbare Wahrheit desselben in ihrer Unschuld auftreten lassen wollen, faßt sich zunächst in dem alten Wort, das Baco gesprochen: **Religio aroma scientiarum** am Augenfälligsten zusammen. Auch stellen die Jesuiten selbst in ihrem öffentlich ausgegebenen Unterrichtsplan die Religion, oder welches gleichbedeutend ist, den Katholicismus als die Seele und den Zweck alles Unterrichts an die Spitze, so daß man gleich sieht, es handele sich hier darum, schon auf

dem Wege der Erziehung, durch Eintauchen auch des praktischen Wissens in den eigenthümlichen katholischen Geist, die wahre Verweltlichung des Katholicismus hervorzubringen. Denn wenn dies von Anfang her die Sendschaft der Gesellschaft Jesu war, Rom gewissermaßen in alle Welt zu tragen, um so durch die Verweltlichung Roms auf allen Punkten der Erde die katholische Universalherrschaft zu begründen, so ist die pädagogische Wirksamkeit der Jesuiten ohne Zweifel noch geschickter dazu als ihre politische, um diese Ausprägung alles Weltinhaltes in der katholischen Form und diese Durchdringung aller weltlichen Form mit dem katholischen Gehalt vermittelst jener satanischen Dialektik, die den Orden immer ausgezeichnet hat, zu Stande zu bringen. Die erste Vollendung und fertige Geburt des Jesuitismus mußte daher in das Zeitalter der Reformation fallen, weil in diesem Weltlichkeit und Wissenschaft zum ersten Mal als kriegführende Mächte der neueren Geschichte sich der Kirche gegenüberstellten und mit dieser um die Oberherrschaft über das Leben der Völker den Kampf begannen. So mußte der Katholicismus sich gerade in die neu erwachten weltlichen und wissenschaftlichen Bewegungen der Menschheit einzudrängen suchen, um sich zu erhalten, und in dieser nothgedrungenen Umarmung mit der Welt

hat der Katholicismus den Jesuitismus gezeugt, welcher als die eigentliche Revolution zu betrachten ist, die innerhalb der katholischen Kirche selbst und zwar mit Bewußtsein vorgegangen. Denn auf diesem großen Scheidepunkt der Zeiten, wo alle Tradition der Geschichte zum ersten Mal gewaltsam in Frage gestellt wurde, glaubte der Katholicismus seine Stabilität nicht anders mehr erhalten zu können, als daß er in seinen eigenen Schooß ein revolutionaires Princip aufnahm, welches aber tiefinwendig genährt war mit der wahrhaften Milch der katholischen Kirche und deshalb sein Gift nur auf die Welt tröpfeln, seine befruchtenden und erhaltenden Säfte aber auf die Kirche zurücktreiben mußte. Diese revolutionaire Ausstrahlung des Katholicismus ist der Jesuitismus, die größte und furchtbarste Erfindung, welche die Stabilität in der Weltgeschichte zu ihrer Vertheidigung gemacht hat. Durch diesen glänzenden Gedanken ist es nun schon seit Jahrhunderten gelungen und gelingt es fortwährend, der Geschichte diese tödtliche Langsamkeit und diese in sich selbst verkümmernde Lüge anzukränkeln, durch welche die einfachsten Ideen, die so klar und abgemacht sind wie draußen um uns her die Vollbringung der Naturgesetze, doch nicht mehr zu entschiedenen und siegreichen Thatsachen werden kön-

nen. Der Jesuitismus ist die eigentliche Krankheit und zugleich die wahre Macht und der wahre Charakter der neueren Geschichte, und ist in dieser Bedeutung unter allen Gestalten, in allen Theilen und Gliedern des Lebensorganismus und selbst in denjenigen Erscheinungen aufgetreten, die für das gerade Gegentheil von ihm in der Welt gegolten haben. Revolutionair muß man aber den Jesuitismus mit dieser für ihn einzig erschöpfenden Bezeichnung nennen, weil die Kirche, die ihn gesandt hat, ihn selbst mit allen Waffen der Revolution, über die sie freilich zuvor ihren Segen gesprochen, ausrüstete. Die revolutionaire Bedeutung des Jesuitismus besteht innerhalb der katholischen Kirche selbst zunächst darin, daß er bei seiner Entsendung in alle Welt freigelassen wurde nicht nur von den strengen Formen der Kirche, sondern auch sogar von dem bindenden Zwang des Dogma und der christlichen Moral. Die bisherige einseitige und abstracte Richtung der katholischen Kirche lag im Mönchsthum als ein offener Schaden zu Tage und war durch die Blitze der Reformation unrettbar in Trümmer geschlagen worden. Die ersten Päpste, die dem Jesuitismus durch förmliche Bullen seinen großen Freibrief ausstellten, hatten wohl eingesehen, daß die alte Herrlichkeit und Festigkeit der Kirche durch die aufgescheuchten Mön-

che und Nonnen nicht wieder hergestellt werden könne. Es bedurfte jetzt weltlicher Talente, um den Katholicismus wieder in seine alte, universale Macht einzusetzen, und das Seminar für dieselbe war durch eine wunderbar kühne Idee in der Gesellschaft Jesu schon gegeben. Nun zeigte sich plötzlich, wie durch einen Fluch aus der Erde hervorgetrieben, ein Phantom, das bisher noch nicht dagewesen war in der Geschichte. Eine Zusammensetzung von Bettelmönch, Philosoph und Weltmann, läuft und rennt, kriecht und schleicht es geschäftig über alle Erdtheile hinweg, und hascht polypenartig nach allen Dingen und Stoffen der Welt, um daraus ein Netz zu weben für die Spinne Rom, größer und umfassender als es noch je gewebt war. Beweglich, wie sonst der Bettelmönch war, der durch alle Länder pilgerte zu Ehren der Kirche, hat der Jesuit es doch als unzeitgemäß aufgegeben, durch den religiösen und mönchischen Cynismus zu wirken, und so stellt in ihm die Kirche scheinbar ihren weltlichen Fortschritt dar, jedoch nur um dadurch desto siegreicher zu dem alten geistlichen Princip zurückzukehren. Um das Princip der Weltlichkeit und Individualität, das die Reformation in dem Menschengeschlecht erweckte, in sich selbst desto zerstörender zu untergraben, hat der Katholicismns dem Jesuiten den Be-

fehl ertheilt, alle Formen der Welt annehmen zu dürfen, und nicht nur in alle verlockende Anmuth und Heiterkeit dieser Welt sich zu kleiden, sondern auch in allen Schmutz und alle Verderbtheit derselben sich hineinzustürzen. So sah man den Jesuiten ausziehen, und bald unter Priesterkleidern Dolch und Gift umhertragen, bald mit den Fürsten bei schwelgerischer Tafel sitzen, bald in Tanzschuhen über den Estrich der großen Welt dahinschlüpfen, bald bei nächtlicher Weile durch die Leiter in's Fenster steigen, bald in der Beichte Mord befehlen und Mord vergeben. Das Alles **ad majorem dei gloriam**. Ueber die Freiheit des Jesuitismus von Dogma und Moral hat schon Pascal in seinen **Lettres provinciales** das Schlagendste beigebracht, indem er nachgewiesen, wie das sich accommodirende Christenthum der Jesuiten, das nach der ausdrücklichen päpstlichen Bestätigung für Alle Alles hat, selbst mit der Person Christi ganz nach dem Zweck der momentanen weltlichen Wirkung umgesprungen ist. So haben die Jesuiten in den Ländern, wo man einen gekreuzigten Gott als eine Thorheit verspottet haben würde, das Kreuz fortgelassen, und nur den triumphirenden und glorreichen Christus, aber nicht den leidenden und sterbenden gepredigt, und selbst die Vermischung des heidnischen Götzen-

dienstes mit der christlichen Religion haben sie, wie es in Indien und China geschehen, mit der Dogmatik und Moral für vereinbar gehalten *). Dies Recht hatte der Katholicismus seinem Bastardsohn, dem Jesuitismus, der aus dieser neuen buhlerischen Umarmung von Welt und Kirche entsprossen, als ein heiliges mitgegeben. Die katholische Kirche, die in dem Institut der Gesellschaft Jesu eine Art Emancipation von sich selbst vollbrachte, hat jedoch durch diese Zugeständnisse, welche sie im Jesuitismus an die Revolution machte, von Anfang an nur das Zeugniß ihrer bedrohten und gebrechlichen Lage abgelegt. Wenn es ihr aber gelingen sollte, das Ziel wieder zu erreichen, nach dem es sie seit der Reformation vergebens gelüstet hat, und zu dessen Erlangung sie den Jesuitismus in die Welt sandte, dann wiederhergestellt in ihre alte Universalherrschaft, würde die katholische Kirche als die erste That ihrer neuen Aera die Vernichtung ihres eigenen Werkzeugs, des Jesuitismus, beschließen müssen. Je zweifelhafter jedoch die Stellung dieser Kirche in der Geschichte wird, desto mehr wird sie in der gefährlichen Nothwendigkeit verharren, das fressende

*) Man lese den fünften Brief der Lettres provinciales von Blaise Pascal.

und revolutionaire Gift des Jesuitismus in ihrem eigenen Schooß zu nähren, wie dies in unsern Tagen sich zeigt, wo die Jesuiten eifriger und geschäftiger als je in den Bollwerken der Kirche dienen.

Wie sich nun im Jahrhundert der Reformation ein Luther und ein Loyola als Kinder einer und derselben Zeit begegneten, so trafen in demselben Brennpunct der Zeit auch Jesuitismus und Wissenschaft zusammen. Die Wissenschaft, welche der ärgste Feind der Kirche geworden war, weil die individuelle Freiheit des Menschengeistes darin emporblühte, konnte in ihrem antikatholischen Wirken nur dadurch beschworen werden, daß man sich ihrer auf ihrem eigenen Gebiet zu bemächtigen suchte, wozu man in diesem Sinne des Jesuitismus bedurfte. Wenn die Wissenschaft etwas Protestantisches hatte, so kam es jetzt vielmehr darauf an, ihr einen katholischen Charakter zu geben, und diese Katholisirung der Wissenschaft wurde die Hauptaufgabe in den Unterrichtsanstalten der Jesuiten. Es mußte die wichtigste Seite ihrer Mission werden, allenthalben die Erziehung der Jugend an sich zu bringen, denn die Jugend ist die Zukunft selbst, und die katholische Kirche hofft seit der Reformation beständig auf ihre Zukunft, die sie durch alle mögliche Aussaat zu besucht. Die katholische Erziehung, wenn wir

diese Benennung gebrauchen wollen, mußte daher von vorn herein einen viel bestimmteren und ausschließlicheren Charakter an sich tragen, als die protestantische Pädagogik, welche letztere der Freiheit des Individuums in allen Dingen einen größeren Spielraum der Entwickelung verstatten wird. Nun sollte eigentlich alle Erziehung auf diese Freiheit der Individualität sich gründen, die man ein protestantisches Princip nennen kann, indem alles Heil der Bildung in die freie Selbstthätigkeit und die eigene Arbeit des Geistes gesetzt wird, dem Geist aber keine andere Begränzung widerfährt, als die in jeder Persönlichkeit selbst liegt oder in dem allgemeinen Begriff der Dinge. Die katholische Erziehung, die für eine bestimmte Zukunft arbeitet, welches die Zukunft der katholischen Kirche ist, kann daher dem an und für sich waltenden Leben der Persönlichkeit gar keine Rücksicht beweisen. Es wird ihr vielmehr nach ächt katholischer Art darauf ankommen, die Persönlichkeit jenem allgemeinen Zweck der Erziehung unterzuordnen, und diese Pädagogik, die der jungen Persönlichkeit schon mitten im Wachsthum die Kräfte lähmt, um sich selbst in eine freie Zukunft hineinzubilden, ist die Hauptschlacht, welche der Jesuitismus gegen die moderne Cultur zu führen versucht. Fragt man nun nach der Wissenschaft

selbst, welche doch der eigentliche Inhalt der Erziehung ist, so läßt es sich schon aus jenem Grundprincip abnehmen, welche Schicksale dieselbe treffen in einem Unterrichtshaus, das diese schneidende katholische Richtung an die Spitze stellt. Die Pädagogen des Katholicismus, die Jesuiten, mögen selbst sehr gelehrte Leute sein, aber die Wissenschaft als solche zu fördern, taugt wenigstens nicht in ihre Erziehungspläne, die sie mit der Jugend haben. Die Wissenschaft, die ihrem Grundwesen nach immer protestantisch wirken wird, soll auf ihrem eigenen Gebiet vom Jesuitismus nur deshalb durchdrungen werden, um sich daran aufzulösen und zu verfinstern, und in dieser Verfinsterung einen volksthümlichen Einfluß auszuüben, den man mit einer schlichten Bezeichnung das Dummmachen genannt hat. Es kommt daher ganz einfach heraus, daß die Unwissenheit der eigentliche Hauptzweck in den Unterrichtsanstalten der Jesuiten ist, aber eine Unwissenheit, süß durchduftet und eingeräuchert mit jenem betäubenden Arom, welches die Jesuiten in Anwendung ihres Lieblingsspruches aus dem Baco das **aroma scientiarum** nennen, und das auch in der That nichts wahrhaft Geistiges, sondern nur ein Arom für die Sinne ist. So wird denn die höchste Kunst dieser jesuitischen Pädagogik darin bestehen,

der Unwissenheit den möglichsten Anstrich des Wissens, und dem Wissen die unschädliche Wirkung der Unwissenheit zu geben, eine Dialektik, zu der das ganze Talent des Jesuitismus erforderlich sein wird.

Wenn wir mit diesen Gedanken in das Institut St. Michel zu Freiburg eintraten, so hatten wir uns allerdings nicht ohne Vorurtheile daran begeben, es zu beurtheilen. Vielmehr waren wir im Besondern noch mancher Beispiele eingedenk, wo Kinder, die eine Reihe von Jahren hindurch bei den Jesuiten in Freiburg erzogen worden, nicht einmal so viel Latein gelernt hatten, daß sie auf einem preußischen Gymnasium in die vierte Klasse hätten zugelassen werden können. Die große Unwissenheit, in der die Zöglinge des Instituts St. Michel heranwachsen, ist weltbekannt, aber jenes Arom, das hier mit so eigenthümlicher Feinheit und Eindringlichkeit bereitet wird, hat, mit politischen Räucheressenzen versetzt, dennoch die Wirkung gethan, diesem Erziehungshaus eine für gewisse Kreise der Zeit und des Lebens entscheidende Bedeutung zu geben. Gestanden wir aber unsere Vorurtheile zu, so müssen wir auch hinzufügen, daß, was wir an Ort und Stelle sahen und hörten, nicht geeignet war, dieselben zu widerlegen. Um den Geist des Instituts St. Michel näher zu charakterisiren, will ich zuerst

über einen Streit etwas mittheilen, durch welchen vor einigen Jahren die Zöglinge dieses Jesuitencollegiums Veranlassung fanden, sich über die Maximen, nach denen sie hier gebildet werden, selbst öffentlich zu erklären und ihre Lehrer sowie die Lehren derselben einerseits anzugreifen, andererseits zu vertheidigen. Dies ist der Streit der Freiburger Jesuiten mit der patriotischen Gesellschaft von Zofingen. Zofingen ist eine kleine im Thale der Wigger schön gelegene Stadt, wo von Züricher und Berner Studirenden ein Verein der schweizerischen Jugend gestiftet wurde, wie es deren viele in der Schweiz giebt. Die Jesuiten aber verboten ihren Zöglingen auf das Allerstrengste, dieser Gesellschaft zuzugehören, welche ihre freisinnige politische Richtung auch auf die Religion übertrug und eine eigenthümliche Zusammensetzung darin behauptete, daß sie sich als Gesellschaft von Jünglingen verschiedener Religionen (société de jeunes gens de differentes religions) zu erkennen gab. Dieser edle Zweck des Zofinger Jünglingsbundes, die Trennung der Confessionen in der höhern patriotischen Gemeinsamkeit zu überwinden, konnte natürlich nicht in den Kram der Jesuiten taugen, denen dabei schon die Ausübung der volksthümlichen Associationsfreiheit Aergerniß und Bekümmerniß genug für ihr geheimes

legitimistisches Herz machte. Denn diese Jünglinge hielten frei und offen ihre Versammlungen, wie es die alte heilige Sitte ihrer Väter in dem Lande der Alpen ihnen überliefert hatte, und hier zeigten sich die Jesuiten, seitdem sie sich durch die unbesonnene Willfährigkeit des Kantons Freiburg wieder in der Schweiz eingenistet, zum ersten Mal im lauten Widerspruch mit der ächten angestammten Schweizernatur, mit dem innersten Geist des Volkslebens, in dessen arglose Mitte sie ihre heimlich brütenden Plane getragen. Die Freiburger Abtheilung des Zofinger Studentenvereines bestand aber zum großen Theil aus Solchen, die früher selbst das Collegium der Jesuiten besucht und in St. Michel ihre erste Erziehung empfangen hatten. Diese unternahmen es jetzt, die Sache des schweizerischen Patriotismus gegen diese fremden Eindringlinge, wie die Jesuiten nun bezeichnet wurden, zu führen, und bei dieser Gelegenheit das ganze Unterrichtswesen im Institut St. Michel, nach ihren eigenen Erfahrungen und dem Eindruck, den man dort auf ihre jungen unbewachten Gemüther beabsichtigt, zu beleuchten. Es wurden Brochüren gewechselt, in denen man über diese Angelegenheit die freieste und unumwundenste Sprache führte, und die Jesuiten selbst sahen sich genöthigt, aus dem Versteck ihrer Grundsätze ein wenig hervor-

zutreten und ihren Erziehungsplan öffentlich zu vertheidigen.

Die Hauptanklagen, welche man bei diesem Anlaß gegen die Jesuiten von Freiburg zusammenfaßte, richteten sich im Wesentlichen auf folgende Punkte. Sie seien kosmopolitische Fremdlinge, die zum Theil wie schweifende Abenteurer aus entfernten Gegenden, bald aus Belgien, bald aus Holland, bald aus Portugal herangekommen, um das Collegium des armen und abgelegenen Freiburg auf Befehl ihrer unbekannten Obern in Besitz zu nehmen. Sie sejen so unbekannt im Lande gewesen, daß man lange Zeit selbst ihre Namen nicht genau gewußt habe, und eben so unbekannt seien ihnen selbst auch die Schweizer, namentlich aber die Freiburger gewesen. Sie, die Vaterlandslosen, die sich selbst von aller Liebe zu einem heimischen Boden freisprächen, wie könnten sie aber als Erzieher dazu geschickt sein, gute Schweizer zu bilden! Sie begingen vielmehr täglich in ihren Unterrichtshäusern den schreiendsten Hochverrath an einem Lande, das ihnen so vertrauensvoll die Gastfreundschaft gewährt habe! Dieser Verrath bestehe in dem gänzlich verderbten Geschichtsunterricht, den die Jesuiten in ihrem Institut ertheilen. Die Brochüre des Zofinger Vereins, die sehr energisch geschrieben ist, enthält dar-

über unter Anderm folgende Stellen (Un mot sur l'apologie de l'enseignement des Jésuites de Fribourg, dédié à la Société de Zoffingen, par la Section Fribourgeoise, p. 11.):

„Wir, früher Zöglinge der Jesuiten, die wir selbst so lange unter ihrer Zuchtruthe geseufzt haben, müssen das Bekenntniß thun, daß wir es oft genug in den Unterrichtsstunden haben mitanhören müssen, wie man den Charakter unsers Vaterlands verunglimpfte und schändete! Wir erinnern uns hierbei noch ganz besonderer Verhandlungen, aus denen wir überzeugende Proben von den Ansichten und Endzwecken unserer Professoren schöpfen konnten, die beständig sich bemühten, jenen vorgeblichen Patriotismus, wie sie es nannten, in uns auszurotten. Wir haben noch nicht vergessen, mit welcher Verachtung sie von den Volksversammlungen unserer kleinen Kantone sprachen, und mit welchen Farben sie uns die Einrichtungen derselben vormalten! Aber ohne uns länger im Allgemeinen mit der unzweifelhaften Richtung ihres ganzen Systems zu beschäftigen, wollen wir lieber einige besondere Thatsachen hervorheben, die im ganzen Collegium den größten Lärm verursachten. Wagte nicht in den Jahren 1824 und 1825 ein Professor bei voller Klasse öffentlich zu behaupten, daß Wilhelm

Tell in seinen Augen nichts als ein Mörder wäre?!! Haben nicht ferner Andere, dem sichersten Thatbestande zum Trotz, selbst die Existenz der Gründer unserer freien Verfassungen geläugnet? Viel mehr Werth hatte es für sie, an die Löwin des Romulus und Remus zu glauben. Dies Alles können und müssen wir mit vollem Glauben und aus wahrhafter Kenntniß der Sache bezeugen. Oder sollten sich die Jesuiten seitdem gebessert haben? Wir haben Grund daran zu zweifeln, denn die Freiheit gefiel ihnen nie und wird ihnen auch wohl niemals gefallen. Den Beweis davon findet man gleich auf den ersten Seiten ihrer Vorträge über das öffentliche Recht. Vergeblich würde man darin Grundsätze suchen, die im Einklang mit denen anderer civilisirter Völker stehen. Die Gleichheit der Menschen bringt sie bei den Jesuiten die Gleichheit der Rechte hervor? Keineswegs, „aber die Verhältnisse der Reichen und Starken zu den Armen und Schwächeren bringen in der Gesellschaft die nothwendige und natürliche Abhängigkeit dieser Letzteren hervor." Die Folgen dieser Theorieen möge Der berechnen, der ein solches Wagstück über sich nehmen will!

„Um ihren Principien treu zu bleiben, haben die Jesuiten unsere vaterländische Geschichte von dem Unterricht entfernt, obwohl sie dieselbe auf der Liste

ihrer klassischen Werke figuriren lassen. Das magere Skelett aber, das sie davon in ihrem Cursus der Geographie einflechten, kann wohl nicht dazu geeignet sein, einen wirklichen historischen Vortrag zu ersetzen. Wahrhaft schimpflich ist es, die Geschichte seiner Väter nicht zu kennen. Man nenne uns ein einziges Land, ein einziges Collegium, wo nicht die Geschichte einen besondern Zweig des Unterrichtes bildete! Die neuen und reinen Herzen der Jugend sind es ja vorzugsweise, denen man das heilige Feuer der Vaterlandsliebe und der Freiheit mittheilen muß! Mit wie viel rührenden und hinreißenden Erzählungen kann hier nicht auch ein Lehrer seinen Unterricht beleben! Und wie muß nicht die Geschichte in einem freien Lande zum Herzen sprechen! Die Jesuiten führen nun zwar zu ihrer Vertheidigung eine lange Reihe von Vorträgen auf, deren Gegenstände patriotisch klingen, aber es ist dabei zu bemerken, daß man diese Materien in den Akademien behandelt, wo den Zöglingen freie Wahl gelassen bleibt, ob sie daran Theil nehmen wollen oder nicht."

„Muß man nun nach Allem nicht erstaunt sein, wenn die Jesuiten in ihrer Vertheidigung uns entgegenhalten: „daß sie, die Jesuiten, keineswegs Feinde irgend einer Regierungsform seien; daß, mag

nun die Autorität in Einem Individuum oder in mehreren oder selbst in der Masse des Volkes beruhen, sie dieselbe gleicherweise ehren, weil, gleicherweise begründet, sie überall ein Ausfluß der Autorität Gottes selber sei." — Wie, keine Feinde, sagt ihr, von irgend einer Regierungsform? Und doch wagen diese Jesuiten von dem Lehrstuhl herab, von welchem man nur die Wahrheit der Religion und die Moral des Evangeliums verkündigen sollte, ganz laut es auszusprechen: daß die Volkssouverainetät eine Ketzerei sei! Sie die Autorität ehren! und doch erfrechen sie sich, um uns für unsere Sünden zu bestrafen, die auswärtige Intervention und die Geißel und den Fluch des Krieges auf ein Land herabzurufen, das sie aufnimmt, ernährt und schützt, während alle übrigen sie aus ihrem Schooß ausgespieen haben! Warum beschwören sie nicht noch durch ihre Gebete die Cholera-Morbus herbei, um alle Liberalen zu vertilgen und den Schafstall der Kirche von ihnen zu reinigen! Alle Autorität fließt von Gott selber aus! Und dann wären Sie es ohne Zweifel, sehr ehrwürdige Väter, die wir als aus der kleinen Anzahl Derer ausgewählt betrachten müßten, welche Gott vorherbestimmt, uns zu regieren!"

An einer andern Stelle dieser Brochüre heißt es:

„Nun muß man in der That ernsthaft fragen: Welche Garantie für die Zukunft kann uns dies Unterrichtswesen der Jesuiten gewähren? Was soll aus den Kindern unseres Volkes werden, die man in ein solches System einwickelt und nach solchen Principien, die unsere ganze politische Existenz bedrohen, zustutzt? Man nehme sich wohl in Acht; die Sache ist von einer großen Wichtigkeit! Die Antipathie der Jesuiten gegen Alles, was nur einen Geruch von Freiheit hat, macht ja die Grundlage aller ihrer Politik aus! Und davon wollen wir hier noch eine neue Probe anführen: Ein Professor, der sich eben so sehr durch seinen Eifer, und seine Sorgfalt für die Jugend als durch sein tiefes Wissen auszeichnet, wird von dem Gouvernement berufen, um den Lehrstuhl des Rechts einzunehmen; die Verordnung des Unterrichts-Rathes erlaubt den Studirenden des Collegiums den Besuch dieser Vorlesungen, aber Alles ist vergebens, denn die Jesuiten setzen sich dagegen; sie finden es zu gefährlich, daß ihre Zöglinge dorthin gehen sollen, um zu lernen: daß die Menschen gleich sind, daß sie ursprünglich alle dieselben Rechte haben, und daß die Souverainetät nur im Volke beruhen kann! Zwei junge Ausländer besuchen die Rechtsschule und das Jesuitencollegium zu gleicher Zeit; der Präfect der Jesuiten aber verbietet ihnen, jene Vorlesu

gen zu hören, mit der Drohung, daß, wenn sie nicht gehorchten, man ihre Verweisung aus der Stadt bewirken würde!!"

Ferner heißt es: „Was den Einfluß dieses Jesuiteninstituts auf die Geistesbildung anbetrifft, so müssen wir bekennen, daß man uns die ganze Zeit über, die wir im Collegium zugebracht, in einer sehr engen Sphäre gehalten und abgesperrt hat! Wir verbrachten sieben oder acht Jahre, um Latein zu lernen, lateinische Verse zu machen, lateinische Reden zu halten, kurz, gegen ein System anzukämpfen, das von den größten Subtilitäten starrte! Was lehrt man aber in den Klassen der Logik und Physik, die man unter der allgemeinen Benennung der Philosophie zusammenfaßt? Man lehrt in der That das ganze erste Jahr hindurch nichts als die Kunst, einen Syllogismus in Form zu bringen und sich auf einige scholastische Disputationen vorzubereiten. Die zweite der Physik gewidmete Klasse trägt von derselben fast nur den Namen; obgleich der Unterricht darin von dem gegenwärtigen Professor etwas vervollkommnet ist, so fehlt doch viel, daß er sich auf dem Höhepunct der Wissenschaft unsers Jahrhunderts befinde. Man beschränkt sich dabei bloß auf die Gesetze der Bewegung, auf einige
e oder magnetische Erscheinungen und dgl.

Wir haben nicht die Absicht, unser Bild zu übertreiben, noch wollen wir eine absichtlich beleidigende Kritik hier üben, was wir aber behaupten, haben wir gesehen, wir sind die Zeugen, und fast können wir hinzufügen, auch die Opfer davon gewesen!"

„Die deutsche Sprache, die uns doch unerläßlich ist, findet keine Stelle im Unterricht der Jesuiten. Von der Geschichte, die ein unerschöpflicher Quell der höchsten sittlichen Lehren sein sollte, kann man kaum sagen, daß sie im Collegium vorgetragen wird; denn nur ein = oder zweimal in der Woche liest einer der Zöglinge einige Seiten aus dem Pater Loriquet her. Aber die practische Geometrie, Gewerbwissenschaftliches und dergl. sind gänzlich ausgeschlossen. So fehlt auch in allen Dingen eine solche Behandlung der Wissenschaft, die ihr irgend einen practischen Nutzen für das Leben verschaffen könnte!"

An einer andern Stelle dieser merkwürdigen Streitschrift machen unsere abtrünnigen Zöglinge der Jesuiten auch eine Bemerkung über den körperlichen Anstand, durch den sich gewöhnlich die Studirenden des Collegiums von Freiburg sogleich characteristisch von den übrigen Jünglingen unterschieden. Dieser Anstand der Jesuitenschüler sei zwar sehr bescheiden, demüthig, verrathe aber auch zu=

gleich so viel bäuerische Manieren, daß man darüber in Erstaunen gerathen müsse. Dies letztere ist nun allerdings ein Vorwurf, der den sonst so weltgewandten und in schönen Schlangenbewegungen ausgelernten Jesuitismus im Allgemeinen nicht treffen kann, vielleicht aber, wie es scheint, als eine besondere Eigenthümlichkeit den Jesuiten von Freiburg anhaftet.

Die Jesuiten von Freiburg blieben aber in diesem Streit, der den ganzen kleinen Freistaat in Bewegung setzte, nicht müßig. Sie veranlaßten mehrere Entgegnungen, unter anderem eine im Namen ihrer Zöglinge selbst, von denen die Brochüre: **Les Jésuites vengés par leurs élèves, ou réponse au Mot des étudiants de la section fribourgeoise de la société de Zoffinguen** herauskam. Diese Gegenschrift ist in der That von 62 Zöglingen des Jesuitencollegiums, meistentheils Theologen, als deren Abfassern, unterzeichnet; dabei hat man den wohlüberlegten Kunstgriff gebraucht, daß diese jungen Leute, welche ihre Namen hergegeben haben, sämmtlich Schweizer von Geburt sind; denn es handelt sich dabei auch vornehmlich darum, den Vorwurf wegen der antipatriotischen Einwirkungen der Jesuiten im Schweizerlande vermeintlich Lügen zu strafen. Es leidet keinen Zweifel, daß diese Schrift

von den ehrwürdigen Vätern in St. Michel selbst verfaßt sei, obwohl sie sich dazu herabgelassen haben ganz in der Weise von Schülern und zwar von Jesuitenschülern zu sprechen, wodurch man denn den Vortheil erhält, die ächte Form der Geistesbildung eines heutigen Jesuitenzöglings hier aus der ersten Hand zu überkommen. Die Beweise, welche in dieser Streitschrift zur Vertheidigung der Jesuiten vorgetragen werden, sind nämlich größtentheils in die Form von Syllogismen gebracht, wodurch man sich einen Begriff verschaffen kann von der Kunst und Wissenschaft der Logik, wie sie in den philosophischen Klassen des Instituts St. Michel überliefert wird. Die Jesuitenzöglinge wollen z. B. beweisen, allen Anschuldigungen zum Trotz, daß die Jesuiten nicht nur die größten Freunde der Freiheit, sondern auch die lebhaftesten Patrioten in der Schweiz sind. Dies kostet sie nur die Bildung von zwei Syllogismen, denen man die schulgerechte Bündigkeit gewiß nicht absprechen wird, wie folgt:

„Erster Syllogismus. Der Geist der Schüler ist ein Zeugniß für den Geist der Lehrer (denn wozu hegte man sonst so große Furcht vor unpatriotischen Lehrern?); nun ist aber der Geist der Schüler ein ächt patriotischer, wie es ihre Ausarbei-

tungen beweisen; folglich sind die Jesuiten ächte Patrioten."

„Zweiter Syllogismus. Die Schweizer bedürfen so gut wie andere Nationen einer Anfeuerung ihres Patriotismus (das beweisen ja diese Herrn selbst durch ihre Schutzreden für die helvetischen Vereine!). Nun gehört aber der Patriotismus der Studenten in Freiburg zu den feurigsten im Lande, folglich müssen sie doch angefeuert worden sein, und dies, ohne Zweifel, durch die Jesuiten, denn zur Gesellschaft von Zoffingen zu gehören haben sie ja nicht das Glück." *)

Mit etwas größerer Gründlichkeit suchen sie die Vorwürfe in Bezug auf den Geschichtsunterricht der Jesuiten zu widerlegen. Wenigstens sind sie hier insofern in ihrem Recht, wenn sie behaupten, daß es den Jesuiten nicht allein zur Last gelegt werden könne, an dem wirklichen Dasein Wilhelm Tell's

---

*) „2. Syllogisme. Les Suisses, comme les autres nations, ont besoin de réchauffer leur patriotisme (c'est ce que prouvent ces Messieurs, par leur apologie des sociétés helvétiques). Or, le patriotisme des étudians de Fribourg est des plus chauds: donc ils ont été réchauffés, et cela sans nul doute, par les Iésuites, puisqu' ils n'ont pas le bonheur d'appartenir à la société de Zoffinguen." (Les Iésuites, vengés par leurs élèves, p. 22.)

zu zweifeln, oder ihn statt eines Helden nur wie einen Mörder in der Geschichte vorzuführen. Bei schweizerischen Geschichtschreibern selbst hat die Begebenheit des Wilhelm Tell ähnliche Anfechtungen erlitten, und wenn man die Thatsache als eine historische zugesteht, so ist es doch keine Frage, daß dieselbe ein vereinzelter Anschlag war, der wegen seiner blos persönlichen Antriebe von den übrigen Bundesgenossen gemißbilligt wurde, weil er, vorzeitig losbrechend, und gegen das ausdrückliche Gelöbniß, Niemandes Lebens anzutasten, die ganze Sache der Verschworenen hätte gefährden und stürzen können, was schon Tschudi bemerkt hat. Darum war Wilhelm Tell freilich kein Mörder, wie man denn überhaupt selbst bei den schlechtesten Gräuelthaten, welche in der Tragödie der Weltgeschichte mitspielen, durch die criminalrechtliche Betrachtung immer nur eine Lächerlichkeit begehen würde. Wenn es ein Jesuitismus der Weltgeschichte selbst ist, das Schlechte aufzubieten, um dadurch das Gute zu vollführen, so ist es doch immer ein göttlicher Jesuitismus, über dessen moralisches Grundprincip kein Zweifel obwalten kann. Die guten Jesuiten aber, die ihre Maxime von der Heiligung des Mittels durch den Zweck dem Himmel selbst abgelernt zu haben glauben, sind wohl nicht die Leute, von denen man erwarten sollte,

daß sie über das Morden in der Geschichte einen moralischen Zeter erheben würden. Sie selbst geben dieß in ihrer Brochüre auf eine sonderbare Art zu verstehen. „In der That, rufen sie aus — wenn nun auch ein Professor gesagt hat, daß Wilhelm Tell einen Meuchelmord begangen, indem er den Geßler tödtete, was ist denn dabei so Schreckliches? Man schlage nur das Dictionaire von Gattel auf, und man wird darin finden: **assassinat, meurtre commis en trahison et de dessein formé.** Nun erzählen es alle schweizerischen Geschichtschreiber, daß Tell den Geßler mit vorbedachtem Anschlag (**de dessein formé**) getödtet habe, und zwar in einem Augenblick, wo sich dieser am wenigsten dessen gewärtigte; folglich kann man sagen und muß es sogar sagen, wenn man französisch sprechen will, daß Tell einen Meuchelmord (**assassinat**) begangen, ohne darum die Moralität seiner That zu verdammen, die gänzlich von den Umständen abhängt, die ihr vorangegangen und sie begleitet haben, von der Absicht und dem Grad der Bildung des Wilhelm Tell, und von der Lösung der Frage: ist es erlaubt einen Tyrannen zu tödten? Dies ist ein Problem, das wir unsern jungen Angebern zur Auflösung überlassen wollen, um die Lust zu genießen, uns an ihrer Ver-

wirrung und Verlegenheit zu weiden; denn wenn sie die Frage bejahend beantworten sollten, so entzweien sie sich nothwendig mit ihren eignen Freunden, den Gegnern der Jesuiten, die im Jahre 1762 sie mit so großer Erbitterung vor dem französischen Parlament anklagten, daß sie den Tyrannenmord gelehrt hätten, sowie auch mit Denen, die im Jahre 1818 dieselbe Beschuldigung in Freiburg wiederhallen ließen. Wenn sie aber im Gegentheil ihren Freundschaftsbund mit jener Partei aufrecht erhalten und sich für die Verneinung entscheiden wollen, so sind wir da, um es ihnen in's Ohr zu schreien, und ihre eigene Brochure wird noch stärker als wir schreien: Unbesonnene, Ihr seid es ja, die den Wilhelm Tell verdammen, den Retter und Befreier des Vaterlandes! In die Mitte gestellt zwischen die Liebe zu Euren Freunden und die Ehrerbietung, welche ihr dem Andenken des Tell schuldig seid, schwanket ihr, haltet ihr euer Urtheil hin, wagt ihr nicht zu reden? Mit welcher Stirn nehmt ihr euch also heraus, jenen Jesuiten anzuklagen, daß er sich für die Verneinung ausgesprochen?" — —

Wir hemmen den pathetischen Strom dieser Sophismen, durch welchen sich die freiburger Jesuiten in dieser patriotischen Angelegenheit rein zu waschen

bestrebten, durch die Bemerkung, daß der Jesuitismus, dem es sonst zur Erreichung seiner Absichten auf einen Königsmord mehr oder weniger keineswegs ankam, in neuerer Zeit auf blos legitimistische Richtungen zurück- und zusammengedrängt ist und deßhalb dem alten System seiner Heuchelei ein einfacheres moralisches Ansehen zu geben versteht. Die feste und große Einheit des Zwecks, in welchem der Jesuitismus wurzelt, ließ in frühern Zeiten eine größere Vielbeweglichkeit nach allen Seiten der Geschichte an ihm entstehen. Der Jesuitismus war bald volksthümlich, wo Volksthümlichkeit das neue Fußgestell war, auf dem der Katholicismus emporsteigen konnte, und dann predigte er mit lautem Geschrei und unter dem Gebet seiner Priester die Freiheit des Volkes; bald verband er sich wieder mit den Feinden aller Freiheit, die absoluten Throne umstehend, die dem Katholicismus das festeste Bollwerk zu werden versprachen, und dann goß er den Segen der Kirche aus über die Marterwerkzeuge, mit denen man das Volk quälte. So setzte sich der Jesuitismus wüthend und heulend in alle Stürme hinein, welche den Boden der Geschichte erschütterten, von welcher Weltgegend her sie auch kamen, um aus der wilden Windsbraut der Geschichte eine fromme und gehorsame Braut der Kirche zu machen.

Zwar fehlt ihm auch in neuester Zeit die Klugheit nicht, selbst die revolutionairen Elemente zu nutzen und in sie hineinzublasen, wie es in Belgien und an andern Orten geschehen, aber dem Grundprincip nach ist doch die politische Richtung des Jesuitismus im neunzehnten Jahrhundert wesentlich eine einfachere geworden, indem sie sich ganz auf den Legitimismus geworfen hat. Mit den heutigen volksthümlichen Richtungen ein gefährliches und gewagtes Spiel zu treiben, dazu dürfte sich der Katholicismus und sein ausgesandter Agent, der Jesuitismus, immer nur im äußersten Nothfall entschließen. Mit der Sache des Volkes, als eines nach seiner Berechtigung strebenden neuen Elements der Geschichte, ist es mehr als je Ernst geworden, und es hat nicht den Anschein, als ob die Entwickelung dieses Elements den Katholicismus begünstigen oder neu erheben wollte. Selbst durch das glänzende Talent des La Mennais konnte der halb sentimental, halb frivol zusammengekünstelte Bund des Katholicismus mit den demokratischen Interessen nicht glücken, noch weniger aber beim Papst als etwas Katholisches gelten und gebilligt werden. Dagegen empfängt der Katholicismus überall die unzweifelhaftesten Sympathieen der legitimistischen und absolutistischen Richtungen unserer Zeit, und bei der Vermittelung und that-

sächlichen Ausbildung dieser Freundschaft verwaltet denn der Jesuitismus sein altes Amt. So kann es geschehen, daß selbst der Protestantismus von jesuitischen Richtungen angefressen wird, sobald sich in ihn legitime Staatszwecke hineinsetzen, und von diesem jesuitischen Protestantismus bietet gerade unsere Zeit die schreckenerregendsten Beispiele. Es ist dies jedoch nur eine vorübergehende und leicht heilbare Krankheit der protestantischen Richtungen, denn der protestantische Staat ist durch seine innerste Natur und durch das, was seine eigentliche Gesundheit ausmacht, dazu berufen, das volksthümliche Element in der Geschichte zu seiner Vollendung zu bringen, weil es aus derselben Quelle herstammt, wie er selbst, nämlich aus der Reformation, die zuerst das Volk auf den Schauplatz der Geschichte berief. Bei dem Katholicismus aber zeigt es die Epoche des Verfalls an, wenn er, sich loslösend von der Volksentwickelung, vorzugsweise nur durch aristokratische und absolutistische Fäden sein Dasein zu verfestigen sucht. Bei diesem einseitigen Verhältniß zum absoluten Staat, in welches der Katholicismus jetzt durch seine eigene Hülflosigkeit gebannt ist, erscheint es nun als eine natürliche Folge, daß die katholischen Erziehungshäuser, die in der letzten Zeit namentlich durch die Jesuiten gegründet

worden, alle auf eine legitimistische Wirksamkeit ausgehen, in Gegenwirkung gegen die liberalen und volksthümlichen Principien, die, eben weil sie als Keim in jedem frischen und unverdorbenen Jugendherzen stecken, schon durch die Erziehung ausgerottet werden sollen. Das heißt, schon den frühen Halm der jungen Pflanze verbiegen, um sie nicht frei und gerade hinauswachsen zu lassen in Luft und Sonne, wonach sie doch durch den Trieb der Natur verlangt. So glaubt man denn auch hier in dem Institut St. Michel gewissermaßen die Zukunft der Geschichte legitimistisch zu fixiren, indem man schon die vergifteten Keime derselben in die empfänglichen Herzen der Jugend senkt, aus denen man die nach Wunsch gestaltete Zukunft herauswachsen zu sehen hofft. Vornehme und einflußreiche Familien senden von allen Orten und Enden ihre Söhne, auf denen die Hoffnung der katholisch hierarchischen Propaganda ruht, hierher nach Freiburg zu den Jesuiten, welche nicht mehr den Königsmord predigen, sondern vielmehr den Legitimismus, zum Heil der katholischen Kirche. Daß die freiburger Jesuiten mit dem schweizerischen Liberalismus, welcher der verschrieenste unter allen ist, bald in heftigen Widerstreit gerathen würden, war vorauszusehen, und es lag wohl auch kaum in ih-

rem System, diesen Conflict zu vermeiden. Ihre Rechtfertigungen gegen die Angriffe des Zofinger Vereins sind lahm und zweideutig. Wenn auch schweizerische Geschichtschreiber selbst in ihren Büchern die That des Wilhelm Tell gemißbilligt haben, so ist es etwas Anderes, schon beim Schulunterricht der Jugend dieser Gestalt, die im Volksglauben des Schweizerlandes zu einer heiligen und unantastbaren geworden, eine gehässige Beleuchtung zu geben. Wilhelm Tell ist beim Schweizervolke noch immer ein Symbol der ächten Vaterlandsliebe, ein hochklingender Name, der mit Freiheit und Patriotismus gleichbedeutend ist. Den Patriotismus zu erziehen, dazu haben die Jesuiten freilich ihr Institut nicht gebaut, und so mag ihnen auch an der ganzen Existenz des Wilhelm Tell wenig gelegen sein, mit deren Abläugnung es sich auf die nämliche Weise verhält. Es sind allerdings nicht allein die Jesuiten in Freiburg oder ein deutscher Gelehrter in Berlin, welche den Tell und seine wunderbare Geschichte zu einer bloßen mythischen Dichtung haben verflüchtigen wollen. Die Jesuiten liefern vielmehr in ihrer oben angeführten Streitschrift ein Verzeichniß der alten schweizerischen Geschichtschreiber und Chronisten, die schon das Mährchenhafte an dem Dasein des Tell bemerkt haben, und worunter sich auch ein

Freiburger, der berühmte Franciscus Guilliman-nus, befindet, der die ganze Begebenheit geradezu für eine Fabel erklärt, weil kein einziger gleichzeitiger Chronist des Wilhelm Tell erwähne, und auch die Bevölkerung von Uri selbst weder sein Haus aufzuzeigen wisse, noch von seiner Familie und seinen Abkommen irgend eine Kunde habe, während doch die meisten andern Familien aus jener Zeit noch existirten. Wie dem aber auch sein mag, so hat sich das schweizerische Volk, allen Gelehrten zum Trotz, seinen Wilhelm Tell darum nicht nehmen lassen, sondern glaubt noch heut an seinen alten Heros mit einem festen und unverbrüchlichen Glauben. Er lebt als etwas Bedeutungsvolles im Bewußtsein seines Volkes fort, und wenn er auch aus allen Geschichtsbüchern gestrichen würde. Noch heut ist er die freiheitsathmende, sonnige, kraftvolle Alpengestalt, die den ächten, schweizerischen Character repräsentirt. Mit Pfeil und Bogen, die Armbrust gespannt, schreitet er noch heut über die Schweizerberge, und winkt der ganzen Eidgenossenschaft von den leuchtenden Firnen herüber, das Ungerechte nicht zu dulden.

Nachdem dieser characteristische Streit der Jesuiten mit den Zoffingern verhallt war, genoß das Institut St. Michel wieder eines unangefochteneren

Friedens, und setzte mit so großer Geheimthuerei, als es sich nur machen lassen wollte, innerhalb wie außerhalb seiner Mauern seine pädagogischen Bestrebungen fort. Dies Erziehungshaus erhöht von Jahr zu Jahr seinen blühenden Zustand und dehnt sich nur immer weiter aus. Seit der Zeit seines Bestehens, also seit ungefähr 13 Jahren, hat es, im Pensionat und Collège zusammengenommen, niemals unter 700 Zöglinge in jedem Jahre gezählt und überschreitet in dem gegenwärtigen noch diese Anzahl. Fast die Hälfte dieser Zöglinge befindet sich jedoch nicht im Pensionnat, sondern in Wohnungen in der Stadt, deren Wahl ihrem Belieben überlassen ist. Ein Filialinstitut, welches die Jesuiten neuerdings in Schwyz angelegt haben, ist auch bereits von 220 Zöglingen besucht und hat in diesem kleinen Canton, der in dem Parteienkampf der Klauenmänner und Hornmänner doch überwiegend auf die Seite der Stabilität und des Aristokratismus geworfen worden, einen neuen sehr geeigneten Grund und Boden gefunden, indem die Hornmänner oder Legitimen, die bis jetzt dort die Oberhand zu gewinnen scheinen, das Eindringen der Römlinge und einer die Parteileidenschaften schürenden Geistlichkeit zur Erreichung ihrer Zwecke sehr begünstigen. Ein anderes Ablegerinstitut der Jesuiten haben die Da-

mes du sacré coeur in der Nähe von Estavayer für Mädchen gegründet. Hier werden junge Mädchen besonders aus den höheren Ständen erzogen, und so fehlt es auch bereits nicht mehr an Gelegenheit, um das Gift der jesuitischen Erziehung durch alle Adern der Gesellschaft und der Familie zu treiben, indem es verflößt wird in das überall einflußreiche Leben der Weiblichkeit. Man bedauert auch im Lande an diesen Schülerinnen der Damen vom geopferten Herzen vornehmlich die politischen Vorurtheile, mit denen sie aus diesem Institut hervorgehen, außerdem den ceremoniell religiösen und bigotten Geist, den sie von dort in das bürgerliche Leben mit hinübernehmen und der an ihnen auf eine auffallende Weise bemerklich sein soll, obwohl man sie sonst als sehr unterrichtet und gebildet hervorhebt. Uebrigens haben sich jene Erzieherinnen aristokratischer Mädchen nicht bloß als Damen des jesuitisch geopferten Herzens, sondern auch wirklich von einem barmherzigen Herzen bewiesen, indem sie im Canton nebenbei auch eine Armenschule für kleine Mädchen, also etwas für die Demokratie begründeten, was denn ihren Herzen am meisten zur Ehre gereichen mag. —

Betrachten wir aber jetzt insbesondere das Unterrichtswesen der freiburger Jesuiten, so bemerken wir

zuerst zwischen den Bestimmungen, mit denen sich dasselbe öffentlich ankündigt, und zwischen dem, was in der That in dieser Anstalt getrieben wird, einen wesentlichen Unterschied. Was z. B. den Unterricht in den neueren Sprachen anlangt, so ist angekündigt, daß in jeder der Klassen des Instituts das Französische und das Deutsche für die Zöglinge aus diesen beiden Nationen gelehrt werde, und daß man sich besonders bemühe, sie mit den Meisterwerken ihrer Sprache bekannt zu machen, um sie frühzeitig zur eigenen Composition darin anzuleiten. Es ist aber in Freiburg bekannt und ward mir von einem in diesen Dingen genau unterrichteten Mann bestätigt, daß den Zöglingen der Jesuiten ausdrücklich verboten ist, Schiller und Goethe und wie man sich denken kann, noch manche andere deutsche Autoren zu lesen. Die Schüler sind in ihrer Lectüre streng auf das angewiesen, was ihnen aus der Bibliothek der Jesuiten verabreicht wird, und in dieser geheimnißvollen Geistesapotheke soll sich denn manches ganz absonderliche Präparat befinden, was mit einer narkotischen Wirkung auf die jungen Gemüther berechnet ist. Der Erziehungsrath von Freiburg hat schon mehrmals darauf angetragen, daß die Jesuiten ein Verzeichniß aller der Bücher, die sich in der Bibliothek des Instituts St. Michel befinden, einrei-

chen sollten, aber bis jetzt ist es noch immer hartnäckig verweigert worden. Dagegen wissen die Jesuiten ihrerseits Mittel zu finden, die Erzeugnisse der neuesten Literatur, die sich von außen her darbieten könnten, von ihren Zöglingen abzuhalten. Wie sie in gewisser Hinsicht die ganze Stadt zu überwachen verstehen, so überwachen sie auch die Buchläden von Freiburg, und haben sogleich Kunde, wenn irgend eine verbotene Waare aus Frankreich oder Deutschland dort angelangt ist, und bei den Jesuiten gilt die ganze neuere Literatur für solche Waare. Vermögen sie nicht das Gouvernement zu einem Bücherverbot zu veranlassen, so wenden sie ein eigenthümliches Verfahren an, um das ihnen anstößige Buch aus der Stadt hinauszubringen, wovon sich erst vor einigen Tagen eine Probe ereignete. Die Jesuiten fanden bei einem hiesigen Buchhändler Lamartine's Chute d'un Ange vor. Der fromme Lamartine, trotzdem er der fromme Lamartine ist, findet keine Gnade vor den Augen der Jesuiten, sie machen ein fürchterliches Gesicht, der erschrockene Buchhändler steht zitternd und mit einer verzweiflungsvollen Reverenz vor den beiden Herren da, die ihn mit ihrem Besuch beehren, und vernimmt endlich das Donnerwort: wenn du nicht alle vorräthigen Exemplare dieses schlechten und verderblichen

Buches auf der Stelle wegsendest, so wird es den Zöglingen unseres Instituts streng verboten sein, ferner den Bedarf der Schulbücher bei dir zu kaufen! Auf diese Weise erweitern die Jesuiten mit der größten Bequemlichkeit den **Index librorum prohibitorum** bis ins Unendliche, und es ist dies wirksamer als jedes andere Bücherverbot, weil die hiesigen Buchhändler mit ihrem Geschäft hauptsächlich auf den Schulbücherbedarf im Jesuiteninstitut angewiesen sind. Wer aber die Fähigkeit besitzen soll, diese Schulbücher zu liefern, dessen muß man sich auch zu jeder jesuitischen Anforderung versichert halten dürfen. Uebrigens wird dennoch in Freiburg namentlich viel französische Literatur eingesmuggelt, wozu sich, schon aus Oppositionslust gegen die Jesuiten, woran es hier auf einer Seite auch nicht mangelt, willige Vermittler genug finden lassen. An den öffentlichen Orten, in den Caféhäusern und dergl. sieht man freilich von französischen Zeitungen fast nur die **Gazette de France** ausliegen, aber ein Freiburger versichert mir, daß hier in den Familienkreisen außerordentlich viel französische Romane, und eben nicht von der solidesten Sorte, gelesen werden. Eine Lieblingslectüre der schönen Freiburgerinnen, besonders in den höheren Ständen, soll namentlich Paul de Kock bilden, und ein frivo-

leres Gegengift, aber auch ein mehr komischer Contrast hätte wohl kaum gegen das Gift des Jesuitismus in einem so dicht aneinandergedrängten Culturleben einer kleinen Bevölkerung ermittelt werden können. Herzlicher habe ich wohl lange nicht gelacht. Ich selbst suchte in einem hiesigen Buchladen mancherlei verbotene Literatur einzukaufen, besonders Alles, was sich auf das Treiben der Jesuiten in der Schweiz bezog. Ich sah bald, daß der Buchhändler mehr vorräthig hatte, als sich gerade in seinem Laden befand, ich kam mit ihm auf manche interessante Dinge zu sprechen, die ich wohl zu besitzen wünschte, als wir in demselben Augenblick gewahrten, daß ein Schwarzrock schon seit einiger Zeit hinter uns stand, scheinbar aber nicht auf uns hörend, sondern unter den aufgestellten Büchern im Laden umhersuchend. Sobald der Buchhändler den Jesuiten ansichtig geworden, hielt er bestürzt inne, wußte von allen den Brochuren nichts, nach denen ich gefragt hatte, und verkaufte mir nur einige unbedeutende Sachen, die weder seiner noch meiner Seele gefährlich werden konnten, worauf der Jesuit sich mit einem recht wohlwollenden Gruß wieder verabschiedete.

Mehrere Lehrbücher, welche die Jesuiten in ihren Unterrichtsstunden als Leitfaden zum Grunde

legen, sind bloß in lithographirten Exemplaren vorhanden, die nur den Zöglingen des Instituts in die Hände gegeben, aber zu keiner öffentlichen Mittheilung überlassen werden. Es gelang mir, einige dieser Lehrbücher in meinen Besitz zu bringen, darunter das Compendium, nach welchem die Schweizergeschichte in dem Institut St. Michel vorgetragen wird. Ich erfuhr nachher, daß der Pater Bellefroid, ein französischer Jesuit, für den Verfasser dieses in mancher Beziehung interessanten Geschichtsabrisses gilt. Es ist ein ziemlich dünnes Heft in Quart, welches so schlecht lithographirt ist, daß manche Stellen völlig unleserlich erscheinen, ein Beweis von dem stümperhaften Zustande, in dem sich feinere Industrie und Kunstfertigkeit in diesem Theile der Schweiz noch befinden. Die innere Beschaffenheit dieser Geschichte ist aber nicht weniger mangelhaft und verstümmelt. Der Abriß scheint erst nach jenen Streitigkeiten mit den Zoffingern abgefaßt worden zu sein, und nimmt deshalb beim Wilhelm Tell, weil man gerade diesen als Fahnenbild des Patriotismus gegen die Jesuiten geschwungen hatte, einige Rücksicht auf die volksthümliche Pietät für diese Gestalt. Diese Begebenheit wird sogar mit einer gewissen Exaltation und dramatisch sich geberdenden Begeisterung vorgetragen, im

Grunde aber doch, sobald man näher zusieht, sehr zweideutig dargestellt. Den größten Raum erhält aber die Erzählung von allen heiligen und frommen Stiftungen, die jemals in der Schweiz gemacht worden, und deren Bedeutsamkeit den Schülern auf eine ganz besondere Weise vorgetragen wird. Mit sichtlicher Vorliebe aber behandelt der Jesuit die Geschichte der Gründung der einzelnen Klöster, wobei denn dies als das Merkwürdige herausgehoben wird, daß alle seit grauen Jahrhunderten in der Schweiz entstandenen Klöster sich noch bis auf den heutigen Tag in den katholischen Kantonen erhalten haben, ohne daß ein einziges davon eingegangen. Den Klöstern und Abteien im Lande wird dann auch alle Cultur und aller Fortschritt in Künsten und Wissenschaften zugeschrieben und als Zeugniß dessen sogar ein Protestant angerufen, nämlich Johannes von Müller. Wenn sich dies nur auch heutzutage, wo man von der Cultur zweifelsohne noch andere und höhere Begriffe hat als im elften und zwölften Jahrhundert, den Klöstern nachsagen ließe! Dann sollte der gute Vater Jesuit ganz unangefochten bleiben bei aller der Wichtigthuerei, mit der er die Klöster in die Landesgeschichte oder vielmehr die Landesgeschichte in die Klöster hineinzuziehen bemüht ist. Damals aber war es wohl mehr die Cultur des Bo=

dens, als die der Geister und Gemüther, auf welche die Klöster zuerst einen wohlthätigen und anregenden Einfluß bei dem Schweizervolke ausübten. Freilich wird auch die berühmte Schule und Erziehungsanstalt der Mönche zu St. Gallen, die besonders im dreizehnten Jahrhundert blühte, gebührend verherrlicht, aber die Jesuiten scheinen mit Unrecht in diesem Institut, das in jener alten einfacheren Zeit heilsam und unzweideutig gewirkt haben mag, die Vorbedeutung ihrer eigenen pädagogischen Niederlassung und Wirksamkeit in der Schweiz zu feiern. Der schillernde und perfide Character dieses Geschichtsabrisses tritt aber deutlicher hervor, je mehr er sich der Epoche der Reformation zuwendet. Schon bei der Erzählung von der Kirchenversammlung zu Constanz stößt man auf eine seltsame Rechtfertigung derselben, die man nicht anders als eine niederträchtige Verdrehung der Geschichte nennen kann. An der Verbrennung Hussens wird die geistliche Gewalt für völlig unschuldig und unbetheiligt erklärt. Nachdem Huß den Widerruf seiner ketzerischen Meinungen verweigert, habe die Kirche sich seiner entledigen und ihn als Geistlichen von sich ausstoßen müssen, so daß er wieder Laie geworden und als solcher der weltlichen Macht sich überantwortet gesehen habe. Deshalb habe nicht die Geist-

lichkeit, sondern der Magistrat zu Constanz nach den bürgerlichen Gesetzen den Huß zum Tode verurtheilt und ihn verbrannt. Solche schielende Sophistereien, in den harmlosen Ton eines Kindermährchens gekleidet, webt der Vater Jesuit in seinen Vorträgen zusammen, während ihm doch durch seinen Orden nicht die geringste Verbindlichkeit auferlegt sein kann, über die Scheiterhaufen zu erröthen, welche mit den geweihten Kerzen der Kirche in der Geschichte angezündet wurden. Heftiger und verrätherischer aber erhebt sich seine Sprache, wo er die Einführung der Reformation in der Schweiz als eines „malaise universel" darstellt, und diese Partie ist mit der größten Ausführlichkeit und Einzelgenauigkeit behandelt. Nachdem er auf die gotteßjämmerlichste Weise über diese Verbreitung der Reformation im Schweizerlande geklagt, geht er zu einer Beleuchtung der Persönlichkeiten von Luther, Zwingli und Calvin über, von denen Zwingli besonders ausführlich als ein nichtsnütziges Individuum entwickelt wird. Von Luther und Carlstadt werden im Vorbeigehen scandalöse Anekdoten erzählt, um der lieben Jugend ein recht ergötzliches Bild von einem solchen Ungethüm, das man Reformator nennt, zu zeichnen. Die allmähligen Erfolge der schweizer Reformatoren in Zürich,

Basel u. s. w. werden aber als eine moralische Verderbniß der Schweizerbevölkerung hingestellt, und daß die Jesuiten die Frechheit haben dürfen, dies mitten in der Schweiz vor einer schweizerischen Jugend vorzutragen, ist ein Scandal, mit dem ich kaum etwas Aehnliches zu vergleichen wüßte. Besonders unterhaltend wird aber die Einführung der Reformation im Canton Bern erzählt, welche zuerst mit aufrühreriſchen und heirathslustigen Bewegungen der Damen der heiligen Clara, in der Abtei zu Königsfelden, ihren Anfang nahm, die einige Bücher von Luther und die Schrift Zwingli's über die christliche Freiheit gelesen, und nun von dem Staatsrath zu Bern die Erlaubniß begehrten, ihr Kloster verlassen zu dürfen. Man verweigerte ihnen dies zu Bern, suchte sie aber zu trösten, indem man ihnen mehrere Erleichterungen und Milderungen ihrer strengen Regel zugestand. Dies, meint der Jesuit, sei die erste Anmaßung geistlicher Gerichtsbarkeit gewesen, welche sich der Magistrat in Bern habe zu Schulden kommen lassen, indem jene Erleichterungen der Ordensregel nur vom Papst hätten ausgehen dürfen. Die kirchliche Gewalt setzte sich vergebens dagegen, und alle Schritte, welche sie beim Senat that, um jene Mädchen bei der alten Regel zu erhalten, waren

umsonst. Die jungen Damen der heiligen Clara aber wurden immer muthiger, sie gaben die Erklärung ab, daß sie als freie Unterthaninnen der Republik geboren wären und weder vom Papst, noch von irgend einem Provinzial abhingen. So mußten sie endlich dem Rath von Bern einen Beschluß abzugewinnen, wonach ihnen erlaubt wurde, aus dem Kloster herauszugehen und es mit der Welt zu vertauschen. Dies geschah ungeachtet alles Widerstandes, welchen der Bischof von Constanz und die andern hohen Geistlichen in der Schweiz der Ausführung entgegensetzten. Zwei Nonnen verheiratheten sich auf der Stelle, so bald sie das Kloster hinter sich gelassen hatten. Die eine war Catharina von Bonstetten, welche den Wilhelm von Diesbach heirathete, und die andere, Agnes von Mullinen, ehelichte den Heinrich Sinner, einen der Deputirten, welche Bern das erste Mal abgesandt hatte, um das aufrührerische Nonnenkloster zur Ordnung zu verweisen. Diese beiden Paare wurden feierlich in der großen Cathedrale zu Bern an einem und demselben Tage getraut, au scandale de toute la ville, wie unser Jesuit in seinem Abriß hinzusetzt. Dies sind die Anfänge der Reformation in Bern, und man kann sich denken, wie sie zur Lächerlichmachung der ganzen Reformation vorgetragen werden.

In einer spätern Zeit erzählt der Verfasser von der Pest, welche im Jahre 1610 in mehreren Cantonen der Schweiz wüthete. Diese fürchterliche Krankheit trug ihre Schrecken zuerst durch Basel, wo in kurzer Zeit 4000 Menschen daran umkamen, was gar nicht zu verwundern ist, denn in Basel hatte ja auch die Reformation große Fortschritte gemacht, und man müßte sich sehr irren, wenn nicht der Himmel dies Strafgericht sollte herabgesandt haben. Die Pest aber machte sich im folgenden Jahre von Neuem auf und nahm unter entsetzlichen Verheerungen ihren Weg über Solothurn mitten in das Herz des Landes hinein, um das ebenfalls reformirte Bern zu erreichen und zu züchtigen. Daß zu gleicher Zeit auch Zürich schlecht weg kam, kann man sich denken, und unser Geschichtsabriß giebt die Zahl der Todten an, die auch dort zum Opfer fielen. Aber als die Pest an den Grenzmarken des katholischen Cantons Freiburg ankam, mußte sie sich höchst bescheidentlich zurückziehen, und es fand sich, daß ihr durch höhere Bestimmung keine Macht über dies Land gegeben war. Denn dies Land war gut katholisch, und es ging die allgemeine Sage im Canton Freiburg, die, wie Hr. Bellefroid hinzufügt, durch alle Geschichtschreiber des heiligen Canisius bestätigt wird, daß nämlich dieser heilige Mann vor

seinem Tode seinen Freunden ausdrücklich versprochen habe, sich seines Credits beim lieben Gott zu bedienen, um ihre Stadt von der Geißel der Pest zu befreien (d'user de son crédit auprès de Dieu pour délivrer leur ville du fléau de la peste). Man sieht also, wie wohl Freiburg daran gethan und auch noch ferner daran thun wird, sich in guten katholischen Verbindungen zu erhalten, die sogar gegen die Pest schützen.

Auf diese Weise wird in dem Institut St. Michel die Geschichte gelehrt und benutzt. Unter den Lehrern selbst, welche sie in der Anstalt vortragen, ist besonders der Pater Loriquet als ein eigenthümlicher und drolliger Mann zu erwähnen. Er ist Verfasser einer histoire de la sainte Ampoule, so wie einer historischen (!) Schrift du don de guérir les écrouelles accordé au roi très-chrétien. In seinen Vorträgen spricht er mit Begeisterung von der Inquisition. Sein geschichtliches Ideal ist der große Ludwig, für den er bei jeder Gelegenheit sich in Lobeserhebungen und Bewunderung zu erschöpfen sucht. Dagegen ist er sehr gegen Napoleon eingenommen, und beweist den Schülern, daß Napoleon schlechterdings kein Genie gewesen.

Was das Pensionnat anbetrifft, so bietet dasselbe keine große Verschiedenheit von den in andern Er-

ziehungshäusern befolgten Einrichtungen dar. Die Eintheilung der Tageszeiten erweist sich als sehr zweckmäßig, und die Unterrichtsstunden wechseln für die Zöglinge mit Erholungen ab, die vornehmlich in gymnastischen Uebungen, im Sommer auch im Baden und kleinen Ausflügen nach einem dem Institut zugehörenden Landhause bestehn. In solchen Dingen wissen sich die Jesuiten einen heiter weltlichen Anstrich zu geben und nichts zu versäumen, was ihrer pädagogischen Wirthschaft Eleganz und eine fashionable Form verleihen kann. Auch unternehmen sie in den Ferien mit ihren Zöglingen Reisen, die oft ein ziemlich weites Ziel haben und natürlich auf Kosten der Eltern gemacht werden. Der Preis der jährlichen Pension beträgt 600 Frcs. mit Zuschuß von 120 Frcs. für Wäsche, Papier, Federn, Unterhaltung der Bibliothek, Arzt u. dergl. Das Erforderniß an Kleidungsstücken und sonstiger Mitgift, welche die Pensionnaire bei ihrem Eintritt ins Haus mitbringen müssen, ist nach einem vornehmen und reichlichen Maßstabe vorgeschrieben, wie denn in allen Dingen nie vergessen wird, die vorherrschende aristokratische Bedeutung des Instituts St. Michel aufrecht zu erhalten. Eine Uniform tragen die Zöglinge nur an Sonn- und Festtagen, aber an diesen ist sie vorgeschrieben und besteht aus

einem königsblauen Frack mit Collet von schwarzem Sammet und gelben Metallknöpfen, weißer Cravatte, schwarzer Weste und schwarzen Beinkleidern. Die Zöglinge werden auf das strengste überwacht, dürfen niemals allein in die Stadt gehen, und nur einmal in der Woche Besuche empfangen. Die Religionsübungen gehören mit zur Regel des Tages, und werden theils in das häusliche Leben der Anstalt verflochten, theils in der naheliegenden Jesuitenkirche abgehalten, in welcher die Jesuiten selbst hinter grillirten Logen erscheinen. Daß diese gemeinschaftlichen Andachtsübungen sehr häufig sind und viele Zeit hinwegnehmen, kann man sich denken. Die Religion des Instituts ist so ausschließlich katholisch, daß kein Zögling eines andern Glaubensbekenntnisses darin aufgenommen wird, was freilich schon nach den allgemeinen Zwecken, wie wir sie an dieser Pädagogik erkannt haben, sich von selbst versteht. Im Institut befindet sich gegenwärtig ein junger Russe, an dessen griechisch-katholischem Glauben man lange so großen Anstoß nahm, daß man sich durchaus nicht zu seiner Aufnahme entschließen konnte, bis er endlich zwar zugelassen wurde, jedoch unter der Bedingung, mit den übrigen Zöglingen den römisch-katholischen Ritus bei allen Gelegenheiten mitzumachen. Dies naive Aus-

kunftsmittel war in diesem Fall freilich das Gerathenste. Durch die Zulassung eines Protestantenkindes aber würde man dem Teufel selbst die Thüren des Instituts zu öffnen glauben. Daraus geht am schlagendsten hervor, wie es sich hier nicht sowohl um die Erziehung von Menschen und Bürgern, als vielmehr um die Erziehung von Katholiken handelt. —

15.

Noch einmal Jesuiten.

Freiburg besitzt eigentlich drei Stadtmerkwürdigkeiten, zu deren Beachtung man als Fremder vornehmlich aufgefordert wird. Dies sind erstens die kleinen Fleischpasteten, zweitens das Orgelspiel von Aloys Mooser, und drittens die Jesuiten. In der Kenntniß der Fleischpasteten, die als ein eigenthümliches Product von Freiburg berühmt sind, habe ich es nur bis zu einer oberflächlichen Anschauung gebracht, da ein vollkommen eingeübter Kenner dazu gehört, um sich nicht durch den üblen Geruch derselben vom Genuß abschrecken zu lassen, obwohl dieser Geruch, wie man mich versichert, den eigentlich piquanten Reiz ausmachen soll, wenn man sie erst essen gelernt hat. Ich sah mich aber genöthigt, diesen unaufgelösten Widerspruch,

wie ein hegel'scher Philosoph diese Pasteten definirt haben würde, schlechthin als solchen bestehen zu lassen, denn ich hatte die Schwäche, die man in moralischen Dingen noch viel häufiger in der Welt antrifft, nämlich über den schlechten Geruch nicht hinwegkommen zu können, in dem sie nun einmal stehen. Auch der wunderbaren Orgel, die Aloys Mooser, ein Freiburger, in der gothischen Nicolauskirche gebaut hat, konnte ich vielleicht nicht den rechten Geschmack abgewinnen, den ich, wenn ich ein Katholik oder in Gefühlsstimmungen dieser Art eingelernt wäre, wohl daran hätte finden sollen. Denn diese Orgel ist in der sonderbaren Zusammensetzung ihrer Töne darauf berechnet, Gefühle zu erwecken, die auf einer ächt katholischen Weltanschauung, und namentlich auf der Lehre vom Fegefeuer beruhen. Wie man aber nach dem katholischen Glauben die Qual der Höllenstrafen mildern kann durch Seelenmessen, durch gute Werke und durch allerlei Buße und Zerknirschung, welche sich die Hinterbliebenen für die Verstorbenen auferlegen, so spielen auch in dieser Orgel zwei solche Elemente gegeneinander, die auf der einen Seite das Menschliche und im Schmerz Aufgelöste und auf der andern alles Erhabene und Schreckliche der überirdischen und weltgerichtsvollstreckenden Mächte auszu-

drücken suchen. Die Structur der Orgel ist nämlich vorzugsweise auf Hervorbringung von zwei verschiedenen Tonmalereien angelegt, wovon die eine den *Donner*, die andere den Klang der *Menschenstimme* mit der meisterhaftesten Kunstfertigkeit nachahmt. Aus diesem Doppelcharakter des Instruments, der zunächst aus seinem mechanischen Bau hervorgeht, webt sich dies seltsame Orgelspiel zusammen, das am liebsten in Weltgerichtsphantasieen sich ergeht. Es hallen seine Donner mit einer Naturgewalt, als wollten Himmel und Erde in diesem Schreckenslaut zusammenstürzen, und dann weinen tausend reuige Menschenstimmen dazwischen, den ganzen Erdenschmerz als das Lebensgewinsel dieser Welt hineinmischend. Nach diesen Richtungen hin ist das Instrument der eigenthümlichsten Variationen fähig. Es grollt und tobt, seufzt und schreit, läutet mit Sturmglocken und vergießt heimliche bange Thränen, dann beschwört es geschäftig den Aufruhr aller Elemente herauf, die Winde beginnen zu blasen, es wird Nacht, und vom Himmel stürzt der Regen in plätschernden Güssen, oder hagelt es, man kann es nicht recht unterscheiden! Nun werden in der Ferne Stimmen laut, Kinder scheinen zu wimmern, dann wird Alles plötzlich still und durch die grauenhafte Einsamkeit erklingt leise

das Gebet des verirrten Wandrers. Und von neuem erbrausen die Sphären, und Gott der Herr selber ist es, der seine Stimme erhebt, aber es ist die Stimme des krachenden Donnerwetters, in dem die ganze Schöpfung sich entzweizuspalten scheint. Die Bäume in den Wäldern bersten, man hört sie krachen, die Aecker werden überfluthet, das liebe Vieh ersäuft, alle möglichen Thiere heulen durch einander, und der Zorn Gottes schlägt pathetisch ein in eine arme Bauernhütte. Nun spielt die Klage der Menschenstimme ein ganzes Concert durch und erzittert in allen Tonarten. Sie schreit ihr grambeladenes Herz aus in die Lüfte und trägt den ganzen Erdenjammer vor Gottes Thron, von dem herab es donnert und immer donnert. Nun fährt wie ein Blitz die Posaune des jüngsten Gerichts als Dominante einher, und die Menschenstimme verantwortet sich in einer bußfertigen und herzerhebenden Fuge, die Andachtsklänge einer Messe mischen sich hinein, lichtsäuselnde Tonflocken zirpen wie Feldlerchen in verstohlener seliger Ahnung, dann donnert es wieder, das Weltgericht braust immer näher und näher über unsern Häuptern, und die Menschenstimme erstirbt endlich leise in Jubel und Klage.

Wo will der gute alte Aloys Mooser mit uns

II. unser erbangendes Herz vergehen unter

den Weltgerichtsstürmen dieser Orgel, oder soll es sich spöttisch auflehnen gegen die Pedanterie, die ohne Zweifel ebenso groß daran ist als die Erhabenheit? Sollen wir beichten und Buße thun hier in Freiburg, und mit allen unsern Sünden, unsern Erinnerungen und Hoffnungen uns niederwerfen vor den Tönen des jüngsten Gerichts? Ich für mein Theil kann nicht weinen und nicht schreien, auch habe ich schon jetzt die feste Zuversicht, daß mir Gott an jenem Tage des großen Gerichts, wenn ich ihn erleben sollte, alle meine Sünden vergeben wird, die ich als deutscher Schriftsteller begangen habe, denn den größten Theil derselben bin ich entschlossen auf gewisse Censoren zu wälzen, mich stützend auf die Meinung, daß die größere Sünde im Nichtsagen als im Sagen besteht! Noch weniger aber fand ich mich aufgelegt, über die Orgel des ehrlichen Aloys Mooser zu spotten, wie es in einem Anflug ihres genialen Uebermuths Madame Dudevant gethan, als sie in Gesellschaft ihres Reisegefährten Franz Lißt in der berüchtigt gewordenen Männertracht und mit den langherabwallenden Haaren die Pfarrkirche von Freiburg besuchte und sich auf der Orgel etwas vorspielen ließ. Der Mechanismus dieses Instruments erfordert nämlich für den Orgelspieler selbst den größten Aufwand von Lei

um aus den Pfeifen alle jene Töne hervorzurufen, die der Baumeister wie verzauberte Geister hineingelöthet hat und deren verschiedenartigen Charakter ich anzugeben versuchte. Fast kein Glied des Körpers möchte beim Spielen unbeschäftigt bleiben dürfen, Arme, Ellenbogen, Faustschläge, Fußstöße, Kniee und Alles muß angewandt werden, um dem künstlich verwickelten Organismus sein Donnern und sein Weinen, seine Tändeleien und Malereien alle abzugewinnen. Daher sagte Madame Dudevant: „**Monsieur, cela est magnifique; je vous supplie de me faire encore entendre ce coup de tonnerre; mais je crois qu'en vous *asseyant* brusquement sur le clavier vous produiriez un effet plus complet encore.**" Und in der That, wenn man die unsäglichen Anstrengungen des Organisten mitansieht, kann man sich kaum dieses Gedankens enthalten, warum nicht auch noch ein gewisser Körpertheil mit zur Hülfe genommen wird, um die Wirkung aller dieser Donner dadurch zu verstärken?

Auf mich übte das Orgelspiel in St. Nicolaus im Gegentheil eine einschläfernde und betäubende Wirkung aus, und wie sehr ich mir auch gestehen mußte, daß hier etwas Bewunderswürdiges und Außerordentliches geleistet sei, so hielt mich doch diese mönchische Zerknirschung, dieser ganze katholisch-

theatralische Gefühlsprunk, der hier schon in den Mechanismus der Orgel hineingebaut ist, davon ab, recht von Herzen mich in diese Töne zu versenken, und meine Gedanken spielten zerstreut mit den Sonnenstrahlen, die von draußen her aus der lieben heitern Gotteswelt durch die Kirchfenster hereinfielen, während die Orgel von Aloys Mooser den Regen in Strömen plätschern ließ. Dies berühmte Instrument erschien mir am Ende nur wie eine große Taschenspielerei der Musik, oder wie ein musikalisches Kunststückchen der Frömmigkeit, ja ich wollte sogar etwas Jesuitisches darin finden, so sehr scheinen alle meine Sinne und Gedanken hier in Freiburg vom Jesuitismus erfüllt zu sein.

Ich komme auch heut noch einmal auf die Jesuiten zurück und merke noch Einiges an, was über ihr Leben und Treiben in diesem sonderbaren Schweizercanton mir bekannt geworden. Ein großes Aergerniß der freiburger Jesuiten bildet gegenwärtig die hiesige Ecole moyenne, eine Art von Handelsschule, die hier in mancher Hinsicht als ein Gegengewicht gegen die Pädagogik des Instituts St. Michel betrachtet werden kann. Diese Handelsschule ist deshalb merkwürdig, weil es den Jesuiten trotz aller Bemühungen niemals gelungen ist irgend [illegible] uß auf dieselbe zu gewinnen. Es zeich-

net sich vielmehr diese Schule, in welcher die Zöglinge dem praktischen Leben zugebildet werden, durch die Selbständigkeit aus, welche sie in jeder Beziehung der geistlichen Macht gegenüber zu behaupten gewußt. Sie ist in Allem, was die Wahl und Bestätigung ihrer Professoren anbetrifft, lediglich von dem Großen Rath des Cantons Freiburg, also von der weltlichen Gewalt, abhängig. Der Große Rath beharrte auch stets eifersüchtig auf diesem seinem ausschließlichen Ernennungsrecht der Professoren, und weigerte sich, die Wahl der Lehrer dem Placet der Geistlichkeit, namentlich dem des Bischofs von Lausanne, der in Freiburg seinen Sitz hat, unterwerfen zu lassen. Um diese Sache haben die Jesuiten lange genug Krieg geführt, doch zeigt sich der Große Rath noch immer fest, sowie auch in einem andern Vorrecht, das ihm einräumt, den Professor des Rechts an dem Collegium zu ernennen, und welches er unter allen Regierungsformen des Cantons besessen hat, wogegen freilich die Jesuiten bewiesen haben, daß es ihnen nicht an Mitteln fehlt, einen solchen Professor des Rechts wieder zu entfernen, wenn seine Rechtsgrundsätze den ihrigen nicht gerade entsprechen. An der Handelsschule aber giebt es gegenwärtig unter den angestellten Lehrern ige treffliche Köpfe, die durch die lichtvolle und

vorurtheilsfreie Bildung, welche sie ihren Schülern zu geben suchen, im Sinne der Opposition, wenn auch nur mittelbar, gegen die Einflüsse der Jesuiten wirken. Unter diesen jungen Lehrern möchten vielleicht einige sein, die selbst aus dem Collegium der Jesuiten hervorgegangen und darin erzogen sind, vielleicht aber ebendadurch, der gesunden Reactionskraft einer tüchtigen Natur Folge leistend, auf die entgegengesetzte Seite getrieben wurden. Gern möchte ich unter diesen einen ausgezeichneten jungen Mann nennen, welcher mir in Freiburg seinen freundschaftlichen Umgang schenkte und der einst seinem Vaterlande wichtige Dienste leisten wird, wenn ich nicht vor der Hand noch befürchten müßte, ihm dadurch zu schaden. —

Ein wichtiger Mann der Opposition, welcher gegen die Jesuiten in Freiburg steht, soll aber hier genannt werden, da sein Gewerbe ihm ohnehin die größte Oeffentlichkeit giebt. Dies ist ein Barbier, der in der rue des épouses in Freiburg seinen Laden hält, und bei dem man sich den Bart scheeren lassen muß, um bei dieser Gelegenheit, wenn auch mit einiger Heimlichkeit, von dem großen Kampf zu hören, den er gegen den Jesuitismus in seinem Vaterlande durch seine Feder, die noch schärfer ist als sein Rasiermesser, unternommen hat. Die Par-

tei, welche die Jesuiten im Lande haben, möchte überhaupt vorzugsweise bei dem ganz jesuitischen Adel und bei der Mehrzahl der Frauen zu finden sein. Der gebildete Mittelstand ist getheilt und besteht aus Gläubigen, aber auch aus Spöttern und Widerstandslustigen. Bei dem Volke sollte man auf den ersten Anschein die dumpfste Hingebung an die Jesuiten vermuthen, aber wenn es auch keine äußere Förmlichkeit und Ehrerbietigkeit gegen dieselben vernachlässigt, so verbirgt es doch darunter auch manche abgeneigte Gesinnung. Dies zeigt das Beispiel des Barbiers Chassot, der sich den Jesuiten durch seine eifrige Betriebsamkeit, ihnen zu schaden, beinahe furchtbar gemacht haben soll. An ihm selbst konnte ich nichts Außerordentliches entdecken, so oft ich ihn auch besucht habe, er ist ein ganz gewöhnlicher Barbier und nimmt den Bart ab wie alle andere Barbiere. Aber ich bekam eine höhere Meinung von ihm, nachdem man mir sein Buch verschafft hatte: Les Jésuites condamnés par leurs maximes et par leurs actions; publié sur des matériaux authentiques, par un Catholique Fribourgeois. Dies Buch ist in diesem Jahre, 1838, in Bern gedruckt, und hat in den hiesigen Gegenden das größte Aufsehen hervorgebracht. Der Inhalt ist auch piquant genug, und wenn der Barbier

Chasset auch nicht mit seinem Geiste dafür verantwortlich gemacht werden kann, so steckt er doch wenigstens mit seiner Hand darin, denn es wird ihm nun einmal diese gefährliche Autorschaft zugeschrieben, obwohl er ohne Zweifel unter Mitwirkung Anderer die Compilation dieses merkwürdigen Buches besorgt hat. Der Hauptinhalt desselben besteht nämlich in einem Wiederabdruck der Instructions secrètes des Jésuites, oder der sogenannten Monita secreta Societatis Jesu, und in einem recht bündigen Auszuge aus den Lettres provinciales des Pascal, also in einem Aufreißen der empfindlichsten Wunden, welche der Gesellschaft Jesu seit der Zeit ihres Bestehens geschlagen worden. Die berüchtigten Monita secreta oder geheimen Ordensregeln der Jesuiten erschienen bekanntlich zum ersten Mal im siebzehnten Jahrhundert gedruckt, und zwar mit einer Vorrede, worin sie als ein Fund ausgegeben werden, den man in der Bibliothek eines Jesuitencollegiums zu Paderborn, bei dessen Plünderung durch einen Herzog von Braunschweig, gethan habe. Wie fabelhaft aber auch diese Angabe sein mag, und wie genügend immer durch die Jesuiten selbst in mehreren französischen Streitschriften die Unächtheit der Monita secreta bewiesen werden, die charakteristische Bedeutung derselben, ob ächt oder unterge-

schoben, bleibt immer dieselbe. Man findet darin die wahrhaft praktischen Grundsätze des Jesuitismus in ein sehr abgerundetes und einleuchtendes System gepackt. Dies System enthält die wahre Philosophie der Jesuiten, nach der man sie von alten Zeiten her leben und handeln gesehn. Der Verfasser dieser geheimen Ordensvorschriften der Gesellschaft Jesu hat dieselben nicht erdichtet, sondern vielmehr dem Leben und der Geschichte, worin sie thatsächlich angewendet worden, abgelauscht, und es ist eine Naivetät der Jesuiten, daß sie sich durchaus nicht dazu bekennen wollen. Liest man z. B. die Capitel: wie es die Gesellschaft Jesu anzufangen habe, um zu Besitzthümern zu gelangen; auf welche Weise sich die Väter der Gesellschaft das Vertrauen der Fürsten, der Großen und anderer angesehener Personen erwerben können; wie sie als Prediger und Beichtväter der Großen zu Werke zu gehen haben; durch welches Verfahren sie die reichen Witwen und deren Vermögen gewinnen können; wie man handeln muß, um die Kinder der Witwen zur Ergreifung des geistlichen Berufs zu bewegen; welches die anzuwendenden Mittel sind, um die Einkünfte der Jesuitencollegien zu vermehren; — liest man diese und andere Vorschriften, aus welchen die **Monita secreta** bestehen, so muß man sich sagen, daß

dies das wahre Testament der Gesellschaft Jesu sei, das in neuerer Zeit, durch die Veränderung des Weltzustandes überhaupt, vielleicht nur etwas feiner und geistiger geworden, indem der Jesuitismus sich jetzt auch in geistigere Dinge, in das Meinungsleben der Zeit, hineingesetzt hat.

Nicht minder schlagend und anwendbar sind die Auszüge, welche der Barbier aus den **Lettres provinciales** des Pascal gegeben hat. Diese Briefe wurden im Jahre 1660 in Paris nach einem Beschluß des Staatsraths durch Henkershand verbrannt, und doch enthalten sie nur Zusammenstellungen von Sätzen aus den Schriften der Jesuiten selbst, welche Pascal, der selber ein frommer Mann und guter Christ war, ausgezogen, um das jesuitische Moralsystem in einem gewissen Zusammenhange anschaulich zu machen, welcher Zusammenhang freilich durch die scharfen Flammen seines Spottes gehörig beleuchtet wurde. Der Henker aber, welcher die **Provinciales** verbrannt hat, verbrannte damit auch zugleich die Moralsätze der Jesuiten, welche darin wiedergegeben waren. Man hat dem Pascal häufig zum Vorwurf gemacht, daß er in diesen Briefen nur die übertriebenen Sätze einiger spanischen und flamändischen Jesuiten zusammengestellt, und sie der ganzen Gesellschaft als System zugerechnet habe, und

selbst Voltaire hat, in seinem Siècle de Louis XIV., dies Urtheil ausgesprochen, indem er dort, mit einigem Schein von Recht, bemerkt: on tâchait, dans ces lettres, de prouver qu'ils (les Jésuites) avaient un dessein formé de corrompre les moeurs des hommes, dessein qu'aucune secte, aucune société n'a jamais eu et ne peut avoir. Allerdings hat es niemals eine organisirte Gesellschaft gegeben, die auf ein bestimmt verabredetes System der Unmoralität, mit selbstbewußter Ueberzeugung von ihren moralwidrigen Tendenzen, begründet gewesen wäre, und die Jesuiten am allerwenigsten könnte man eines schon prinzipienmäßig vorhandenen unmoralischen Gesellschaftszweckes beschuldigen. Anders verhält es sich aber mit den Mitteln, durch welche Gesellschaftszwecke verwirklicht werden, und in den Mitteln hat die Gesellschaft Jesu sich offenbar ein eigenthümliches Moralsystem geschaffen, das für die Emancipation von aller hergebrachten Moral gelten kann. Diese jesuitische Moral hat sich tief genug in der modernen Weltansicht eingebürgert, und man könnte sie beinahe für das eigentliche Prinzip aller neueren Geschichtsbewegung halten, in der fast alle guten Zwecke nur durch schlechte und verderbliche Mittel vollführt werden. Man begegnet in unserer Zeit einer jesuitischen Moral auf protestantischer so gut

wie auf katholischer Seite, nur mit dem Unterschiede, daß der Zweck aller katholischen Machinationen immer der eine und bestimmte ist, während dagegen die jesuitische Moral gewisser protestantischer Parteien unsrer Tage das eigenthümliche Schicksal hat, daß man durch die gekniffenen und zweideutigen Handlungen, fast ohne es selbst zu wissen und zu wollen, den katholischen Zwecken in die Hände gearbeitet hat. So erweist es sich denn als ein gefährliches Ding, von dieser Moral des Jesuitismus sich anstecken zu lassen, indem gar häufig der Zweck, durch welchen die ergriffenen Mittel geheiligt werden sollten, durch diese letzteren verfehlt wird oder in einen sehr unheiligen umschlägt. Wenn z. B. ein Staatsmann die Unterdrückung der Geistesfreiheit beschließen wollte, weil nur dadurch die Sicherheit und Ruhe eines Staates erhalten werden könne, so ist der Zweck, Ruhe und Sicherheit des Staates, ohne Zweifel ein guter, der wohl manches einzelne schlechte Mittel heiligen kann, wenn nur nicht dies schlechte Mittel, welches hier in der Unterdrückung der Geistesfreiheit bestände, an sich eine solche Gewalt des Verderbens hat, daß es auch dem Zweck selbst verderbenbringend wird und statt ihn zu verwirklichen, ihn vielmehr in sein Gegentheil verkehrt. Diese Erfahrungen sollte

uns lehren, ehrlich und einfach zu leben und zu handeln, um dem Jesuitismus nicht wider unsern Willen zu einem Sieg über uns zu verhelfen. Steckt doch der Jesuitismus bereits unter allen möglichen Lebensformen sein Haupt wieder heraus in unserer Zeit! In Frankreich unter Louis-Philipp ein Jesuitismus der Freiheit, der durch die unwürdigste Buhlerei mit dem zeitgemäßen Liberalismus die alte Legitimität wiederzuerzeugen sucht; in Deutschland sogar ein Jesuitismus des Protestantismus, der sich vor seinem eigenen Kind, das er geboren hat, feigherzig entsetzt, und damit am Strome der Zeit, wie eine Kindesmörderin, die ihre verbotene Frucht wieder ersäufen will, umherirrt. Liest man in den Auszügen, welche Pascal aus den Schriften der Jesuiten zur Zusammenstellung ihres Moralsystems gegeben, so wird man allerdings überrascht von der Triftigkeit dieser Beweisführung, welche über die Umstände übereinzukommen sucht, unter denen Mord und Todtschlag begangen, falsche Eide geschworen, Richter bestochen, Absolutionen von fleischlichen Sünden und Vergehungen aller Art ertheilt, fleischliche Verbrechen und Völlerei in Essen und Trinken bei voller Gewissensreinheit verübt, selbst die heiligen Sacramente mißbraucht, Unfriede unter Freunden und ...ndten, unter Gatten und Kindern gesäet,

und alle Bande der menschlichen Gesellschaft aufgelöst werden können, wenn nur der große Bau der alleinseligmachenden Kirche dadurch gefördert und vollendet wird. Aber ist denn das so etwas Außerordentliches, daß man es für unglaublich und fabelhaft ansehen sollte? Wenn dies auch heutzutage zum Theil ein veralteter Jesuitismus ist, der Dolch und Gift in seinem Moralkatechismus führt, so ist der moderne, der sich mit einer das geistige Leben der Menschheit verfälschenden Sophistik in die Zeit eingefressen hat, doch wahrhaftig nicht unschuldiger, und beweist, daß es allerdings förmlich verabredete Systeme des Verderbens in einer Gesellschaft geben kann, wenn auch nicht als Zweck, doch als Mittel. Oder ist es etwa eine geringere Schuld, die Erziehung der Jugend zu hierarchischen Zwecken zu mißbrauchen, und junge Geister schon mitten in ihren Entfaltungstrieben krumm zu biegen, sodaß sie nicht zur Höhe der wahren Menschheitsbildung sich gerade emporrichten können, ist dies ein unschuldigeres System, als das, welches Dolch und Gift mit sich führt? — —

Die Jesuiten in Freiburg haben auch vor mehreren Jahren hier am Ort ein Journal gegründet, unter dem Titel: **L'Invariable, nouveau memorial catholique**, eine Art katholischer Revue, von der

mir einige Hefte in die Hände gefallen sind. Dies Journal hat besonders deshalb Interesse, weil man darin die theokratisch=politischen Zwecke und Gesinnungen dieser Partei ziemlich offen ausgesprochen findet. In einem Einleitungsaufsatz, unterzeichnet von einem gewissen G. Eßlinger, einem ehemaligen protestantischen Prediger, der zum Katholicismus übergetreten, zeigen sich die Ideenzusammenhänge des heutigen Jesuitismus in ihrer ganzen religiösen und politischen Perspective. Merkwürdig ist unter Anderm, wie darin der Unterschied zwischen dem protestantischen und katholischen Prinzip auseinandergesetzt wird. Der Protestantismus wird als das veränderliche Prinzip entwickelt, weil er sich lediglich auf die einzelne Vernunft des Individuums stütze. Dagegen stellt sich alles Unveränderliche und Ewige in der Religion als das Katholische dar, und so ist auch die katholische Kirche, lediglich bestimmt durch den über alle grübelnde Vernunft erhabenen Geist der göttlichen Offenbarung, noch immer der unveränderliche Leib des Christenthums. Daher bezeichnet schon der Titel dieses Journals die Unveränderlichkeit einer Partei, die stets geschickt genug war, ihren Mangel zu einem Prinzip zu erheben.

So haben es die Jesuiten hier an keinerlei An=

strengung und Thätigkeit fehlen lassen, um sich in ihrem Hauptquartier zu verschanzen, zu dem sie allerdings in diesem abgelegensten der Schweizercantone die günstigste Stelle ausgefunden hatten. Betrachtet man die Geschichte des Cantons Freiburg, so muß man erstaunen, wie sich hier von Alters her das ganze Leben dazu ausgebildet zu haben scheint, um einen bequemen und sichern Pfühl für den Jesuitismus abzugeben. Von jeher lag dies Land abgeschnitten von den größeren Weltstraßen da, und erst seit einigen Monaten berührt der Eilwagen, welcher von Bern nach Genf fährt, auch die Stadt Freiburg, um dieselbe in die allgemeineren Verbindungswege der Schweiz hineinzuziehen. So bildete sich dieser in sich selbst versunkene Canton von frühester Zeit her in lauter Abnormitäten aus. Von einer ursprünglich demokratischen Form ausgehend, gestaltete sich die Verfassung zuerst durch Bildung eines kleinen und großen Rathes, welcher letztere aus den Abgeordneten des Volkes zusammengesetzt wurde. Bald kam es jedoch dahin, daß diese Abgeordnetenstellen ausschließlich vom Adel und den vornehmen Patriziern der Stadt in Anspruch genommen wurden, zuletzt aber in ein Vorrecht gewisser privilegirter Familien sich verwandelten, das man sogar erblich machte. So entstand eine oligar-

chische Regierungsform, deren Seltsamkeit sich im vierzehnten Jahrhundert noch dadurch vermehrte, daß sich dem großen und kleinen Rath gegenüber ein dritter, der sogenannte Rath der Sechziger, zusammensetzte, der zwar auf volksthümlichem Wege hervorging, aber sogleich auch wieder umschlug in eine aristokratisch-oligarchische Bevorrechtung. Dieser Rath, auch die „heimliche Kammer" genannt, weil jeder der Räthe oder Volkstribunen, aus denen er gewählt wurde, sich noch vier heimliche Gehülfen annehmen durfte, bildete das höchste und gefährlichste Staatstribunal, das mit der Gewalt einer Inquisition die Entscheidung über alle Angelegenheiten des Landes an sich brachte. Die Macht, zu welcher sich auf diese Weise privilegirte Familien als besondere Staatskörper organisirten, befestigte sich immer gewaltiger durch den Bund, welchen dies politische Patriziat mit der Geistlichkeit schloß, ein Bund, der nur gegen das Volk gerichtet sein konnte. Denn ein Patriziat kann nur Bestand haben, wenn den durch Reichthum und Intelligenz bevorrechteten Familien gegenüber eine arme Volksmasse verharrt, deren Begriffe dunkel und unentwickelt bleiben und die der Fluch der Unwissenheit zu gehorsamen Knechten stempelt. Und in solche Unwissenheit das arme Volk einzuhüllen, war der

Clerus von jeher beeifert, der dem Patriziat willig und überall diesen Dienst geleistet hat. Rom fand auf diese Weise schon früh an dem Uechtlande einen ergiebigen Boden für seine Saaten, und eilte auch, dieselben hier auf das Zweckmäßigste zu bestellen. Im Jahre 1581 empfing Freiburg die erste Ansiedelung der Jesuiten, und kann sich somit rühmen, die Gesellschaft Jesu noch ziemlich frisch aus der ersten Auflage überkommen zu haben. Die Begegnung des hierarchischen Elements, das seiner Natur nach immer erobernd zu Werke gehen muß, mit dem oligarchischen führte in dem kleinen Canton zu den seltsamsten Verwickelungen. Die weltliche Macht behütete zwar eifersüchtig die neuen und immer planvoller werdenden Anstrengungen des Clerus, aber es lag doch zugleich in ihrem Vortheil, wenn derselbe gewisse Erfolge davontrug, und so sah man das Land bald mit Klöstern, Pfarreien und Caplaneien überpfropft, daß man kaum hätte denken sollen, es sei auf dem kleinen Territorium Platz genug dafür dagewesen. Diese schwarzen Gestalten waren plötzlich über die Alpen hereingestiegen, man wußte nicht wie, und nun begannen sie ihre magischen Kreise zu ziehen, in die nicht nur das Volk, sondern schnell auch die adeligen Geschlechter des Landes sich gebannt sahen. Diese eigenthümlichen politischen Ver-

hältnisse des Cantons Freiburg hat Zschokke vortrefflich geschildert. Es dauerte aber diese Harmonie zwischen Oligarchie und Hierarchie bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein, wo der Papst Clemens XIV. die Aufhebung des Jesuitenordens beschloß. Nun ließ die Regierung von Freiburg alle im Lande befindlichen Güter und Besitzthümer der Gesellschaft Jesu mit Beschlag belegen und schien einen Augenblick lang froh zu sein, daß die doch immer gefährliche Nachbarschaft ein Ende hatte. Bald begannen jedoch von anderer Seite her der Oligarchie, sowie dem Clerus des Landes selbst, Gefahren zu drohen. Die bis in diese Entlegenheit nachdröhnenden Stürme der Zeit fegten mit ihrer scharfen und reinigenden Luft auch die Felsenthäler der Sane. Das Volk, zu einer leisen Ahnung wenigstens von höheren Bedürfnissen seines Daseins erwacht, empörte sich gegen das Patriziat, und erhob einen Kampf um seine alten Rechte, an dem es freilich noch unterlag. Aber durch die Einwirkungen der französischen Republik und Napoleons tauchten die demokratischen Elemente in der Schweiz wieder siegreicher empor, und auch in Freiburg sahen sich die patrizische Partei sowohl wie der Clerus um ihre schönsten Hoffnungen betrogen. Das Leben trat ... 'n eine kurze Blüthe, von mehreren Sei-

ten her erhob sich eine wohlthätige Reaction gegen den von Priestern und Aristokraten begangenen Verrath an dem Geistesleben einer ganzen Bevölkerung, und besonders ist der berühmte Pater Girard, ein Franciscaner, zu nennen, der das Erziehungs- und Schulwesen im Lande wieder zu befreien suchte von dem falschen Prinzip, welches sich in dasselbe eingenistet hatte. Unter der Restauration, welche auch in der Schweiz die Aristokratie wiederbelebte, gingen alle diese edlen Anstrengungen verloren, und in Freiburg trat Alles mit raschen Schritten in die alten Verhältnisse der Verfassung und des Lebens zurück. Clerus und Patriziat klammerten sich zu einem neuen Bunde aneinander und befestigten sich, durch das von seinen raschverflogenen Träumen ernüchterte Volk selbst unterstützt, gewaltiger als jemals. Nun mischte auch Rom wieder seine Karten. Die Restauration hatte bekanntlich auch die Gesellschaft Jesu wieder an das Tageslicht gerufen, deren Wiedererweckung von den Todten der klügste Gedanke des Papstes Pius VII. war. Der Orden wurde auch in Freiburg wiederhergestellt und eingesetzt in alle seine ehemaligen Besitzthümer, und schlug nun in den stillen Schattengründen des Cantons festere Wurzel als jemals. Die Verhandlungen, die über die Aufnahme der Jesuiten im Gro-

ßen Rath von Freiburg im Jahre 1818 gepflogen wurden, waren sehr merkwürdig, und der Barbier Chassot hat in seinem oben angeführten Buche auch die Rede wieder abdrucken lassen, welche ein Mitglied des Großen Raths, der Advocat Landerset, in der Sitzung vom 15. September 1818 gegen die Zulassung der Jesuiten hielt. Diese Rede ist von einer ausgezeichneten Beredsamkeit, und von einer Gewalt der Beweisführung, die unter andern Umständen ihr Ziel gewiß nicht verfehlt hätte. Herr Landerset stellte mit schneidender Kürze einen Abriß der Geschichte der Jesuiten, ihr Sündenregister in fast allen Welttheilen, zusammen und zeigte, wie sie überall mit den Staatsgewalten in einen den letzteren gefährlichen Widerspruch gerathen, sodaß man sich am Ende genöthigt gesehen habe, sie aus dem Organismus der Staaten wieder auszuspeien als ein Gift, das sich sonst unwiderstehlich mit allen Säften vereinigt. Zugleich suchte er das diabolische Moralsystem der Jesuiten durch Auszüge aus den vorzüglichsten Casuisten der Gesellschaft zu charakterisiren, und leistete darin nicht minder Schlagendes, als sein Vorgänger Pascal, dessen Hülfe er sich dabei bediente. Man konnte keine bessere Rede halten, um vor dem Jesuitismus als dem kranken und zerstörenden Element der modernen Gesellschaft zu

warnen, aber nichtsdestoweniger beschloß der Große Rath mit kaltem Blute die Aufnahme der Jesuiten. Das Patrizierthum, das man wieder aufzurichten hatte, verlangte durchaus nach dieser geistlichen Stütze, die zugleich, wie schon erprobt worden, die beste Vermittelung des aristokratischen Joches mit dem Volksgeiste war. Das Jahr 1830 brachte zwar auch dem Canton Freiburg seine demokratischen Formen zurück, aber auch diese hat die hierarchische Partei dort auf eine merkwürdige Weise zu ihrem Vortheil ausgebeutet, indem sie selbst in den gesetzgebenden Körper einer Republik den jesuitischen Geist zu verflößen wußte. So hat sich hier auf diesem kleinen Territorium ein lehrreiches Schauspiel begeben, das in einem prismatisch zusammengedrängten Bilde den allgemeinen Zeitcharakter auf das Anschaulichste wiederspiegelt. Man kann es nämlich in diesen Hergängen hinlänglich veranschaulicht sehen, wie die Rückneigungen unserer Zeit zum Jesuitismus keineswegs einen religiösen, sondern vielmehr einen politischen Grund haben. Es ist die Krankheit des heutigen politischen Lebens, welche den Jesuitismus wieder als Kruste ansetzt, mit dem sie die Gesetzwidrigkeiten des Organismus bedeckt. Der Geist der Menschheit ist an sich frei genug geworden, um über den Jesuitismus erhaben zu sein, aber er hat sich

gegenwärtig in eine Lüge verstrickt, die ihn die besten Kräfte des Lebens kostet, und ihn dem Jesuitismus in die Hände geliefert hat. Die politische Lüge des heutigen Daseins hat dem Jesuitismus seine alten schon verrosteten Waffen wieder aufgeputzt, und wenn die Staaten durch große und tragische Erfahrungen nichts gelernt haben, so zeigt jetzt der Jesuitismus seinerseits, daß er allerdings etwas zugelernt hat und die Waffen, welche ihm die Staaten wieder zurückgeben, besser und eindringlicher als je zu gebrauchen versteht. Der Jesuitismus hat in den letzten Jahrzehnten seine Feldzüge so klug und meisterlich geführt, daß es eine große Anzahl von Leuten giebt, die gar nicht mehr an seine Existenz glauben und welche die große Gefahr, die dem europäischen Völker- und Geistesleben wieder unter allen möglichen Formen des Jesuitismus droht, nicht anders als wie ein Märchen oder eine verbrauchte Erfindung der Schriftsteller betrachten. Inzwischen bemächtigen sich die Jesuiten auch in Deutschland einer Erziehungsanstalt nach der andern; hier sind es die belgischen, dort die gallizischen Jesuiten, welche in der Stille die furchtbarsten Fortschritte machen. In Oesterreich und Baiern bewähren die Jesuiten ihren erneuten Ruhm als Pädagogen dem deutschen Geistesleben gegenüber mit der keckten Stirn. Und

wie viel fehlt noch, daß Louis-Philipp auch in Frankreich den Jesuiten neue Ansiedelungsrechte verstatte? Man ist in seinem geistigen Bewußtsein über den Jesuitismus hinaus, und doch bedarf man seiner. Welcher Fluch des Schicksals hat unsere Zeit in diesen schrecklichen Widerspruch mit sich selber gebannt? Man könnte frei und glücklich sein, aber mitten in diesem Gedanken fühlt man sich wie vom Fieberfrost geschüttelt, und greift in seiner unsäglichen Angst nach den Mitteln der Unfreiheit, die vielleicht noch einige Jahre lang die Sicherheit im und durch den alten Schlendrian verbürgen. —

16.

Französische Schweiz.

Gestern Abend waren wir mit der Diligence aus dem liebreizenden Lausanne in Genf angekommen und ungeachtet einer nicht angenehmen Wagengesellschaft hatte uns doch unterwegs der herrliche See, der mit seinem tiefblauen Wasserspiegel immer zu unserer Linken schimmerte, in tausend Schwärmereien und Elegieen eingewiegt. Die himmelsklare Fluth zu sehen, deren Wellen zuweilen in langen Fäden so geordnet daliegen wie die Saiten einer Harfe, und dann jenseits das savoyische Alpenufer mit seinen hochglühenden Schneegipfeln, von denen das Abendroth wirklich wie leise Musik herabzuschweben scheint, wen ergriffe es nicht dabei wie mit einer religiösen Entzückung? Es ist ein paradiesisches Stück der Schöpfung, das sich hier ausbreitet, und der Gen=

fer See, das Wort von Novalis wahr machend wie nirgendwo, bildet in der That das Auge der ganzen Landschaft, die in ihm ihr Seelenbild zusammendrängt und Glanz und Leben von ihm zurückempfängt. Wie in ein Gebet zu dem Herrn alles Daseins versunken, lag der See da, als wir an ihm vorüberfuhren, und riß uns mit hinein in seine Abendfeier, die selbst dem durch das Leben verhärteten und versteinerten Menschen, welcher vielleicht seit Jahrzehnten nicht geweint hat, einige Thränen aus den Augen locken kann. Der vorherrschende Charakter dieser Gegend ist Naturandacht und Gottesfeier, und als ich unter der Reihe der Landhäuser am See die einer englischen Familie zugehörige Villa erblickte, welche ganz in Form einer gothischen Kirche gebaut ist, begriff ich vollkommen die Richtigkeit des Gefühls, das zu einer Ansiedelung gerade in solcher Form treiben konnte und das mit dem die Gegend beherrschenden Gefühl natürlich zu harmoniren scheint. Jeder Reisende hat am Genfer See wohl die Lust empfunden, sich hier niederzulassen, die ganze schnöde, gottlose und entartete Zeit zu vergessen, mit seinen durch das Schicksal gekreuzten Bestrebungen endlich sich abzufinden, seinen feindlichen Freunden und freundlichen Feinden zu vergeben, und hier, im kühlen und einsamen Frieden der Natur,

im höchsten Zusammenhang mit den Grundharmonieen der Schöpfung zu leben. Man brauchte sich freilich keine gothische Kirche zu bauen, um hier beten zu gehn, die christliche Baukunst hat man hinter sich in der Welt zurückgelassen. Der heilige Geist, der hier über den Wassern schwebt, würde uns unter jedem Hüttendach treffen und erquicken.

Das sind Träume, aber Jedermann träumt, wenn es sich darum handelt, glücklich zu werden. Alle diese Ansiedelungen um den Genfer See, diese Städte und Dörfer, die sich um ihn gruppiren, stehen wie wirklich gewordene Träume da, ganze Bevölkerungen sind hier schönen Träumen nachgegangen, indem sie an diesen Ufern ihre Wohnsitze gründeten. Auf drei und dreißig Stunden im Umfange dehnt sich hier eine mannigfaltige Anwohnerschaft aus, die bloß von dem See gelockt und bestimmt wurde, hier Hütten zu bauen. Der See ist der große Zauberer, der hier Alles in seine Nähe gezogen und für ein ganzes Geschlecht der magische Mittelpunct ihres Daseins geworden ist. Das Naturgefühl hat sich hier des Menschen so sehr bemeistert, daß alle seine übrigen Verhältnisse und Einrichtungen davon Duft und Farbe angenommen haben. Die Landhäuser am Genfer See sind davon oft auf eine wundersame Art Zeuge, indem ihre Bauart allerlei

Eindrücke von der Empfindung hat annehmen müssen, doch immer im harmonischen Charakter der Gegend und frei von den groben Bizarrerien, welche z. B. die Villen der Hamburger an der Alster aufweisen.

Noch ein anderes Gefühl ist es, von dem man erhoben wird, sobald man dem Genfer See sich nähert. Man steht auf der Gränzscheide zwischen Italien und Frankreich, und übersieht nicht nur von beiden Ländern hervorragende Puncte, sondern besitzt auch schon etwas Gemeinsames von italienischer und französischer Natur, das sich auf dieser einzigen Stelle der Welt zu einem glühenden Farbenbilde vereinigt. —

Aus dieser weichen und bewegten Stimmung wurden wir plötzlich am Thore Genf's durch die militairische Strenge, mit der man uns empfing und den Paß abforderte, emporgeschreckt. Auch ob wir nichts zu versteuern hätten, wurden wir gefragt, und dabei zählte man uns alle mauthpflichtigen Gegenstände her, wenn wir etwa einen oder den andern davon mit uns führten. Unter den genannten Artikeln befand sich auch Fleisch, zu dessen Versteuerung aufgefordert wurde, und wobei ich nur mit einem aufathmenden Stoßseufzer auf meine Wagennachbarin blikken konnte, die uns während der ganzen Fahrt durch ihre allzureichliche Leibesfülle das Bleiben so schwer

gemacht, daß wir sie jetzt gern, wenn die Sache nicht zu grausam gewesen, als verbotenes Fleisch bei der Mauth angegeben hätten. Durch die Rigorosität aber, mit der Genf seine Eingänge bewacht, und die bei einer Schweizerstadt befremblich auffallen kann, verräth sich sogleich der ächte Charakter des Genfers, der in allen Dingen, welche seine Stadt betreffen, voll von Wichtigthuerei ist und sie als etwas ganz Absonderliches und Einziges betrachtet wissen will. Der Genfer spielt den Pariser der Schweiz und ahmt der Hauptstadt Frankreichs nach sowohl in dem ausschließlichen Stolz seiner Ansprüche als in der Eleganz und dem Luxus des Lebens, der Feinheit der gesellschaftlichen Sitten. Aber weil die gegebenen Dimensionen zu klein sind für die dünkelhaften Ansprüche, so entsteht daraus eine gewisse Schroffheit des Charakters, die, wenn ich meinen Erfahrungen trauen darf, häufiger in Genf angetroffen wird. Der Stolz des Genfers hat freilich auch seine sehr begründeten Anrechte, die auf eine lange und glänzende Reihe von Namen und Thatsachen sich stützen, und diese Glorie seiner Erinnerungen wird ihm Niemand streitig machen können.

So befanden wir uns denn in dem weltberühmten Genf, wo von jeher auf so kleinem Punct eine so bedeutsame Cultur sich zusammendrängte, wo jede

Straße das Gedächtniß eines großen Namens, einer ruhmwürdigen Erfindung, einer für ganz Europa wichtig gewordenen Geburt, zurückruft! Der Abend unserer Ankunft ließ uns noch Zeit genug übrig, die Stadt zu durchlaufen und zu betrachten. In der Straße Rousseau's blieben wir stehen vor einem unscheinbaren Hause, welches über seiner Thür in Erz die Inschrift führt: **Ici est né J. J. Rousseau le 28. Juin 1712. Restauré en 1817.** Dies war die Erinnerung, nach welcher sich wie von selbst und zu allererst das Herz des Reisenden hindrängt, sobald er nach Genf kommt. Die andere Erinnerung ist Voltaire, die hier auch in örtlicher Verbindung zwei Geister gesellt, welche bei der verschiedenartigsten Organisation und einem fast polaren Gegensatz der Naturen doch derselben Weltbewegung ihres Jahrhunderts folgten und dienten. Ein Omnibus, der, mit dem Namen Voltaire beschrieben, zur Fahrt nach Ferney einladet, ist das auf den Straßen Genfs lebendig umherwandelnde Andenken an den beißenden Philosophen, der wohl noch mehr Komiker als Philosoph oder Beides zusammen in der ätzendsten Mischung gewesen. Die dritte Erinnerung, welche sich zu Voltaire und Rousseau bald einfindet, ist eine neuere, sie heißt Lord Byron, und fügt sich auch wieder wie aus einem verwandt-

schaftlichen Zug der Geister hinzu. Und mit Byron sah man seinen Shelley, Freunde durch die bindende Gewalt des Unglücks, am Genfer See, an dessen Ufern sie gemeinsam grollten mit ihrem Schicksal und mit Welt und Zeit.

Die Bauart Genf's, der uralten Stadt, leidet an einer wunderlichen Verworrenheit, und ist wie ein Ameisenhaufen durcheinander geworfen. Als sie das reiche Leben nicht mehr bergen konnte in den engen Räumen, hat sie sich mit einiger Gewaltsamkeit in die Höhe gestreckt und Stockwerke auf Stockwerke gethürmt, die in ängstlicher Masse die kleinen Straßen beherrschen. Diesen schmalen aber hochgewickelten Knäuel drängen von Außen noch die Festungswerke zusammen, indem sie die Stadt wie mit einem zu engen Gürtel pressen. Das Leben ist munter und städtisch bewegt, das geschmeidigere und wohlthuendere Naturell der französischen Schweiz verräth sich überall. Schon im Waadtlande hat man seinen bisherigen Eindruck von der Schweiz gänzlich verändert, das Klima ist zu einer südlicheren Milde und der Menschenschlag zu einem gefälligeren und geistig erhöhten Typus verschmolzen, Alles ruht auf edleren und reiferen Bildungselementen und die Grazien des Lebens haben sich sichtlich dazugesellt. Von deutscher Sprache und Bildung

ist schon in Lausanne keine Spur mehr anzutreffen, ebenso in Genf. Dafür hat ein gemäßigtes französisches Naturell sich hier entwickelt, das mit dem französischen Originalcharakter die gleiche Lebendigkeit und Leichtigkeit theilt, aber die schroffen und egoistischen Eigenschaften desselben abgeworfen und durch eine größere Lieblichkeit und Bescheidenheit gemildert hat. Die französische Schweiz ist abgeschnittener von der deutschen Bildung als es gegenwärtig Paris oder London ist. Indeß darf man sich nicht darüber wundern, da selbst in der deutschen Schweiz kaum ein besseres Verhältniß sich zeigt, sowohl zur deutschen Sprache als zur deutschen Bildung. Die französischen Schweizer haben nur ein einziges gebildetes Sprachorgan, und dies ist gleicherweise das Organ des gesellschaftlichen Verkehrs wie ihrer geistigen Beziehungen. Diese Sprache reden sie aber vortrefflich und mit feinem Ausdruck; selbst unter dem Volke, namentlich in der Waadt, kann man oft mit Erstaunen das beste Französisch vernehmen. Die deutschen Schweizer dagegen haben dreierlei Sprachorgane, in denen sie reden, und dies sind drei verschiedene Gründe, um ihre geistige Entwickelung jeder bestimmten Bildungssphäre zu entfremden. Für den heimischen und nationalen Verkehr die schweizerische Volksmundart, als Gesellschafts-

sprache und im Umgang mit den Fremden ein mangelhaftes Französisch, und in der kärglichen Beziehung auf deutsche Literatur und Wissenschaft oder auf gewisse dieser Sphäre angehörige Begriffe ein noch gräulicheres Hochdeutsch, dies sind die bestehenden Ausdrucksweisen der deutschen Schweiz, in welchen das Chaos einer unsichern Bildung noch um den Vorrang streitet mit den Volkselementen, die ihren festen und körnigen Naturzustand bewahren möchten. Welche Vortheile die bestimmte Einheit des Sprachorgans für das höhere Entwickeln einer Bevölkerung gewährt, zeigt sich deutlich an den vorgeschrittenen und allgemeiner durchgebildeten Zuständen der französischen Schweiz, besonders in intellectueller Hinsicht. Das entschiedenste Gegentheil davon liegt in der deutschen Schweiz zu Tage, wie sehr es auch hier gerade mit der kernhaftesten und tüchtigsten Seite des Volkscharakters zusammenhängt, nämlich mit der Anhänglichkeit an das alte Leben des Stammes, an die Naturlaute, die mit der Alpenheimath wie verwachsen sind, sich immer von neuem wie aus dem Wiederhall der Berge erzeugen. Dies ist die Unzertrennlichkeit von der Volksmundart, welche den deutschen Schweizer dem Außenleben gegenüber in diese Sprachverwirrung gestürzt hat, die ihm aber noch immer eine liebe

und traute Fessel ist, welche er wohl um keinen Preis abstreifen möchte. Es ist auch das Festhalten an der Mundart von großem Einfluß auf die Vertiefung und Verinnerlichung des Volkscharakters, der sich dadurch gewissermaaßen aus sich selbst stärkt und zu fortdauernder Frische erhält. Dieser lebendige Quell der Nationalität fließt in der Volkssprache, für deren ungeschmälerte Erhaltung, nicht nur am Familienheerde, sondern auch in allen Beziehungen des öffentlichen Lebens, sich gerade neuerdings wieder patriotische Stimmen in der deutschen Schweiz erhoben haben. Man trifft dort auch die Volksmundart nicht nur im Innern des Hauses, wo sie herrschend ist, sondern auch im Rath und in der Kirche, obwohl hier mehr in gereinigten und ausgewählteren Formen. Dies bringt ohne Zweifel eine Nationalinnerlichkeit hervor, die Trost und Behagen für das tägliche Leben gewähren muß. Auch wird so die Volksmundart durch die Allgemeinheit, in der sie dort gilt, ein lebendiges Bindungsmittel aller Stände, indem der Vornehme wie der Geringe im innern Verkehr nur seiner lieben Volkssprache sich bedient. So könnte man wohl sagen, daß in dieser schweizerischen Volksmundart eine Natureinheit des gesellschaftlichen Lebens gegeben liegt, aber aus diesem gegebenen Element ein festes und

vollkommenes Lebensbild zu gestalten, gelingt nicht mehr, sobald ein Volk aus seinem patriarchalischen Naturzustande heraustretend sich in politische und städtische Bildungsversuche eingelassen und dadurch in Conflict mit einer allgemeinen Bildungsanforderung gesetzt hat. Die schweizerische Volkssprache ist ganz dazu gemacht, als Band der Heimath zu gelten, denn wie sehr hat sich nicht die Landesnatur in diesen Lauten ausgeprägt! Hier haben überall Natureinflüsse auf den Sprachausdruck gewirkt, und die reichste Fülle dieses Dialekts ergießt sich auch in den Beziehungen, welche der Mensch zu den ihn umgebenden Gebilden seines Landes angenommen. So ist es zum Beispiel erstaunlich, wie die schweizerische Mundart bemüht gewesen ist, für die einzelnen Theile und Formen der Gebirgsnatur Worte zu finden, mit deren Reichthum keine andere Sprache wetteifern kann. Selbst die Auslautung und Betonung der Rede hat sich nach den Gebirgsverhältnissen gerichtet, und verräth das Bestreben, auf weite Ferne hin, über Berg und Thal und durch Nebel und Sturm, verständlich zu werden. Die Vocale klingen bald so hoch, bald so tief, als wollte sich die Senkung von Berg und Thal darin abzeichnen. Alles Elementarische der Natur tritt auch in den Lauten der Menschen wieder her-

vor, bald mit Sturmesklang, bald wie rauschendes Gewässer oder dem Echo der Felsen gleich. Und in den einzelnen Formen dieser Mundart zeigt sich die alte sinnliche Blüthe der deutschen Sprache noch in ihrer ganzen Herrlichkeit. Man muß sich also in mehr als einer Hinsicht an der Erhaltung der Mundart in der Schweiz freuen, man wird, wenn man tiefer in sie eindringt, über ihre innerliche Schönheit und wesenhafte Fülle erstaunen müssen, aber dennoch zugleich die Beschränkung und Erstarrung bedauern, welche durch dieses Abgeschlossensein im Dialekt einem Volke auferlegt wird, das doch auch Bedürfnisse einer modernen Bildung in sich aufgenommen hat. Hier macht sich aber ein Widerspruch des Lebens geltend, der durch die gemüthlichen Vortheile, welche mit dem Festhalten an der Volksmundart verbunden sind, nicht ausgeglichen wird, da der allgemeine Fortschritt der Nationalbildung zu sehr dabei betheiligt ist. Die große Unfähigkeit der deutschen Schweizer, das Hochdeutsche zu reden, rächt sich an ihnen in augenfälliger Art und hält sie abgeschnitten von allen literarischen und wissenschaftlichen Fortbewegungen des deutschen Geistes, der doch auch ihren eigentlichen Blut- und Säfteumlauf bildet. Eine solche Sympathie für die Volksmundart mußte nothwendig dazu führen, daß die Berührung mit allen fremden Bildungselementen

als etwas Unheimisches vermieden wird, und so entspringt daraus selbst eine persönliche Abneigung gegen die Fremden, mit denen man nicht in der Mundart reden kann, und ihnen deshalb ein schlechtes Französisch auftischt, das man in der deutschen Schweiz immer noch lieber spricht als das Hochdeutsche, namentlich mit Deutschen selbst. Mit diesen Deutsch zu reden, scheut man sich aber um so mehr, als man recht gut das Gefühl seiner Unbehülflichkeit und seiner gräulichen Aussprache desselben hat. Wird aber ein hochdeutsches Buch oder Gedicht gelesen, und zufällig laut, so kann man versichert sein, daß es ganzundgar mit schweizerischer Betonung und allen Eigenthümlichkeiten der Mundart geschieht. So fällt die Bildung in der deutschen Schweiz durch die Trennung der Sprachorgane auseinander, und gewinnt in den französischen Landestheilen eben durch die Einheit der Sprache diese höhere harmonische Entwickelung, diesen durchgebildeteren und feiner ausgearbeiteten Charakter, den man sogleich beim Eintritt in diese Cantone mit Wohlgefallen bemerkt. —

17.

Fahrt auf dem genfer See.

Das Dampfschiff, das die gewöhnliche Sonntags-spazierfahrt über den See machte, gab das Signal zur Abfahrt. Ein schöner und sonniger Morgen lag über den Wassern des Leman, die Terrassen der Ufer erglänzten in lichten Farben, in der Ferne schmiegten sich die weißen Rosen der Gletscher in klarer Pracht an die Wölbung des Himmels. Die Fluthen des genfer See's, die an Klarheit durch kein anderes Wasser übertroffen werden, strahlen an einem solchen Morgen noch durchsichtiger und krystallheller als sonst. Die Atmosphäre über dem See ist so rein und frisch, daß alles irdische Element daraus fortgeläutert zu sein scheint und stets ein kühlungströmender Aether den Wanderer umfängt, der an den Ufern weilt oder in die blaue Fluth hinausschifft. Die Dampfschiffe,

die den See befahren, sind zierlich gebaut und einige darunter legen ihre Strecken schon mit außergewöhnlicher Schnelligkeit zurück. Diejenigen, welche jetzt an den Sonntagsspazierfahrten die Runde über den ganzen See machen, an den interessantesten Stellen und Ortschaften des Uferlandes zu einem kurzen Besuch anhalten und gegen Abend wieder heimfahren nach Genf, bieten die bequemste Gelegenheit dar, um von diesem einzig schönen Rundbild einen rasch zusammengedrängten Genuß zu haben.

Während die Abfahrt noch durch das Hinzuströmen einer immer größeren Anzahl von Passagieren sich verzögerte, hatten wir Muße, Betrachtungen anzustellen über den unvergleichlichen Punct, auf dem man sich hier in Angesicht von Stadt und See befindet. Da kam uns auch wieder Jean Jacques Rousseau in den Sinn durch die kleine, mit Bäumen und Blumen gezierte Insel, welche seinen Namen und seine Bildsäule trägt. Dies ist hier die äußerste Gränze des genfer See's, wo das aus ihm herausströmende Wasser der grünen Rhone ihm das Feld streitig macht und es mit siegreichem und immer heftiger einherstürzenden Lauf behauptet. Nahe der Rhonebrücke und mit ihr durch einen Kettengang verbunden, erhebt sich hier die Rousseau's-Insel, auf der man dem demokratischen Philosophen eine Bronzestatue errichtet

hat. Er ist es selbst, den wir da in dem Bild aus Erz vor uns sehen, der Märtyrer seiner schönen Ideale, der hohe Träumer, der wieder das Einfache und Ursprüngliche anstreben wollte in den menschlichen Zuständen, der wie ein verirrtes Kind den Rückweg suchte aus der Cultur in die Natur, damit der durch Priestersatzungen und sociale Privilegien gefesselte und mechanisirte Menschengeist wieder zu einer freien Schöpfung würde aus dem uralten festen Lebenskern heraus, wie in den ersten Tagen des Paradieses. Was bloße Bildung an der Menschheit geworden, soll wieder Natur werden. In schwermüthige Gedanken vertieft scheint er dort auf seinem hohen Piedestal dazusitzen. Man sieht ihn, wie er, ein Buch auf dem Knie, im Begriff ist zu schreiben. Sinnend und zögernd hält er den Griffel in die Höhe, seine Gedanken, mit denen er ringt, scheinen an jenem unauflösbaren Dualismus der Menschheit, an jenem Zwist der Civilisation mit der Natur, zu hängen. Rousseau kehrt den Alpen und dem See den Rücken und ist mit seinem Angesicht der Stadt Genf zugewendet, dieser Stadt, welche ihren größten Sohn in die Verbannung stieß und durch Henkershand den Holzstoß anzünden ließ, auf welchem der Contrat social und der Emil verbrennen mußten. Das Feuer, das aus diesen beiden Büchern emporloderte, war der

erste Glorienschein um Rousseau's Scheitel, zugleich waren es die ersten Flammenzeichen, daß die bestehende Welt erschüttert und getroffen worden auf dem Lebenspunct, aus welchem früher oder später die allgemeine verzehrende Gluth herausschlagen mußte. Diese Bildsäule, welche erst im Jahre 1834 aufgerichtet worden, hat Pradier in Paris gefertigt. Vor einigen Jahren begingen die Genfer auch sogar den Geburtstag ihres großen Weltweisen durch eine öffentliche Feierlichkeit. Man sieht also, daß die neuere Bevölkerung das Unrecht der früheren auszutilgen sucht, und was damals die Aristokraten und die Pfaffen von Genf an Rousseau gesündigt haben, gehört bei dem heutigen Geschlecht zu seinem Ehrenschmuck und es wird ihm die Krone der Unsterblichkeit daraus geflochten. Der Widerstand, den ein großer Mann von seiner Zeit erfährt, ist gerade das Maaß seines Verdienstes, und so mußte Rousseau von der Seite der Gesellschaft ausgestoßen werden, gegen deren gedankenlose Despotie er am siegreichsten gekämpft. Rousseau's persönlicher Feind, Voltaire, der denselben Kampf kämpfte gegen die Wahngebilde der modernen Gesellschaft, theilte mit Rousseau auch dasselbe Schicksal bei den Genfern, die ihn ebenfalls aus ihrer rechtgläubigen Stadt vertrieben. Aber Voltaire war der Mann dazu, um sich an seinem Schicksal durch

beißende Sarkasmen zu rächen, und dies ist vielleicht in den meisten Fällen die beste Art, wie man fertig wird mit seinem Schicksal. Diesmal machte Voltaire den Witz, die genfer Uhrmacher zu ruiniren. Er kaufte sich das Schloß Ferney, das anderthalb Stunden von Genf auf französischem Boden liegt und schuf die wenigen Strohhütten, welche sein Schloß umgaben, zu einer städtischen Anlage um, die sich immer bedeutender entwickelte. Hier gewährte er einer Anzahl mißvergnügter Uhrmacher, welche aus Genf auswanderten, ein Asyl, und ließ sie soviel Uhren verfertigen als nur immer ihre Hände schaffen konnten. Da Voltaire seine Unterthanen von allen Steuern und Abgaben befreite, so konnten sie ihre Waaren zu einem so wohlfeilen Preise verkaufen, wie es den Uhrmachern von Genf schlechterdings nicht möglich war. Voltaire wußte seinen Uhrmachern durch seine Verbindungen in Paris auch noch andere Vortheile zu verschaffen, sie machten bedeutende Lieferungen nach Frankreich, und Genf, das ohnehin durch die Einfuhrgesetze gedrückt war, mußte den Schaden davon empfinden. Voltaire aber lachte sich ins Fäustchen. Wie er mit den Genfern fertig geworden war, so wurde er in Ferney auch mit dem lieben Gott fertig, dem er die kleine Kirche mit dem bekannten Deo erexit Voltaire aufrichtete. Durch diese halb

komische halb titanische Inschrift bewies er den ihn verfolgenden Pfaffen, wie gut sich Gott und Voltaire mit einander stehen, beide nur durch ein einziges Wörtchen getrennt. Die Restauration von 1814 aber mißbilligte noch nachträglich dies kurze und unumwundene Verhältniß Voltaire's zum lieben Gott und riß dies Aushängeschild der voltaire'schen Sophisterei herunter. Die in allen Stücken fromme Restauration that wohl daran, denn wer konnte jene Schrift lesen, ohne sich durch das infernalische Gelächter, von dem man dabei befallen wird, um seine ewige Seligkeit zu lachen? Die Kirche Voltaire's aber steht jetzt leer und verlassen, als hausten in ihr böse Geister. —

Die Erinnerung an Voltaire scheint weniger in den Charakter der Landschaft herzupassen, und man flieht sie deshalb immer bald, um, wie von selbst dazu gedrängt, zu dem Bilde des armen Rousseau zurückzukehren; der nicht, wie Voltaire, die Fähigkeit besaß, das Schicksal durch Witze zu bezwingen. Die ganze Natur, der See und die Landschaft, und die Farben und Düfte, in die hier Alles getaucht ist, harmoniren eigenthümlich mit der Erinnerung an Rousseau und helfen dieselbe hervorrufen. Der See, dessen Schönheit man niemals satt bekommt, bringt, je länger man ihn betrachtet, die wunderbarsten Bewegungen, Farbenspiele und Lufttöne hervor, und

zeigt sich in einer beständigen Veränderung der Eindrücke, die er auf Auge und Gemüth geltend macht. Ueber die Farbe des genfer Sees kann man so verschiedenartige Behauptungen aufstellen wie über die Seele Rousseau's, durch die auch alle Lichter der ganzen Schöpfung blitzten, und bei der es schwer war, eine Grundfarbe festzuhalten, in welcher die Harmonie der übrigen Eigenschaften zusammenflösse. Blau, grün, roth, mit leisem Silber sich säumend oder in goldenen Sonnenduft sich verhauchend, wechselt der See alle Augenblicke sein Ansehen und empfängt vom hohen Himmel und den ihn umstehenden Bergen sein Colorit. Dann trüben wieder wildauffahrende Strömungen seinen Spiegel, ein Sturm verwischt allen zarteren Farbenschmelz, und Grau in Grau malt sich die ganze Gegend, als wolle sie vergehen in einer Schwermuth, der nichts wieder aufhelfen kann. Oder der See empört sich in einer brandenden Bewegung, die seine Wasser einige Stunden lang zu einer bedeutenden Höhe anschwellt, worauf sie sich wieder senken und weiterziehen, wie in Ebbe und Fluth. Man nennt dies hier zu Lande die Seiches und schreibt electrischen und atmosphärischen Ursachen diese eigenthümliche Erscheinung zu. Es ist dies wie ein Gewühl von Wasser und Feuer, das sich zu einer festen Gestaltung erheben möchte, aber sich wieder in die

Elemente sondern muß, wie Alles, was geschaffen
ist. So stürmten auch in Rousseau's Geist alle Ele-
mente, bald gestaltend bald verzehrend, an einander,
und die Flammen seines electrischen Gemüths umwall-
ten sich mit seinem rastlos wachen Verstand zu einer
himmelstürmenden Brandung. Und dann ging wie-
der die Sonne der Liebe in ihm und über ihm auf, er
liebte die Menschheit in Gott und Gott in der Mensch-
heit, und nannte diese Religion die Freiheit und seine
Kirche hieß Natur, und die Gemeinde war das Volk.
Dann lächelte er so unschuldig dazu wie ein Kind
und seine Rede war klar und schön, wie der See,
wenn er Farbe annimmt nur von dem sonnigen Him-
melblau über ihm. Und aus Gedanken wob er Träu-
me, und aus Träumen wob er Gedanken, und phi-
losophirte sich in eine Verklärung hinein, die so wäh-
rend ihn umstrahlte, wie das Morgenroth auf den
Gletschern Savoyens jetzt den See umfließt, ihn
krönend mit einem weithinleuchtenden Heiligen-
schein. — —

Das Schiff hatte seine Dampfkräfte entwickelt
und stieß nun mit raschem Muth in den See hinein.
Der genfer See macht einen Bogen, der einem Halb-
mond gleicht, und an ihm liegen in traulicher Runde
die Ortschaften umher, deren Reihe wir jetzt im Laufe
des Tages an uns vorübergehen lassen wollten. Die

Gesellschaft, die wir auf unserer Fahrt hatten, sonderte sich nach den Plätzen, in welche diese Schiffe abgetheilt sind, in zwei Hauptbestandtheile, deren Trennung zunächst durch das Geld bestimmt und daher auch durch Geld zu überwinden ist, wie in der socialen Welt selbst. Um mit beiden Theilen der Gesellschaft verkehren zu können, wie es der Mittelsperson eines Schriftstellers geziemt, welcher dem Volk und der Gesellschaft zugleich angehören soll, zahlt man am dienlichsten für den ersten Platz und erhält dadurch auch die Fähigkeit, sich auf dem zweiten umherzubewegen, wo sich in der Regel die interessantesten Gruppen zeigen. So schwammen wir mit dem Unterhaus und Oberhaus, das wir aus einem und demselben Holz gezimmert an Bord führten, fröhlich dahin. Die Wellen trieben da ihre spaßhafte Dialektik. Eine Zeitlang war die demokratische Hälfte des Schiffes immer die niedrige und befand sich in der Senkung des Wassers, so daß man wirklich in einige Traurigkeit versinken und glauben konnte, die andere Hälfte, die von der Fluth hoch emporgetragen war, sei in der That eine bevorzugte schon durch die Gesetze der Natur. Aus der lächerlich wehmüthigen Phantasie, in die ich mich darüber einwiegte, weil ich nichts Besseres zu thun und zu denken hatte beim Anblick der Wellen, riß mich plötzlich die Bewegung

des Schiffes, wenn es auf die Höhe des Sees hinaufstieg. Dann lag wieder unsere aristokratische Hälfte in der Senkung da, und das high people, unter dem man sich dort befand, mußte nun von unten hinaufsehen zu den in die Höhe geschnellten Demokraten, die jetzt die Bevorzugung Jener erlangt hatten. Ob die Schwankungen dieser Elemente in der Geschichte ebenso fortwährend und ziellos sind, wie die Schwankungen unserer beiden Schiffstheile hier auf der Fluth? —

18.

Durch den Jura.

Die weißen Gipfel des Montblanc rückten uns ferner und ferner aus dem Gesicht, und die Sehnsucht, in das herrliche Frankreich einzutreten, ließ uns die Stunden lang erscheinen, obwohl wir uns in bunter Reisegesellschaft befanden. Das Juragebirge, das von beiden Seiten den Weg umschließt mit seinen malerischen Kalkfelsen, bildet eine stolze Pforte für die Einfahrt nach Frankreich. Ein kleines Bettelmädchen warf uns einen Strauß duftiger Gebirgsblumen in den Wagen. Neben mir saß eine junge Französin, die eine reizende Laune zum Besten gab und jene Blumen, die ihr mit aller Feierlichkeit überreicht wurden,

standhaft ausschlug, indem sie dabei ein mir früher noch unbekannt gewesenes Sprüchwort anführte:

de belles fleurs
un bon coeur!

mais moi, setzte sie hinzu, **je n'ai pas de coeur, et je ne veux pas de fleurs.** Das beigebrachte Sprüchwort stammt aus der südfranzösischen Heimath unserer Reisegefährtin, wie sie uns weiter erzählte, denn sie war aus La Valence, das am Rhonefluß gelegen ist, und wollte nach ihrem Städtchen zu ihren Eltern zurückkehren, nachdem sie in Genf, wie es schien, die Stelle einer Gesellschafterin oder Gouvernante versehen. Sie war anmuthig und zierlich, und hatte die feinere Gesichtsbildung, welche die Südfranzösinnen vor den Pariserinnen auszeichnet. In der Freude an ihrem Anblick störte mich jedoch nur ein einziger Umstand, und der war empfindlich genug. Das schöne Mädchen — schnupfte nämlich, zwar verstohlen und sogar mit einer gewissen Liebenswürdigkeit der Form, aber doch so, daß es an den Tag kam und mich zuletzt mit einem wahren Abscheu gegen sie erfüllte. Ihr gegenüber in der Diligence saß ein junger Student aus Genf, der die Ferien benutzte, um seine Vaterstadt Toulouse wieder zu besuchen. Er war Theologe und schien durch und durch von den pietistischen Richtungen angesteckt, welche Genf

das schöne Waadtland wie mit einem Spinnennetz überzogen haben. Es ließ sich daher an diesem sonst trefflich gearteten Jüngling das Giftkraut dieser Gegenden in seiner Blüthe studiren. Er führte viele der Tractätleins bei sich, welche die frommen Gesellschaften des Waadtlandes verfertigen und vertheilen lassen, und las bald in diesen, bald in einer kleinen Handbibel, welche durch ihre Zierlichkeit auch das Wohlgefallen unserer schnupfenden Reisegefährtin auf sich lenkte. Diese schien ihn jedoch durch ihre Nähe in dem engen Wagen in einige Verlegenheit zu bringen und er rückte ängstlich hinundher, um alle weltlichen Berührungen zu vermeiden, bis er sich endlich entschlossen zu haben schien, eben in dem Kampf mit dieser Versuchung die Heilsanlockung zu erblicken.

Unterdessen erhöhten die Ufer des Rhoneflusses ihre pittoresken Reize, und die Landschaftsbilder, welche durch die wunderbarste Verschlingung von Strom und Felsen hier entstehen, breiteten immer entzückender sich vor uns hin. Auf einmal vertritt uns den Weg ein gewaltiger Riese, der Wache hält an dieser Schwelle Frankreichs, und auf seinen hohen Felsenschultern die Batterien trägt, welche von ihren schwindelnden Gipfeln herab tausendfach den Tod drohen. Dies ist das Fort de l'Ecluse, das die

Natur selbst zu einer Gränzfestung angelegt zu haben scheint, indem es mit dem Jurafelsen völlig eins und ganz naturgemäß aus ihm herausgeschnitten und durch ihn befestigt ist. Seit 1824 steht diese Feste wieder in ihrer Unüberwindlichkeit da, welche, wie 1814 durch die Oesterreicher, so jetzt durch die Schweizer leicht zum zweiten Mal hätte auf's Spiel gesetzt werden können, wenn aus dem hökermäßigen Streit Louis-Philipps mit den Eidgenossen Ernst gemacht worden wäre. Denn nichts Unüberwindliches giebt es. Tiefunten an der Schanze fließt der Rhonestrom vorbei, der hier in einer schmalen Felsenlinie seinen Lauf zusammendrängen muß. Dieser merkwürdige Fluß unternimmt auf seinem ganzen Wege die launenhaftesten Sprünge, und vielleicht hat ihm um dieses Temperaments willen, das er offenbart, die deutsche Sprache das weibliche Geschlecht beigelegt und nennt ihn die Rhone, während er sonst alle Ansprüche darauf hat, der Rhone (le **Rhone**, **Rhodanus**) zu heißen, und auch wohl die Tapferkeit, mit der er sich auf langen Länderstrecken bis zum Meere durchschlägt, an seinen männlichen Tugenden nicht zweifeln läßt. Mit Grazie und Kraft zugleich windet er sich mühsam durch tausend Hindernisse, und springt aus allen Hemmungen wieder mit fröhlich jauchzenden Gewässern hervor. Bald wirbelt er tollkühn fort wie ein

junges Strudelköpfchen, bald seufzt er gefangen in einer heimlichen Felsenschlucht, bangt um sein Leben und stöhnt sich fast zu Tode, ehe er die Freiheit wieder erlangen kann. Und dann, befreit, sammelt er in einem selbstverkennenden Uebermuth alle seine Gewässer, stürzt wie ein Verschwender mit brausendem Freudengeschrei davon, jählings rollen die Schiffe auf seinen Fluthen hinunter, aber dann scheint er sich auf einmal zu besinnen, daß er sein Sterben beschleunigt, je rascher er dem Meere zueilt, und er hält sein leichtsinniges Springen an, sein Strom verdünnt sich in zögernde Tropfen, sein Bett wird seicht, und in Verzweiflung scheint er sich versanden zu wollen, ehe das Weltmeer ihn verschlingt. So treibt ihn bald, bald hemmt ihn die Lebenslust, und seine romantischen Ufer sehen den schönen Flüchtling vorüberziehen, und suchen den allzu Raschen hier anzuhalten, um ihn länger zu besitzen, dort verschönen sie ihm seinen Lauf und werfen Kränze in seine grünen Wellen. Er aber achtet Alles nicht, und scheint verhert und von allerhand Zaubergeistern getrieben.

Bei Bellegarde, wo für uns die französischen Mauth- und Packquälereien begannen, treibt die Rhone ihr geheimnißvollstes Spiel. Sie ist hier unsichtbar geworden und hat sich vor aller Welt versteckt, aber doch kann man sie belauschen, wie sie in heim-

licher Arbeit sich unter der Erde fortgräbt, um eine Strecke davon wieder mit schäumender Heftigkeit, und fast zu heißen Dämpfen erglüht, an das Tageslicht hervorzustürzen. Man nennt dies Sichverlieren des Flusses in den Tiefen der Erde hier **la perte du Rhone** und will dies Naturwunder noch an einigen andern Stellen seines Laufes bemerkt haben, obwohl es nur bei Bellegarde genauer bekannt und festgestellt ist. Diese seltsame Rhone feiert da unterirdische Mysterien und wenn sie aus den Steinen wieder hervorbraust, sieht man es ihr an, daß sie etwas ganz Absonderliches getrieben haben muß.

Ich war mit dem französischen Studenten eine Strecke voraus zu Fuß gewandert, während der Wagen hinter uns her mühsam die Felsenwege erklimmte. Der berühmte Theologe Tholuck, welcher kurz zuvor in Genf gewesen war und mit den dortigen Frommen viel verkehrt hatte, wurde der Anknüpfungspunct unseres Gespräches, das uns mitten in dieser reizenden Gebirgsnatur, unter grünen Laubhölzern und lebensvoll flüsternden Cascaden, auf die deutsche Theologie und den christlichen Mystizismus brachte. Mein Student, in dessen ganzem Wesen sich das unverkennbarste pietistische Gepräge ausdrückte, war ein protestantischer Theolog und hatte deshalb zur Betreibung seiner Studien die Universität von Genf gewählt, da

Frankreich selbst bekanntlich nur zwei protestantische Facultäten im Lande hat, Strasburg und Montauban, denen aber die wissenschaftlich ausgebildetere Facultät von Genf von den französischen Studenten gewöhnlich vorgezogen wird. Indessen ist auch in Genf die deutsche Theologie als Wissenschaft so gut wie unbekannt, und das Wenige, was ich selbst meinem sonst sehr unterrichteten Reisegefährten davon zu erzählen wußte, erschien' ihm wie Wunderdinge, vor denen er sich jedoch, wie eine Schnecke bei der leisesten Berührung in ihr Haus, so auf der Stelle wieder in sein gläubiges evangelisches Gefühl zurückzog. Er war ein braver, offenherziger Junge, mit seiner französischen Natur etwas schwereres spanisches Geblüt verbindend, wie es in seiner Gegend, wo er zu Hause war, häufiger in dieser träumerischen Mischung angetroffen wird. Es lag ihm gewiß daran, mich zu seiner kindlichen Orthodoxie zu bekehren, und er schenkte mir mehrere Brochuren und Tractätchen, die von der Gesellschaft der sogenannten Evangelischen in Genf und von der im Waadtlande bestehenden Gesellschaft zur Verbreitung frommer Schriften abgefaßt waren. Ich hätte laut weinen mögen über mich und die ganze Schöpfung. Die Welt lag in dem herrlichsten Landschaftsbild vor uns da. Hinter uns hatten wir das wunderschöne Nantua, das, zwischen zwei

Bergen eingefaßt, an dem Busen eines schimmernden Sees sich in Lebensfreudigkeit schaukelt und ringsumher sonniges menschliches Dasein verkündet. Im Umkreise liegen alte Tempelsäulen und Stadtruinen, welche an den zerstörenden Schritt der immer wieder von neuem Leben überblühten Geschichte erinnern. Dort strömt aus zerrissenen Felsen ein gewaltiger Wasserbach, das Gebirge klüftet sich wie in einem schreienden Weheruf, Ströme kommen aus Seen hervor und tanzen wie in einem Reigen ihrer Gewässer über die Berge dahin. Da ist wilde Lebensfülle neben heiterer Schönheit, gährende Kraft, üppig brausendes Element, der donnernde Geist der Schöpfung, in dessen Friedensumarmung Himmel und Erde zitternd hängen. Und gebückt unter dieser Herrlichkeit schritten da zwei Wanderer mit Tractätchen, und unterhielten sich über die christliche Bußfertigkeit und über die fromme Enthaltung von den Genüssen des Daseins!

Der Student hatte mir unter Andern eine Schrift gegeben: **Observations sur les danses**, worin der Verfasser zu beweisen sucht, daß das Tanzen dem Geist des Evangeliums zuwider sei. Aehnliche Bestrebungen, den gesunden Sinn des Volkes zu vergiften, hat der evangelische Pietismus auch in Deutschland angestellt, und es fiel mir ein, was Tholuck in

einer früheren Zeit, als er noch in Berlin lebte, gegen den Besuch des Theaters geschrieben. Daß das Tanzen an sich etwas Unreligiöses sei, läßt sich nun wohl schwerlich behaupten, da alle Völker sogar zu Ehren ihrer Götter getanzt haben. Christus selbst wohnte fröhlichen Hochzeitsfesten bei, auf denen gewiß auch getanzt wurde. Der Verfasser des Tractätchens aber, aus dem mir mein Student mehrere Stellen vorlas, meinte: das Evangelium schreibe vor, zu beten zu allen Zeiten und an allen Orten, und weil die Zerstreuung des Tanzens am Beten verhindere, sei es ein Vergnügen, entgegen dem Geist des Evangeliums. Er eifert aber besonders gegen die Volkstänze, die in seinem Lande, der Waadt, gängundgäbe sind, und die er als unchristlich und unmoralisch unterdrücken möchte, während sie nichts sind als die lebenskräftige Aeußerung eines tüchtigen Volksschlages, der sich nach seiner Art und Sitte ergeht. Jener schäbige und räudige Pietismus aber, wie er sich gegen die Gebilde der Kunst als etwas Gottloses zur Wehre gesetzt hat, so ist ihm auch die Naivetät des Volksnaturells ein Gräuel, den er vertilgen möchte. Das religiöse Sectenwesen im Waadtlande und in Genf, wo besonders die Momiers ihren Separatgottesdienst befestigt haben, hat schon mehrmals zu öffentlichen Aufständen Anlaß gegeben. Im Canton Waadt

mußte man vor einigen Jahren mit Militairgewalt einschreiten, um aufrührerische Bewegungen, welche von pietistischem Sectenwesen immer unzertrennlich sind, zu unterdrücken, und die Regierung war im Begriff, diese separatistischen Richtungen, von denen das Volk in dieser Gegend so leidend ergriffen ist, zu verbieten. Doch focht im großen Rath namentlich der bekannte Monnard dafür, die freie Ausübung religiöser Formen allgemein zu gestatten. Mein junger Reisegefährte gehörte zu der Secte der Evangelisten, die besonders in Genf einen festbegründeten Mittelpunct hat und von dort aus lebhafte Verbindungen in den Süden Frankreichs verzweigt. Diese evangelische Gesellschaft von Genf sendet weithinaus ihre Missionnaire, welche Tractätchen und Bibeln unter das Volk verbreiten und dabei wenigstens das Verdienst sich erwerben, daß sie bei den katholischen Bevölkerungen der Schweiz und des südlichen Frankreichs durch dieses fromme Colporteurgeschäft die Bibel zugänglicher machen, die dort noch in vielen Hütten fehlt und häufig gar nicht gekannt ist. Der Student von Genf schenkte mir auch die neuesten Missionsberichte der evangelischen Gesellschaft, die er alle mit sich in seiner Tasche trug, und woraus man ersehen konnte, was namentlich unter den Landleuten gewisser Gegenden durch diese Colportirung Neuer

Testamente und frommer Schriften aller Art gewirkt worden. Man muß erstaunen, wie gering die Verbreitung der Bibel an den katholischen Ortschaften ist, und dies charakterisirt mehr als Alles den Geist des katholischen Priesterthums. Dagegen ist z. B. im Waadtlande jeder Bürger, der sich verheirathet, durch das Gesetz verpflichtet, sich eine Bibel anzuschaffen, die somit gewissermaßen als ein unentbehrliches Stück in der Wirthschaft und zum Haushalt nothwendig angesehen wird. —

Unter solchen Gesprächen war mittlerweile die Abendsonne am Gipfel des Jura herabgesunken. Unser Wagen hatte uns wieder erreicht und wir stiegen zu unserer leichtfertigen Französin ein, die uns durch ihr Geschwätz auf andere Gedanken zu bringen suchte. Noch eine schöne Mondnacht hatten wir zu durchfahren, ehe wir Lyon erreichten, das uns endlich gegen Morgen seine Thore öffnete. So befanden wir uns denn in dieser mysteriösen Stadt, die so viel räthselhafte und seltsame Elemente in sich verbirgt und in der die herbsten Widersprüche der modernen Geschichte mit einander im Kampf gelegen haben. Es hielt schwer, in den Gasthöfen bei deren großer Ueberfüllung ein Unterkommen zu finden, und nachdem wir in der Dämmerung des kaum noch tagenden Morgens die

Runde durch die ganze Stadt gemacht, ergab sich endlich noch im Hotel de Milan ein erträgliches Zimmer, das ich zugleich meinem französischen Studenten zur Mitbenutzung anbot, weil derselbe nur einen halben Tag in Lyon verweilen wollte. Statt aber weiter zu disputiren, ward beschlossen, lieber noch das Bett zu suchen und friedfertig in den Tag hineinzuschlafen. Nachdem er sich ausgekleidet hatte, kniete er förmlich vor seinem Bett nieder und verrichtete sein Gebet mit einer Inbrunst, die mich an meine eigene fromme Knabenzeit wehmüthig erinnerte. Ich beneidete dies gottesfürchtige Kind von ganzem Herzen, und wünschte ihm, dies unmittelbare Verhältniß zu Gott niemals zu verlieren. Dann war er auch im Moment eingeschlafen, und auch mich suchte bald ein wohlthätiger Schlummer heim, während die falben Morgenlichter durch das Fenster spielten und draußen schon das unruhige Lyon mit seiner gewerbfleißigen Industrie, dem Geräusch seiner Boutiquen, und den schreienden Bewegungen seines Luxus und seiner Armuth sich regte.

Am Tage nahm ich Abschied von meinem lieben frommen Studenten. Als er fort war, fand ich auf dem Kamin noch drei Tractätchen, die er mit Absicht dort zurückgelassen hatte. Es ist die

Manier dieser Leute, an öffentlichen Orten solche Schriften wie zufällig finden zu lassen, damit unbußfertige Gemüther davon überrascht und getroffen würden wie von einem Zuruf des Schicksals selbst. —

19.

L y o n.

— In Lyon wurde noch viel von Chateaubriand gesprochen, der vor Kurzem hier und in den nahelie-genden Theilen des südlichen Frankreichs einen Besuch gemacht, welchem man politische Absichten beige-messen. In dieser Gegend, namentlich in Lyon, wohnen die reinen Royalisten von Frankreich, und es haben sich immer mehr vornehme und begüterte Familien, welche sich zur alten Legitimität bekennen, in diesen Landestheilen zusammengezogen und ansässig gemacht. Chateaubriand, sagt man, habe sich mit diesen reinen Royalisten, denen er durch seine vermischten politischen Meinungen entfremdet gewesen, verständigen und neu verbinden wollen. Dies hat in Lyon ein großes Aufsehen gemacht und hat sowohl die Legitimen wie die Republikaner be-

schäftigt, denn aus beiden Theilen ist hauptsächlich der gegenwärtige politische Charakter von Lyon zusammengesetzt. Diese beiden schneidendsten Widersprüche der modernen Staatsrichtungen haben sich auch hier als Nachbaren getroffen, und wie sie in unserer Zeit schon häufig seltsame Coalitionen geschlossen, so sieht man sie hier sogar in örtlicher Ansiedelung dicht und nahe neben einander, als einträchtige Hausbewohner. Das schöne Lyon, der Liebling der Könige von Frankreich, war schon von alten Zeiten her das Nest der Legitimität, in dem man, in religiöser Pietät, an dem Bestehenden festhielt und es gegen die Wandelungen der Zeit und Geschichte vertheidigte. Bei den ersten Gängen durch die Stadt stößt man hier auf alte royalistische Sympathieen, und wenn man unter den Lindenalleen des prachtvollen Platzes Bellecour spazieren geht, kommt uns durch die Reiterstatue Ludwigs XIV. jene Zeit ins Gedächtniß zurück, welche der eigentliche Ausgangspunct der heutigen Geschichtsbewegungen ist, und in deren Angeln Frankreich noch jetzt schwebt. In ihr wurzeln Revolution und Reaction mit den ursprünglichen Keimen, in dieser glorreichen Zeit des alten Regime steht der verhängnißvolle Webstuhl, von dem die aufsteigenden und die rückwärts laufenden Linien der neueren Geschichte sich herunterspinnen. Die alte Zeit des Staats-

lebens, welche sich in diesem König vollbrachte, ist auf diesem Gipfelpunct theils als erstarrtes Ideal stehen geblieben für die Einen, die noch heut, mit rückwärts gekehrten Schritten wie Büßende, zu ihr wallfahrten, theils ist sie für die Andern die Gewährleistung der Lebensrechte der neuen Zeit, die aus ihr hervorgebrochen. Lyon, das alte legitime Lyon, das den Glanz der ältesten Zeiten Frankreichs sah, und das größte Elend der heutigen Zeiten zum heftigsten Ausbruch brachte, wo Heinrich IV. in verschwenderischer Pracht königlichen Liebesrausch feierte und wo heut die armen brotlosen Ouvriers das Signal gegeben haben zum Krieg mit den Reichen, das bigotte und gewerbfleißige Lyon, wo man im Schweiß seines Angesichtes betet und arbeitet und doch keinen Segen und Frieden mehr finden kann weder mit dem Schicksal noch mit der Regierung, das üppige und verzweifelte Lyon, das im Luxus und in der Armuth, in der Industrie und im Hunger das Höchste geleistet hat, das geheimnißvolle und aufrührerische Lyon, in dem mystische Kopfhängerei und lachende Lebenslust sich paaren, strenge Priester und schöne leichtfertige Frauen nebeneinander gehen, Legitimisten und Demokraten sich durch Ueppigkeit und Armuth und Priestereinfluß wechselseitig aufreizen zur Empörung gegen das Bestehende, dies merkwürdig unglückliche Lyon führt

uns recht mit der Stimme des Versuchers auf den Höhepunct der Zeiten, und läßt uns hier von den Zinnen einen schwindelnden Blick thun in Vergangenheit und Zukunft.

Lyon, das jetzt von zwei Seiten her revolutionnaire Elemente angehäuft, war sonst eine wichtige Vormauer gegen die Revolution gewesen. Mit seinem edelsten Bürgerblut hatte es Widerstand geleistet gegen Robespierre's Schreckensherrschaft, und der Convent sprach das Todesurtheil aus über die an der alten Ordnung festhaltende Stadt, die, nach langwieriger Belagerung, unter den Händen des Revolutionsheeres fast in einen Trümmerhaufen sich verwandelte. Lyon schien aus dem Innern Frankreichs heraus die gewaltige Nebenbuhlerin der Hauptstadt, mit der sie an Glanz und Kraft sich wohl messen konnte und deren angemaßter Gewalt- und Modeherrschaft gegenüber sie ein Centrum des alten Frankreichs darzustellen sich berufen hielt. Dadurch aber wurde sie selbst ein Heerd der revolutionnairen Zeitrichtungen und seit der Julirevolution schlugen in Lyon die Hauptfeinde der bestehenden Regierung ihre Kriegslager auf. Die Parteigänger der alten Vergangenheit wie die einer neuen Zukunft fanden hier gleich günstige Elemente, und während die Legitimisten auf die althergebrachte Gesinnung der Lyonner sich stützen konn-

ten, zeigte sich den Republikanern ein ganz neues Element der Umwälzung an den Seidenarbeitern von Lyon, unter denen sich seit der Julirevolution die ersten Flammenzeichen eines socialen Krieges der Menschheit verriethen. In den Aufständen von 1831 und 1834 brach zuerst dies große Geschwür der modernen Gesellschaft auf, und das ganze sociale Uebel, Uebervölkerung und Armuth, Corruption der Gewalthaber und der factiose Einfluß einer zu unabhängig gestellten Geistlichkeit, Ueberbildung der Reichen und Mangel an Volksbildung, zeigte sich hier in allen drohenden Symptomen seiner Krankheit. Namentlich waren es die Arbeiteremeuten vom Jahre 1834, in welchen sich diese revolutionnaire Richtung der Proletarier schon als politisches Moment geltend machte und im entschiedensten Zusammenhang mit den republikanischen Vereinen Frankreichs auftrat. Die herrliche Stadt wurde in diesen Wirren wieder ein Opfer der Zerstörungswuth bei den gesetzlichen wie bei den ungesetzlichen Gewalten. Dies aber war nicht das Schlimmste gewesen, wenn man bedenkt, unter welchen noch jammervolleren Zeichen sich im vorigen Jahre durch den Aufstand der vielen tausend brotlosen Seidenarbeiter diese Zeitkrankheit erneuerte. Die letzten Ereignisse in Lyon, in welchen, durch das Nachlassen der Seiden-Bestellungen wegen der gro-

ßen amerikanischen Falliten, die Verarmung und Verwilderung der Arbeiter auf's Höchste gestiegen war, zeigten ihre zerstörenden Folgen besonders in einer Entsittlichung des hiesigen Volkscharakters, die auf eine wahrhaft grauenerregende Weise den moralischen Zustand dieser Stadt untergraben hat. Es ist bekannt, wie unter den Frauen und Töchtern der verarmten Ouvriers das Gewerbe der Prostitution so überhand nahm, daß man sie, die noch vor Kurzem ein ehrenwerthes und fleißiges Leben geführt, jetzt schaarenweise auf den Straßen sich umhertreiben sah, um sich durch die Preisbietung ihrer Reize vor dem Hungertode zu schützen. In Lyon ist durch die Verarmung ein Grund der Immoralität in den Volksklassen gelegt worden, die nicht so bald wieder versöhnlichen Verhältnissen weichen wird. Ein fürchterlicher Beweis, wie Armuth demoralisirt! Wo sind in unserer Zeit die Armen, die Christus selig gesprochen und die sich an dem zukünftigen Himmelreich genügen lassen, das er ihnen verheißen hat? Wo seid ihr, ihr großsprecherischen Priester, um dem armen Volke aus der Empörung des Magens, aus dem bellenden Hunger, der so wehe thut, die ewige Seligkeit zu deduziren? Ach, die Weltanschauung hat sich geändert! Bekennt es nur, die christliche Ansicht von dem Armsein will keine Kraft und Wirkung

mehr ausüben auf die Gemüther! Die Menschheit ist auf einer Stufe angekommen, wo Alles sein Genüge haben will, der Körper wie der Geist. Die Armen und die Reichen wollen gleich werden vor Gott, und wer Hunger hat, will essen, ohne darum das Himmelreich zu verlieren. Die christliche Ansicht von der Armuth hat sich in eine politische umgewandelt und gegen das Auserwähltsein zur Armuth lehnt sich jetzt dasselbe moralische und sociale Gefühl auf wie gegen den privilegirten Reichthum. Der Reichthum ein Uebel und die Armuth ein Fluch und ein Schimpf, das sind jetzt die beiden Angelpunkte der heutigen Weltansicht, die darin ihren klaffenden Spalt, ihre tiefste Lebenswunde aufzeigt. Hier kann nur Gott wieder helfen, in einem Zwiespalt der Weltanschauung, für den die alte Religion keinen Tropfen Balsam mehr übrig zu haben scheint. —

Die Nachwirkungen der letzten Aufstände der Ouvriers sind noch in allen Verhältnissen von Lyon sichtbar. Namentlich klagt man noch über die große Unsicherheit des Eigenthums und die Häuser werden schon sehr frühzeitig des Abends mit vieler Aengstlichkeit verschlossen. Man sieht unter dem Volke trübe und zweideutige Gesichter, Gestalten des Elends, die mit Trotz und Widerstand gegen ihr Schicksal gepanzert scheinen, und dem Wohlgekleideten, der an ih-

nen vorübergeht oder mit ihnen zu verkehren hat, weder freundlich noch dienstwillig sich zeigen. Dies erregt ein Gefühl der Traurigkeit und bangen Mißbehagens, womit man die Stadt durchschreitet, die so herrlich, in einer außerordentlich malerischen Gruppe, an den Quais der Rhone und Saône hingelagert ist, und in der sonst Alles darauf angelegt erscheint, einen heitern und großartig geordneten Anblick zu gewähren. Die Stadt ist so schön und in so edlen Verhältnissen gebaut, daß keine andere in Frankreich sich mit ihr vergleichen kann. Nur das Glück und der Frieden, ein begünstigtes Geschlecht, das den Segen alter Jahrhunderte als ein erfreuliches Erbe überkommen, sollte hier seine Wohnsitze haben. Es giebt zwar auch hier, wie in Paris, viele enge Straßen, aber die Schönheit der Architektur, der erhabene Baustil der Häuser, benimmt ihnen meistentheils das finstere Aussehen und bringt überall eine interessante und absonderliche Physiognomie hervor. Die reizenden Gewässer des Rhonestroms durchlaufen den östlichen Theil der Stadt, und eine Reihe bewunderswürdig schöner Brücken, die oft Meisterwerke der Baukunst sind, schlägt sich mit leichter Grazie und in kühner Bogenführung darüber. Die stillere Saône, auch von zahlreichen Brücken überwölbt, fließt durch die Mitte der Stadt. Die zwischen beiden Strömen

eingeschlossenen Stadttheile fassen die hauptsächlichste Bevölkerung und Lebensbewegung von Lyon in sich. Ein beständig reges Leben tummelt sich auf den Gassen. Lyon hat, wie Paris, seine glänzenden Läden, seine menschenbewegten Quais, seine Ausrufer, seine Stiefelputzer an den Straßenecken, seine unzähligen Cafés, seine riesenhaften Affichen gegen die **maladies secrètes**, und was man sonst nur verlangen kann. Aber der diabolische Leichtsinn, der in Paris den Strudel mischt, fehlt dem hiesigen Treiben, und es scheint sich hier ernster und schwerer Alles fortzubewegen, vielleicht, weil ein ursprünglich gediegeneres Element in einen unnatürlichen Lebensrausch gerathen ist. Dann machen auch oft die Südwinde, welche hier häufig wehen, den Aufenthalt in den Straßen von Lyon unerträglich und fürchterliche Staubwolken schleudern sich im Wirbel umher, Alles erfassend und mit sich fortreißend, und eine melancholische Stimmung über die ganze Stadt verbreitend.

Man sieht jetzt hier in Lyon eine auffallende Anzahl von Militair und dies erinnert jeden Augenblick auf eine peinliche Weise an die noch immer wache Emeute, deren Ausbruch aus ihren Höhlen man fürchtet. Aber Alles ist ruhig in den hohen Häusern, die mit ihren seltsam langen Schornsteinen so räthselhaft dastehen. Nur das Geklapper der Arbeits-

stühle vernimmt man aus ihrem Innern, und man kann kaum an einem Hause in Lyon vorübergehen, ohne daß dies eigenthümliche Geräusch der Maschinen an unser Ohr schlüge. Es giebt hier nämlich wenig eigentliche Fabrikhäuser, sondern die Arbeiter verbleiben meistentheils in ihren eigenen Wohnungen und sind zugleich Besitzer ihrer Arbeitsstühle. Auch wo sie in Fabrikhäusern arbeiten, gehört ihnen der Arbeitsstuhl eigenthümlich an, ein umgekehrtes Verhältniß wie in den deutschen Fabriken, wo der Herr und Unternehmer auch die zur Arbeit erforderlichen Stühle anschafft und besitzt. In Lyon aber sind die Fabrikherren blos Diejenigen, welche die Arbeit geben, und an der Hervorbringung des Products lediglich als Speculanten betheiligt sind. Dieser Umstand übt auf das sociale Verhältniß ohne Zweifel den wichtigsten Einfluß aus und ist durchaus geeignet, in den Arbeitern sowohl das Unabhängigkeitsgefühl als auch zugleich das Gefühl der Bitterkeit gegen ihre Brotherren, denen sie die Quelle alles Reichthums sind, aufs höchste zu schärfen. Während ich mich in Lyon aufhielt, waren gerade außerordentlich lebhafte Bestellungen, namentlich auf Seide, zu einem sehr gehaltenen Preise wieder eingegangen, und dies erhöhte auf allen Seiten die Zuversicht, daß die Ruhe sich wieder dauernd herstellen

werde in der arbeitsamen Stadt, die den Ruf des gewerblichen Fleißes schon in den ältesten Zeiten genossen. Schon unter den Römern war das alte Lugdunum berühmt wegen seiner Gewebe und Gewänder, die hier aus den Händen schöner und fleißiger Frauen hervorgingen. Statt der früheren Arbeiten, die besonders in Leinwand bestanden, hat aber die neuere Zeit das kostbarere Material der Seide hier für die Verarbeitung einheimisch gemacht. Von allen Weltgegenden her trifft in Lyon die Seide ein, um hier versponnen, verwebt und zu Formen und Stoffen aller Art gefertigt zu werden. Aber mit dem Ruhm der Kunstfertigkeit, in dem Lyon gestiegen, hat sich auch die Zahl der Arbeiter hier von Tausenden zu Tausenden gemehrt, und wie reichlich Material und Bestellungen auch zufließen mögen, es wird ein immer größeres Mißverhältniß der arbeitenden Kräfte sogar zu der Masse des Stoffs entstehen. Beschwichtigungen für den Moment, wie jetzt, sind leichte Nothbrücken über diesen gefahrvollsten Abgrund der Gesellschaft, der ein Grab sein wird für Vieles, das längst des Begrabens werth ist unter uns. —

Ein Zufall verschaffte mir hier wieder die Bekanntschaft eines französischen Theologen, der Pastor bei der auch in Lyon verbreiteten, evangelischen Gemeinde

war. Diese Evangelisten bilden hier eine Gemeinde von nahe an 400 Mitgliedern, und sind in manchem Betracht als ein wohlthätiges Element in dem streng-katholischen Südfrankreich anzusehen, indem sie den verdumpfenden Einflüssen des Pfaffenwesens beim Volke entgegenarbeiten. Von den Protestanten unterscheiden sie sich noch durch die strengere kirchliche Disciplin, die sie beibehalten haben, und wodurch sie der römischen Kirche einigermaßen verwandt geblieben sind, obwohl sie sonst die größte Unabhängigkeit von Rom behaupten. Aber auch zum Staat haben sie sich in ein völlig unabhängiges Verhältniß gesetzt und stellen so in ihrer Gemeinde ein rein christliches Element dar, das, nur aus sich heraus bestimmt und bewegt und frei von allen zeitlichen Einflüssen, wie durch den religiösen Begriff selbst sich zu einer kirchlichen Form geordnet hat. Mein neuer Bekannter hatte in allen religiösen Dingen die vernünftigsten und entschiedensten Ansichten, und obwohl auch er den pietistischen und ascetischen Grundzug, welcher seine Secte charakterisirt, nicht verläugnete, so trat doch in ihm diese Richtung mit einer gewissen männlichen Kraft auf, der man seine Hochachtung nicht versagen konnte. Er war ein schlanker, großgebauter Mann von heiterm Aussehen, und es ließ sich ebenso gut mit ihm scherzen als disputiren, sodaß, da er es als

eine Art von Pflicht zu betrachten schien, mich ein wenig durch Lyon zu geleiten, mir ein sehr angenehmer Dienst dadurch geschah. Wir stiegen zusammen zu dem der Stadt unmittelbar anliegenden Berg von Notre Dame de Fourvières hinauf, dessen steile Höhe man rasch erklimmt, um dort den entzückendsten Ueberblick über die wahrhaft erhabene und prachtvolle Lage von Lyon zu finden. Dieser Berg trug die ersten Anfänge von Lyon, und auf seinem Gipfel, auf dem heut eine Kirche der Maria und ein gegen einen Eintrittspreis zu besuchendes Belvedere sich erhebt, stand sonst das alte Forum des Trajan, aus dessen Benennung (**Forum vetus, Fortviel**) der gegenwärtige Name des Berges, Fourvières, sich herleitet. In den Häusern am Berge, die vorüber man zu ihm emporsteigt, erblickt man eine Reihe von Schenken, welche durch ihre Inschriften die Andächtigen zur **Notre dame de Fourvières** einladen, hier zu rasten, und sich durch Bier oder Wein zu stärken, denn man braut in Lyon auch ein ausgezeichnet schönes Bier, das weithin seinen Ruhm behauptet. Aber oben angekommen, vergißt man alles Andere, und der Blick verliert sich in die ziehenden Strömungen der Saône und Rhone und schweift von den zu Füßen liegenden Gruppen der Stadt zu den fernen Alpen wie berauscht hinüber. Nach dem freien Blick

über die Gottesschöpfung tritt man mit einigem Schauer in die düstere Kirche ein, die auf Veranlassung der Cholera von Neuem der heiligen Dame von Fourvières geweiht worden, indem man ihr, die für sehr wunderthätig und besonders heilkräftig in allen physischen Dingen gilt, es auch zugeschrieben hat, daß Lyon völlig befreit geblieben von jener Seuche, die für andere Städte so gefährlich war. Das Innere der Kirche beweist denn auch auf eine grauenerregende Weise die Macht, welche Notre Dame über alle Glieder des menschlichen Körpers hat. Dort hängen nämlich an allen Wänden menschliche Gliedmaßen von Wachs, die, mit Votivtafeln versehen, von den Kranken hier ausgestellt worden sind, indem dabei den Gläubigen mit frommen Worten empfohlen ist, für diese armen leidenden Glieder zu beten. Da sieht man, an einem Fädchen schwebend, in einer hinlänglich ekelhaften Gallerie Arme, Beine, Köpfe, Gehirn, und wer nur irgendwo eine schadhafte Stelle an seinem Leibe hat, bringt sie in Wachs angefertigt auf dieser Schädelstätte des menschlichen Jammers dar. Auch ein Herz sah ich darunter, dessen Leiden in der äußeren organischen Form nicht angedeutet war, sodaß es ein inneres gewesen sein mußte. Es fehlt nie an frommen Leuten, besonders an Frauen, die den Tag über vor diesen Gliedern knieen und mit

inbrünstigem Gebet für deren Heilung und Wiedergenesung flehen. Dem Thun dieser guten Seelen blickte ich eine Zeitlang mit Verwunderung zu und bemitleidete darunter besonders ein junges hübsches Mädchen, das lange vor jenem wächsernen Herzen niederkniete und in die heißesten Bitten für dasselbe versunken schien. Sie bemerkte Niemand um sich her und seufzte so tief und schmerzlich, daß, wenn ich Gott gewesen, ich ihr auf der Stelle all ihr Gebet für jenes Herz, das vielleicht ein ungetreues oder entfremdetes war, erfüllt hätte. Aber als sie die schlanken Glieder erhob, um die Kirche wieder zu verlassen, schien sie nicht mit dieser freudigen Zuversicht auf Erfüllung von hinnen zu gehen, denn sie war traurig, und schwarze melancholische Augen blitzten aus dem Schleier hervor. Diese materielle Wirthschaft des katholischen Glaubens führt zu keiner Freudigkeit, es wird Einem angst und wehe dabei um's Herz. Das Christenthum hat überhaupt die physischen und körperlichen Elemente, welche die antiken Religionen künstlerisch idealisirten, häufig in zu grauenerregender Nacktheit aufgenommen und für die Andacht Calvarienberge aufgehäuft, in deren irdischen Schutt man ein des Himmels bedürftiges Herz vergraben soll! Die christliche Ansicht von der endlichen Auferstehung und Wiederzusammenfügung der Knochen hat so viel

Materielles, Düsteres und Schweres auch in die christlichen Formen gebracht! Ich konnte es nicht länger in der Kirche aushalten, denn aus allen diesen Gliedern der Gläubigen schienen sich mir Schreckphantome zusammenzusetzen, die mit Marterwerkzeugen aller Art meine Vernunft bedrohten, sodaß mir bange wurde, ich müßte am Ende auch diese arme Vernunft hier in Wachs unter die andern kranken Glieder aufhängen, um sie der heiligen Frau von Fourvières bestens zu empfehlen. Glücklicherweise stürzte ich aber noch rasch genug, am Arm meines lächelnden evangelischen Pastors, zur Thür hinaus, und athmete wieder die freie Luft wie einen unmittelbaren Segen ein, den Gott auf mich armes Menschenkind verschwenderisch herabsäuseln ließ. Die Sonne schien hell und freudig, und ich fühlte mich fromm und glücklich. Fromm, denn ich überschaute hier vom Bergesgipfel ein herrliches Stück der Schöpfung, das den Geist Gottes und der Geschichte mir in sichtlicher Glorie entgegentrug. Unsere Blicke fielen auf die Trümmer der alten Wasserleitungen, in denen ein glückseliges und kräftiges Geschlecht, die Römer, seinen großartig praktischen Lebenssinn verherrlicht hat. Dort aber beginnt, auf jenen verhängnißvollen Eisenlinien, ein neuer Lebenssinn des modernen Geschlechts sich zu regen! Den riesenhaften

Aquäducten der Vergangenheit gegenüber muß man die Gewalt der Zukunft anstaunen, die in der Ueberwindung von Raum und Zeit die höchsten Ideale der Menschheit anstrebt. Man blickt dort auf den Eisenbahnbau von Lyon nach St. Etienne, der in seinem wunderähnlichen Gang durch den schmalsten Felsentunnel an Kühnheit des Unternehmens sich fast mit jenen alten römischen Wasserleitungen vergleichen kann, die uns soeben durch ihre Ruinen an die alte starke Vorzeit gemahnten. So ist noch überall Lebenskraft und Lebenshoffnung, wohin wir blicken, und nur vor jenen klappernden Gebeinen an der Kirchenwand hatte mich das Gefühl des Todes schon fast erwürgt! Wo Leben ist, und wäre es auch nur ein ungewiß tändelndes Sonnenstäubchen, da fühlt man sich wieder nahe dem lebendigen Gott. —

Wir stiegen zur Stadt hinab, und ich ersuchte meinen geistlichen Begleiter, mit mir ins Theater zu gehn, wo man heut die erste Vorstellung von Auber's **Domino noir** gab. Er aber entsetzte sich von ganzem Herzen ob dieser Zumuthung, und erklärte mir, daß er niemals das Theater besuche. Nun trat auch bei diesem aufgeklärten und weltgebildeten Mann die Seite hervor, wo er Fanatiker war, und er, der noch vor kurzem heitern Spott mit mir ausgetauscht hatte gegen jene dumpfen

Wahngebilde, die für religiösen Glauben gelten wollen, verhüllte sich mir nun plötzlich in die dunkeln Wolken seines evangelischen Pietismus, der besonders gern seine Feindschaft gegen die Kunst auskramt. Ich fragte ihn, ob es gegen die Religion sei, ins Theater zu gehn? C'est contre les moeurs, Monsieur! war die ernste Antwort. Er suchte auch seine Meinung weiter auszuführen, und behauptete, es gebe kein einziges auf den Bühnen aufgeführtes Stück, das nicht unsittlicher Natur sei und unmoralische Eindrücke unter dem Volke verbreite. Aehnliche Behauptungen sind bekanntlich vor nicht gar langer Zeit auch in der französischen Deputirtenkammer laut geworden, wo man gegen die unsittlichen Einwirkungen der Theater eine Motion auszubringen gesucht hat, in der ein Deputirter Alles zusammenstellte, was jemals gegen das Theater in moralischer Beziehung gesagt und geschrieben worden. Soulié übernahm damals die öffentliche Vertheidigung der Schauspielkunst, hat aber, nach der Ansicht meines Pastors, die gegen das Theater anhängig gemachte Anklage nicht widerlegen noch entkräften können. Darauf beschwor er mich, das Theater nicht wieder zu besuchen. Ich sagte ihm, er solle sich meiner Person wegen beruhigen; in der Sache aber wolle ich ihm keines-

weges ganz Unrecht geben. Denn wer könnte läug-
nen, daß unsere Theater auf einem moralisch un-
terhöhlten Boden spielen, weil ihnen die hohen
sittlichen und nationalen Zwecke fehlen, auf denen
bei den Alten das Schauspiel ruhte als eine das
ganze Volk und seine heiligsten Interessen bethei-
ligende Institution? Aber man muß auch nicht
einem ungerechten und einseitigen Fanatismus sich
überlassen, und das moderne Theater für unsitt-
licher halten als manche andere moderne Institu-
tion! Wir leben überhaupt in verderbten und de-
moralisirten Zuständen, und das Theater, wenn es
immer mehr in die bloß gesellschaftlichen Zwecke
der Zerstreuung und Uebertäubung und in all den
glänzenden Firlefanz des menschlichen Elends ent-
artet, ist darin nur der natürliche Ausfluß der all-
gemeinen Krankheit, kann aber nicht als besonderer
Sündenbock unserer Zustände deshalb in Anspruch
genommen werden.

Ich war also verderbt genug, heut Abend doch
ins Theater zu gehn, und wenn es eine Sünde
war, so bin ich hinlänglich dafür bestraft worden,
denn die neue Oper Auber's war auch weit ent-
fernt davon, einen ächten Kunstgenuß zu gewäh-
ren. Sie zeigt ihn auf derselben Stufe der innern
Erschöpfung, auf der sich schon seine letzten Opern

befänden, Tongeklingel, das kaum noch auf Musik Anspruch macht. Ich beschäftigte mich im Theater mit der Betrachtung des schönen Saals, mit Gedanken an meinen liebenswürdigen Geistlichen, der nicht so ganz freundlich seinen Abschied von mir genommen und den ich doch gar zu gern zufriedengestellt hätte, da mir sonst sein treuherziges südfranzösisches Naturell so wohlgethan, und dann verfiel ich auf Vergleiche des Publikums mit dem pariser, wobei sich die größten Grundverschiedenheiten ergeben. Der Volksschlag, den man hier gewahr wird, ist überall ein ausgezeichneter sowohl an Schönheit der Formen, wie an kernhafter Naturfrische. Und je mehr ich in das Leben des Südfranzosen hineinblicke, desto bedeutender erscheint mir dies Naturell und desto beklagenswerther seine durch Meinung und Gesinnung hervorgebrachte Trennung von der Hauptstadt, die als ein tiefwirkendes Unglück für das ganze Frankreich zu betrachten ist. Der Südfranzose ist im Allgemeinen ein braver Mann, das Gutmüthige überwiegt an ihm und zu Excessen ist er von Haus aus wenig geneigt. Seine gemüthlichen, herzlichen und zuvorkommenden Eigenschaften sowie seine sentimentalen Anflüge unterscheiden ihn von dem Pariser, dem er an Beweglichkeit und Gewandtheit des Benehmens kei-

neswegs nachsteht. Ueberhaupt trifft man in der Provinz die milderen und auch wohl gehalteneren Elemente des französischen Lebens und Wesens an und kann sich des Gedankens nicht erwehren, welch eine heilsame Temperatur für den gesammten Nationalcharakter sich ergeben müßte durch die Verschmelzung der weicheren und gemüthlichen Provinzialstoffe mit der geistigen Energie und Entschiedenheit der Hauptstadt Paris. Die Centralisation Frankreichs in Paris hat für das innere Nationalbewußtsein gerade die entgegengesetzte Wirkung gehabt, nämlich es zu decentralisiren und eine beständige nationale Spaltung im Innern des Landes zu unterhalten.

Die Revolution ist noch immer die größte und tiefste Zerklüftung Frankreichs, und sie ist es auch, welche den in den ganzen französischen Landesorganismus eingerissenen Spalt zwischen der Hauptstadt und den Provinzen dauernd offen erhält. Die Provinz hat nicht zur Revolution bekehrt werden können, vielleicht aus organischem Haß gegen die Hauptstadt, und die Hauptstadt hat die Revolution in ihrem Schooße nicht zu überwinden vermocht, denn sie speit noch heut aus allen Lungen Feuer und Steine von sich, die von der unverdauten Revolution zeugen. Die Revolution ist die

Sündfluth der neueren Geschichte. Gott hat durch sie abermals einen neuen Bund mit der Menschheit stiften wollen, aber er zögert immer noch, den Friedensbogen aufzurichten über dem Chaos der Parteien und Gegensätze, welches das neue Werde! durch das es sich gestalten soll, bisjetzt noch als den großen Fluch, der dröhnend durch die Welt gegangen, zu empfinden hat. Wie einst barbarische Völker das Christenthum als ein fremdes Erbe überkamen und es zur Blüthe zu bringen berufen waren, so werden vielleicht auch andere spätere Völker berufen sein, die Idee der Freiheit des Menschengeschlechts zu erben und Das als eine unter Gottes Segen geordnete Wirklichkeit darzustellen, woran wir in den abmattenden Fieberträumen unserer Revolutionen unsere beste Manneskraft umsonst verloren haben. Und wir armen Deutschen, die wir nur als mitleidende Theile in die Revolution hineingeschleppt wurden, haben es als unser tiefstes Unglück zu tragen, daß die Revolution dieser unverdaute Rest der heutigen Menschheit geblieben. Für Deutschland ist die französische Revolution schlechthin ein Unglück, denn bei uns hat sie nur die Reaction mächtig gemacht und der Partei des Stillstands Gewalt gegeben über die Idee der Freiheit, die sonst schon tiefere Wurzel

im deutschen Leben geschlagen hatte als jetzt. Den Franzosen aber geht es wie den Juden mit dem Messias. Sie wissen nicht, ob sie ihn schon geboren oder nicht, oder ob sie vielleicht **fausse couche** damit gemacht haben? Man kann den Franzosen überhaupt in vielfachem Sinne den modernen Juden nennen. Auch viele persönliche Eigenschaften des jüdischen Charakters hat der Franzose geerbt und in die neuere Geschichte hineingetragen. So schien der französischen Nation denn auch die Aufgabe zugefallen, den zweiten Messias der neueren Geschichte, den Messias der politischen Freiheit, zu gebären; aber man weiß jetzt nicht mehr recht, wie es sich damit verhält, und die Franzosen selbst wissen es nicht. Haben sie den zu gebärenden Messias wirklich zur Welt gebracht, so scheinen sie die Aehnlichkeit mit den Juden auch darin zu theilen, daß die göttliche Geburt ihnen selbst nicht zu Gute kommen soll, sondern sich zu ihnen verhält wie ein fremdes und feindliches Gespenst, das nur für die Andern, in spätern Zeiten, ein Gott ist und wird. Die letzte Revolution und die aus ihr hervorgegangene Julíregierung haben aber am meisten verdorben, und eine wahre Verwüstung angestellt mit der Idee der Freiheit sowohl in Frankreich wie in der ganzen Welt. Der schmähliche

Schacher der Parteien und der Debatten, welchen das juliregierte Frankreich getrieben, zeigt die größte Verwilderung auf politischem wie sittlichem Gebiet. Das ist ein wucherischer Egoismus von lauter freibeuterischen Persönlichkeiten, die um die Macht des Tages buhlen, und welche alle Prinzipien plündern, um ihre erbärmliche Eitelkeit damit auszustaffiren! Und bei dieser Farce des allergemeinsten persönlichen Egoismus, welche jetzt täglich in Frankreich aufgeführt wird, wollen diese Leute noch so thun, als machten sie europäische Politik und als hätte es noch eine Bedeutung für die Völker, ob die Nuance Thiers oder Guizot obenauf bleibt bei dieser coquetten Katzbalgerei? Und der König all des Schachers, Louis-Philipp, schachert nicht minder eifrig mit all diesen Parteinüancen, er schachert nach Innen und nach Außen, er schachert mit der Legitimität und mit dem Katholizismus, und schlägt allmählig auch in der öffentlichen Meinung seine Prozentchen zusammen, die dem Thron am Ende Sicherheit und Auskommen versprechen. Wenigstens wird er den Ruhm haben, der Klügste all dieser Klugen genannt zu werden, wenn nicht auch hier die Klugheit der Klugen miteinander zu Schanden wird!

Der französische Einfluß auf die moderne Völ-

kergeschichte scheint in der That im Aufhören, und wird durch die gegenwärtige Charlatanerie der parlamentarischen Debatte immer mehr in dieser Beziehung abgeschwächt. Man scheint in Paris alle moralische Haltung und Würde verloren zu haben, und wenn dies abstracte Treiben der Parteien nicht bald einer gediegenen und thatkräftigen Richtung weicht, so wird Frankreich wie eine moralisch compromittirte Person in der Geschichte dastehen, und der Einfluß solcher verdorbener Capacitäten wird unwirksam und bleibt es oft auch dann noch, wenn sich wieder die Richtung auf das Wahre seiner bemächtigt! Diese Ansicht kann sich als richtig oder falsch erweisen, aber sie ist eine Ansicht, die ausgesprochen werden muß, weil sie ein factisches Moment der heutigen Weltstimmung gegen Frankreich bezeichnet. Diese Ansicht drängt sich dem, welcher reist, unaufhörlich entgegen, und bei allen Gelegenheiten, wo man Nationalitäten miteinander in Berührung gerathen sieht, wird man auf eine veränderte Stimmung gegen die Franzosen treffen. Bei Deutschen und Engländern ist von Hause aus ein unwillkürlicher Franzosenhaß vorhanden, der durch manche Eigenthümlichkeiten der Nationalität aufgeregt ist, und sich mit dem Instinctartigen des Judenhasses vergleichen

läßt. Diesen Haß hat die fortschreitende Völkerbildung der letzten Zeiten überwoben, in seinen Aeußerungen gemildert, zum Theil auch zerstört. Aber seine Regungen fangen an sich zu erneuern und der französische Nationalcharakter sieht sich wiederum von immer wachsenden Antipathieen anderer Völker bedroht. Besonders ist es auf der einen Seite die Schroffheit und auf der andern die Charlatanerie des französischen Wesens, was namentlich deutsche und englische Gemüther abwendig macht, obwohl die beiden letzteren auch häufig in dem Maßstab, welchen sie an die Beurtheilung des Franzosen legen, Unrecht haben. Die unreifen Träume des deutschen Liberalismus in den ersten Jahren nach der Julirevolution haben aber den französischen Volkscharakter mit einer Glorie und Liebenswürdigkeit umgeben, die sich auf die Dauer nicht halten konnte, und nur bei denen noch Glauben findet, welche niemals einen Fuß in Frankreich hineingesetzt haben und aus eigener Anschauung dies Volk nicht kennen. Eine Zeitlang schien es, als habe das französische Volk ein Privilegium auf alle Liebenswürdigkeit, und manche Deutsche jammern auch noch unaufhörlich nach der französischen Grazie und Bonhommie, die doch in der Wirklichkeit selbst nur bedingt und lediglich in gewissen Sphären der Gesellschaft zur Erscheinung kommt. Ob das

Volk aber als solches Vorzüge verdient vor dem deut- schen und englischen Volk, besonders was den innern tüchtigen und humanen Kern anbetrifft, das kann und muß unter allen Umständen bestritten werden! Man betrachte dies schmutzige, rücksichtslose, in egoistischen Manieren erstarrte Volk, man höre die thierischen Sprachlaute, in welchen der gemeine Mann in Frankreich oft sein bestialisches Naturell ver- räth, man sehe die Geringschätzung des Menschen- lebens, die Mißhandlung des Viehs, die kindischen Vorurtheile gegen alles Fremde und Nichtfranzösische, die tyrannische Rechthaberei jeder einzelnen Persön- lichkeit, die Anarchie des Egoismus, welche den französischen Volkscharakter zu zerreißen droht, und zugleich in seiner innersten Wesenhaftigkeit begründet liegt! Das sind taugliche Elemente, um die eiternde Wunde der Gesellschaft beständig offen zu erhalten, Stoff zu Helden und Kriegern, aber keine Elemente, um zu heilen und zu organisiren! In Paris, wel- ches die ganze Nationalität vertreten will, hat sich dieselbe in Politik und Debatte auch am meisten ver- zerrt und ist am heillosesten in jene Anarchie des Egoismus zerfahren. Die Provinzen machen ein schadenfrohes Gesicht dazu, besonders das unglück- liche Lyon, in dem die Staatsökonomie neue meute- rische Hunde zur Welt gebracht hat, und das die

Stunde der Rache näher gerückt wähnt, je mehr die Hauptstadt in sich selber zerfällt. Es ist aber kein Zweifel, daß die noch in ihrer ursprünglicheren Kraft erhaltene Bevölkerung der Provinzen ein heilsames Gegengift in sich trägt gegen die Verderbniß, welche der französische Nationalcharakter in der Hauptstadt erlitten. — —

20.

Auf der Rhone nach Avignon.

Bei Lyon beginnt die Rhone sich fast senkrecht hinunterzustürzen und reißt die Schiffe, welche sich ihr anvertraut haben, gewaltigen Laufes mit sich hinab. Die Dampfschifffahrt auf der Rhone ist aber noch im Zustande der Kindheit begriffen, obwohl sie gegen die frühere elende Schifffahrt, welche auf diesem Fluß, namentlich zur Beförderung der Reisenden betrieben wurde, schon einen großen Fortschritt darstellen soll. Ueber den Mangel an Schnelligkeit kann man sich bei diesen Dampfschiffen wohl nicht beklagen, denn man bedarf kaum zwölf Stunden, um die ansehnliche Strecke von Lyon bis Avignon hinabzurollen, während der Landweg mit der Diligence fast das Dreifache dieser Zeit erfordert. Die Schiffe sind aber klein, schmutzig, unbequem gebaut, und bieten

in jeder Hinsicht das Beispiel einer schlechten Einrichtung dar. Die Unternehmer sind dabei in allen Stücken nach filzigen Grundsätzen verfahren, nichts ist geschehen, um den Reisenden die Fahrt angenehm oder nur erträglich zu machen, und doch findet eine übermäßige Höhe der Preise statt. Letztere wird wohl zum Theil auch dadurch hervorgebracht, daß die Compagnie bei der Rückfahrt niemals auf Reisende rechnen kann, weil es sich die trotzige Rhone nur unter den größten Opfern von Zeit und Anstrengung gefallen läßt, daß man gegen ihre Strömung hinanschwimmt. Doch sollen jetzt Dampfschiffe erbaut werden, welche durch ihre Leichtigkeit sowohl wie durch die Kraft ihrer Maschine in den Stand gesetzt sind, die Rhonefahrt auch hinaufwärts in einer kürzeren Frist zu bestreiten, während jetzt noch mehrere Tage dazu nöthig sind. Es kann aber keinen unleidlicheren Aufenthalt geben, als auf diesen Rhonedampfschiffen, deren Verdecke so mit Frachtgütern überladen werden, daß für die Reisenden kaum ein Raum zum Schreiten übrig bleibt. So ist man auf die niedrigen, schmutzigen und heißen Kajüten verwiesen, in denen man bei der Ungeselligkeit einer französischen Reisegesellschaft eine hinlängliche Langeweile antrifft. Ich hatte aber den Weg auf der Rhone gewählt, um meinen Liebling einmal ei-

nen ganzen Tag lang genießen zu können, und mit seinen grünen lustigen Wellen um die Wette dahinzuschwimmen. Der wilde Renner legt auch hier in den anmuthigsten Bewegungen seine Strecken zurück und behauptet sich namentlich bis Avignon als ein stolzes und königliches Roß im vollen Schmuck seiner Gewässer. Auch ziert er sich auf diesem Lauf mit den herrlichen Drahthängebrücken, die in majestätischer Pracht hoch über ihm in den Lüften schweben. Doch war die Fahrt nicht geeignet, des schönen Rhoneflusses so froh zu werden, wie ich mir gedacht hatte. Wenn man sich mühsam auf den Kisten und Kasten, welche das Verdeck belagerten, einen Sitz erklettert hatte, um nun in Behagen den Launen des Flußgottes zu folgen und zu sehen, wie er mit seinem Dreizack weithin das Land beherrscht, dann erhoben sich die heftigen Südwinde, die ihre Straße über die Rhone nehmen, und unter denen der Mistral seine tückische Macht so überwältigend auszuüben pflegt, daß man vor ihm seines Bleibens nicht hat.

Wir führten sehr viele katholische Priester und sehr viele Kinder an Bord. Die ersteren reisten in ihren schwarzen- Ordenstrachten und alle hatten Gebetbücher, worin sie fleißig auf dem Schiffe lasen. Mich kann nichts mehr verdrießen, als wenn man

in die freie Natur Gebetbücher mitbringt und sie aufschlägt im Angesicht der Schöpfung, um diese elenden, gedruckten Andachtswische dem lieben Gott gewissermaßen unter die Nase zu reiben. Welche stupide und den wahren Gott verläugnende Frömmigkeit, die unter diesem mildglänzenden Südhimmel, wo der rauschende Strom und die waldgrünen wehenden Ufer die lebendigste Erbauung gewähren, doch lieber an der in Druckerschwärze vorgezeichneten Andacht klebt! Es beginnt aber jetzt die Priesterwirthschaft des katholischen Südfrankreich auf allen Wegen und Stegen sich mir bemerklich zu machen und mitten unter der schönen üppigen Vegetation dieser Lande drängt und tummelt sich überall der schwarze Rock, die Farben der Landschaft verdunkelnd. Erfreulicher waren auf dem Dampfschiff die Kinder, die in ihrem lustigen Treiben mich mehr an Gott erinnerten als jene finster aussehenden, unumgänglichen, in eine grollende Frömmigkeit versunkenen Priester. Die französischen Kinder sind fast alle schön und liebenswürdig, wie man es in keinem andern Lande so durchgehends antrifft. Dies ist eine eigenthümliche Erscheinung in Frankreich, die aussöhnen kann mit manchen andern persönlichen Eigenschaften der Franzosen. Von dem Geist der Erziehung und der Verhältnisse hängt es nachher meistentheils ab, ob

die Kinder so schön und so anmuthig bleiben, aber in der ersten Lebenszeit tragen sie diesen Vorzug in einem auffallenden Grade an sich und ihr Liebreiz findet die sorgsamste elterliche Pflege.

So eilten wir die städtebekränzte Rhone hinunter und freuten uns des wechselnden Anblicks der vielerlei Ortschaften, an denen kurze Station, zum Aus- und Einsteigen der Reisenden, gemacht wurde. Bei Vienne fuhren wir an dem berühmten Begräbnißplatz des Pontius Pilatus vorübet und die Gelehrten wollen behaupten, daß es wirklich der alte Landpfleger sei, der Ahnherr aller Rechtsweitläufigkeiten dieser Erde, welcher dort unter einer auf freiem Felde hervorragenden Pyramide begraben liege. Ich hatte keine Lust auszusteigen und zu diesem Grabe zu wallfahrten, noch weniger mir den Kopf zu zerbrechen, wie des Landrichters irdische Gebeine hieher an die Rhone gerathen, obwohl es kirchenhistorische Citate dafür geben soll. Mag er in Frieden ruhen, wo er auch begraben ist, er ist ein unsterblicher Mann, und vielleicht nicht der schlechteste unter all den Pontius Pilatussen, die nach ihm gekommen und dies unvergängliche Geschlecht fortgesetzt haben. Nach Vienne sind Tournon, Valence, Montelimart, Orange die bedeutendsten Stationen der Rhone, alle reich an merkwürdigen Verhältnissen

und Erinnerungen, besonders Orange, die Stadt seltsamer Schicksale, wo in alten Zeiten Deutsche geschlagen wurden, wie noch heut der Triumphbogen des Marius anzeigt, und wo in mittleren Zeiten Deutsche herrschten, deutsche Fürsten des Hauses Nassau-Oranien; wo sogar durch einen deutschen Kaiser eine Universität gegründet war. Wie ein wunderlicher Traum der Geschichte flog das Bild dieser Stadt vor uns vorüber. Dann lag plötzlich Avignon mit seinen alten Glockenthürmen vor unsern Augen da und brachte uns ein noch wunderlicheres Traumbild der Geschichte, den Palast der Päpste, der noch als halbe Ruine von seiner Berghöhe herrschsüchtig die ganze Gegend überragt, und zu dessen Füßen die muntere kindische Rhone wie mit Gelächter davonspringt. —

Beim Anlanden in Avignon entstand unter den Passagieren des Dampfschiffes die unruhigste Bewegung, und es bereitete sich eine der ergötzlichen dramatischen Scenen, wie sie ein französisches Publikum häufig aufzuführen pflegt. Bei der Ordnungslosigkeit, welche auf den Rhonedampfschiffen herrscht, war man nämlich jetzt bei der Ankunft in der größten Verlegenheit, seines Reisegepäckes habhaft zu werden. Das Schiff selbst geht noch weiter bis Beaucaire, wo das immer dünner fließende Wasser der

Rhone aufhört für die Dampfschiffe fahrbar zu sein, und für die Mehrzahl der Reisenden, welche in Avignon aussteigen, entsteht nun die Riesenarbeit, daß aus den Effecten sämmtlicher Passagiere, die über dem Verdeck auf einen Haufen übereinandergestürzt lagen, Jeder das Seinige heraussuche. Da lag ein hoher gewaltiger Berg von Koffern, Felleisen, Nachtsäcken, Schachteln und Päckereien da! Auf jeder Station war durch die neu einsteigenden Etwas dazugekommen und dies Alles chaotisch durcheinandergeworfen worden, so daß niemand mehr wußte, wo er sein liebes Hab und Gut zu suchen und zu finden habe. Die Einen kletterten nun mit kühnen Schritten auf diesen Kofferberg hinauf, um ihre in die Mitte hineingefallenen Sachen herauszuerkennen, während die Andern diesen Berg von unten her aufwühlten, um ebenfalls sich das Ihrige anzueignen. Ein Augenblick, und es sank Alles krachend zusammen. Dazu erhob sich ein fürchterlicher Wind, und es begann zu gleicher Zeit zu regnen. Viele der oben Umherkletternden hatten ihre Hüte verloren, welche der Wind in die Rhone trieb. Man schrie, lachte und lamentirte, Frauen, Kinder und Pfaffen, auch einige Hunde, die wir an Bord hatten, Alles heulte ganz schrecklich durcheinander. Jetzt traten einige Männer der Opposition auf, welche sich heftig dagegen erklärten, daß

man die Sachen so durcheinanderwühle, wodurch es vollends unmöglich werde, daß Jeder zu dem Seinigen komme. Einige gute Redner erhoben sich, welche mit lauter und durchdringender Stimme auseinandersetzten, wie man es am besten anzufangen habe, um zu seinen Effecten zu gelangen. Andere wieder klagten mit lauten Verwünschungen die Leiter des Schiffes wegen dieser Ordnungslosigkeit an. Anfangs wollte jedoch Alles nicht fruchten und dies Chaos ließ sich so leicht nicht beschwören. Das Schiff war auch zu sehr mit Reisenden überfüllt, die sich auf dieser Hauptstraße nach Marseille und zum mittelländischen Meere aus allen Weltgegenden her begegnen. So dauerte es noch eine Zeitlang, ehe irgend ein Resultat von all den Mühen und Kämpfen, in die ein Jeder verwickelt war, sich ersehen ließ. Eine Dame mit ihrer Bonne waren von einer förmlichen Raserei nach ihren Sachen befallen. Viele Koffer waren auch schon zertreten von den Füßen der darüber Hinmarschirenden. Einem schönen Mädchen standen die Thränen in den Augen um ihre zerbrochene Schachtel. Es war auch kaum ein Trost zu finden und der Anblick des alten Schlosses der Päpste, das in der schon beginnenden Dämmerung wie ein graues Gespenst sich abzeichnete, schien auch keine Heiterkeit zu gewähren. Es war eine Anarchie unter uns, die für

ein symbolisches Bild des heutigen französischen Charakters hätte gelten können oder wenigstens für ein Symbol derjenigen politischen Bestialität unter den Franzosen, welche jetzt, in Coalitionen und Debatten, alle Staatsrichtungen ebenso über einen Haufen wirft, wie hier unsere Koffer und Nachtsäcke lagen, sodaß es eines großen Scandals bedarf, um diesen Klumpen wieder zu sondern.

Endlich hatte sich Alles so viel als möglich eingerichtet und wenigstens zu einer vorläufigen Ordnung bekehrt. Jeder stand bei oder auf seinem Koffer und betrachtete denselben wie eine eroberte Trophäe mit siegesgewissen Blicken. Wer nur einen Theil seiner Sachen zur Hand hatte, während das Andere noch in irgend einem fernen Winkel sich befand, zu dem hindurchzugelangen für jetzt unmöglich war, der tröstete sich wenigstens durch die Anschauung seines Gegenstandes und hielt den Blick der Sehnsucht unverwandt darauf geheftet. Nun hatte das Schiff gelandet und war zum Stillstehen gebracht. In diesem Augenblick aber begann eine neue nicht minder empfindliche Plage für alle Reisende. Es giebt nämlich in Avignon eine sehr berüchtigte und gefährliche Klasse von Menschen, dies sind die Kofferträger, die sich auch, wie es in Frankreich allgemein üblich ist, Commissionnairs nennen. Sobald das Dampfschiff an-

legt und das Brett zum Ufer hinüberreicht, stürzen diese Leute mit einer wahrhaft teuflischen Begier auf das Verdeck, um sich der Effecten zu bemächtigen. Man zeigt ihnen die seinigen, froh, endlich dem barbarischen Getümmel zu entkommen und in den Ruhehafen des Gasthofes einlaufen zu können. Nun aber stellen diese Commissionnairs ihre Bedingungen und erklären peremtorisch, daß sie das Gepäck nur dann davontragen werden, wenn für jedes einzelne Stück desselben so und soviel Francs gezahlt werden. Man unterhandelt mit ihnen so gut man kann oder giebt, was die meisten Reisenden thun, ungewisse Versprechungen, welches letztere aber keine praktische Weise ist, um mit ihnen fertig zu werden. Im Gasthofe angekommen, bestehen sie auf ihre Forderung, die in der Regel 2 bis $2\frac{1}{2}$ Francs für jedes einzelne Stück der Bagage beträgt, welche sie nun nicht eher ausliefern als bis ihnen dieser Preis wirklich gezahlt wird. Dann entsteht im Gasthofe ein Zanken und Rumoren, welches, da oft ein Dutzend solcher Träger in einem Hause zusammentreffen und Einer den Andern unterstützt, einen wahren Höllenlärm verursacht und bis in die späte Nacht hinein dauert. Es soll ungefähr 80 solcher Menschen in Avignon geben, die eine förmliche Association zur Plünderung der Reisenden miteinander geschlossen haben, indem sie alles

Geld, das sie verdienen, unter sich theilen und so Keiner dem Andern etwa durch mäßigere Preise das Handwerk verdirbt. Daß die Polizei von Avignon ein solches Treiben duldet, wodurch der Fremde eine Beute der schnödesten Räuberei wird, ist unverantwortlich genug. Dabei thun sie noch Alles, um die Sachen der Reisenden möglichst zu zernichten. Eine liebenswürdige Familie, Mutter und Tochter, bei denen man in Anwendung der bekannten horazisch-klopstockischen Redensart in Verlegenheit gerathen konnte, ob man der „schönen Tochter schönere Mutter" oder der „schönen Mutter schönere Tochter" sagen solle, hatten ihrem Träger außer ihren Koffern noch ihren Shawl zu tragen gegeben, aber in der Dunkelheit nicht bemerkt, daß der Mensch damit Koffer und Nachtsack zusammengebunden und beide wie an einem Strick daran trug, sodaß der kostbare Shawl, als er ihn im Gasthofe wiedergab, völlig zerrissen war. Da ereignete sich denn in der That eine rührend komische Scene, von der ich um so mehr ergriffen werden mußte, als ich im Hotel de l'Europe dicht neben den empörten und verzweifelten Damen mein Zimmer erhalten hatte. Es war ein nicht genug zu beklagender mailändischer Shawl, wie ich aus den darüber laut werdenden Herzensergießungen

entnehmen konnte; die Mutter, die noch vor Kurzem in Mailand Sängerin gewesen, schien besondere theuere Erinnerungen an den Besitz desselben zu knüpfen. Ich traf später in Marseille auf eine eigenthümliche Weise und an einem seltsamen Ort wieder mit ihr zusammen, und erfuhr dort die merkwürdige Geschichte dieses Shawls, über den jetzt meine Wandnachbarinnen so heftig trauerten, daß es weder ihnen noch mir möglich wurde den Schlaf zu finden. Dabei jammerten sie beide so viel über die Mühseligkeit des Reisens, über die Thorheit sich in der Welt umherzutreiben und nicht lieber zu Hause stillsitzen zu bleiben am Kamin und im Salon, daß mir angst und bange wurde, und ich, mich peinlich umherwälzend zwischen Träumen und Wachen, folgendes schreckliche Traumbild hatte:

* * *

— Ich träumte mich sonderbarer Weise auf den Marktplatz der gegenwärtigen deutschen Literatur zurück, und mir wurde dabei zu Muthe, als wenn ich auf dem Zuchthause säße! Viel verdächtiges Gesindel war da zusammengelaufen. Die Journale, als die Kasematten der heutigen literarischen Gemeinheit, hatten alle ihre recensirenden Schuhputzer und Barbierjungen ausgespieen, unter

denen sich auch hamburgische Krahnzieher und weimarische Barone befanden. All das räudige und bettelhafte Volk war nicht einen Schuß Pulver werth, denn sowie man es ausspricht wer sie sind, haben sie auch schon aufgehört zu existiren. Aber sie verpesteten doch durch ihre literarischen Ausdünstungen die Atmosphäre. Ihre Sünden, die offenbaren wie die geheimen, stanken bis zum Himmel, und Herr Professor Hengstenberg schrieb mir durch die Stadtpost einen Brief, daß Gott der Herr mich dazu ausersehen habe, einmal die Todesgeißel dieser elenden journalschreibenden Schächer zu werden, denn bloß darum habe Gott sie alle wie die Heuschrecken gegen mich herangesandt, mir über meine Beete und Fruchtgärten zu kriechen. Ich dankte sehr höflich, und begriff bloß nicht, wie Herr Professor dazu kämen u. s. w. Bestellte auch schöne Grüße an schöne Frau Gemahlin. Die Verwirrung des Traumes nahm hier zu, und es war offenbar, daß ich inzwischen als Mitarbeiter bei der evangelischen Kirchenzeitung engagirt worden. Der Einfluß der modernen Belletristik und der pietistischen Denunciationen hatte mich in der That so demoralisirt und gottverlassen gemacht, daß ich ein taugliches Subject dazu schien, an jener Kirchenzeitung, welche ich früher immer für den Moniteur

des falschen Gottes gehalten, mitzuarbeiten und nun auch Atheisten greifen zu helfen, sowie ich selbst gegriffen worden war. Aus denselben Gründen, aus welchen Vidocq zum Polizeidirector befördert worden, wurde ich jetzt Mitarbeiter der evangelischen Kirchenzeitung. Ich sog mir in Gedanken mein letztes warmes menschliches Herzblut aus, und spie es hohnlachend in das Angesicht des Himmels. Da fielen lauter harte preußische Thaler vom Himmel herab, die mir als Vorschuß bewilligt wurden. Ich hatte auch schon einen Auftrag erhalten von wohllöblicher Redaction. Ich sollte einen Aufsatz gegen das Reisen schreiben und darin die unmoralische wie unreligiöse und atheistische Tendenz dieser in der Welt immer mehr überhandnehmenden Reisesucht gehörig aufdecken, besonders aber gegen solche Schriften, wie die von Mundt, Pückler, Laube, Heine u. A. im Ton eines gottgetriebenen Strafpredigers losziehen. Ich versprach mein Möglichstes zu thun. Ich kaufte mir in der Jüdenstraße, in dem mit schwarzer und rother Farbe teufelsmäßig angestrichenen Hause, ein halbes Quart rothe und ein halbes Quart schwarze Tinte, und schrie nun aus Leibeskräften: Victoria, der Teufel hat gesiegt! Dann nahm ich auf Lebenszeit Abschied von meinen Freunden und allen

guten Seelen. Mein geliebtes Käthchen, die wahrhaft fromm ist und mit Engelslippen mich küßt, betete für mich zu ihrem Gott, und rief mir nach: Du gehst nicht verloren! Ich aber schrieb, mit rother und mit schwarzer Tinte zugleich, folgenden Aufsatz nieder, der in dem schwankenden Zustand zwischen Traum und Bewußtsein folgende Gestalt erhielt:

* * *

Evangelische Kirchen-Zeitung

Nr. 777.

Gegen das Reisen

von

Th. Mundt.

Motto:
Das Reisen ist eine Lust,
Nur daß es viel kost!
Altes Lied.

Unter allen Lüsten, welche seit dem Sündenfall recht mit dem Zahn des Teufels sich in das arme Menschengeschlecht eingefressen haben, ist die Reiselust gewiß die merkwürdigste, und wenn man betrachtet, wie sie in unsern Tagen auf eine wahrhaft schreckenerregende Art immer mehr überhand nimmt und mit welchen Zeichen der Zeit sie sich äußert und vergesellschaftet, so wird man nicht umhin können, die Reiselust als eine böse Lust anzusehen, ja man wird, unter Anrufung des göttlichen Beistandes, sich zu der

Meinung bekennen müssen, daß das Böse der Zeit selbst jetzt in der Form des Reisens zum Vorschein gekommen sei und Satanas somit unter uns seine Wanderjahre angetreten habe! In dieser Behauptung werden wir schon durch ein altes Volkslied unterstützt, das wir oben zum Motto unserer Betrachtungen uns erwählet haben und das schon damals, wo man gewiß noch viel einfacher reisete als unsere heutigen literarisch-fashionablen Landstreicher thun, doch mit derjenigen Volkesstimme, welche Gottes Stimme ist, das Reisen als eine „Lust" bezeichnet, welche „viel kust," wie das Lied in seiner wehmüthig schneidenden Naivetät hinzufügt! Ja, sie kostet viel, diese böse Lust, nicht bloß Euer irdisch Geld und Gut, von dem auch geschrieben steht, daß Ihr es nicht verprassen sollet, nicht bloß Euern Rock und Wams, den Ihr auf dem Postwagen zerreißet, nicht bloß Eure Zeit, obwohl Ihr diese widmen sollt Eurer Obrigkeit und den Euch anvertraueten Aemtern und Pflichten, sondern sie wird Euch auch kosten Euere ewige Seligkeit und das jenseitige Leben, denn indem Ihr unstät und flüchtig irret auf Erden, wird Euch auch das Haus nicht bestellet werden im Himmel, zu dessen Bürgerrecht Ihr Euch doch vorbereiten sollt durch die stille und begränzte Ausübung Eurer Bürgerpflicht

hienieden, und die erste Bürgerpflicht ist Ruhe! Wenn man gegen das Theater und gegen das Tanzen geschrieben, so ist es zu verwundern, daß man bisjetzt noch nichts gegen das Reisen geschrieben hat, das, zu einer wahren Wuth ausgeartet, die innere Demoralisation der heutigen Gesellschaft am schrecklichsten bezeugt, und in dieser kosmopolitischen Zerfahrenheit des Individuums nach allen Weltgegenden, in diesem Zerstieben der weltzerstreuten Seele in alle Winde, einen Zustand darstellt, welchen man nicht anders als Pantheismus bezeichnen kann, und zwar als einen Pantheismus der allergräulichsten heidnischsten Art. Die Regierungen haben bereits durch Rescripte dahin zu wirken gesucht, daß der allgemeinen Reiseraserei unserer Zeit ein Einhalt gethan und wenigstens der Beamtete des Staats von der Modethorheit der kostspieligen, zeitraubenden und das Familienglück zerrüttenden Badereisen abgeschreckt und errettet werde! Diese fürchterliche Hetze, welche jetzt über die ganze Welt gekommen und die der Teufel selber mit der Menschheit angestellt hat, scheint sich aber gar nicht wieder beschwichtigen lassen zu wollen. Im Gegentheil, mit jedem neuergrünenden Frühling (von welchem übrigens noch nicht erwiesen ist, ob er nicht auch ein Werk des Teu-

fels sei in seiner heidnischen Maienlust, welche die bösen Triebe der Begattung weckt in der ganzen Natur?) mit jedem Frühling also machen sich diese „europamüden" Leute wieder auf die Strümpfe und durchrennen athemlos die Welt, als sollte sich eine neue Völkerwanderung erheben, ja dieses gottlose Treiben, welches die Menschheit um Haus und Heimath, um Kirche und Vaterland bringt, wird noch dazu durch Eisenbahnen und Dampfwagen immer mehr gefördert und zu einem Aeußersten hinaufgeschraubt. Was soll man thun und wie soll man da die Stimme des Predigers in der Wüsten erschallen lassen? Wird es uns gelingen, dieser umherreisenden Weltliederlichkeit gegenüber, welche sogar als Weltschmerz sich zu gebärden die Frechheit hat, wieder an die wahre Bestimmung des Menschengeschlechts zu mahnen, welche darin beruht, hübsch zu Hause zu bleiben, und im Alten alt zu werden, damit, wenn die Stimme des Rufers an Euch ergeht, Ihr auch zu Hause getroffen werdet und gleich antworten könnt: hier bin ich!

Ich will aber unter drei Gesichtspuncten vornehmlich meine Betrachtungen über diesen Gegenstand anstellen und nachzuweisen suchen:

A. Das Reisen ist ein Pantheismus.

a) die Kirche zerstörend, wie aller Pantheismus.

b) eine Weltreligion befördernd, deren Gott überall und nirgends ist.

c) zu dem Wahn führend, daß wir alle Gottes Kinder sind, Engländer wie Franzosen, Deutsche wie Lappländer, während doch die Franzosen offenbar des Teufels Kinder sind, wie die französische Revolution und die Beinkleider tragende Madame Dudevant beweisen.

B. Das Reisen ist das Zeichen eines schwächlichen, verderbten und hochmüthigen Charakters.

a) Die Europamüden sind Handlungsreisende des Teufels, denn wer zu Hause keine Ruhe hat in den durch Pflicht und Gewohnheit ihm angewiesenen Kreisen, den jagt ein Auftrag des leibhaftigen Satanas durch die Welt.

b) Wer immer in die Weite und zu Fremdem trachtet, hält sich für besser als die ihn umgebenden heimathlichen Verhältnisse und fröhnt dadurch einer sündhaften Eitelkeit.

c) Städte und Länder auf zeitgemäßen Maschinen durchfliegend, glaubt der Mensch ein kleiner Herrgott zu sein, und der Versucher tritt dem Menschengeschlecht wieder mit dem Gedanken der Gottähnlichkeit nahe.

d) Einer der stärksten, größten und umfassendsten Charaktere, Kant, hat niemals seine Stadt verlassen.

C. Das Reisen ist eine absolute Bosheit.

a) Förmlich boshaft ist es, namentlich in dem ehrlichen Deutschland, nicht hinter dem Ofen sitzen bleiben zu wollen, sondern aller Welt und der ganzen Menschheit nachzujagen.

b) Das allgemeine Hinundherreisen vertreibt die Intelligenz durch alle Canäle des Volkslebens, und das ist nicht minder boshaft.

c) Die locale Einzelnheit strebt frivoler Weise hinaus, um in den allgemeinen Ocean des Völkerlebens einzulaufen, und das ist die absolute Bosheit der Kinder dieser Zeit.

A. Das Reisen ist ein Pantheismus. Es ist merkwürdig, daß alles Böse dieser Zeit, alle verderblichen Erscheinungen der Gegenwart und alle Tendenzen, welche der Zeitgeist einschlägt, um ein neues Reich des Heidenthums auf Erden zu begründen, sich immer und immer nur auf den Pantheismus zurückführen — — —

— Hier hatte mich endlich ein so fester und traumloser Schlaf umfangen, daß es mir nicht mehr möglich war, meine Abhandlung zu Ende zu bringen. Erst am späten Morgen erweckten mich die läutenden Glocken von Avignon und erinnerten mich, daß ich in der alten frommen Stadt der Päpste, in dem „tönenden Avignon," mich befand. —

21.

Avignon und die Provence.

Aus dem prächtigen Hôtel de l'Europe, welches eines der großartigsten Gasthäuser in Europa ist, heraustretend, um meine Wanderung durch die Stadt zu unternehmen, erblickte ich mit einigem Schauder das gegenüberliegende Hôtel du Palais Royal, in welchem der Marschall Brune ermordet wurde, und wie das Papstschloß mit den Kerkern der Inquisition das Denkmal der alten Blutschuld von Avignon ist, so steht dieser Gasthof noch zum Gedächtniß einer nicht minder blutigen Unthat da, durch welche das finstere und tückische Geschlecht der Avignoner sich in der neuern Geschichte verewigt hat. Die Ermordung des französischen Marschalls war lediglich der Grausamkeit des hiesigen Volkscharakters zuzuschreiben,

der allgemein in einem schlechten und zweideutigen Rufe steht. Bei jedem Schritt, welchen man durch die düstere und unheimliche Stadt thut, bestätigt sich auch die widerwärtige Frechheit des Charakters, die hier den niedrigen Volksklassen schon auf die Stirn gedrückt ist und in ihrem Benehmen sowohl unter einander wie gegen den Fremden sich verräth. Es lastet viel Sünde und Schmach auf Avignon, von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten, und schon Petrarca erhebt in seinen Briefen die Stimme des Zorns und der Klage gegen die sittenlose und verwilderte Stadt, die er als das Babel seiner Zeit züchtigt. Ein Hauptartikel des Erwerbs, mit welchem die Stadt sich beschäftigt, ist der Branntwein; vielleicht daß dieses Getränk, welches sonst dem französischen Temperament eben nicht eignet, dazu beiträgt die Volksstimmung zu verderben und in einem beständig reizbaren Zustand zu erhalten. So durchwanderte ich, um zum Schloß der Päpste zu gelangen, mit den drückendsten Gefühlen die finstern und schmutzigen Straßen von Avignon, welches ein noch wüsteres Ansehen erhalten hat durch das zahlreiche Militair, das jetzt in der Stadt liegt und auf allen Plätzen eine unruhige Soldatenwirthschaft treibt. Diese ist selbst bis in den päpstlichen Palast eingedrungen, dessen einer Flügel, und zwar der, in welchem

die Päpste von Avignon gewohnt haben, gegenwärtig zu einer Kaserne geworden ist.

Wenn man in das alte, jetzt zum Theil den Einsturz drohende Schloß eintritt, wird man von einem seltsamen Grauen über diese merkwürdigste Ruine der Geschichte befallen. Das Gefühl der Zerstörung mischt sich hier mit dem Hohn, welchen eine frivole Gegenwart darüber ausgegossen, und die Gespenster des Entsetzens, die noch seit den alten Jahrhunderten an diese Stelle gebannt sind, schreiten in carikirten Bildern an uns vorüber. In denselben Gemächern, wo früher die prunksüchtigen, blutdürstigen und wollüstigen Päpste gehaust, wo ein Clemens V. und VI. beteten, wütheten und buhlten, neben den Capellen der heuchlerischen Priester und über den Kerkern der Inquisition, in welchen das Elend der unfreien und wahngebundenen Menschheit sich zu Tode schmachtete, da tummeln sich heut rothhosige französische Soldaten muthwillig umher, die einen auf ihren Betten liegend und ein Liedchen trällernd, während andere nähen, flikken, putzen, diese sich im Zimmer umherjagen, jener das Horn bläst, oder andere Karten spielen, klopfen, fluchen und Lärm jeder Art verursachen. Welch ein schauerlich lächerlicher Contrast, sich mitten in einer französischen Caserne zu befinden, wäh-

rend man mit den Schatten der alten Päpste von Avignon sich unterreden wollte! Louis-Philipp hat seine Linientruppen der Infanterie hier einquartirt, und es ist kaum zu begreifen, wie er, der Mann der Allerweltshinneigungen, der in der letzten Zeit auch so mancherlei päpstliche Sympathieen geäußert, es dulden kann, daß aus dieser alten Geschichtserinnerung ein so großer Scandal gemacht wird, worin man freilich auch nur eine gerechte Nemesis der Nachwelt erblicken kann, denn Scandal mußte Scandal erzeugen! Diese Hallen waren der Tummelplatz alles Scandals der ganzen Menschheit, und sie schienen ausersehen, in alten wie in neuen Zeiten Gräuel zu herbergen. Den päpstlichen Stuhl wechselte hier die Guillotine der Revolution ab, und jedesmal floß Menschenblut um Gottes und der Freiheit willen, und mit dem Mord gattete sich die heidnische Lust, und beide erzeugten hier die Schande des menschlichen Geschlechts, welche noch heut untilgbar an diesen Mauern klebt! So führt diese Ruine ein zähes Sünderleben, dem die Rache des Geschicks verbietet zu sterben, und wie lose auch noch Stein an Stein hängt, wie sehr jeder Tag sich bemüht, einzureißen und abzubröckeln, sie hält sich noch immer aufrecht in ihrer Zerrüttung, und schleppt schwankend, aber doch

trotzig die Schmach der Vergangenheit von Zeit zu Zeiten.

Einige Capellen, die Gefängnisse der Inquisition und der Sitzungssaal der Inquisitoren sind unter den der Zerstörung verfallenen Theilen des Schlosses noch am meisten sichtbar. In dem letztgenannten Saal erblickt man noch die Sitze der Richter, die oben in der Mauer auf eine merkwürdige Art versteckt liegen. Eine geheime Treppe führt zu ihnen hinauf, und der Blutrichter, der hier thronte, schaute durch ein kleines Loch auf den im Saal stehenden Angeklagten nieder. Die Angeklagten aber sahen und wußten nie, wer sie verurtheilte. In den Gefängnissen, besonders in denjenigen, die zugleich zu Hinrichtungen und Verbrennungen und als Folterkammer dienten, ist die satanisch ausgeklügelte Akustik, mit der man sie zu bauen verstanden, bewundernswerth. Durch merkwürdige architektonische Vorkehrungen war es nämlich unmöglich gemacht, daß die Schreie der unglücklichen Schlachtopfer, welche hier saßen, hinausdringen konnten an den Tag, sondern die Stimme des Elends mußte hier dumpf und ungehört in sich selber verklingen. Sie starb so verworren an den Kerkerwänden hin, daß dem Klagenden auch der letzte Trost versagt war, seinen Jammer auszuschreien, und so konnten die lebenslustigen Kir-

chenfürsten von Avignon oben in ihren Prunkgemächern ungestört sitzen und schwelgen, während unter ihnen in den Abgründen dieser Thürme das Werk des Verderbens seinen gewohnten Gang ging und sich nicht verrieth. Das Geheimniß dieser Akustik scheint jedoch nicht verloren gegangen, denn man hat auch in neuester Zeit besonders Kirchen, unter denen ich in Deutschland mehrere protestantische kenne, so vortrefflich zu bauen verstanden, daß es schlechterdings unmöglich fällt, den Prediger zu verstehen, welcher nun oben himmlische Dinge verkündigen kann, die aber gar nicht in die völlig von ihm abgeschnittene Gemeinde eindringen.

Ich durchkroch mit dem Concierge, der mich im alten Schloß herumführte, alle noch irgend betretbaren Kerker der Inquisition, die meistentheils so zerstört sind, daß sie uns über dem Kopf zusammenzustürzen drohten. In dem einen Gefängniß kann man noch an den Mauern die Inschriften entziffern, durch welche die hier schmachtenden Opfer der Inquisition ihr Leid entweder zu verewigen oder zu trösten gesucht haben. Das erstere ist ihnen in der That gelungen, denn deutlich liest man noch heut an den Wänden diese Geheimschriften des Unglücks der alten Jahrhunderte, und kann

sich dabei des ganzen menschlichen Weh's in sei-
nem Busen nicht erwehren. Die eine dieser Wand-
schriften brachte ich zu meinem Entsetzen folgender-
maßen heraus:

libertas non est pro toto!

Dieses seltsame Latein eines armen Verzweifelten
übersetzte mir der Concierge, der sich wohl für einen
besseren Lateiner halten mochte als mich, ganz ein-
fach ins Französische:

La liberté n'est pas pour tout le monde!

Die Freiheit ist nicht für Jedermann! Ich schau-
derte von ganzem Herzen, das Blut rieselte mir
kalt durch die Gebeine. In diesem unheimlichen
Kerkerraum, wo jeder lockere Stein uns erschlagen
konnte, war der beste Ort um über diesen fürchter-
lichen Satz nachzudenken, ein Satz, welcher in sei-
ner scheinbaren Ruhe und Resignation den schänd-
lichsten Hohn gegen Gott und Menschheit aus-
spricht, indem er behauptet, daß nicht Jeder, der
geboren, ein Recht besitze auf die Freiheit, sowie
jedes Geschöpf ein Recht besitzt auf Luft und Sonne.
Der Concierge, ein ächter Avignoner, boshaft, aber
scharfen Geistes, bemerkte mein Nachdenken, und
sagte: Nous sommes à présent dans le même cas,
Monsieur! Ja, guter Concierge, wir sind nicht nur

gegenwärtig in demselben Fall, sondern wir sind noch immer in dem Fall, daran zu zweifeln, ob die Freiheit für Jedermann ist, oder ob nur einige Bevorzugte zu ihr auserwählt seien, sowie Einige zu Geld und Gut, Andere zu Glück und Glanz auserwählt und privilegirt sind! Zu den Zeiten der Inquisition und in den Kerkern derselben konnte es wohl ein Trost der Verzweiflung sein, mit seinen Nägeln es sich in die Gefängnißmauer zu graben, daß die Freiheit kein allgemeinmenschliches Gut, und daß sich also bescheiden müsse wer nicht frei ist, sowie sich etwa der bescheiden muß, der durch die Geburt eine krumme Nase oder einen lahmen Fuß erhielt! Jetzt aber, unter einem Geschlecht, das statt der Folterkammern der Inquisition die Guillotinen der Revolution gesehen, das Bürgerkönige und Charten zur Welt gebracht hat, jetzt sind wir, wie mein maliciöser Avignoner meint, gerade in demselben Fall?

Ich ging, eine andere noch seltsamere Inschrift zu lesen, die ungefähr folgendermaßen lautete:

Vae tibi desideranti justitiam!

Auch diese Philosophie des Inquisitionskerkers war geeignet, einem Sohn des neunzehnten Jahrhunderts durch Mark und Bein zu dringen.

Wehe Dir, wenn Du Dich nach Gerechtigkeit sehnest! — —

Darauf führte mich der Concierge zu den Thüren, in welchen diejenigen Eingekerkerten, die ohne Urtheilssprechung einen geheimen Tod finden sollten, hinabgestürzt wurden. Man öffnete dann in dem Gefängniß, in welchem sie sich befanden, wie zufällig und als ob niemand dafür könne, eine Fallthür, und die Unglücklichen glitten dann durch diese Versenkung in den mörderischen Abgrund hinunter. Wie dieser Theatercoup des menschlichen Elends seiner architektonischen Vorrichtung nach zusammenhing, kann man noch heut in der Ruine deutlich bemerken. Aber sollte man es denken, daß noch bis auf den heutigen Tag an den Wänden dieses Thurms von oben bis in die Tiefe hinunter sich lange breite dicke Blutspuren erhalten haben, deren Streifen es anschaulich machen, wie die Hinabstürzenden sich an der Mauer zerschmetterten? Welch dauerhaftes und unvergängliches Zeugniß des Blutes, das nun schon so viele Jahrhunderte hindurch hier klebt und sein schauerliches Andenken nicht verbleichen lassen will!

Ich hatte genug gesehen und floh aus der Ruine der Päpste in den heitern sonnigen Tag hinaus, der den Gassen des blutbefleckten Avig-

nons jetzt ein freundlicheres und versöhnlicheres Licht und Ansehen gab. — —

Hier hatte ich nun auch die ersten Schritte in das gelobte Land der Provence gesetzt und die ersten provençalischen Laute schlugen hier aus dem Munde eines immer markirter und südländischer werdenden Volkes an mein Ohr. Von den vielgerühmten und häufig übertriebenen Naturschönheiten der Provence wird man zwar hier noch nichts gewahr. Im Gegentheil ist die Vegetation hier meistentheils dürftig und das Grün selten frisch, denn der ungeheure Staub, welcher in dieser ganzen Gegend bis nach Marseille hin herrscht, bedeckt Alles mit einem undurchdringlichen und dichtgewebten Flor. Der wirbelige und leicht sich zertheilende Sandstein, welchen man hier überall findet, bereitet diesen Staub, den die kreuzundquertreibenden Südwinde in dicken Wolken durch die Lüfte jagen. Dies ist der gewöhnliche Anblick der Provence, deren Oasen mühsam aufgesucht werden müssen. Aber bei allem den Augen wie der Lunge gefahrvollen Staub, welcher die Menschen wie die Vegetation beeinträchtigt, und bei dem beständigen Mangel an Regen, hat doch dies Land seinen innern Segen an den vielen Quellen, die es durchrauschen und die überall na=

türliche artesische Brunnen hervorspringen lassen. Den Römern aber hat dieser Quellenreichthum zu ihren großen Wasserleitungsbauten Gelegenheit gegeben, die überall in dem mittäglichen Frankreich hervorragen. —

Heut aber sollte eine verabredete Spazierfahrt nach Vaucluse dazu dienen, den finstern Erinnerungen Avignons gänzlich zu entfliehen und dafür beglückendere aufzusuchen, wenigstens solche, die in eine freundlichere Wehmuth sich kleideten. —

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

bekunden eine Vereinigung von Talent und Gemüth, die bei dem steten Streben und Fortschreiten, in welchem die Verfasserin begriffen ist, die erfreulichsten Genüsse verheißen. — Einige dramatische Dichtungen L. Mühlbach's, deren Erscheinen nächstens zu gewärtigen, werden dies vielseitige Streben der Verfasserin, eine ehrenvolle und wohlthuend wirkende Stellung in der heutigen Literatur zu gewinnen, bereits in einer glänzenden Weise bethätigen.

J. F. Hammerich.

